BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

<366237018500l3

<366237018500l3

Bayer. Staatsbibliothek

Oec: 1033.

~~Oeconomica Lexica 1v.~~

~~Oec: gen: N: 22.~~

VIVAT
IOSEPHUS
PATER
PATRIÆ

Oeconomische Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft,

in alphabetischer Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz.

Zwey und zwanzigster Theil,

von Hang bis Hel. Mit 15 Kupfern.

Brünn,

gedruckt bey Joseph Georg Traßler, Buchdrucker,
Buch- und Kunsthändler.

1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

H. H.

Hang, (der,) von dem Neutro hangen.

1. Eigentlich. 1) Die Eigenschaft einer Fläche, nach welcher sie mit der Horizontallinie einen stumpfen Winkel macht; in welcher Bedeutung es doch nur selten gebraucht wird. 2) Der abhängige Theil, die abhängige Seite eines Körpers, eines Ortes, eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, wofür Abhang üblicher ist; Fr. Pente.

2. Figürlich, ein merklicher Grad der Neigung zu etwas, Fertigkeit zu Veränderungen einer Art. 1) Im physischen Verstande. Der Hang eines Körpers zur Hypochondrie. Noch mehr. 2) im moralischen. Die Menschen haben einen natürlichen Hang, ihre Meinungen fortzupflanzen. Wir haben einen natürlichen Hang, an dem Uebel anderer Theil zu nehmen.

Hr. Stosch hat bereits ganz richtig bemerkt, theils, daß Hang in der figürlichen Bedeutung neu ist, und bey ältern Schriftstellern nicht leicht angetroffen werden möchte, obgleich das Englische Hank auf eben diese Art gebraucht werd; theils, daß Neigung, Hang und Trieb eigentlich nur den Graden nach verschieden sind. In den beyden ersten liegt ein und eben dasselbe Bild zum Grunde, nur daß Hang eine größere Abweichung von der Horizontal-Linie bezeichnet als Neigung; daher es auch figürlich von einem höhern Grade der Fertigkeit gebraucht wird. Trieb scheint eigentlich einen noch höhern Grad zu bezeichnen, ungeachtet Hang sehr häufig mit demselben als gleich bedeutend gebraucht wird.

Hangar, Hangart; siehe Schirm-Dach.
Hange-Bett, siehe Th. XX, S. 696.
Hange-Brücke, } siehe Th. XX, S. 694.
Hange-Dohne, }
Hange-Kluft, im Bergbaue; siehe Kluft.
Hange-Leuchter, siehe unter Leuchter.
Hange-Matte, siehe Th. XX, S. 696.
Hange-Werk, siehe Th. XX, S. 701.
Hangel-Bank, siehe Hänge-Bank.
Hangel-Birke, siehe Th. V, S. 331.
Hangen, (*) oder im gem. Leben der Hochdeutschen hängen, ein Neutrum, welches das Hülfswort haben erfordert, und eigentlich denjenigen Zustand bezeichnet, da ein Körper mit seinem obern Theile von einem andern gehalten wird, aber so, daß er noch nach den Seiten beweget werden kann.

1. Eigentlich. Der Hut hangt oder hängt am Nagel, das Kleid an der Wand, der Dieb am Galgen. Ein Glied der Kette hangt oder hängt an dem andern. Lange Haare, welche über die Schulter herab hiengen. Herab hangende Ohren. In einigen R. A. wird es auch figürlich von demjenigen Körper gebraucht, an welchem andere hängen. Der Baum hangt oder hängt voller Früchte, der Galgen voller Diebe. Imgleichen in einigen Fällen im gem. Leben auch für gehänget werden. Er muß hangen. Was hangen soll, ersäuft nicht.

2. In weiterer Bedeutung. 1) Schweben; in der höhern Schreibart. Der Himmel, der finster über mich

(*) Schon bey dem Kero und Ottfried hangen, im Nieders. hangen, im Engl. hang, im Angels. hangan, im Dän. hänge, Schwed. haenga, Isländ. hanga. Es stammt von ha, hoch, ab, indem das Activum hängen (s. Th. XX, S. 703) noch lange haben gelautet hat. Das eingeschobene ng kann entweder ein Zeichen eines Intensivi seyn, oder auch bloß von niederländischen Mundarten herrühren. Siehe hangen.

mich herab hängt. 2) Eine Fläche hangt oder hängt, wenn sie abhängig ist, sich unter den Horizont neiget. Noch mehr sagt man von stehenden Körpern, wenn sie die senkrechte Linie verlassen, daß sie hangen oder überhangen, wo es doch nur von derjenigen Seite gebraucht wird, welche mit dem Horizonte einen spitzigen Winkel macht. Die Wand hengt oder hängt. Der Thurm zu Bologna hangt drey und einen halben pariser Fuß, er ist oben so viel von der Perpendicularlinie entfernt. Die Stadt liegt sehr romantisch auf einem Felsen, der über der See hängt. Den Kopf hangen lassen. Im Bergbaue ist das Hangende derjenige Theil des Gesteines, der wie ein Dach auf dem Gange liegt, im Gegensatze des Liegenden, oder der untern Fläche. Bey stehenden oder senkrechten Gängen nennen die Bergleute diejenige Seite, welche auf der linken Hand ist, wenn man in diesem Gange das Gesicht nach Mittag wendet, das Hangende, und die Seite zur Rechten, das Liegende. 3) Sich mit einem Theile seines Körpers so anhalten, daß man gleichsam zu hangen scheint. Der Blutegel hängt an der Haut. Das Kind hängt an der Brust der Mutter. 4) Zusammen hangen, mit einem andern Dinge so verbunden seyn, daß es nicht ohne Mühe getrennet werden kann.

3. Figürlich. 1) Von den Blicken, Augen und Munde gleichsam angeheftet seyn, in der höhern Schreibart der Neuern. 2) Zusammen hangen, mit einander verbunden, in einander gegründet seyn. Die Erzählung hängt nicht zusammen. Das hangt mit seiner vorigen Aussage nicht zusammen. 3) An einer Person oder Sache hangen, sein Verlangen, seine Begierden, seine Erwartung auf eine dauerhafte Art auf sie richten. Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen, und an seinem Weibe hangen, 1 Mos. 2, 24. Mit seinem Herzen an etwas hangen.

An den Wollüsten hangen, ihnen ergeben seyn. 4) Im Oberd. braucht man es auch für abhangen, im figürl. Verstande, d. i. in einem andern Dinge gegründet seyn. 5) Eine Sache hangt oder hängt, im g. L. wenn sie keinen merklichen Fortgang hat. Die Sache bleibt hangen, sie bekömmt einen Anstand.

Hanke, (die) ein Wort, welches eigentlich ein Gelenk, einen Bug bedeutet, aber nur allein von demjenigen Theile an den Hinterbeinen der Pferde gebraucht wird, welcher sich zwischen den Backen und den Hosen, oder von dem obersten Ende des Backenbeines, bis auf die Knieschribe und das Ende der Backen, befindet, Fr. Hanche. Es gehört zu dem Worte Anke, Aenkel, welche gleichsam ein gewisses Gelenk, imgleichen eine Biegung bedeuten. Daher der Hanken-Knochen, derjenige röhrförmige Knochen, woran sich dieser Theil befindet, und welcher auch der Backen-Knochen oder das Backenbein genannt wird. Ein Pferd auf die Hanken setzen, Fr. mettre un cheval sur les hanches, ein Pferd zurecht setzen, d. i. dasselbe dergestalt abrichten, daß es beym Galoppiren sich mit dem Hintertheile gleichsam zusammen drängt, um dem Vordertheile zu folgen. Die Hanken müssen stark von Muskeln seyn.

Im uneigentlichen Verstande nimmt man oft das ganze Hintertheil des Pferdes, vom Kreuze an, (l'arrière main) für die Hanken; durch welchen Mißbrauch, so gar bey Kunstverständigen, ein Mißverständniß in der Redensart, auf die Hanken setzen, entstanden ist.

Die in Ansehung der Hanken sich widersprechenden Schriftsteller, sind insonderheit Zehentner, Gueriniere und Hr. von Sind. Ersterer sagt, in seiner Kunst, Pferde zu kennen, S. 21: „Auch muß man genau darauf sehen, daß „dieser Theil nicht zu lang sey. Dergleichen Pferde sind gemeiniglich schwach; und wenn es auch nicht seyn sollte, wiewohl „es sehr selten fehlt, so gehen sie doch gern auf den Schultern, „liegen in der Hand, und haben selten gute Mäuler, weil sie

ihre

„ihre Haltung vorn suchen, hinten aber, wo es möglich ist, „sich losmachen. Allein, das sind so wohl unangenehme, als „auch unsichere Pferde; es sieht auch nicht gut aus, weil es „wider die Proportion ist.“ Man sieht leicht, daß Zehentner unter Hanken das ganze Hintertheil, von dem Kreuze an, bis auf den Ellbogen, versteht; welches er auch in dem Vorhergehenden selbst anzeigt. Er nimmt das Wort also im uneigentlichen Verstande, und hat daher vollkommen Recht. Auf gleiche Art ist auch Gueriniere zu verstehen, wenn er in seiner Ecole de Caval. To. I. C. 2. A. 3. sagt: Les hanche, qui font partie de la croupe, doivent être d'une juste longueur. C'est par la situation du jarret qu'on juge de la structure des hanches. Lorsque le jarret vient trop en arrière, les hanches sont trop longues. Hieraus erhellet, daß er die Hanken ebenfalls im uneigentlichen Verstande nimmt, und er ist auch in Beurtheilung derselben, mit Zehentnern einerley Meinung, da er ferner fortfährt: et quoique les chevaux, qui ont ce défaut, aillent bien le pas, ils ont beaucoup de peine à galoper allis & n'ont jamais beaucoup de force. Lorsque les hanches descendent à plomb depuis l'os de la hanche jusqu'au boulet, elles sont alors trop courtes, & les chevaux de cette structure marchent ordinairement roides de derriere, parce qu'ils ne peuvent pas facilement plier le jarret. Erfahrne Kenner können täglich die Beobachtung machen, daß Pferde, welche von ein und eben demselben geschickten Reiter abgerichtet worden, in dem Gebrauche der Hanken sehr verschieden sind, wovon kein anderer Grund, als der hier angeführte, vorhanden ist. Dennoch will Hr. v. Sind uns etwas anders lehren. Er sagt, in seinem vollst. Unterr. S. 7, 11, 31: „Die größere oder kleinere Länge der Hanken „giebt dem Pferde mehr oder weniger Leichtigkeit zur Beugung „an den Hanken im Gange, wie einige sagen; aber diese müssen den Bau des Gestelles nicht kennen, und keine Begriffe „von den Verrichtungen der Theile haben. Jedes Pferd kann „die Hanken gut setzen, wenn es vernünftig dazu angeleitet „wird. Denn der Schwung und die richtige Beugung des „Rückgrathes thut dabey fast alles.“ Entscheidend genug ist diese Vorstellung, wenn sie nur erwiesen wäre. So viel hat seine Richtigkeit, daß sich kein Pferd auf die Hanken setzen kann, ohne mit dem Rückgrathe nachzugeben; und weil ein kurzes Pferd in seinem Rücken mehr Stärke hat, als ein langes, so wird es jenem auch leichter, sich auf die Hanken zu setzen, als die-

diesem; allein, es ist auch andem, daß, wenn ein Pferd auch mit dem stärksten Rücken versehen ist, und seine Hanken im uneigentlichen Verstande nicht verhältnißmäßig gebauet sind, man es doch nicht dahin bringen wird, daß es sich darauf setze, sondern die Natur lehrt das Pferd, den schwachen Theil zu schonen, und es wendet die Stärke seines Rückens an, den Gebrauch der Hanken zu vermeiden. Daher kommen die Klagen, welche oft geführt werden, daß ein Pferd einen zu starken Rücken habe, sich nicht durchbeugen und auf die Haken setzen wolle.

Hrn. Hauptm. Prizelius vollständ. Pferdewissenschaft, Lpz. 1777, 4. S. 55. f.

Hanneton, Maykäfer; siehe Käfer.

Hannoverischer Gesundbrunnen. Dieser befindet sich nahe vor Hannover hinter dem königl. Jägerhofe, wo das mineralische Wasser aus einer mit Steinen ausgesetzten Oeffnung aus der Erde hervor quillt, und durch den vorüber gehenden Weg in die Leine fließt. In 5 Minuten brudeln genau 14 Pfund heraus, welches in jeder Stunde 168 Pfund beträgt. Den im 58 und 92 St. der Hannöv. nützl. Samml. v. J. 1756, befindlichen Nachrichten zu Folge, enthält dieses Wasser eine kalkartige Erde, etwas erdigtes und unvollkommenes Küchensalz, etwas Salpeter und einen schwefelichten, ein wenig Eisen mit sich führenden Dunst, welche beyde letzten Stücke eben das zarte vitriolische Wesen ausmachen, welches dem Wasser den angenehmen mineralischen Geschmack mittheilt.

Hans, Dimin. Hänschen, Oberd. Hänslein, Hänsel, Nieders. Hänsken, Hänschen, eine nur im gem. Leben und den niedrigen Sprecharten übliche Verkürzung des ursprünglich griechischen männlichen Taufnamens Johannes. Sprichw. Was Hänschen nicht lernt, wird Hans nimmer mehr lernen, was man in der Jugend nicht lernt, wird man auch im Alter nicht lernen.

Hänschen im Keller, eine im g. L. übliche scherzhafte Gesundheit des Kindes im Mutterleibe. Ehemals führte diesen Namen eine Art von einem silbernen und zierlich

zierlich vergoldeten Trinkgeschirre, woraus den schwangern Frauen Gesundheiten zugetrunken wurden. Es stand dasselbe auf einem langen Fuße, und war von oben her mit einer runden und hohl ausgetriebenen Muschel versehen, in deren Mitte ein kleines hohles, in die Höhe gehendes Behältniß mit einem leichten silbernen Plättchen bedeckt war, worin ein subtiles von Silber gemachtes Kind verborgen lag. Wenn nun Wein in ein solches Trinkgeschir gegossen wurde, hob sich das Kind, welches unten auf einem von feinen Glase geblasenen Kügelchen stand, durch den Wein in die Höhe, stieß den Deckel auf, und präsentirte sich.

Hans-Wurst, eine sehr gewöhnliche Benennung der lustigen Person in den Schauspielen, welche schon in Peter Propsts Fastnachtsspielen aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhundertes unter diesem vermuthlich erdichteten Namen vorkömmt.

Der häufige Gebrauch, welchen man schon vor langen Zeiten von dem Taufnamen Hans machte, gab Gelegenheit, daß derselbe in manchen Fällen zu einem allgemeinen Nennworte wurde. So nannte man einen großen Herrn ehedem sehr häufig einen großen Hans, und im Plural große Herren große Hanse; ein Ausdruck, dessen man sich noch jetzt zuweilen bedient, obgleich allemal nur mit einem Nebenbegriffe der Verachtung und des Hasses. Frisch glaubt, daß dieser Gebrauch daher seinen Ursprung genommen, weil der Taufname Johann oder verkürzt Hans anfänglich nur unter vornehmen Personen üblich gewesen. Andere halten es in dieser Bedeutung für ein altes deutsches Wort, welches einen vornehmen Mann bezeichnete, indem Jornandes von den Gothen versichert, daß ihre Vornehmen und Reichen Anses geheissen. Die Patricii und vornehmsten in den Städten heißen in Italien in den mittlern Zeiten häufig Antiani und Anciani, so wie die Wallenser ihre Aeltesten und

Vorgesetzten Ancianos nannten; wohin auch das Franz. ancien, alt, zu gehören scheint. Allein um des verächtlichen Nebenbegriffes willen, welchen Hans in diesem Verstande jederzeit bey sich hat, scheint es vielmehr zu dem folgenden Falle zu gehören.

Denn eben um des häufigen Gebrauches dieses Vornamens willen, ward es oft zu einem allgemeinen Nebenworte einer jeden Person. In dem kaiserl. Artikelsbriefe für das Kriegesvolk bey dem Fronsberg, heißt es nach dem Frisch: Es soll von Niemand, er sey wer der wolle, Klein- oder Groß-Hans, ein Uebelthäter aufgehalten werden. Und in Goblers Rechtsspiegel, gleichfalls nach dem Frisch: Knecht oder Rottmeister, Groß- oder Klein-Hans, d. i. ein jeder, er sey vornehm oder geringe. Besonders mit einem verächtlichen Nebenbegriffe. Ein dummer Hans, ein dummer, einfältiger Mensch. Er ist Hans in allen Gassen, er läßt sich überall antreffen. In einem andern Verstande ist Hans in allen Gassen, oder Hans Omnis, der Pöbel. Hans ohne Sorge ein sorgloser Mensch. Hans hinter der Mauer, ein zaghafter Mensch. So auch in den Zusammensetzungen Fabelhans, Prahlhans, Schmalhans u. s. f. Hieher scheint auch das Niederf. Hanke zu gehören, welches die Verfasser des bremisch-niedersächs. Wörterbuches für unbekannt halten, welches aber allem Ansehen nach das verkürzte niederf. Diminut. Johannchen ist, und auch Hannchen lautet. Hanke in der Noth, ein Nothhelfer. Hanke und alle Mann, ein jeder, und in einem Verstande, gemeiner Pöbel, Hack und Mack.

Es ist doch merkwürdig, das dieser Taufname in allen Sprachen einen so verächtlichen Nebenbegriff bekommen hat. das Schwed. Jan, das Engl. John, und das Ital. Zann, Zanni, welches gleichfalls dieser Name ist, bedeuten sehr oft einen dummen einfältigen Menschen, den der deutsche große Hause auch nur schlechthin einen Hans zu nennen pflegt. Carpentier

pentier führt im Art. Joannes Stellen an, woraus erhellet, daß das Franz. Jehan, und Jehannot, schon im 14 und 15ten Jahrh. einen verächtlichen Nebenbegriff gehabt, und faire Johan bedeutete im 15ten Jahrh. zum Hahnrey machen. Woraus zugleich erhellet, daß das alte Hans ein Geselle Compagnon (siehe dem Art. Hansa,) hier in Betrachtung kommen kann.

Hans, (der graue) Fr. Messire Jean gris, eine Art Birn; siehe Th. V, S. 455.

— — (der weiße,) Fr. Messire Jean blanc, siehe eb. daselbst.

Hans-Graf, Fr. Hansgrave, in einigen oberdeutschen Städten, z. B. zu Regensburg, eine Benennung des Handelsrichters, der die Streitigkeiten in Handelssachen auf das kürzeste untersucht und entscheidet. Ohne Zweifel von Hanse, Gesellschaft, Zunft, Innung, so fern es in engerer Bedeutung die Innung der Kaufleute bezeichnete.

Schon 1230 in einem Privilegio Kaiser Friedrich's 2. für die Stadt Regensburg heißt es: Cives potestatem habebunt eligendi *Hansgravium*, qui disponat & ordinet extra civitatem, & non intra, ea tantum quae respiciunt negotia nundinarum.

Ursprung des regenspurg. Handgrafenamts, (von Ge. Gottl. Plato, sonst Wild genannt) Regensp. 1763, 4.

Siehe auch im XXI Th. S. 449, Hand-Graf.

In Bremen sind die Hänsegräven zwo obrigkeitliche Personen, welche die Streitigkeiten der Nachbarn in Ansehung des Grund- und Eigenthumsrechtes schlichten, weil sie das gesellschaftliche gute Vernehmen der Bürger unterhalten.

Hansa, oder Hanse, (die) ein in dem gemeinen Sprachgebrauche der Hochdeutschen veraltetes Wort, welches ehedem eine Gesellschaft, eine Verbindung mehrerer Personen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, und die auf solche Art verbundenen Personen bezeichnete, so wie Hans, einen solchen Gesellen, ein Mitglied, einen Compagnon und Bundesverwandten bedeutete. Bey

dem Ulphilas und Tatian ist Hansa ein Haufe Soldaten von bestimmter Stärke. Am häufigsten wurde dieses Wort in den mittlern Zeiten von der Verbindung einiger niederdeutschen Städte gebraucht, welche unter dem Vorsitze der Stadt Lübeck auf die Vertheidigung ihrer gemeinschaftlichen Handlung und Sicherheit abzielte; der hanseatische Bund, der Hanseebund, L. Ansa, Hansa, Foedus civitatum hanseaticarum, Foedus hanseaticum, hansiaticum oder hansicum, Societas hanseatica, Liga s. Hansa Teutonica, Liga hanseata, Fr. la hanse teutonique. Eine Stadt in die Hanse aufnehmen, in den Bund; sie aus der Hanse stoßen, aus dem Bunde.

Im Nieders. lautet dieses Wort Hense. und bedeutet daselbst noch überhaupt dasjenige Geld, welches Jemand bey dem Eintritte in eine Gesellschaft erleget. Vielleicht stammet dieses alte Wort von ein eins ab, und bedeutet eigentlich eine Vereinigung, so wie von ἓν, das Zeitwort ἑνοῦν, vereinigen, ehedem einen, herkömmt.

Eine Stadt, so fern sie ein Glied der jetzt gedachten großen Hanse, oder des Handelsbundes ist, wird eine Hanseestadt, Fr. Ville anséatique, Engl. Hans-Town, genannt. Die Schriftsteller sind nicht einig, in welchem Jahre diese Verbindung ihren Anfang genommen, indem einige ihren Ursprung um das Jahr 1164, andere um das J. 1200, wieder andere um das Jahr 1254, und endlich noch andere um etliche Jahre später ansetzen. So viel ist gewiß, und erhellet aus allen Briefschaften und Urkunden, welche bis auf unsere Zeiten aufgehoben worden, daß es vor dem Anfange des 12ten Jahrhunderts geschehen ist. Der Anfang davon war, daß sich verschiedene, zur Handlung wohl gelegene Städte in Deutschland, wovon Lübeck und Hamburg die vornehmsten waren, zusammen vereinigten, und ein Bündniß schlossen, dessen Hauptendzweck die Sicherheit der Handlung war. Nachdem nun viele Städte, welche nicht zuerst in dieses Bündniß mit eingeschlos-

geschlossen waren, den Vortheil einsahen, welcher denen Städten, die solches unter sich errichtet hatten, dadurch zuwuchs: so traten sie nach und nach demselben bey, und gaben dadurch Gelegenheit, daß die Macht und Handlung dieses hanseatischen Bundes desto mehr sich ausbreitete. Chytraus behauptet, das die Zahl der Hanseestädte bis auf 85 gestiegen sey. Andere aber wollen dieselbe so hoch nicht angeben. Dem sey wie ihm wolle, so ist gewiß, daß in der großen Versammlung, welche zu Lübeck im J. 1494 angestellt worden, ihre Anzahl sich auf 72 erstreckt hat, und im J. 1554 noch 63 Städte in dieser Gesellschaft waren.

So vortrefflich und heilsam sonst das hanseestädtische Handlungsbündniß für die deutschen Commerzien, und bey damaliger großer Unordnung in Entstehung des Landfriedens zu Sicherheit der Handelschaft an sich im Anfange war, indem man den Hanseebund wirklich als die Epoche des Reichthums für Deutschland zu betrachten hat: so richteten doch die Hanseestädte in der Folge viel Unfug an. Denn, weil sie durch die Handlung immer reicher, ja reicher wurden, als die Fürsten bey ihren unordentlichen Finanzwesen und wilden Kriegen selbst waren, in der That auch das Monopolium in der deutschen Handlung fast ganz allein hatten: so unterstanden sich auch endlich viele, ihr Haupt empor, und gegen ihre Erb- und Landesherren selbst, welche anfänglich diese Städte sehr hoch achteten, und wegen der Handlung hergaben, förderten und hoben, zu richten, zumal da solche Städte von andere Hanseestädten in solchen Unternehmungen anfänglich unterstützet wurden. Eine so unvergleichlich nützliche und vortreffliche Anstalt demnach, der ersten Absicht nach, der hanseatische Bund war, so schädlich verhaßt wurde er zuletzt wegen seines Mißbrauches.

Die Städte, aus welchen der hanseatische Bund zur Zeit seines Flores bestand, wurden in vier Classen abge-

abgetheilt, worunter jederzeit eine die vornehmste oder erste war, die auch deswegen eine Quartierstadt genannt wurde. An der Spitze der ersten Classe, und des ganzen hanseatischen Bundes, stand die Stadt Lübeck, welche damals ungemein reich und mächtig war. Sie hatte die Ausschreibung der Bundestage, imgleichen die Kanzelley, das Archiv und die Casse dieser vereinigten Gesellschaft. Zu ihrem Quartier gehörten 14 bis 15 Städte, nämlich 6 wendische, als: Lübeck, Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar und Lüneburg; und 8 pommerische, als: Stettin, Anclam, Golnow, Greifswalde, Colberg, Stargard, Stolpe und Rützenwalde, wozu noch einige Kiel rechnen. Von der zweyten Classe war Cöln am Rhein die Quartierstadt, und es gehörten dazu nach Einigen 29, und nach Andern 33 Städte; nämlich 10 westphälische, als: Münster, Osnabrück, Paderborn, Dortmund, Soest, Herford, Lemgo, Bielefeld, Lippstadt und Coesfeld; 6, oder nach Andern 7 clevische und märkische, als: Cöln, Wesel, Duisburg, Emmrich, Unna, Hamm, und, wie einige wollen, Wärburg; 7, oder, nach Einigen, 8 geldrische, als: Nimmegen, Zutphen, Rüremund, Arnhem, Venlo, Elburg, Harderwyk, und nach Einigen Doesburg; 3 bis 4 oberyssel'sche, als: Deventer, Zwol, Kampen, und, nach Einigen, Middelburg; und eben so viel friesische, als: Gröningen, Staveren und Bolsward, wozu noch Andere Emden zählen. In der dritten oder sächsischen Classe, in welcher Braunschweig als das Oberhaupt verehrt wurde, befanden sich 13, oder nach andern 20 Städte, nämlich: Braunschweig, Magdeburg, Goßlar, Einbeck, Göttingen, Hildesheim, Hannover, Uelzen, Burtehude, Stade, Bremen, Hameln und Minden; zu denen noch einige Salzwedel, Aschersleben, Nordheim, Helmstedt, Stendal, Frankfurth an der Oder und Brandenburg zählen. Im J. 1437 wurde diese Quartierstadt von

diesem

dem Bündnisse ausgeschlossen, weil ihre Bürger sich wider ihre Obrigkeit empöret hatten. Sie ward aber durch einmüthige Beypflichtung der Hanseestädte in einer allgemeinen zu Lübeck gehaltenen Versammlung wieder aufgenommen. Doch mußte sie vorher der ihr zuerkannten Strafe sich unterwerfen, und ihren Ungehorsam büßen, und zwar in den Personen ihrer Abgeordneten, welche von der lieben Frauen Kirche, als zum Rathhause, in Gegenwart der Gesandten der andern Städte barfuß, mit Fackeln in ihren Händen, gehend und darauf knieend um Vergebung bitten mußten. In der vierten Classe, in welcher Danzig den Vorsitz hatte, befanden sich 9 Städte, nämlich 6 preußische, als: Danzig, Culm, Thoren, Elbing, Königsberg und Braunsberg; und 3 liefländische, nämlich: Riga, Reval und Dörpt. Von diesen Städten hatten die 6 wendischen noch ein besonderes und engeres Verbündniß unter sich, welches auch noch jetzt einigermaßen besteht. Einige Städte hielten es auch nur bloß mit diesem Bunde, als: Erfurt, Halle, Halberstadt, Berlin und Breslau. Endlich wurde derselbe so stark, daß die vornehmsten Handelsstädte es mit ihnen hielten, als: in den Niederlanden, Antwerpen, Dordrecht, Amsterdam, Rotterdam, Brügge, Ostende, Dünkirchen; In Frankreich, Calais, Rouen, St. Malo, Bourdeaux, Bayonne und Marseile; in Spanien, Barcelona, Sevilien und Cadiz; in Portugal, Lissabon; in Italien, Livorno, Napoli und Messina; in England, London ꝛc. Allein, diese ausländische Hanseestädte verließen den Bund, als die Fürsten und Herren, unter denen sie lebten, gewisse Compagnien errichteten, um den Handel ihrer Unterthanen dadurch zu befördern.

Als diese Hanseestädte in dem besten Zustande waren, brachten sie alles, was zu ihrer Erhaltung gereichen, und ihre Handlung blühend machten könnte, in

Ausübung. In dieser Absicht erwarben sie sich die Gunst verschiedener Fürsten, und erfanden Mittel und Wege, allenthalben beträchtliche Vorzüge und Privilegien zu erhalten. Es ward ihnen erlaubt, in manchen Staaten allgemeine Pack- Kauf- und Waarenhäuser, Factoreyen, Niederlagen oder Comptoirs zum Besten ihrer Handlung anlegen zu dürfen. Sie führten fast für ganz Europa, besonders für die nördliche Hälfte, allen auswärtigen Handel, welchen sie so gut verstanden, daß sie mit allen Ländern einen Activhandel treiben, und dadurch dieselben bis auf das Blut aussogen, wozu der Landesherr stillschweigen mußte. Sie hatten, erwähntermaßen, in allen Ländern, zum Nachtheil und Verderben der Unterthanen und einheimischen Kaufleute, überaus große Freyheiten und Vorrechte theils erschlichen, theils durch die Waffen und durch Geldvorschuß erlangt. Wurden ihre Vorrechte angetastet, so kehrten sie drohend das Rauche heraus, und wußten sich mit den Waffen in der Hand Genugthuung zu verschaffen. Wegen der unermeßlichen Reichthümer, wodurch die deutsche Hanse in kurzer Zeit zu einer hohen Stufe der Macht und Gewalt gelangte, ließen alle Fürsten aufrichtige Merkmale ihrer Hochachtung und Bewunderung gegen dieselbe blicken. Vornämlich waren die nordischen Prinzen ihres Vermögens öfters benöthigt, und entlehnten ansehnliche Summen von ihr. Die Großmeister des deutschen Ordens, welche damals Herren von Liefland waren, hatten sich zu Beschützern und Erhaltern der Rechte und Privilegien der Hanse erkläret. Alles gelang derselben besser, als sie hätte wünschen können; und das über ihren glücklichen Fortgang erfreute Deutschland betrachtete dieselbe mit eben solchen Augen, mit denen ein Naturforscher gewisse rare Pflanzen wachsen sieht, die er selbst gesäet und gewartet hat. Die Könige von Frankreich verliehen dem Hanseebunde gleichfalls viele Privilegien

legien. Sie befreyeten seine Schiffe, im Fall des Schiffbruches, von Bezahlung aller Havereygebühren an die Admiräle, und verboten, seine Schifffahrt zu stören, wenn sie auch wirklich mit dem Kaiser oder den nordischen Prinzen in Kriegen verwickelt waren. Kurz, die Hanse ward, während der ganzen Zeit der unglücklichen Bündnisse, die unter dem Namen der Kreuzzüge bekannt sind, insbesondere zu Rathe gezogen, und leistete den von den Ungläubigen unterdrückten Christen mit Geld und Schiffen mächtigen Beystand. Es ist erstaunlich, daß Städte, die so weit von einander entlegen, und verschiedenen Königen, die zuweilen in öffentlichem Kriege mit einander verwickelt sind, und sonst immer über ihre Gerechtsamen eifern, unterworfen sind; es ist, sage ich, ganz erstaunlich, daß solche Städte einen Bund unter sich machen, und in einer genauen Gemeinschaft mit einander stehen können. Sie trugen ihren gemeinschaftlichen Verlust zu gleichen Theilen, und der Gewinst ward ebenfalls gleich unter dieselben ausgetheilet. Es war aber der Hanseebund zweyfach. Der engere bestand aus 64 Städten, welche jährlich nach einem bestimmten Steueranschlage zur Hanse beytrugen. Diese waren die eigentlichen Hanseestädte, welche gemeinschaftliches Gewerbe trieben, nach gemeinsamer Verabredung in ihren Versammlungen große Handlungsunternehmungen, und oft Krieg und Frieden beschlossen. Hienächst waren 44 andere Städte, welche vom Hanseebunde Unterstützung genossen, und unmittelbar und vorzüglich mit den Hanseestädten in Handlungsgeschäften verwickelt waren; diese zahlten keine jährliche Beysteuer, beschickten auch die gewöhnlichen Versammlungen nicht, sondern agirten nur in besondern Vorfallenheiten gemeinschaftlich.

Schon im 13ten Jahrhundert halten sie zu London eine sehr ansehnliche Factorey mit vielen Vorrechten, welche eine von ihren vier Hauptniederlagen war.

Sie

Sie heißt in den engländischen Urkunden der damaligen Zeit Guildhalda Teutonicorum (die Innungshalle der Deutschen.) Diese Halle liegt an der Themse, und heißt heutiges Tages Steel-yard (der Stahlhof,) weil daselbst eine Niederlage von Stahl ist. Hier waren ihre Packhäuser, Comptoirs, Magazine und Gewölbe. Die Kaufleute der Hanseestädte wurden in England Osterlinge oder Esterlinge genannt, weil sie in Ansehung Englands gegen Osten wohnten. Allein sie konnten wegen der Flamänder, die ihnen im Wege standen, nicht recht aufkommen, bis jene im J. 1492, auf ihr Anstiften, aus London verbannt wurden; da sie denn allen Handel der Flamänder an sich zogen (Die flämischen Kaufleute wurden dadurch so aufgebracht, daß 80 von ihnen sich zusammen verschworen, und mit Hülfe einiger Wagehälse die Factorey der Hanseestädte plünderten.) Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts bestand ihre Einfuhre in vielem Eisen, Stahl, Flachs, Hanf, Pech, Theer, Mastbäumen, Tauwerk, Leinwand, Weizen, Rocken und andern Getraidearten, ihre Ausfuhre aber in allen engländischen Waaren. In der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts bemeisterten sie sich völlig der Handlung mit wollenen Waaren, ja fast des ganzen engländischen Handels. Und das konnte ihnen eben nicht schwer fallen, indem sie geringere Abgaben und Zölle entrichteten, als die gebornen Engländer selbst. Allmählich setzten sie die Färber aus aller Nahrung, weil sie die engländischen Tücher ungefärbt nach Hamburg führten, und daselbst scheeren, färben und pressen ließen. Sie waren auch Schuld an Verschlimmerung der engländischen Tücher, und verdarben den Engländern ihre Handelschaft inn- und außerhalb Landes, indem ein einziger Factor oft für alle Kaufleute der Hanseestädte handelte, welcher keinen so großen Aufwand, als hundert engländische Kaufleute, zu machen nöthig hatte. Ueber dies steigerten diese Blutegel nicht

nur

nur den Preis aller Waaren, sondern schleppten auch das schwere engländische Geld aus der Insel, und verderben den Wechsel gänzlich. Sie verdrängten die Engländer aus der ganzen Handelschaft in Preußen; ja, sie wußten durch ihre verschmitzte Polizeyanstalten nach und nach alle engländische Kaufleute aus den 85 Hanseestädten zu vertreiben.

Alle diese hier angeführte Bedrückungen, welche die engländischen Kaufleute und Fabrikanten von den Hanseestädten auszustehen hatten, waren in der Mitte des 16ten Jahrhunderts, die einhelligen und bittern Klagelieder, welche die ganze Kaufmannschaft in England unaufhörlich anstimmte. Sie sind in Willebrands hansischer Chronik, 2te Abtheil. S. 254, zu finden.

Solche unerhörte Bedrückungen mußten endlich eine Veränderung nach sich ziehen. Im J. 1551 wurden alle Privilegien der Hanseestädte von Heinrich VIII. widerrufen und für nichtig erkläret. Allein, sie hatten sich so viele Anhänger und mächtige Freunde erworben, daß diese Wiederrufung ihrer Freyheitsbriefe nicht mit Schärfe und Ernst vollzogen wurde. Maria, seine Tochter, wollte sich gleichfalls dieser ungebetenen Gäste entledigen, konnte aber auch nicht durchdringen. Ihre Regierung, unter welcher Calais und alles übrige in Frankreich auf ewig für England verloren gieng, war, wegen geschehener Wiedereinführung der katholischen Religion zu blutig, zu unruhig und zu kurz dazu. In dieser Verwirrung bestieg Elisabeth, ihre Schwester, 1558 den Thron. Ihr war es vorbehalten, dem Unwesen ein Ende zu machen. Sie ergriff solche kräftige Maßregeln, daß sie durchdrang, allen Handel der Hanseestädte, zum Frohlocken des Volkes aufhob, und England auf ewig von dem Joche gefährlicher Fremdlinge befreyte; wiewohl auch einige Städte in England, ja, erwähntermaßen, so gar in Portugal, Spanien, Frankreich und Italien, zu der Hansee gehörten. Die Hanseestädte wurden dadurch dermaßen aufgebracht,

daß sie zu Lübeck eine allgemeine Versammlung hielten, um zu überlegen, wie sie die engländische Handelschaft zu Grunde richten könnten. Ihre Macht war wirklich so hoch gestiegen, daß Könige und Fürsten sich davor fürchten, und zuletzt Bündnisse schließen mußten, um das Handelsjoch dieser Städte mit vereinigten Kräften abzuschütteln, und die in ihren Ländern gelegenen Hanseestädte oft durch die Waffen, zum Austritt aus diesem gefährlichen Bunde zu zwingen. Die einzige Stadt Lübeck hielt 8000 Kriegsleute auf den Beinen, und blieb im Wohlstande, als sie auf einmal hundert Schiffe durch Sturm verlor.

Hrn. v. Taube Geschichte der engländ. Handelschaft ꝛc. Lpz. 1776, gr. 8. S. 29; fgg.

Die zweyte Factorey oder Niederlage hatte diese Societät zu Brügge in Flandern, und sie war daselbst vom J. 1262 bis 1488 im blühenden Zustande. Als aber diese Stadt vom Kaiser **Friederich III**, wegen einer Empörung wider **Maximilian**, belagert wurde, geschah es auf Verlangen der Stadt Lübeck, daß diese Factorey nach Antwerpen verlegt, und daselbst ein schönes Haus für die Societät gebauet wurde. Die dritte große Factorey dieser Gesellschaft war zu Nowgorod in Rußland. Diese blühte ununterbrochen drey ganze Jahrhunderte. Die strenge Regierung des **Ivan Basilowiz** zwang die Eigenthümer, dieselbe nach Liefland, und zwar anfänglich nach Reval, und hierauf nach Narva zu verlegen, wo die Kriege der Schweden diese Handlung anfänglich drückten, und endlich ganz und gar zernichteten. Die vierte Factorey wurde zu Bergen in Norwegen angeleget; und da diese Gesellschaft den nordischen Handel am stärksten trieb, so war sie wirklich eine der beträchtlichsten. Sie hatte aber dasselbe Schicksal, wie die übrigen. Nachdem sie in den langwierigen nordischen Kriegen sehr gelitten hatte,

hatte, gieng sie unter der Regierung Christian III. Königs in Dänemark, auch zu Grunde.

Die Hanseestädte wurden bey ihren vereinigten Kräften so reich und mächtig, daß sie, bereits erwähntermaßen nicht nur alle Handlung an sich brachten, sondern auch mit benachbarten Fürsten Krieg führten und Frieden schlossen, auch mit auswärtigen Reichen, gleich einer Republik, Allianzen errichteten, ja so gar Königen auf den Thron halfen, und ihnen verschiedene Gesetze vorschrieben. Dieses erweckte bey den gekrönten Häuptern sowohl, als bey verschiedenen deutschen Reichsfürsten und auswärtigen Nationen, viel Eifersucht, und sie ruheten nicht eher, als bis sie die Macht der Hanseestädte geschwächt hatten, nachdem dieselben ganzer 300 Jahre, und darüber, sich bey dieser Macht und in diesem Flore erhalten hatten. Am meisten aber trugen zur Schwächung des Hanseebundes, wie ich zum Theil erwähnt habe, die Königin Elisabeth in England, die königlichen Nachfolger des Gustav Wasa in Schweden, die dem spanischen Joche zu den Zeiten des Herzogs von Alba entzogenen Holländer, ferner die Könige von Dänemark und die deutschen Reichsfürsten, ja so gar die Hanseestädte selbst, dadurch bey, daß die deutschen Fürsten eine Hanseestadt nach der andern von dem hanseatischen Bunde abzogen, und zur Municipalstadt machten, die andern Mächte aber den Hanseestädten ihre Privilegien, welche sie in ihren Ländern gehabt hatten, beschnitten, und solche ihren eigenen Unterthanen zuwandten; daß ferner die Hanseestädte selbst, aus unzeitiger Schärfe, 14 Städte aus ihrem Bunde verstießen; und andere von denselben, weil sie die zu Conservirung des Bundes erforderlichen schweren Kosten nicht mehr tragen konnten, den Bund freywillig aufkündigten, durch welches alles der Hanseebund in solches Abnehmen gerathen ist, daß seit Kaiser Carls V. Zeiten weiter nichts, als der bloße Schat-

ten und Name davon übrig geblieben ist, welchen letztern aber auch die meisten ehemals zu dem Hanseebunde gehörigen Städte verloren haben; die drey niedersächsischen Reichsstädte Hamburg, Lübeck und Bremen ausgenommen, die solchen heut zu Tage noch führen, und diesen Bund auch unter sich gewisser Maßen zu erhalten suchen, wie ihnen dann auch in der letzten im J. 1628 zu Lübek gehaltenen Zusammenkunft der ganze Hanseebund aufgetragen hat, hinführo für die gemeine Wohlfahrt der Hanseestädte allein zu sorgen, welches sie auch übernommen, und sich im J. 1641 aufs neue mit einander genau verbunden haben. Zwar sind die Angelegenheiten derjenigen deutschen Städte, welche noch jezt den Titel von Hanseestädten führen, von einander abgesondert, und der vorige Geist herrscht nicht mehr unter ihnen; indessen scheint doch, daß sie ihres Nacheifers ungeachtet, alle unter Lübek stehen, und diese Stadt als die erste Hanseestadt betrachten. Sie haben auch noch wirklich ihr Archiv zu Lübeck; zwey Höfe oder Packhäuser zu Nowgorod, wovon das eine der deutsche, und das andere der schwedische Hof genannt wird; imgleichen zu Bergen das so genannte Kloster, zu London den Steel-yard (Stahlhof), und zu Antwerpen das österlingische oder osterlinzische Haus, dessen Namen von den in den Niederlanden sonst üblich gewesenen Benennungen dieser Hanseestädte, welche daselbst (so wie auch, oben erwähntermaßen, in England geschah,) die osterschen Städte, oder Osterlinge, genannt zu werden pflegte, seinen Ursprung [illegible]. Allein, alles dieses sind heutiges Tages fast nichts [illegible]r, als bloße Häuser oder Gedächtnißsteine, daß [illegible]nals in denselben die Hanseestädte so mächtige und [illegible]e Handlung getrieben haben; siehe Th. VIII, S. [illegible], f. Bergen ist allein noch das einzige Comptoir, [illegible] sie noch einen eigenen residirenden Secretär und etliche wenige Comptoirbediente halten. Die Krone

Eng-

England hält bey ihnen einen Residenten zu Hamburg; und sie haben einen Agenten und Consul in London.

Aus den Ueberbleibseln der deutschen Hansee entstanden alle andere Handelsgesellschaften, die heutiges Tages in Europa ausgebreitet sind.

Schiffsordnung und Seerecht der Hanseestädte. Brem. 1680, 4.
Reinold Zuricke Jus maritimum hanseaticum. Hamb. 1667, 4.
Nachricht von der Handlung Dänemarks und den Hanseestädten; aus dem 12. B. des New. univ. Magaz. S. 950, fgg. übers. st. im 1. St. des 7. B. des Brem. Magaz. 1764, 8. S. 104, fgg.
Von den wahren Ursachen des Steigens und Fallens der hanseatischen Handlung, st. in Hrn. Justizr. Möser patriot. Phantasien, 1 Th. Berl. 1778, gr. 8. S. 269—277.
Vom Hansebund, s. Journal für Kaufleute, 1. Band, 2. St. Hamb. 1780, 8. S. 290—292.

Eine ausführliche Geschichte der Hanse haben wir von dem berühmten Hrn. Hofr. Meusel in Erlangen zu erwarten, welcher eine eigene Geschichte von Deutschlands Handel versprochen hat.

Von dem Worte Hanse sollte dieses Wort eigentlich Hanseestadt oder Hansstadt heißen, so wie es im Nieders. wirklich Henseestadt lautet. Die fehlerhafte Schreib- und Sprechart Hanseestadt hat ihren Ursprung ohne Zweifel der irrigen, aber doch schon alten Ableitung zu danken, da man dieses Wort durch An-See-Städte erklärte, ungeachtet kaum der 15te Theil dieser Städte an der See lag. Im mittlern Lat. heißen diese Städte Anseaticae, Anseaticae und Hanseaticae urbes, nach welchen Mustern man sie auch zuweilen im Deutschen Anseestädte nennet.

Hansee-Bund, } siehe den vorhergeh Artikel.
Hansee-Stadt, }

Hanthieren, (*) ein Wort, welches das Hülfswort haben erfordert, im Hochdeutschen aber nur noch im g L.

(*) Die Endung ieren zeigt schon, daß es ein ausländisches Wort ist, daher es in den vergangenen Zeiten auch das Augmentum ge nicht annimmt. Im Nieders. lautet es handteren, im Dän. hantere, im Schwed. handtera, im Isländ handtiera. Es ist ohne Zweifel aus dem Franz. hanter, entlehnet, welches wieder von unserm Hand und handeln abstammet, und eigentlich handhaben, in der Hand führen, mit der Hand bewegen, bedeutet; daher das weiche d, welches gemeiniglich noch eingeschoben wird, handthieren, völlig unnöthig ist. Es muß

üblich ist. 1. Handhaben, in der Hand oder mit der Hand bewegen. Der Stein ist zu groß, er läßt sich nicht gut hanthieren. 2. Handarbeit verrichten, körperliche Bewegungen machen. Im Hause zu hanthieren haben. 3. Poltern, lärmen, durch körperliche Bewegungen und Verrichtungen ein Getöse verursachen; besonders im Niedersächsischen. Das Gespenst hanthieret entsetzlich auf dem Boden. 4. Ein Gewerbe treiben, äußere Handlungen zur Erwerbung seines Unterhaltes vornehmen. Alle Schiffherren und der Haufe, die auf den Schiffen handthieren, und Schiffleute, die auf dem Meere handthieren, Offenb. 18, 17. Siehe Handthierung.

Hanthierer, ein im Hochdeutschen völlig ungewöhnliches Wort, welches Es. 47, 15. und Ezech. 27, 27. vorkömmt, Leute zu bezeichnen, welche Handel und Wandel treiben, sich von ihrem Gewerbe zu nähren suchen.

Hanthierung, von dem Zeitworte hanthieren, besonders in dessen vierten Bedeutung, im gem. Leben, der Handel und Wandel, eine jede Art der äußern Handlungen, so fern man damit seinen Unterhalt erwirbt. Ezech. 28, 5. 16. heißt es von Tyro, sie habe durch ihre große Weisheit und Hanthierung solche grosse Macht überkommen. Daß Gewerb und Handthierung wohl gelinge, Weish. 13, 19. In welchen Stellen es zunächst den Kaufhandel zu bezeichnen scheint. Unehrliche Handthierung treiben, 1 Tim. 3, 3. 8. In den Rechten wird es in weiterer Bedeutung zuweilen auch von der Lebensart der Gelehrten gebraucht, ungeachtet ihre Beschäftigung zunächst nicht in äußern Arbeiten besteht.

Hapeny, oder Happeni, ist ein halber Peny oder Pence, und eine kleine englische Kupfermünze, welche in Eng-

schon lange im Deutschen seyn aufgenommen worden, weil es im fünfzehnten Jahrhunderte schon völlig gangbar war.

England, Scotland und Ireland gang und gebe ist. Sie ist ungefähr einen Dreyer nach unserm Gelde werth. 2 Hapenys machen 1 Pfenn. Sterl. oder 4 Fardings; 24 Hapenys machen 1 Schill., und 20 Schill. 1 Pfund Sterling. Rechnet man nun das Pfund Sterl. zu 5 Rthlr. so ist 1 Hapeny just 3 Pfennige; weil aber 1 Pfund Sterl. 5 Rthlr. 12. 16 bis 18 Gr. gilt, so thut der Hapeny auch etwas mehr, als einen Dreyer.

Hapern, erfordert das Hülfswort haben, ist aber nur im gem. Leben Ober- und Niedersachsens in unpersönlicher Gestalt üblich. Es hapert, oder die Sache hapert, es hapert mit der Sache, die Sache geräth in das Stocken, es will nicht mit ihr fort. Daher haperig, mit Stocken, oder mehrmaliger Unterbrechung.

Es gehört ohne Zweifel zu haften, wovon man im Oberd. sagt, es haftet, oder da haftet es, das ist es, was die Sache aufhält. Im Schwed. ist happla, im Reden stocken, oder stecken bleiben.

Haple, siehe Haspel.

Haquebuse, Haquebute; siehe Haken-Büchse.

Haquenée, siehe Paßgänger. Zelter.

Harai, heißt bey den Türken ein Tribut, welchen alle diejenigen, die sich nicht zu Mahomeds Lehre bekennen, dem Großherrn erlegen müssen.

Diese Auflage gründet sich auf eine Stelle im Koran, wo es heißt, daß jede Person, nachdem sie das mannbare Alter erreicht hat, jährlich 13 Drachmen feines Silber bezahlen soll, wofern sie, mit Beybehaltung ihrer Religion, unter mahomedanischem Schutz bleiben wolle. Die Sultans und ihre Vizirs haben aber, ohne sich an den Koran zu kehren, dieses Kopfgeld öfters ziemlich erhöhet. Gemeiniglich wird dasselbe verpachtet; und das Oberhaupt der Einnehmer und Beytreiber desselben wird Haraj-Bachi genannt.

Um sich zu versichern, ob eine Person bereits das gehörige Alter habe, wo man den Harai von ihr fordern darf, mißt man den Umfang ihres Halses mit einem Faden; hernach mißt man

mit diesem Faden die Länge ihres Kopfes vom Kinne an bis zur Scheitel. Ist nun der Kopf nicht so lang, als die Circumferenz des Halses, so ist dieses ein Zeichen, daß eine solche Person das erforderliche Alter noch nicht hat, und sie bleibt für dasselbe Jahr von dem Tribut verschont.

Haram, heißt in Persien das Haus oder Palais, worin die Gemahlinnen und Concubinen des Sophi eingeschlossen sind. Es stellt eben das vor, was man bey den Türken das Serail nennt.

Harang, siehe Häring.
Haras, das Gestüt; siehe Stuterey.
Harcke, siehe Harke.
Hard, siehe Stollen.

Hard, eine Endsylbe vieler eigenthümlicher deutscher Namen, welche, wie es Frisch sehr wahrscheinlich macht, kein eigenes Wort ist, sondern aus der männlichen Endung — er gebildet worden, der man in manchen Mundarten ein müßiges t nachschleichen läßt; wie in Gansert, für Ganser, Täubert, für Täuber, Ebert für Eber. Durch Verwandlung des e in a und Vorsetzung des Hauches ward hart oder hard, und im Lat. hardus, daraus. Für Reiner sagte man daher erst Reinert und dann Reinhard, für Meiner, Meinhard, für Berner, von bernen, brennen, leuchten, berühmt seyn, Bernhard, für Lehner, Lehnhard, und nach lat. Form Leonhard, für Reicher, Reichert und Reichhard, für Neider, Neidhart u. s. f. Nur in manchen scheint es doch wohl das Bey- und Nebenwort hart, tapfer, oder, wie andere wollen, das Niederf. Hart, Herz, zu seyn; wie in Wolfhard, Eisenhart u. a. m. Wenn sich diese Sylbe an eigenthümlichen Namen der Oerter befindet, so gehört sie nicht hieher, indem sie alsdann das alte Hart, (mit einem langen a) ein gebirgiger Wald ist; siehe Harz 1.
Harde, siehe Koppel-Riemen, Rudel.

Harde,

Harde, (*) (die) ein nur im Herzogthum Schleswich übliches Wort, einen gewissen Landesbezirk von mehrern Dörfern oder einzelnen Höfen zu bezeichnen, worin die Aemter gemeiniglich getheilt zu seyn pflegen. Daher der Hardesvogt, der einer solchen Harde vorgesetzt ist.

Hardeau, Viburnum Lantana, *L.* s. Schling-Baum.

Harder, Mugil, ein Fisch; s. Alose und Botargum.

Harderic, wird ein gewisses metallisches Präparat genannt, welches man aus Eisenfeil mit stratificirtem Schwefel in einem bedeckten Tiegel macht, den man, nachdem er 6 Stunden im Feuer gestanden, umstürzt. Man hat alsdann einen durch den Schwefel erhaltenen Eisenkalk, dessen man sich bey der Glas- und Emailmalerey bedient.

Hareng, siehe Häring.

Harfe, (**) ein musikalisches Saiteninstrument, welches die Gestalt eines Dreyeckes hat, und, um darauf zu

(*) Harde ist ein altes nordisches Wort, welches im Schwed. und Isländ. Haerad lautet, und von Hrn. Ihre zu dem alten Haer, ein Hause, ein Heer, eine Horde, gerechnet wird. Im Angels. lautete es Hird, Hired, woraus durch Versetzung des Zischlautes das heutige Engl. Shire geworden, welches gleichfalls einen Landesbezirk bedeutet.

(**) Schon bey dem Ottfried Harpha, bey den schwäbischen Dichtern Harphe, im Angels. Hearpe, Earpe, im Engl Harp, im Dän. Harpe, Schwed. Harpa, Isländ. Haurpa, Fr. Harpe, im Ital. und mittlern Lat. Harpa. Im Oberdeutschen spricht man sehr deutlich Harpfe, daher es auch von vielen so geschrieben wird; allein im Hochdeutschen läßt man weiter nichts als ein gewöhnliches f hören. Es ist ein sehr altes Instrument, welches, wenigstens seinen wesentlichen Theilen nach, schon zu Davids Zeiten bekannt war. Die Deutschen haben es vermuthlich von ihren Nachbarn, und mit demselben auch dessen Namen bekommen; daher Frischens Ableitung von dem Griech. ἅρπη, eine Klaue, Sichel, im mittlern Lat. Harpa, wegen der zum Spielen nöthigen Krümme der Finger, und Dieterich's von Stade Ableitung von haren, schreyen, rufen, sehr ungewiß und willkührlich sind. Siehe Harfen 2. Jemanden an der Harpfen schlagen oder mit Ruthen streichen, war in Strasburg im vierzehnten Jahrhunderte eine Art der Strafe.

spielen, auf beyden Seiten mit den Nägeln der beyden ersten Finger und dem Daumen beyder Hände gekniffen wird. Auf der Harfe spielen. Die Harfe spielen oder schlagen, auf der Harfe spielen können, Fr. jouer de la harpe. Derjenige, der die Harfe zu spielen versteht, besonders wenn er daraus ein Geschäft macht, wird der Harfenist, Harfenspieler oder Harfenschläger genannt.

Es giebt verschiedene Arten Harfen. Die gemeine einfache hat 24 und mehr Saiten; die große Doppelharfe hat bis 43 starke messingene Saiten; und die kleine, welche man auch das Harfenet oder die irelandische Harfe nennt, und auf den Tisch stellet, hat gleichfalls messingene Saiten. Die so genannte Davidsharfe ist eine Art großer Harfen, deren Spitze sich unten befindet, und welche mit Darmsaiten bezogen ist. Die Spitzharfe hingegen ist eine Art spitzig zulaufender kleiner Harfen, welche messingene oder Drahtsaiten hat.

Figürlich wird auch eine Kornfege oder Kornrolle, d. i. ein stehendes viereckiges Drahtsieb, worüber man das Getreide weglaufen läßt, vermuthlich um der Aehnlichkeit der Saiten willen, in einigen Gegenden eine Harfe, Schwed. Harpa, genannt.

Die deutsch redenden Wenden in Krain ꝛc. nennen einen an den Seiten offenen Schoppen, worin sie das Getreide trocknen, gleichfalls wegen einiger Aehnlichkeit in der Gestalt, eine Harpfe oder Harfe.

Harfen-Uhr, siehe unter Uhr.

1. **Harfen**, auf der Harfe spielen, so aber im Hochdeutschen ungewöhnlich ist. Wie kann man wissen, was gepfiffen oder geharfet ist, 1 Cor. 14, 7.
2. **Harfen**, wird nur zuweilen bey den Bergleuten gehört. Auf dem Arschleder sitzend harfen, d. i. aus- und einschlupfen, im gem. Leben auch rutschen.

Im

Im Schwed. ist harfwa, ziehen, raffen, scharren, Dän. harve, daher Harf daselbst auch eine Ege bedeutet, Engl. Harrow. Siehe Harke.

Harfenet, } s. im Art. Harfe.
Harfenist, }

Haricot, Phaseolus, Schminkbohne; s. Th. VI, S. 110.

Man nennt auch Haricot, ein Essen oder Gericht, welches aus grob gehacktem Hammelfleisch, mit Rüben, oder auch mit Kastanien zugerichtet ist.

Haridelle, s. Mähre.

Harke, (*) eine nur im Nieders. und im gemeinen Leben der Obersachsen übliche Benennung desjenigen Garten· instrumentes, welches im Hoch- und Oberdeutschen ein Rechen genannt wird. Daher harken, mit der Harke bearbeiten, rechen. Siehe in R.

Harke, (Gien-) }
— — (Hunger-) } siehe Th. XI, S. 436.
— — (Roß-) Houe à cheval; s. unter Pflug.
— — (Schlepp-) s. Th. XI, S. 436.

Harle, s. Taucher.

Harlekin, aus dem Fr. Harlequin, und dies aus dem Ital. Arlequino, die lustige Person, besonders auf der Schaubühne, in den niedrigen Sprecharten der Hans Wurst; siehe oben, S. 7.

In der Naturgeschichte führt auch eine Art Käfer, der Gaukler, Hister *Linn.* diesen Namen; s. Th. XVI, S. 490.

Harlekins-Specht, s. Specht.

Harlemer Bier, s. Th. V, S. 25.

Harlevrier! bey den Jägern, ein Zuruf, womit die Windhunde angefrischt werden.

Har-

(*) Im Engl. Harrow, im Dän. Harve, im Schwed. Harf, im Fr. Herce, im mittlern Lat. Hercia, so auch eine Ege bedeutet. Harke und Rechen, Engl. Rake, scheinen bloß durch Versetzung der Buchstaben aus einander entstanden zu seyn. Im Nieders. ist raken, raßen, Angels. raccian.

Harlou, oder Harloup! Mit diesem Worte werden von den Jägern die Hunde auf der Wolfsjagd angehezt, wenn der Wolf schon wirklich gesehen wird. Harlou, mes bellots, harlou!

Harm, ein Wort, welches nur noch in der höhern Schreibart der Hochdeutschen für Gram gebraucht wird, und, so wie dieses, einen hohen Grad der anhaltenden Betrübniß über ein Uebel bezeichnet.

Daher härmen, sich härmen, Harm empfinden, dem Harme nachhängen. Sich um etwas härmen. Sich zu Tode härmen.

Harmala, s. Harmel.

Harmatan, nach den Reisebeschreibern, ein Wind, welcher sich auf der Küste von Guinea jährlich zwischen dem December und Februar regulär einstellt, und von Zeit zu Zeit 2 bis 3 Tage lang anhält. Er ist so kalt und schneidend, daß die Breter der Fußböden und Schiffsverkleidung davon entzwey springen, und weder Menschen noch Vieh, so lange er wehet, sich an die freye Luft wagen dürfen. Dieser Wind wehet zwischen Ost und Nordost, ist nie mit Regen, Gewölke oder Donner begleitet, aber allemal sehr kalt.

Harmel. 1. Eine in Aegypten, Klein-Asien und Sibirien befindliche Pflanze, Harmelraute, wilde Raute, Peganum Harmala *Linn.*; siehe unter Raute.

2. In Meißen wird die Kamille, Anthemis nobilis *L.* im g. L. nur Härmelchen oder Hermelchen genannt.

Harmonie, aus dem Griech. und Lat. Harmonia, Fr. Harmonie. 1. Die Uebereinstimmung oder Zusammenstimmung der Theile eines Ganzen unter und gegen einander. So bedeutet es in der Tonkunst, die Zusammenstimmung der Töne, welche einige den Zusammenklang nennen; in der Malerey, die Uebereinstimmung oder wohlgeordnete Vereinigung der Farben und des Lichtes und Schattens in einem Gemälde, wie auch die

dadurch hervorgebrachte gute Wirkung des ganzen Gemäldes, worüber ich mich sogleich näher erklären werde. In g. L. wird es auch häufig von der Uebereinstimmung des Willens, der Neigungen gebraucht. In der besten Harmonie mit einander leben. Die Harmonie einer Familie stören.

2. Zusammen stimmende Dinge, besonders Töne.

Es ist eine alte Beobachtung, daß die Farben, in mehr als einer Absicht, den Tönen ähnlich sind. Man hat hohe und tiefe Farben, wie hohe und tiefe Töne; und so wie mehrere Töne sich in einen Klang vereinigen können, in welchen keiner besonders hervor sticht, so hat dieses noch weit mehr bey den Farben Statt. Also ist in den Farben die Harmonie, das Consoniren und Dissoniren von eben der Beschaffenheit, wie in den Tönen. Die Töne consoniren nicht, wenn man jeden besonders hört und unterscheidet, ob sie gleich zusammen angeschlagen werden; und die Farben consoniren nicht, wenn jede das Aug besonders auf sich zieht. Hieraus läßt sich abnehmen, was man durch die Harmonie der Farben in einem Gemälde verstehe. Sie macht, daß eine ganze Masse, sie sey hell oder dunkel, ob sie gleich aus unzähligen Farben und Tinten zusammen gesetzt ist, in Absicht auf die Farben, als eine einzige unzertrennliche Masse ins Auge fällt, so daß keine einzige Stelle darin besonders und für sich hervor sticht. Wenn wir eine Person ganz roth oder ganz grün gekleidet sehen, so fällt uns nicht ein, zu sagen, daß sie ein vielfärbiges Kleid anhabe, wenn sie gleich in einem Lichte steht, wovon einige Stellen ein helles und schönes Grün, andere ein dunkleres haben, und noch andere so völlig im Schatten sind, daß man die Farbe gar nicht mehr unterscheiden kann. Wir urtheilen, dieser großen Verschiedenheit der Farben ungeachtet, daß die Person durchaus mit einem einfärbigen, grünen Gewande bedeckt sey. Dieses ist die

höch-

höchste Harmonie der Farben. Sie kann nur in solchen Gemälden erreicht werden, die aus einer Farbe gemalt sind, grau in grau, oder roth in roth, welche Art zu malen die Wälschen Chiaroscuro nennen; s. Th. VII, S. 538, und Th. XIX, S. 792. Wo man schon Gegenstände von vielerley eigenthümlichen oder Localfarben malte, da hat zwar diese vollkommene Harmonie nicht Statt; nichts destoweniger sieht man oft, daß solche Massen, der Mannigfaltigkeiten der Localfarben ungeachtet, dem Auge nur als eine Masse von Farben in die Augen fallen, weil keine dieser Farben für sich das Auge besonders rührt, ob man sie gleich, wenn man sie besonders betrachten will, genau von den übrigen unterscheidet.

Die mehr oder weniger vollkommene Vereinigung aller Farben eines Gemäldes in eine einzige Masse, macht das Maß der Harmonie der Farben aus. Die höchste Harmonie ist nur in dem Einfärbigen, welches von einem einzigen Lichte erleuchtet wird; und je näher die Empfindung des Vielfärbigen jenem Einfärbigen kömmt, je vollkommener ist die Harmonie.

Die Harmonie der Farben hängt theils von den Farben selbst, theils von dem Lichte und Schatten ab. An der guten Wahl der eigenthümlichen Farben, deren jede sich für die Stelle schicke, und daselbst den Grad der Wirkung, oder der Rührung des Auges habe, der ihr zukömmt, ist das meiste gelegen. In jedem Gemälde ist etwas das Wesentliche; dahin muß das Auge gezogen werden. Also müssen die wesentlichen Theile durch ihre Farbe in dem Maß hervor stechen, daß das Auge zuerst darauf geleitet werde. Es muß aber dabey nicht stehen bleiben; deswegen müssen die andern Theile in der Farbe nicht schnell abfallen, daß das Auge gleichsam einen Sprung darauf zu thun hätte, sondern allmälich durch sanfte Abänderungen in der Empfindung, wo das Mittel zum Uebergang von der einen zur

andern noch empfindbar ist. Man kann in einer Masse sehr widerstreitende Farben anbringen, aber sie müssen nicht neben einander stehen, sondern nach dem Grade des Dissonirens derselben müssen mehr oder weniger Mittelfarben, als Verbindungen dazwischen gesetzt seyn. Hienächst hängt ein großer Theil der Harmonie auch von dem Lichte und Schatten ab; und schon dadurch allein kann ein Gemälde Harmonie bekommen. Die höchste Einheit der Masse, oder die höchste Harmonie findet sich nur auf der Kugel, die von einem einzigen Lichte beleuchtet wird. Das höchste Licht fällt auf einen Punct, und von da aus, als dem Mittelpuncte, nimmt es allmählig durch völlig zusammen hängende Grade bis zum stärksten Schatten ab. Dieses ist das Muster, an dem sich der Maler halten muß, um die vollkommene Harmonie in Licht und Schatten zu erreichen. Doch ist dieses nur von einzelen Massen zu verstehen; denn wo das Gemälde aus mehrern besteht, da kann die Harmonie den höchsten Grad nicht haben, weil sich die verschiedenen Gruppen von einander absondern müssen. In diesem Falle hat der Maler mehrere Arbeit. Er muß in jeder Gruppe besonders, nach dem Grad der Stärke des ihr zukommenden Lichtes, auf die höchste Einheit oder Harmonie der Gruppe arbeiten, und noch überdem jeder Nebengruppe den Grad des Lichtes geben, der sie mit der Hauptgruppe auf das richtigste verbindet.

Auch in der Zeichnung muß Harmonie seyn. Ein Mehreres hievon findet man in Sulzers allg. Theorie der schönen Künste, im Art. Harmonie.

Harn, der Urin, sowohl von Menschen als von Thieren; ein oberdeutsches Wort, welches in dem gemeinen Sprachgebrauche der Hochdeutschen unbekannt ist, und nur zuweilen im Schreiben, besonders von den Aerzten gebraucht wird, aber doch niedriger ist, als Urin.

Daher

Daher harnen, den Harn lassen, sein Wasser lassen, im gem. Leben der Meißner schollen.

Was von dem Harne, nach der Absicht gegenwärtigen Werkes, und von den dabey vorkommenden Zufällen, bey Menschen sowohl als Thieren, als: von dem Harnfluß, d. i. dem Abgange des Urins wider Wissen und Willen; der Harnruhr, d. i. der häufigern und öftern Ausleerung des Harnes, welche mehr als das genossene Getränk beträgt, imgl. demjenigen häufigen Abgange des Harnes, wo derselbe wie das genossene Getränk aussieht, welcher Abgang mit großer Hitze, Durst und Abzehrung verbunden ist; der Harnstrenge oder dem Harnzwange, d. i. einem beschwerlichen mit Hitze und Brennen in dem Blasenhalse und der Harnröhre verbundenen Harnen, dessen hoher Grad, wo der Urin nur tropfenweise abgeht, die Harnwinde, und in den niedrigen Sprecharten die kalte Pisse oder kalte Seiche, der letzte und höchste Grad aber, wenn der Harn völlig zurückgehalten wird, die Harnverstopfung genannt wird, u. s. f. zu bemerken ist, wird im Art. Urin vorkommen.

Harn-Kraut, eine Benennung: 1. des Antirrhinum Linaria *Linn.*; s. Lein-Kraut.

2. Der Herniaria *L.* oder des Bruchkrautes; s. Th. VII, S. 20.

3. Der Ononis *L.*; s. Hauhechel.

4. Bey Einigen führt auch die Reseda *L.* diesen Namen, von welcher diejenige, welche bey uns wild wächst, und in der Färberey gebraucht wird. Reseda Luteola *L.* am häufigsten Wau genannt wird; s. in W. Das wohlriechende Harnkraut, Reseda odoratus *L.* welches in Aegypten einheimisch ist, ist unter dem Lat. Namen Reseda am bekanntesten.

Harnisch (*) Griech. und Lat. Cataphracta, Fr. Harnois, 1. Eine

(*) In den mittlern Zeiten der ersten Bedeutung, Harnachs, im Schwabensp. Harnasch, im mittlern Lat. Harnascha, im Engl.

1. Eine eiserne oder stählernen Bekleidung des ganzen Leibes und seiner Theile, wodurch man sich wider Schuß und Stich verwahret. Die ganze Rüstung, womit man sich vom Haupte bis auf die Füße bekleidet, wird der volle Harnisch genannt. Es besteht derselbe aus unterschiedenen Stücken, als: dem Helme, L. Galea, Fr. Casque, Haumme, womit man das Haupt bedeckt, daher er ehedem auch zuweilen unter dem Namen des Kopf- oder Hauptharnisches vorkam; dem Brustblecke, oder Brustharnisch, so fern diese Rüstung nur die Brust bedeckt, ehedem die Brünc, die Platte, Fr. Corselet, Ital. Corsaletto; den Armschienen, Fr. Brassards; und den Beinschienen, Fr. Tassettes, womit man diese Theile bedeckt. Jemanden in den Harnisch jagen oder treiben, im gem. Leben,

Engl. Harness, im Fr. Harnois, Harnas, im Span. Arnes, im Ital. Arnese, im Dän. und Schwed. Harnesk, im Isländ. Harneskia. Hickes leitete es von dem Goth. Hairns, das Hirn, Gehirn her, als wenn anfänglich nur allein der Helm den Namen des Harnisches geführt hätte, welches aber unerweislich ist. Wachters und Frischens Ableitung von ahren, ehern, eisern, Wallis. Hajarn, Eisen, Angels. iren, eisern, ist um ein gutes Theil wahrscheinlicher. Harnisch würde alsdann überhaupt ein jedes eisernes Geräth oder Werkzeug bedeuten, und daher ließe sich denn erklären, warum Arnese im Ital. noch jetzt von allerley Geräth gebraucht wird. Indessen muß doch auch das mittlere Lat. Garnachia, Garnacia, Guarnacia, Ital. Guarnaccia, in Betrachtung gezogen werden, welches sehr häufig vorkömmt, und ein langes Kleid bedeutet; man müßte denn beweisen können, entweder, daß dieses ein von Harnisch ganz verschiedenes Wort sey, oder daß man ein langes Kleid nur nach einer Figur einen Harnisch genannt habe. Das mittlere Lat. garnire, Fr. garnir, welches eigentlich bedecken, mit allem Nöthigen versehen, ausrüsten, bedeutet, ist bekannt. Davon bedeutete Garnisio, unter andern auch eine Art der Rüstung, welche vermuthlich nichts anders als ein Harnisch war; und von diesem Garnisio läßt sich sehr bequem sowohl unser Harnisch, als auch das vorhin gedachte Garnachia, ein langes Kleid, ableiten. Ueberdieß ist bekannt, daß der Harnisch keine deutsche Erfindung ist, sondern uns erst durch die Italiäner und Franzosen bekannt geworden, da man denn von ihnen zugleich den Namen mit angenommen haben kann.

ben, figürlich, ihn zornig machen, in Zorn setzen. In Harnisch gerathen, Fr. échauffer eu son harnois, in Zorn gerathen, sich entrüsten, hitzig werden.

Daher harnischen, mit einem Harnische versehen; bekleiden, von welchem aber nur das Mittelwort geharnischt, in Gestalt eines Bey- und Nebenwortes üblich ist. Ihre Geharnischte werden sich nicht wehren können, Jer. 51, 3. Geharnischt seyn. Geharnischte Reiter, welche am häufigsten Küraßier genannt werden.

Es werden die Harnische gemeiniglich aus Eisen oder Stahl, von eigenen Meistern oder Waffenschmieden, welche Harnischmacher oder Plattner (von Platte, der Brustharnisch,) genannt werden, und ehedem Harnischer hießen, verfertiget, und inwendig mit Leder oder Tuch gefüttert. Die Plattner oder Harnischmacher haben ein geschenktes Handwerk; und die Gesellen werden an denen Orten, wo sie zünftig sind, vornämlich aber in Wien, München, Dresden, Nürnberg, Hamburg und Danzig, ausgeschenket; wiewohl die Zahl derselben, weil ihre Arbeit nicht mehr so häufig, als vormals verfertiget wird, fast täglich abnimmt; daher sie es auch an einigen Orten mit den Polierern halten, ungeachtet diese von den Plattnern herstammen.

Die größte Kunst am Harnisch ist, ihn leicht, gemächlich anliegend, und dennoch schuß- und stichfrey zu machen.

Man hat auch Harnische von Leinwand, welche schußfrey sind, und durch besondere Zurichtung eines Leimes auf folgende Art gemacht werden. Man nimmt Hausblase und Fischbein, löset beydes auf, und drückt es aus, bis er klar wird; kocht es hernach, bis es die Consistenz des Honigs hat, tunkt Leinwand hinein, und läßt sie an der Luft trocknen. Wenn sie trocken geworden ist, bestreicht man sie noch einmal vermittelst eines Pinsels mit dieser Materie, und läßt sie

dazwi-

dazwischen immer wieder trocken werden. Eine solche Leinwand doppelt genommen, vertritt die Stelle eines eisernen oder stählernen Harnisches.

Im Bergbaue ist der Harnisch figürlich die Ablösung des Erzes von dem Gesteine, im Hängenden oder Liegenden. Der Gang führt einen glatten Harnisch, wenn er sich von dem Gesteine gut ablöset.

3. An den Stühlen der Flor- und Seidenweber, Bortenwirker ꝛc. versteht man unter Harnisch, Fr. Harnois, und bey einigen Arten der Weberey le corps, die sämtlichen Hochkämme mit ihren herab hängenden Litzen und deren Ringen (Schlingen); oder die Rahmen, die Arkaden, das Glasauge, die Ober- und Unterlitzen, zusammen genommen. Vielleicht aus dem Ital. Arnese, welches allerley Geräth und Werkzeug bedeutet. Bey den Damastwebern machen die Garnschnüre, welche die Kette hinten am Stuhle senkrecht durchschneiden, den Harnisch aus. Sie durchbohren ein hölzernes Bret, welches daher das Harnischbret oder die Planke genannt wird.

Harnisch-Bret, s. Harnisch 2.

Harnisch-Fisch, s. Panzer-Fisch.

Harnisch-Haus, ein veraltetes Wort, ein Zeughaus zu bezeichnen, welches noch Nehem. 3, 19. vorkömmt. 2 Kön. 20, 13. befindet sich auch das gleichfalls ungewöhnliche Harnischkammer, in der Bedeutung einer Rüstkammer. Ehedem, als die Harnische noch ein nothwendiges Stück der Rüstung im Kriege ausmachten, nannte man den Zeugmeister, oder Aufseher des Zeughauses, auch den Harnischmeister.

Harnisch-Macher, s. Harnisch 1.

Harnois, s. Harnisch.

Haro! das Harorufen, Fr. Clameur de Haro, heißt in der Normandie eine durch altes Herkommen privilegirte Art Zetergeschrey, oder Geschrey um Hülfe, da

diejenigen; denen auf eine gewaltsame Art Unrecht geschieht, auf öffentlicher Straße Haro! schreyen, welches Wort statt einer förmlichen Anflehung des landesherrlichen Schutzes gilt, und die Kraft einer gerichtlichen Citation hat, und denjenigen, über den es ausgerufen wird, augenblicklich zum Gefangenen des Königs macht.

Das Haro kann in der Normandie gegen jedermann, nur nicht gegen die zur Beytreibung der Steuern und Auflagen gesetzten Commis und Gerichtsbedienten gebraucht werden. In Civilsachen erkennt über das Haro zwischen Adeligen, oder zwischen Geistlichen, der Bailli royal, und zwischen Leuten vom Bürger- und Bauernstande, der Vicomte. In Criminalsachen aber erkennt Niemand, als der königl. Criminallieutenant und die Juges Haut-Justiciers, über das haro, es möge Adelige, oder Geistliche, oder Unadelige, oder auch solche Einwohner betreffen, die sonst ihrer Gerichtbarkeit nicht unterworfen sind. Gewissermaßen kömmt das haro mit dem niedersächsischen Jodute überein. Siehe Jodute. Mordio. Zetergeschrey.

Man hält dafür, daß das Wort Haro aus Raoul oder Rollo corrumpirt sey, welches der Name des ersten Herzoges von der Normandie gewesen, der sich durch seine Gerechtigkeitsliebe dergestalt bey seinen Unterthanen in Ehrfurcht gesetzt hatte, daß sie ihn noch nach seinem Tode, durch ein lautes Ausrufen seines Namens, um Hülfe anriefen. Seitdem die Normandie mit der Krone vereinigt ist, haben die Könige von Frankreich allen ihren Edicten, Ordonnanzen, Declarationen, Patenten und verliehenen Privilegien, die Clausel non obstant clameur de haro huius oefügt; denn das Harogeschrey schien anfänglich so große Autorität zu haben, daß Jemand, vermittelst dieses einzigen Wortes, die Vollziehung neuer Gesetze und Verordnungen hätte hindern können, wo ern darin nicht ausdrücklich gesagt war, daß im gegenwärtigen Falle das haro ungültig seyn soll.

Harpail,

Harpail, siehe Rudel.

Harpe, s. Harfe.

Harpon, s. Harpune. Klammer.

Harpune (*), (die) bey den Wallfischfängern, eine Art Wurfspieß, welche vorn mit etlichen Widerhaken versehen ist, und dem Wallfische und andern großen Fischen in den Leib geworfen wird, sie damit zu tödten. Dieser aus Eisen geschmiedete, dreyeckige Wurfspieß ist ungefähr 5 bis 6 Fuß lang, und hinten mit einem Ringe versehen, woran eine, 36 Fuß lange, weiße, geschmeidige und mit Theer nicht bestrichene, von dem stärksten Hanfe gemachte Leine gebunden wird, welche der Vorgänger oder Vorläufer genannt wird, und die man, wenn sich der verwundete Fisch, wie allemal geschieht, schnell in die Tiefe begeben hat, schießen läßt, um ihm zu folgen, bis er endlich abgemattet wieder in die Höhe kömmt; worauf man ihn, durch Einwerfung mehrerer Harpunen, vollends tödtet.

Daher harpuniren, Fr. harponner, den Wallfischen oder andern großen Fischen die Harpune in den Leib werfen, um sie zu tödten; und Harpunirer, Fr. Harponneur, ein Matrose, oder sonst einer vom Schiffsvolke, dessen Geschäft es ist, Wallfische oder andere große Fische mit Harpunen zu schießen.

Ein Mehreres hievon wird im Art. Wallfisch vorkommen.

Harpuniren, Harpunirer, } s. im vorhergehenden Artikel.

Figürlich wird auch eine Art amerikanischer Vögel mit einem langen pfeilscharfen Schnabel in Gestalt einer Harpune, womit sie aus der Luft auf die Fische zu-

(*) Im Franz. Harpon, im Engl. Harping, im Dän. Harpun, im mittlern Lat. Harpo, von Harpa, Griech. ἅρπη, eine krumme Eichel, eine Klaue, ein Haken. Bey einigen ist es männlichen Geschlechtes, der Harpun.

fahren, und ihn in ihren Leib stoßen, Harpunirer oder Harpunreiher, Jaculator, genannt. Diese Vögel haben nur kurze Füße, vorn mit drey, hinten mit einer Zehe; einen starken, breiten, und nach Proportion ihres Körpers großen Kopf, mit starken spitzigen Schnäbeln, wie eiserne Nägel.

Klein führt deren dreyerley Arten an: den schwarzen dessen Flügel aschgrau marmorirt sind; den dunkelgrauen, durch dessen Grau ein schmuziges Roth schimmert, und der einer Nelster an Größe gleicht; und den rothgekappten, dessen Kopf und Backen roth, Hals und Kehle grün mit Gelb gemischt, Rücken und Schwanz graugrün, und die Schwingfedern kastanienbraun mit weißen Flecken getiegert sind.

Harpyen, in der Fabellehre der Griechen, zwey, oder nach Andern drey Ungeheuer mit jungfräulichen Geschlechtern, schönen Haaren, und menschlichen Händen und Füßen; die Hände aber hatten fürchterliche krumme Klauen; die Ohren waren wie an den Bären; der ganze Leib und die Flügel mit Geyerfedern bewachsen. Ich thue ihrer hier deswegen Erwähnung, weil sie heut zu Tage noch bisweilen in der Baukunst und Bildhauerey zur Verzierung angebracht werden.

Sprichwortsweise sagt man von denen, welche gierig nach anderer Leute Gut streben, oder fremdes Gut an sich zu reißen gewohnt sind: sie sind wahre Harpyen, Fr. ce sont de vraies harpies. Denn, nach der Fabellehre, waren gedachte Jungfern dem thracischen Könige **Phineus** zugeschickt, um ihm die Speisen vor dem Munde wegzufressen, und gleich darauf ihn zu besudeln.

Harraß, (der) ein Gewebe aus Seide, Wolle und leinen Garn, entweder allein, oder mit einander vermischt: daher es eine Menge besonderer Arten dieses Zeuges giebt, wohin der Barchent, Berkan, Burat, Baierwand, Cardis, Engelsaat, Grobgrün, Satin, Vierdraht, u. a. m. gehören.

Es hat dieses Gewebe seinen Namen von der Stadt Arras in der Grafschaft Artois, aus welcher die ersten Zeugmacher dieser Art nach Deutschland gekommen sind. Im gem. Leben wird die erste Sylbe weggeworfen, und dieser Zeug nur Rasch genannt. Siehe dieses Wort.

Harsch (*) ist im gem. Leben für hart üblich, doch nur in solchen Fällen, wo die Härte von der Wegdünstung des flüssigen oder feuchten Körpers, oder von dessen Gerinnung herrührt. Eine Wunde bekömmt eine harsche Rinde. Eine Brodrinde ist harsch, wenn sie sehr trocken und hart ist. Im Oberdeutschen braucht man es auch für rauh. Eine harsche Haut, eine rauhe Haut. Selbst im figürlichen Verstande, eine harsche Luft, eine rauhe, herbe, unfreundliche Luft. Siehe auch Verharschen.

Harsch-Horn, s. Heer-Horn.

Harschlächtig, s. Herzschlächtig.

Harsela, ein Gewicht, womit zu Cairo in Aegypten die Seide gewogen wird. Solche Harsela hat 400 Dramme, und wiegt 2 Pfund 15 Loth in Hamburg.

Hart (**), L. durus, Fr. dur. 1. Eigentlich, wo es diejenige Eigenschaft der Körper bezeichnet, nach welcher

(*) Im Engl. harsh, harrisch, värrisch, im Schwed. harsk, im Nieders. barsch, basch. Es scheint zu hart zu gehören; denn die Verwechselungen des t und s oder sch sind in den Mundarten etwas sehr gewöhnliches.

(**) Von dem Alphabet. hardus, bey dem Vero und Otfried harto, im Nieders. hard und harde, im Angels. heard, im Isländ. hardur, im Dän. haard, im Schwed. härde. Ehedem bedeutete es auch groß, fest, stark, tapfer u. s. f. Das Span. harto ist noch für viel üblich, und das Franz. hardi, kühn, stammet gleichfalls davon ab. Das Griech. καρτερος, stark, tapfer, κάρτα, sehr, kommen genau damit überein, so wie das Lat. arduus selbst einige figürliche Bedeutungen beybehalten hat. Siehe auch Harsch und Herb. Für hart in der eigentlichen Bedeutung ist im Bergbaue auch gällig, klammgällig, klemmig, im Nieders. rog (Lat. rigidus) üblich, so wie man manche besondere Arten der Härte im Hochdeutschen durch harsch, spröde, zähe u. s. f. ausdrückt.

cher sie vermögend sind, einer leidentlichen Veränderung oder einem Stoße zu widerstehen, im Gegensatze des weich. In diesem schärfsten wissenschaftlichen Verstande ist ein jeder Körper hart, weil ein jeder ein gewisses Vermögen hat, einer leidentlichen Veränderung zu widerstehen. Allein im gem. Leben wird dieser Ausdruck allemal verhältnißweise gebraucht, und da bezeichnet es einen merklichen und hohen Grad dieses Vermögens, sowohl überhaupt, da er vermögend ist, den gewöhnlichsten Eindrücken mehr zu widerstehen als ein anderer Körper. So nennt man alle Steine hart, weil sie den gewöhnlichsten Arten des Stoßes widerstehen. Auf einen harten Ast gehört ein harter Keil. Als auch mit noch näherer Beziehung auf einen weichern Körper eben dieser Art. Eine harte Haut, harte Hände haben. Hartes Holz, wohin man eichenes, büchenes, ahörnes, birkenes Holz u. s. f. rechnet, im Gegensatze des weichen. Hart gesottene Eyer, harte Eyer, im Gegensatze der weich gesottenen. Das Fleisch ist hart gesotten, ob es gleich in Vergleichung mit Holz, Steinen u. s. f. weich genug ist. Harte Steine, nennt man in der Mineralogie diejenigen, welche sich nicht mit dem Messer schaben lassen, welche leztern weich genannt werden. Hartes Brod, eine harte Rinde, eine harte Schale. Ein hartes Wasser, welches viele erdige Theile bey sich hat. Hartes Getraide, siehe Hart-Korn. Zum harten Futter oder zum Hartfutter, rechnet man, in der Landwirthschaft, alles Getraide, mit Einschluß des Hafers und der Erbsen, im Gegensatze des rauchen Futters, d. i. des Strohes, Heues und Grummetes. Harte Schlacken, im Bergbaue, frische Schlacken. Hartes Bley, oder Hartbley, welches im Abtreiben von dem Silber geschieden wird. Hartes Geld, ganzes oder grobes Geld, im Gegensatze des einzelen Geldes oder der Münze. Zuweilen auch mit näherer Beziehung

ziehung auf die Empfindung. Diese Speise liegt hart im Magen. Auf der harten Erde liegen. Die Erde ist ein hartes Lager.

2. Figürlich, wo dieses Wort in sehr vielen uneigentlichen Fällen gebraucht wird, wo das Bild theils von dem Widerstande der harten Körper selbst, theils von der Mühe, die man anwenden muß denselben zu überwinden, theils endlich auch von der dadurch verursachten unangenehmen Empfindung entlehnt ist.

1) In Ansehung des Widerstandes harter Körper gegen eine leidentliche Veränderung.

(a) Vermögen oder Fertigkeit besitzend, den sinnlichen Eindrücken von außen zu widerstehen, oder solche nicht zu empfinden; in einigen Fällen. Hart gewöhnet seyn, den Eindrücken der Witterung, den Beschwerden widerstehen können, im Gegensatze des weichlich oder zärtlich. Ein Kind hart erziehen. Sich hart halten, nicht weichmüthig werden, im Niederf. aber auch, frisch und gesund seyn. Ein harter Schlaf, ein fester. Ein hartes Leben, im gem. Leben, ein zähes Leben, welches nicht leicht abzukürzen oder zu überwinden ist. Ein harter Bezahler, der schwer zur Bezahlung zu bringen ist.

(b) Im sittlichen Verstande. α) Eine harte Stirn haben, unverschämt seyn, Fertigkeit besitzen den Empfindungen der Scham zu widerstehen. β) Fertigkeit besitzend den Bewegungsgründen zu widerstehen, unbiegsam. Einen harten Kopf, einen harten Sinn, einen harten Nacken haben. Hart wider hart thut niemals gut, Sprichw. wofür man auch sagt, zween harte Steine malen selten klein. Siehe Hartnäckig. γ) Den Empfindungen des Mitleidens widerstehend, Fertigkeit besitzend, bey anderer Noth unempfindlich zu seyn, und in dieser Gesinnung gegründet; im Gegensatze des weich. Ein hartes Herz haben. Sich hart halten, nicht gerühret, nicht weichherzig werden.

Hart gegen Jemanden seyn, mehr in leidentlicher Bedeutung, so wie einem hart seyn, mehr thätiges mit in sich fasset, δ) Fertigkeit besitzend, den Glimpf, die Mäßigung in Beurtheilung des Verfahrens anderer und in dem Widerstande gegen ihr unrechtmäßiges Verhalten zu unterlassen, und in dieser Fertigkeit gegründet. Ein harter Richter. Eine harte Strafe. Jemanden sehr hart anreden. Eine harte Antwort. Einem harte Vorwürfe machen. Das ist zu hart. Herr, ich wußte, daß du ein harter Mann bist, Matth. 25, 24. Wo es oft ein glimpflicher und anständiger Ausdruck für grob ist. ε) Einen harten Kopf haben, in Niedersachsen, einen ungelehrigen, wofür man in Obersachsen sagt, einen schweren Kopf haben.

(c) Als ein Nebenwort wurde es ehedem auch häufig für sehr nahe gebraucht, weil in der Nähe der Widerstand allemal stärker ist; in welcher Bedeutung es aber im Hochdeutschen seltener zu werden anfängt. Hart an der Mauer wohnen. Die Niedersachsen sagen dafür dicht nach eben derselben Figur.

2) In Rücksicht auf die Mühe, welche man anwenden muß, den Widerstand harter Körper zu überwinden, mit Mühe verbunden; doch nur in einigen Fällen. Einen harten Leib, einen harten Stuhlgang haben; siehe Hartleibig. Das wird hart halten, es wird schwer, nicht anders als mit Mühe zu bewerkstelligen seyn. Hart hören, schwer, mit Mühe hören, etwas taub seyn; siehe Harthörig. Das geht ihm hart ein, sehr schwer.

3) In Rücksicht auf die Empfindung, wo es in vielen Fällen theils einen sehr merklichen Grad einer unangenehmen Empfindung bezeichnet, theils überhaupt für sehr gebraucht wird.

(a) In den schönen Künsten braucht man dieses Wort in vielen Fällen von solchen Fehlern, welche eine unan-

unangenehme Empfindung bey dem Zuschauer oder Zuhörer zurück lassen. Eine harte Schreibart. Eine harte Manier, ein harter Pinsel, bey den Malern, wenn die hellen Farben zu nahe an den dunkeln stehen und nicht gehörig vertrieben sind, imgleichen wenn die Umrisse nicht gehörig vermischt sind, welches auch trocken genannt wird; im Gegensatze der weichen oder sanften Manier.

Das Harte entsteht in der Malerey vornämlich aus dem Mangel der Harmonie, sowohl in Farben, als in Zeichnung; siehe oben, S. 29. Selbst da, wo ein Gegenstand gegen die andern nothwendig abstechen muß, wo folglich keine völlige Harmonie Statt haben kann, entsteht eine Härte, wenn dieses Abstechen zu plötzlich oder zu stark ist. Der Maler setzt in den verschiedenen Gründen des Gemäldes Gegenstände neben einander, welche durch ihr Abstechen die Haltung und die verhältnißmäßige Entfernung der Gründe bewirken sollen. Dieses Abstechen aber kann zu stark und übertrieben seyn; alsdann wird das Gemälde hart.

Je entfernter ein Gegenstand ist, je unbestimmter oder ungewisser werden die Umrisse, die seine Form bestimmen; und diese Ungewißheit betrifft auch die Farben, die Lichter und die Schatten. Wenn der Maler diese Dinge genauer bezeichnet, als die Entfernung es verträgt: so wird er hart. Durch genaue Beobachtung dessen, was zur Haltung und zur Harmonie gehört, wird das Harte vermieden. Es kömmt hiebey ungemein viel auf die Stärke des Lichtes an; bey ganz starkem Lichte wird alles härter, und bey gedämpften Lichte weicher. Am schwersten ist es also, das Harte bey starkem Lichte zu vermeiden, weil sich da die Schatten hart abschneiden. Ohne die höchste Nothwendigkeit muß der Maler keinen Gegenstand wählen, der bey hellem Himmel von der Sonne beleuchtet wird, und ein gedämpftes Licht ist überhaupt dem strengen allezeit vorzuziehen.

Ein Bildhauer arbeitet hart und trocken, wenn seiner Arbeit das Markige und die gehörige Politur fehlt.

(b) Ein wenig sauer, im gem. Leben. Das Bier schmeckt hart, wenn es anfängt sauer zu werden. Auf ähnliche Art sagten die Römer vinum durum. Siehe Härtlich und Härtling.

(c) In

(c) In einem sehr merklichen Grade unangenehm, schmerzhaft, empfindlich, beschwerlich, doch nur in einigen bereits eingeführten Fällen, in welchen man dafür auch schwer, und im gem. Leben zuweilen auch sauer braucht. Einen harten Fall thun. Eine harte Krankheit ausgestanden haben. Ich habe dafür hart genug büßen müssen. Das ist ein harter Gang. Harte Arbeit verrichten. Eine harte Dienstbarkeit, Sclaverey. Ein harter, sehr kalter, Winter. Es sind harte Zeiten. Eine harte, sehr unangenehme Nothwendigkeit. Ein hartes Schicksal. Hartes, stürmisches, Wetter auf der See. Ein Pferd trabet hart, geht einen harten Trab, wenn der Trab dem Reiter unangenehme Empfindungen macht.

(d) In noch weiterer Bedeutung, eine bloße Intension, einen hohen Grad der innern Stärke zu bezeichnen, in welcher Bedeutung es im Hochdeutschen größtentheils veraltet ist. Ein harter, heftiger, Streit oder Kampf. Mit harter Mühe, mit großer, schwerer Mühe.

Siehe auch Härte. Härten. Härtigkeit. Härtlich.

Hart, (der oder die) ein gebirgiger Wald; siehe Harz.

Hart Bley, siehe oben, S. 40.

Hart-Futter, siehe oben, S. 40.

Harthäutig, eigentlich eine harte Haut habend. Harthäutige Weinbeeren. Imgleichen figürlich im gem. L. Fertigkeit, Schläge, Ermahnungen und Bestrafungen nicht zu achten, wofür auch dickhäutig üblich ist.

Bey dem Rindvieh wird dasjenige Uebel, da die Haut des Viehes dergestalt fest mit den Rippen zusammen hängt, daß man sie nicht davon ab, und in die Höhe ziehen kann, mit dem Nameu der Harthäutigkeit belegt. Der Landmann behauptet, daß dieses Uebel einzig und allein von der groben Fütterung, wobey das Vieh zugleich Mangel an Salz leiden muß, verursachet werde. Nun ist zwar nicht zu läugnen, daß

der Mangel des Salzes oft eine Ursache dieser Krankheit seyn möge; doch glaube ich auch mit dem Columella, Lib. 6. Cap. 13, daß, wenn das Vieh vorher durch schwere Arbeit stark erhitzet, hierauf aber durch die Ruhe in der kalten Luft, oder im Regen und Schnee, jählings erkältet worden, eine kleine Entzündung in der Haut entstehe, und wenn diese wieder zertheilt ist, ein Zusammenwachsen mit den übrigen Theilen erfolge, und daß davon die Harthäutigkeit entstehe. Auch lehrt die Erfahrung, daß dieselbe nicht selten von andern vorhergegangenen Krankheiten, wobey das Vieh am Leibe stark abgezehrt und mager geworden, entstanden sey.

Wenn dieser Zufall schon lange gedauert hat, so ist derselbe unheilbar; im Anfange aber kann er durch den Gebrauch erweichender und anfeuchtender Mittel gehoben werden. Man giebt daher innerlich lauter warme erweichende Getränke und Nahrungsmittel, welche viele Feuchtigkeit enthalten, in großer Quantität. Dergleichen sind alle frische Pflanzen, die mit vielem Saft angefüllt sind, oder, in deren Ermangelung, wohl eingebrühetes und feuchtes Futter (Siede), mit Gerstenmehl bestreuet, und laulich. Zum Getränk dient Aleyenwasser, worin zugleich Oehlkuchen gekocht worden; alle diese Dinge aber müssen laulich, wenigstens nicht kalt, gegeben werden. Zum äußerlichen Mittel kocht man eine Handvoll Heusamen mit drey Quart Wasser, ungefähr ½ Stunde, seihet es durch Leinwand, und wäscht das Vieh täglich zweymal mit diesem lauwarmen Decoct. Zugleich aber zieht man diese also erweichte Haut öfters nach allen Seiten hin und her, und in die Höhe, damit auf solche Art das Zusammenwachsen gehoben werde. Alle Erkältung des Leibes, grobes und trocknes Futter, kaltes Getränk, starke Arbeit müssen, weil sie die Steifigkeit des Leibes vermehren, mit Sorgfalt vermieden werden.

Hart-

Hart=Heu, in einigen Gegenden ein Name des Hypericum *Linn.*; siehe Johannis=Kraut.

Bey einigen neuern Schriftstellern wird auch ein virginisches Staudengewächs mit vielen dem Fruchtboden einverleibten Staubfäden, Ascyrum *Linn.* Hartheu, nach Hrn. **Planer** Gartheil genannt. Linné erwähnt drey Arten, welche aber in hiesigen Gärten unbekannt sind.

Hart=Hobel, siehe unter Hobel.

Hart=hörig, hart, d. i. schwer, mit Mühe hörend, ein wenig taub. Daher die Harthörigkeit. Verschiedene, sowohl Arzeney- als mechanische Mittel dagegen, siehe im XVI. Th. S. 654, fgg.

Hart=Holz von Canada, Hopfen=Hainbuche; siehe Th. VII, S. 321.

Hart=hufig, einen harten Huf habend, besonders von den Pferden; siehe Huf.

Hart=klemmig, ein nur im Bergbaue übliches Wort. Hartklemmiges Gestein, welches sehr hart ist. Siehe Klemmig.

Hart=Korn, im gem. Leben hartes Korn oder Getraide, d. i. Gerste, Weizen, Rocken, im Gegensatze des weichen Kornes, d. i. des Hafers.

Im mittlern Lat. des 12ten Jahrh. schon Bladum durum, welches du Fresne sehr irrig durch tanum, siccum, erkläret, indem es in den beyden von ihm angeführten Stellen ausdrücklich dem Hafer entgegen gesetzet wird.

In Dänemark versteht man unter Hartkorn allen den Nutzen, welchen ein Landmann von seinem Grunde macht, die Fischerey so gar nicht ausgenommen, und nach welchem die dänischen Bauergüter ausgemessen sind.

Neue ökon. Nachr. 1 St. Lpz. 1763, 8. S. 46.

Hart=lehrig, der hart, d. i. schwer zu lehren ist, nicht leicht etwas bald zu fassen oder zu begreifen vermögend ist; wofür andere hartlernig brauchen. Daher die Hartlehrigkeit, oder Hartlernigkeit.

Hart-leibig, einen harten Leib habend; sowohl einen trocknen, harten, mit Mühe verbundenen Abgang der Unreinigkeiten durch den Mastdarm habend, als auch mit einer hartnäckigen Verstopfung des Leibes behaftet, wo die natürliche Ausdünstung durch den Mastdarm verhindert wird. Figürlich auch wohl im gem. Leben geizig, zähe, zurückhaltend im Bezahlen oder geben.

Hart-lernig, siehe Hart-lehrig.

Hart-mäulig, ein hartes, abgehärtetes Maul habend, welches vornämlich von Pferden üblich ist, wenn sie die Eindrücke des Zügels nicht leicht empfinden und befolgen; Fr. Cheval fort en bouche, oder fort en gueule. Daher die Hartmäuligkeit.

Hart-Meissel, siehe unter Meissel.

Hart-Monat, wird in und um Bremen der Februarius genannt.

Hart-näckig, (*) eigentlich, einen harten, unbiegsamen Nacken habend, doch nur im figürlichen Verstande, Fertigkeit besitzend, seine Meinungen und Entschließungen auch bey Entdeckung ihrer Unrichtigkeit oder Schädlichkeit beyzubehalten, und darin gegründet. Eine Meinung hartnäckig vertheidigen. Einen Streit hartnäckig fortsetzen. Nach einer noch weitern Figur zuweilen auch von leblosen Dingen, wenn sie aller Bemühung des Gegentheils widerstehen. Eine hartnäckige Krankheit. Von hartnäckigen Kopfschmerzen geplaget werden.

Hart-

(*) Im Schwed. hårdnackad, im Dän. haarnacket. Die Figur, welche in diesem Ausdrucke liegt, ist sehr alt und fast in allen Sprachen anzutreffen. Ich weiß daß du hart bist und dein Nacke ist eine eiserne Ader, heißt es schon Es. 48, 4. Das Griech. σκληροτραχηλος, die mittlere Lat. cervicatus, cervicosus, und Cervicositas, das Ital. cervicoso, das Lappländ. Navokos, das Ungar. Nyakos u. a. m. enthalten eben dasselbe Bild, welches von einem Zugochsen entlehnt ist, welcher wegen seines harten Nackens sich nicht anders als mit Mühe lenken läßt. Im Nieders. ist für hartnäckig dickdrewig und drifdeelig üblich.

Hart-Nägelchen, Hartnägelein, eine Art wilder Nägelein; siehe unter Nelke.

Hart-Reder, siehe das folgende.

Hart-Riegel. 1. Ein strauchartiges Gewächs, welches rundliche schwarze Beeren in kleinen Trauben trägt, welche im gem. Leben Hundsbeeren genannt werden, Ligustrum vulgare *Linn.* Es wächst auf den grobsandigen Hügeln und auf den Rainen, und hat ein sehr festes hartes Holz, daher es nicht nur den Namen Hartriegel bekommen hat, der im gem. Leben oft in Hartreder, Hartern, verstümmelt wird, sondern um eben dieses Umstandes willen auch Eisenbeerbaum, Beinhülsen, Beinholz, genannt wird. Weil er sich wie die Weiden verpflanzen läßt, und seine Blätter den Weidenblättern gleichen, so heißt er an einigen Orten Rainweide, und spanische Weide. Ich werde ihn im Art. Rainweide abhandeln.

2. An andern Orten ist der wilde Kornelbaum, Cornus sanguinea *L.* unter dem Namen des Hartriegels, Hartreders oder Harterns bekannt: gleichfalls seines festen Holzes wegen.

Hartroth, ist in Obersachsen von einer Art rother Weintrauben gebräuchlich, welche auch in warmen Sommern selten reif werden; zum Unterschiede von den Kurzrothen, feldrothen, ziegelrothen, zottelrothen und schleerothen Weinstöcken.

Hartschlächtig, siehe Herzschlächtig.

Hart-Stich, in dem Hüttenbaue, ein Stück Kupfer, welches, nachdem es geschmelzet worden, mit der Kelle ausgegossen ist.

Vielleicht ist es eine verderbte Aussprache des folgenden Wortes.

Hart-Stück, auf den Kupferhämmern geschmelzte Stücke Kupfers, so wie sie hernach unter den Hammer gebracht werden. Ein Hartstück abpochen, es in kleinere Stücke hauen. Die Hartstücke zuschroten, diese kleinere Stücke noch kleiner schlagen.

Hart-Werk, auf den Zinnhütten, dasjenige, was von dem kupferhaltigen Zinnsteine bey dem Schmelzen im Ofen zurück bleibt.

Harr, harr! ist ein Geschrey der Jäger, wodurch sie sich ihren Hunden melden.

Harz, der Harz (*) (mit einem langen a), ein gebirgiger Wald, oder waldiges Gebirge, eine ehedem allgemeine Benennung aller Gebirge dieser Art, welche jetzt als ein eigenthümlicher Name dem großen waldigen Gebirge übrig geblieben ist, welches sich aus des Fürstenthumes Wolfenbüttel Amte Langelsheim und der Gegend von Goßlar, durch den östlichen Theil des Fürstenthumes Grubenhagen, einen Theil der Grafschaft Wernigerode und des Fürstenthumes Blankenburg, bis in die Grafschaften Hohnstein und Stollberg, und bis Hazgerode im Fürstenthume Anhalt, erstreckt; welche Ausdehnung in die Länge ungefähr 12, die Breite aber 4 bis 5 Meilen beträgt. Dieser so genannte Harz oder Harzwald, L. Sylva Hercynia, Fr. Forêt Hercinie, theilt sich in der Grafschaft Wernigerode, wo-

(*) Im Oberdeutschen, wo dieses Wort mehrern gebirgigen Wäldern eigen ist, lautet es mit einer gewöhnlichen Verwechselung des t oder d mit dem Zischlaute, Hart oder Hard, und ist alsdann zuweilen weiblichen Geschlechtes, die Hart. Dahin gehören die Hart im Fuldaischen und Hirschfeldischen, so ein Stück des alten Buchwaldes ist, die Hart im Sundgau, unweit Mühlhausen, die Hart in Unter-Krain, der Susenhart im Brißgau, der Speßhart im ober-rheinischen Kreise, der Reinhart in Hessen, die Hönhart in Baiern u. a. m. Selbst der braunschweigische Harz lautet bey dem gemeinen Manne nur Hart. Daß dieses Wort sehr alt ist, erhellet aus den Schriften der Römer, welche aus diesem allgemeinen Nennworte sowohl den Sylvam Arduennam, als den Sylvam Hercyniam gemacht haben. Ohne Zweifel stammet dieses Wort mit dem Wend. Hora, Gora, eine Anhöhe, Berg, von dem Hebr. הר, ein Berg, ab. Sieht man auf den sehr gewöhnlichen Uebergang des r in l, so wird man auch das Wort Halde, und vielleicht auch Wald selbst mit zu dem Geschlechte dieses Wortes rechnen müssen. Merkwürdig ist, daß Hart in Oberschwaben auch ein Gebüsch, ein Gesträuch bedeutet.

wooselbst der höchste dazu gehörige Berg, nämlich der Brocken oder Blocksberg, L. Mons Bructerus, ist in den Ober- und Vor- oder Unterharz. Man muß aber diese Abtheilung mit einer andern gleichlautenden Eintheilung desjenigen Antheiles am Harze, welcher dem chur- und fürstlichen Hause Braunschweig-Lüneburg gehört, und welcher im besondern und engern Verstande der Harz genannt wird, nicht verwechseln. Von letzterm werde ich hier einiges, was hoffentlich seine Stelle in diesem Werke verdient, anführen.

Die Luft ist auf demselben kalt, so daß der Winter ordentlicher Weise ein halbes Jahr dauert. Es giebt auch auf demselben mehr Nebel, Regen und Schnee, als auf dem umliegenden ebenen Lande. Nichts desto weniger erreichen die Menschen, welche in solcher Luft auf der Erde, und nicht in den Gruben und Hütten, leben und zu thun haben, ein eben so hohes Alter, als auf dem ebenen Lande. Aus dem Getraide- und Obstbaue macht man hier nichts, weil beydes selten zur Reife kömmt: daher besteht die ganze Aernde in gutem Heu. Von der Waldung, welche die Berge bedeckt, besteht etwann $\frac{1}{3}$ aus Laub- oder hartem Holze, als: Eichen, Büchen, Aeschen, Aespen, Erlen, Birken u. s. w. hingegen $\frac{2}{3}$ aus Nadelholz oder weichem Holze, nämlich aus Tannen, welchen Namen man hier denjenigen Bäumen giebt, welche in Thüringen und andern Ländern Fichten genannt werden. Diese starke Waldung, welche an sich schon sehr wichtig ist, ist hier desto erheblicher, weil ohne dieselbe die Berg- und Hüttenwerke nicht bestehen könnten. Diese geben Ocher, Vitriol, Salpeter, Schwefel, Galmey und Zink, Kobalt, Bley, Glätte, Eisen, Kupfer, Messing, Silber, und etwas Gold. Man theilt, gedachtermaßen, den braunschweig-lüneburgischen Harz, in den Ober- und Unterharz, und also auch die Bergwerke in die ober- und unterharzischen. Der Oberharz mit seinen Berg-

wer-

Weken, Oeten und Holzungen, ist theils einseitig, oder gehört dem Churhause Braunschweig und Lüneburg allein zu, theils nach Maßgebung des Erbvertrages von 1635, und des hildesheimischen Recesses von 1649, gemeinschaftlich zwischen dem chur- und fürstlichen Hause, und zwar solchergestalt, daß jenes daran $\frac{5}{7}$, dieses aber $\frac{2}{7}$, und zugleich in dem ganzen gemeinschaftlichen Striche die Jagd und Mast auf gewisse Maße und nach gewissen Verträgen allein hat. Zu der Gemeinschaft gehören auch die Salzwerke bey Harzburg im Fürstenthume Wolfenbüttel, und zu Salzgitter im Bisthume Hildesheim. Der ganze Unterharz mit seinen Bergwerken ist gemeinschaftlich. Der ganze Harz wird durch Bergämter, Forstämter und Rathscollegia verwaltet. Der Bergämter sind 3; eins zu Clausthal für den einseitigen Harz, die Eisenhüttenwerke im Amte Elbingerode und im Solling oder bey Uslar, eins zum Cellerfelde für den gemeinschaftlichen Oberharz, und eins zu Goßlar für den gemeinschaftlichen Unterharz. Sie richten in allen Berg- und Hüttensachen, und den dabey vorfallenden Justitzsachen, und jedes ist in 2 Bänke abgetheilt, auf deren einen die Bedienten von der Feder, und auf der andern die vom Leder sitzen. Die beyden ersten Bergämter leisten nicht nur den Landesherrschaften, sondern auch den Gewerken (Theilnehmern der Bergwerke) die Eidespflicht, das dritte aber jenen allein. Der Forstämter sind 2; eins wird zu Clausthal für den einseitigen, und eins gemeiniglich zu Goßlar für den gemeinschaftlichen Harz gehalten. Beyde sind eigentlich für die Landesfürsten allein, bestehen hauptsächlich aus den Revier-Oberforstbedienten, und richten in allen Forst- und Gränz-Sachen. Die Rathscollegia in den Städten besorgen die Civil- und Criminal-Justitz, und die Polizeysachen. In dem Bergamte, Forstamte und Rathcollegiis auf dem einseitigen Harze, hat der Berg- oder Vice-Berghaupt-

Hauptmann im Namen des Landesherrn den Vorsitz; in den Bergämtern, Forstamte und Rathscollegiis des gemeinschaftlichen Harzes aber haben den Vorsitz die Berghauptmänner beyder Landesfürsten, und zwar ein Jahr um das andere, also, daß der churfürstliche in dem Jahre, welches eine gerade Zahl, der fürstliche aber in dem Jahre, welches eine ungerade Zahl ausmacht, das Directorium führt, welches darin besteht, daß die dirigirende Berghauptmannschaft jedesmal die Verordnungen und Bescheide ausfertigt, jedoch der nicht-dirigirenden erst zur Bestätigung vorlegt. Die Appellationen gehen an den Hof, welcher das Jahr das Directorium führen läßt, und daselbst finden die Sachen ihre endliche Entscheidung. Wenn Dienste in der Communion erlediget werden, präsentirt das Directorium Personen zu denselben an das Non-Directorium, welches den Vorschlag gemeiniglich billigt.

Was die Ausbeute der Bergwerke des Harzes betrifft, so gaben die einseitigen Bergwerke um das Jahr 1724, an Silber, Kupfer, Eisen, Bley und Glätte jährlich ungefähr 706125 Rthlr. Ausbeute, wovon, nach Abzug der Unkosten oder Zubuße, der Ueberschuß für die Landesfürsten etwann 163000, und für die Gewerken 120567 Rthlr. betrug. Die gemeinschaftlichen Bergwerke gaben an den eben genannten Erzen jährlich ungefähr 286000 Rthlr. Ausbeute, wovon der Ueberschuß für die beyden Landesfürsten etwann 53000, und für die Gewerken 19707 Rthlr. ausmachte. Die gemeinschaftlichen unterharzischen oder rammelsbergischen Bergwerke, gaben an Gold, Silber, Kupfer, Bley, Glätte, Schwefel, grünem und weißem Vitriol, Zink und Pottasche, auch Messing und Salz, jährlich etwann 180608 Rthlr. Ausbeute, wovon ungefähr 96000 Rthlr. Ueberschuß blieben. Es brachte also der ganze Harz jährlich etwann 1172733 Rthlr. Ausbeute, worunter für 2880 Rthlr. Gold, welches zu Ducaten vermünzet

münzet ward, und für 802860 Rthlr. Silber war, und nach Abzug der Unkosten blieben 4252700 Rthlr. Ueberschuß oder Vortheil. Die übrige Summe von der Einnahme dient zur Erhaltung des Harzes, und geht vornämlich für Lebensmittel in die umliegenden Länder, insonderheit nach Halberstadt, Quedlinburg, Nordhausen, und in das Fürstenthum Anhalt. Die Landesfürsten kaufen den Gewerken die Bergwerksproducte für einen gewissen Preis ab. Das Silber wird gleich auf dem Harze vermünzet; die übrigen Waaren nimmt die Berghandlung zu Hannover und Wolfenbüttel für den gesetzten Preis vors erste an, liefert hingegen Talg, Leder und andere Sachen für die Bergwerke für einen festgesetzten Preis, und berechnet alsdann die Summe, für welche jene Waaren theuer ausgebracht, und diese wohlfeiler, als sie von den Gewerken bezahlt werden, eingekauft worden sind, als Gewinn, welcher für die Landesfürsten etwas ansehnliches beträgt.

Etwas vom Bergwerke des einseitigen Harzes, st. im 56 St des Hannov. Magaz. v. J. 1779.

Generale-Haushaltungsprincipia vom Berg-Hütten- Salz- und Forstwesen, in specie vom Harz, aufgesetzt von Christ. Bösen. Lpz. u. Frf. 1753. f. 2 A.

Ant. Fr. Büschings Nachricht von dem Ursprunge der unter- und oberharzischen Bergwerke, st. im 36 u. 37 St. der Hannov. Beytr. z. M. und Vergn. v. J. 1760.

Acta historico-chronologico-mechanica circa Metallurgiam in Hercynia superiori. Oder, historisch-chronologische Nachricht, und theoretische und practische Beschreibung des Maschinenwesens und der Hülfsmittel bey dem Bergbau auf dem Oberharze, darin ins besondere gehandelt wird von denen Maschinen und Hülfsmitteln, wodurch der Bergbau gefördert wird, als von dem Markscheiden, Schacht- und Gruben-Bau, von Bohren und Schießen, von den Maschinen und Vorrichtungen, das gewonnene Erz zu Tage zu bringen, von den Maschinen, wodurch das Erz zu Sand gestossen wird, oder von Puchwerken und der Puch-Arbeit, von den Maschinen in der Hütte, aus den Erzen Silber, Bley, Glötte und Kupfer zu schmelzen, und von der gesammten Hütten-Arbeit nach einander, von den Münzmaschinen, das Silber fein zu brennen, und zu Geld zu vermünzen. Ausgefertiget von Henning Calvör. Erster Theil. Braunschw. 1763. f 2. A. 8 B. n. 20 K. T. Zweyter Theil, 3 A. 11 B. n. 28. K. T.

Eb. Deff. historische Nachricht von der Unter- und gesamten Oberharzischen Bergwerke überhaupt, auch verschiedener, zu den letzten gehörigen insonderheit, ersten Aufkunft, deren Auflaß und Wiederaufnehmungen, wie auch der wiederaufgenommenen oberharzischen Bergwerke Beschaffenheit, seit den ersten Zeiten bis zum Schluß des Jahres 1760. Brschw. 1767, f.

Franz Ludw. Cancrinus Beschreibung der vorzüglichsten Bergwerke in Hessen, in dem Waldecklschen, an dem Harz, in dem Mansfeldischen, in Churfachsen und in dem Saalfeldischen. Frf. M. 1767, 4. 2 A. 8 B. u. 11 K. T.

Nachricht vom Strasbergischen Grubenbau, ertheilt von Joach. Fr. Sprengel, st. im 1. St. des 8. B. des Hamb. Magaz. S. 63—73.

Eb. Deff. Nachricht von Strasbergischen Puch- und Hüttenkosten, st. im 3. St. des 9. B. deff. S. 293—300.

Eb. Deff. Beschreibung der Harzischen Bergwerke, nach ihrem ganzen Umfange. Berl. 1753, 8. 11 B.

Die Einwohner des Harzes bestehen in Bergleuten, Hüttenleuten, Waldleuten, Fuhrleuten, und den nöthigen landesherrschaftlichen Beamten und Bedienten, Predigern, Schullehrern, Künstlern, Handwerkern und Kaufleuten. Sie geben weder Licent noch Contribution, sondern die Abgaben bestehen bloß darin: 1) daß in den Städten ein so genanntes Pfarrgeld gegeben, und zur Erhaltung der Kirchen und Schulen verwendet wird, indem der Besitzer eines eigenen Hauses, oder ein jeder Bürger, er möge ein Bedienter oder Berg- und Handwerksmann seyn, z. B. zu Clausthal, 1 Rthlr., zu St. Andreasberg 1 Rthlr. 9 Mgr. und zu Altenau 1 Rthlr. 20 Mgr., ein Hausgenoß aber am ersten Orte ½ Rthlr., am andern 22 Mgr. 4 Pf., und am dritten Orte 22 Mgr. erleget: 2) daß zum Behuf des Bergbaues eine andere Abgabe entrichtet wird, welche man zu St. Andreasberg Zubuße, und zu Altenau Stollengeld nennet. Jene beträgt für einen Handwerksmann, der ein Brauhaus hat, jährlich 2 Rthlr. 6 Ggr., für einen Berg- und Hüttenmann, der ein Brauhaus hat, 1½ Rthlr., für das Haus eines Handwerksmannes, welches die Braugerechtigkeit nicht hat, 12 Ggr., und für der Berg- und Hüttenleute Häuser gleicher Art, nichts. Zu Altenau beträgt das Stollengeld

Geld für ein Bürger- und Brauhaus jährlich 1 Rthlr. 2 Ggr., für einen jeden Handwerksmann, er sey Bürger oder Hausgenoß, 8 Ggr., von einem Pferde, welches nicht in der herrschaftlichen Fuhre geht, 8 Ggr., und von einer Kuh eben so viel; 3) daß von auswärtigem Biere eine geringe Accise gegeben, aber wieder zum Bergbaue und zum eigenen Unterhalt der Berg- und Hüttenleute mit verwandt wird; und 4) daß die Handwerksleute zu Clausthal etwas weniges zur Unterhaltung der daselbst einquartierten Besatzung von 40 Mann geben. Die Berg- und Hüttenleute des einseitigen Harzes können aus dem Magazine zu Osterode und die vom gemeinschaftlichen Harze aus dem Magazine zu Goßlar den Himten Rocken für 16 Ggr. erhalten, er möge auch noch so hoch im Preise seyn.

Auf dem Oberharze sind die dasigen Bergwerke in gewisse Züge abgetheilt; zu jedem Zuge gehört eine Anzahl Gruben, zu jeder Grube aber eine Anzahl Kuxe oder Antheile. Die Gruben sind entweder Ausbeut- oder Freybau- oder Zubußgruben. Eine jede Ausbeutgrube hat 130 Kuxe, wovon auf dem einseitigen Harze 4 dem Landesfürsten, 1 der Kirche, und 1 der Stadt, wo sie ist, auf dem gemeinschaftlichen Oberharze aber 124 den Gewerken, 1½ der Kirche, 1½ der Kämmerey, und 3 dem Landesfürsten, zugehören. Eine Freybaugrube enthält 128 Kuxe, und liefert so viel Erz, daß sie frey gebauet wird. Eine Zubusgrube enthält 128 Kuxe, von welchen die Gewerken 124 verzubußen, und 4 dem Landesfürsten frey bauen.

Der Oberharz wird, gedachtermaßen, eingetheilt: 1) in den einseitigen, welcher Churbraunschweig und Lüneburg allein zugehört, und auf welchem folgende Oerter liegen: Clausthal, der Sitz des churfürstl. Bergamtes, und einer Münze, in welcher nach dem Leipziger Fuß jährlich 4 bis 500000 Rthl. an Silber-Currentgelde geprägt werden; Altenau; St. Andreasberg, wo eine Silberhütte ist; Buntebock; Lerbach und Sieber. 2) In den gemeinschaftlichen, welchen das chur- und fürstliche Haus Braunschweig und Lüneburg in Gemeinschaft besitzen, und wohin folgende Orte gehören: Cellerfeld, der Sitz des gemeinschaftlichen Bergamtes, und einer gemeinschaftlichen Münze, in welcher jährlich 250000 bis 300000 Rthl. silberne Currentmünzen nach dem Leipz. Fuß geprägt wer-

werden; Grund; Wildeman, wo eine Silberhütte ist; Lautenthal, ebenfalls mit einer Silberhütte; Schulenberg, gleichfalls; Bockwiese und Hahnenklee.

Der Unterharz, oder Rammelsberg, ist ein steiler hoher Berg von zimlichem Umfange, nahe bey der Reichsstadt Goslar. Er gehört dem chur- und fürstlichen Hause gemeinschaftlich. Die Erze desselben sind so fest, daß sie mit Schlägel und Eisen allein nicht wohl gewonnen werden können, daher vor den Klüften und Gängen Feuer angeleget wird, welches sie losbrennt. Die rammelsbergischen Bergwerke geben Bley, Kupfer, Cementkupfer, Silber, etwas Gold, Glätte, Galmey, Zink, Schwefel, Atramentstein, Vitriol und Ocher. Auf dem Rammelsberge sind 12 Gruben, von welchen der Magistrat zu Goslar 4, wiewohl mit Schaden, bauet, weil er von dem gewonnenen Erze den Landesherrn einen Theil umsonst liefern, alles übrige aber denselben für den alten verglichenen Preis, der jetzt zu geringe ist, verkaufen muß, um seinen Forst, welchen er unter diesen Bedingungen besitzt, zu behalten. Die rammelsbergischen Erze werden auf folgenden Hütten zu gute gemacht; nämlich: auf der Ocher- oder Frau Marien Seigerhütte bey Goslar, Silber, Bley, Kupfer, und die übrigen genannten Mineralien, es wird auch Messing daselbst gemacht; auf der Herzog Julius Hütte, und auf der Frau Sophien Hütte bey Astfeld, Silber und Bley. Den einen Antheil, den die erste Hütte liefert, rechnete man 1777 nur auf 8000 Rthlr.

Ge. Heinr. Behrens curiöser Harzwald. Nordhaus. 1703, 4.
Die Alterthümer des Harzes, aus Zeugnissen bewährter Schriftsteller, größtentheils aber aus ungedruckten Urkunden zusammen getragen von Rud. Leop. Honemann. 4 Theile. Clausthal 1754. 1755, 4. 4 A. 7 B.
Jul. Bernh. von Rohr geographische und historische Merkwürdigkeiten des Vor- oder Unter-Harzes. Frf. und L. 1736, 8. 2 A. 5 B.
Eb. Dess. geograph. und historische Merkwürdigkeiten des Oberharzes. Frf. und L. 1739, 8. 1 A. 14 B.
Die Naturgeschichte und Bergwerksverfassung des Oberharzes, beschrieben von Jo. Fr. Zückert. Berl. 1762, 8. 20 B.
Eb. Dess. Naturgeschichte einiger Provinzen des Unterharzes. Berl. 1763, 8. 14 B.

Harz (*), das Harz, L. Resina, Fr. Resine, eine fette öh-

(*) Schon in Borhorns Glossen Harz, im Nieders. Haarpeus, welches aber gemeiniglich ein Gemenge von Pech, Theer und

öhlichte Materie, die als ein Saft, aus verschiedenen Bäumen, als: Fichten und Tannen, dem Lorbeerbaume, der Cypresse, den Terpenthinbäumen ꝛc. entweder von selbst, oder durch die darein gemachten Risse, dringt, und in Oehl und fettigen Materien leicht zergeht. Man hat zweyerley Sorten davon, nämlich: flüssiges, und hartes oder trocknes. Das flüssige wird so, wie es aus dem Baume gekommen ist, aufbehalten, und Terpenthin genannt; siehe Th. 1, S. 78, fgg. Die zweyte Sorte ist von der ersten nur darin unterschieden, daß sie von der Sonne oder durch das Feuer trocken und dürre gemacht worden ist. Der Unterschied des Harzes von dem Gummi besteht darin, daß jenes viel öhlichter ist, sich leichter zerreiben läßt, und auch gar bald in Oehl und andern fetten Dingen zergeht; da hingegen das Gummi nicht anders als in wässerigen und salzigen Säften, dergleichen z. B. der Wein, der Essig und der Saft aus den Kräutern ist, aufgelöset werden kann.

Ein weniger bekanntes, kräftiges Auflösungsmittel, besonders für die Harze, ist folgendes. Man reverberirt 4 Unzen Braunstein mit 3 Theilen Schwefel in wohl verschlossenen Gefäßen einige Stunden. Auf den erhaltenen braunrothen Körper gießt man 3 Pfund Weinessig, und digerirt es 8 Tage. Dieser vitriolartige Körper löset, vermittelst des Reibens in einem gläsernen Geschirre, die mehresten Harze auf.

In weiterer, aber nicht so richtiger Bedeutung pflegt man zuweilen alle verhärtete schleimige Säfte des Pflanzenreiches, welche im eigentlichsten Verstande Gummi heißen, Harz zu nennen, daher das Kirschgummi oft unter dem Namen des Kirschharzes vorkömmt.

und Harz ist, daher die letzte Sylbe pens, zu Pech, Pix, zu gehören scheint, im Dän. Harpix, Schwed. Härpös, Isländ. Harpeis. Helwig glaubt, daß es durch Versetzung der Buchstaben aus dem Hebr. רצף entstanden sey. Frisch leitet es von dem Griech. ῥητινη, L. Resina, ab; Ihre aber von hart, da es denn eigentlich einen verhärteten Saft bezeichnen würde.

Das Harz in Blasen, L. Resina in vesicis, ist ein aus den Harzbäumen, insonderheit der Roth- oder Harz-Tanne, Abies picea *Linn.* gesammeltes, geschmolzenes und in Blasen gegossenes Harz, dergleichen sehr viel aus Thüringen kömmt, und wovon ich in gegenwärtigem Artikel handeln werde.

Ob gleich das Harz von selbst aus den Bäumen fließt, so ist doch am besten, seinen Ausfluß zu befördern, damit man desto mehr bekomme; ja es muß dieses, bey der Rothtanne, an vielen Orten, wegen der Menge des Harzes geschehen, welches die schönsten und im besten Wachsthume stehenden Bäume sehr leicht erstickt, daß ganze Orte deshalb vertrocknen. Es ist also durchaus daselbst nothwendig, auch alsdann eine der besten und beständigen Nebennutzungen in der Forstökonomie. Diese Arbeit, welche insonderheit im Bayreuthischen und an der böhmischen Gränze sehr üblich ist, und bey den dortigen großen Waldungen eine beträchtliche Einnahme bringt, wird das Harzen, Harz scharren, Harz schaben, Harz reißen, härzern, lachen, pechen, picheln ꝛc. und diejenigen Personen, welche ein Geschäft daraus machen, das Harz von den Harzbäumen zu scharren, und Pech daraus zu brennen, werden Harzreißer, Harzschaber, Harzscharrer Pechhauer, Scharrer und Pecher, genannt. Die kurzen Röcke von grober Leinwand, welche bis auf den Nabel reichen, und von den Harzscharrern bey dem Harzen angezogen werden, ihre andere Kleidung zu schonen, heißen Harzkappen.

Das Harz befindet sich das ganze Jahr hindurch in dem Stamme. Viele glauben zwar, daß dasselbe zu der Zeit, da sich die Kälte einstellt, zurück in die Wurzeln trete; allein, dieses ist unrichtig. Bey der strengen und kalten Witterung des Winters, gerinnt das Harz nur in dem Baume. Um sich hievon zu überzeugen, darf man nur zur Winterszeit einen Ast von

einem

einem Baume abhauen, wo die Sonne darauf scheint, so wird man finden, daß der Saft von der darauf fallenden Sonnenwärme wieder ganz lebendig werden, und durch die Oeffnung des Schnittes dringen wird; zu einem offenbaren Beweise, daß das Harz noch in dem Stamme, ob gleich erstarret, geliefert oder geronnen, und also nicht in die Wurzeln zurück getreten sey.

Am meisten befindet sich solches Harz zwischen Holz und Rinde, und etwas weniges desselben zwischen den so genannten Jahrzirkeln oder Ringen. In dem Kerne des Baumes aber ist nicht das geringste, ja nicht einmal eine Spur davon anzutreffen. Je älter der Baum wird, desto trockner ist das Holz von dem Kerne heraus, und das Harz alsdann bloß zwischen den äußersten Jahrzirkeln, vornämlich aber zwischen dem Holze und der Rinde, zu finden.

Weil natürlicher Weise mit dem Harze, welches durch das Reißen des Baumes abgezapfet wird, ein Theil der Nahrung weggeht, so daß der Baum nicht mehr so gut wächst, und eher ausgehen muß, als wenn man ihn unverletzt gelassen hätte: so greift man mit dem Harzreißen nicht gern junge Bäume an, die nicht wenigstens ½ Elle, oder 10 bis 15 Zoll, im Durchmesser haben, zumal, wie die Erfahrung gelehrt hat, die Bäume desto kürzere Zeit aushalten, je jünger sie sind wenn sie geharzet werden. Dagegen aber können alle dickere, bis auf die dicksten Fichten geharzet werden, ob gleich bey diesen letztern die Rinde sehr dick ist, und die Sammlung des Harzes beschwerlich macht: aber Bäume mit dicker und rauher Rinde haben auch mehr Harz als die mit dünner Rinde. Damit die Harzreißer keine Bäume reißen (lachen), welche noch in ihrem Wachsthume stehen, pflegt man den Forstbedienten besondere eißerne Meßringe, welche Lachringe (*) genannt werden,

(*) Nicht Lockringe, wie in Hrn. Prof. Gleditsch Forstwissenschaft, S. 483, steht, und vermuthlich ein Druckfehler ist.

den, zuzustellen, welche die Dicke der Bäume, so zu reißen erlaubt sind, anzeigen. Es ist auch billig, und zu Erhaltung eines Forstes höchst nöthig, die schönsten Stämme, die zum Bauen oder zu anderm Gebrauche dienlich sind, zu schonen, und bey den schlechten und krummen Bäumen zu bleiben.

Wird das Holz, wenn es noch in dem besten Wachsthume ist, gerißen, so hört nicht nur das Wachsen auf, sondern in 10 bis 12 Jahren wird auch der Kern roth, und die Fäulung folgt kurz darauf, wenigstens an dem Stamm-Ende, so weit der Harzriß gegangen ist. Mithin ist hernach dieses Holz zum Bauen gar nicht, zum Brennen und Verkohlen aber nur von halbem Nutzen. Wenn hingegen das Fichten- oder Rothtannenholz ausgewachsen, und man entschlossen ist, dasselbe in 4 oder 5 Jahren zu hauen: so kann es ohne Bedenken gerißen, und Harz daraus gezogen werden. Es wird alsdann zum Bauen, Brennen und Verkohlen, seine gehörige Güte noch haben.

Das erstemal, daß ein Baum oder ein ganzer Strich in einem Forste geharzet werden soll, ist am besten, solches im Frühlinge zu verrichten, nachdem die Kälte aus den Bäumen ist, oder vielmehr, in Betrachtung der Ungleichheit der Gegenden, wenn die Bäume Saft bekommen, und der Saft in vollem Gange ist; denn alsdann dringt nicht nur das Harz sogleich heraus, und überzieht die gemachte Wunde am Baume, sondern es dient auch dieses zu desto längerer Erhaltung des Baumes, weil die Wunde offen bleibt, wenn das Reißen zu anderer Zeit geschieht, wovon der Baum faulet. Dieses Harzen geschieht das erstemal am bequemsten mit einer Axt, mit der man nicht nur die äußere Rinde abschälet, sondern auch so tief in den Baum hinein hauet, daß eine Wunde von 2 Querfinger, von oben herunter, so weit man mit der Axt reichen kann, 3 bis 4 Ellen, und bis auf $\frac{3}{4}$ von der Erde herunter, gemacht wird; diese Höhe von $\frac{3}{4}$ wird nur, um bequemerer Einsammlung des Peches willen, unverletzt gelassen. An jedem Baume macht man wenigstens

stens zwey solche Wunden auf jeder Seite, welche jährlich mit zwey vermehret werden können, bis der Baum 6 oder 7 Wunden bekommen hat, nachdem man nämlich bemerkt, daß ein Baum mehr fließt, als ein anderer; denn alsdann macht man gern mehr Wunden. Einige pflegen gewisse Seiten zur Verwundung des Baumes auszusuchen, z. B. die östliche, westliche, südliche, und lassen die nördliche unberührt. In kalten Ländern möchte solches auch wohl in Acht zu nehmen seyn; sonst aber, außer dem daß die Nadelbäume, ihres öhlichten Wesens wegen, der Kälte besonders widerstehen, so daß die Nadeln auf einmal nicht alle abfrieren, wäre es auch nicht undienlich, der Lage wegen zuweilen einige Veränderung mit den Wunden zu machen, so, daß der Baum, der sich an der südlichen Seite eines Berges befindet, eher an seiner nördlichen als südlichen Seite verwundet würde, weil der Baum daselbst mehr von der Wärme der Sonne, als von der Kälte des Nordwindes, zu befürchten hat.

Wer auf das Harz sehr genau Achtung geben will, daß nichts davon verloren gehe, besonders wenn heiße Sommer einfallen, oder wenn die Bäume in einem lichten Walde der Sonne ausgesetzt stehen, da das Harz an der Wurzel des Baumes hinunter auf die Erde zu laufen pflegt, der kann an der Wurzel und dicht unter dem Ende der Wunde Schalen anbinden, woran sich das Harz setzt.

Jeder Baum, oder jeder Waldstrich, der auf diese Art zugerichtet ist, ließe sich wohl jedes Jahr reißen; aber man hat sowohl zur Erhaltung der Wälder, als auch, weil man mit gleicher Mühe nur die Hälfte des Harzes bekam, für gut befunden, nur über das andere Jahr zu reißen. Der Sommer ist wohl die bequemste Zeit dazu. Damit aber das Harz von der Wärme nicht allzuweich werde, sondern ein wenig gerinnen könne, stellt man das Reißen nicht gern eher, als im Septem-

ber,

ber, an. Indessen hat man sich bey großen Wäldern mit wenigen Leuten nicht so genau an die Zeit zu binden, sondern kann den ganzen Sommer durch reißen. In warmen Ländern geschieht das Reißen vor Johannis, ehe sich die starke Hitze einstellt.

Zum Reißen, wobey die Absicht ist, nicht nur das ausgelaufene Harz aus den Lachen zu schaben, sondern auch die Wunde von neuem aufzureißen, ist am besten, sich mit einem scharfen krummen Messer zu versehen, welches das Harzmesser, die Harzscharre oder Pechscharre genannt wird, und auf verschiedene Art gemacht werden kann, wenn es nur auf beyden Seiten scharf, und so stark ist, daß es das Harz abschaben, und die Wunde zwischen der Rinde und dem Baume etwas aufreißen kann. Wenn das Messer von der Gestalt gemacht wird, wie Fig. 1235 zeigt, daß es 1½ Zoll breit, ½ Z. in der Mitte dick ist, (s. Fig. A, welche den Durchschnitt vorstellt,) und zwo Schärfen hat, welche gegen die Spitze rund zusammen laufen, s. Fig. B, von der Spitze bis an den Griff aber ungefähr 1 ½ Viertel lang ist, wo es mit einem eisernen Ringe in einem, 7 bis 8 Viertel langen, Griffe wohl befestigt sitzt: so scheint es am dienlichsten zu seyn. Zum Auffangen des ausgeschabten Harzes, hat man ein, unten spitziges und oben weites, Behältniß von Sperberbaum oder Fichtenrinde, die Harzmeste genannt. Man setzt dieses Gefäß unter die Wunde auf die Erde an den Baum, und macht das Harz vermittelst des Harzmessers an seinem Griffe los; mit der Schärfe des Messers aber schabet man auf beyden Seiten um die alte Wunde auf und nieder, so stark und tief, daß nicht nur das Harz, welches längs der Wunde sitzt, sondern auch kleine Späne vom Baume mit folgen, und etwas von der Rinde auf beyden Seiten an der Wunde abgeht, womit zugleich die neue Verwundung verrichtet ist. Das Abgeschabte fällt in die Harzmeste nieder,

worin

worin man auch dasjenige, was an den unten angesetzten Schalen stehen geblieben ist, sammelt. Solchergestalt wird die Wunde jährlich breiter und tiefer, und muß daher jedesmal so viel abgenommen werden; wenn sie aber gar zu tief, und mit der Rinde überzogen wird, daß man das Reißen mit dem Messer nicht bequem verrichten kann, so ist es am besten, diese Wunde zu verlassen, und, wofern Raum dazu übrig ist, eine neue daneben zu machen.

Bemerkt man währendem Reißen, daß das Harz nicht überall um die ganze Wunde, zwischen Rinde und Holz heraus gedrungen ist, sondern, daß eine oder mehrere Stellen gleichsam trocken und wie mit brauner Farbe angelaufen sind: so müssen diese Stellen mit dem Harzmesser wieder aufgerissen werden, weil sonst an der ersten Stelle kein Harz mehr hervor kömmt: ist aber der Baum schon so alt, daß er absterben will, so hilft kein Verwunden mehr, sondern es ist am rathsamsten, den Baum so bald, als möglich, zu dem Gebrauche, wozu er dienlich ist, zu fällen.

Das vorerwähnte Gefäß, die Harzmeste, wäre wohl am besten auf die Art zu machen, daß man die Rinde auf ein Bret, mit dem breiten Ende oben, und mit dem schmalen unten, befestigte, worauf man die Rinde dergestalt gleich machen muß, daß das Gefäß auswärts weit, um den Rand mit hölzernen Sprossen verwahret, und niederwärts enge werde; auf welche Art es am besten an dem Baume liegt.

Diese Gefäße leeret man in andere größere Gefäße aus, die von Fichtenrinde gemacht sind, und das Ansehen eines großen Ringes, von 6 bis 7 Viertel im Durchmesser, haben, und 3 bis 4 Viertel hoch sind. Man stellt sie auf einen ebenen Platz auf dem Grase oder auf der Erde im Walde. Nachdem sie gefüllt sind, tritt man das Harz mit nassen hölzernen Schuhen, oder quetscht es mit hölzernen Stämpeln zusammen. Wenn die Gefäße ganz voll sind, bedeckt man sie mit starken Aesten, Scheiten oder Steinen, theils um den Regen

ab-

abzuhalten, theils auch es dahin zu bringen, daß das Harz sich fest zusammen setze, da man denn hernach den ganzen Klumpen ohne ein anderes Gefäß fortbringen kann.

Wie lange ein Baum bey solchem Reißen dauern könne, beruhet vornämlich auf dem Alter des Baumes, wenn man ihn zu reißen angefangen hat. Diejenigen, welche jährlich damit umgehen, behaupten, sie hielten ein völliges Mannsalter, 60 bis 70 Jahre, aus. Weil aber allezeit junge Bäume aufwachsen können, so bald die alten ihnen Platz gemacht haben: so ist es nicht nöthig, den Baum zu reißen, bis er ausgeht, sondern er kann zuvor, sowohl zum Bauen als zum Verkohlen, gefället werden. Das untere Ende des Baumes, so weit die Wunde gegangen ist, wird sehr uneben, vornämlich wenn das Reißen viele Jahre nach einander geschehen ist, und dient nicht allemal zu Bauholz; wie auch 2 oder 3 Ellen oberhalb der Verwundung, denn da fängt gemeiniglich eine Fäulniß von 1 bis 8 Zoll tief in dem Baume an, welche jährlich zunimmt. Indessen wird dabey nicht viel verloren gehen, wenn der Baum, der zum Verkohlen bestimmt ist, einige Jahre zuvor ist gerißen worden. Die Beschaffenheit der Wälder bestimmt selbst die Menge des rohen Harzes, welches sich auf diese Art sammeln läßt. In den gewöhnlichen Harzwäldern bringt ein Harzreisser des Tages ungefähr $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$ Schiffpfund zusammen.

Wer Wälder zum Harzen nutzen will, thut am besten, daß er nicht nur den Wald in zwey oder drey Theile theilt, da jeder Theil in seinem Jahre geharzet wird, sondern auch die jungen Bäume so abwartet, damit sie allezeit zuwachsen. Hiezu hat er nicht das geringste Beschneiden oder andere dergleichen Bemühungen nöthig; denn die Natur verrichtet solches alles selbst zur gehörigen Zeit, nachdem die alten oder geharzten

ten zum Gebrauche ausschlagen. So hat man auch auf das andere Jahr nach dem Harzen Zeit, die übrigen Einrichtungen zum Harzsieden zu machen. An der Farbe des gesammelten rohen Harzes ist nichts gelegen; denn diese rührt nur vom Alter des Harzes her. Dasjenige, welches eher ausgeflossen ist, wird härter, und trocknet mehr ein; daher es auch eine dunklere Farbe annimmt. Das spätere ist oft ganz weich und weiß. Jüngere Bäume geben auch gern weißeres und dünneres Harz.

Zuweilen sind die Harzwälder an Unterthanen erblich verschrieben; gemeiniglich aber und billig wird die Erlaubniß zum Harzscharren auf gewisse Zeit gegen einen Zins ertheilt. Jeder, der diese Arbeit vornehmen will, muß sich an gehörigem Orte deshalb melden; alles heimliche Harzscharren und Reißen der Bäume aber ist bey harter, und zuweilen peinlicher Strafe verboten. Wo ein Ort nach 1 oder 2 Jahren abgetrieben werden soll, hat es gar kein Bedenken, und kann man, so wie die Hauung nach 1 oder 2 Jahren in einem Orte fortrücken soll, mit dem Harzreißen voraus gehen, und einem Baume verschiedene 6 bis 8 Fuß hohe Risse geben; denn in so kurzer Zeit leidet der Baum davon nichts. Nur allein diejenigen Orte, woraus das Holz auf dem Wasser weit weg geflößet werden soll, dürfen nicht gerissen werden, weil es alsdann, nachdem das Harz heraus geschwitzt hat, die Nässe gar zu sehr anzieht. Hienächst wird genaue Aufsicht erfordert, damit an dem in solcher Gegend, wo geharzet werden darf, stehenden jungen Holze kein Schade geschehe; denn, manche Harzreißer sind so verwegen, daß sie, um desto mehr Raum um die Bäume zu bekommen, die neben stehenden jungen Schößlinge und den Aufschlag ohne Unterschied abhauen und verstümmeln, oder Laubbäume deswegen gar ausrotten, damit die Harzbäume sich desto stärker ausbreiten sollen. Eine

ihrer schädlichsten Gewohnheiten ist auch, daß sie alle stehende Bäume, welche ihnen nur harzig vorkommen, ohne Unterschied mit Einhauung großer Löcher probiren, wodurch vieles gesundes Bauholz, ja zuweilen die besten Blöcke verderbt werden. In denen Jahren, wenn viele Zapfen und Samen auf den Harzbäumen befindlich sind, ist das Reißen einzustellen, denn es ist alsdann nicht nur den Bäumen schädlich, sondern auch vergeblich, weil das Harz, als des Baumes Saft, genug über sich zu thun hat, den Samen zur Vollkommenheit und Reife zu bringen.

Weil das auf jetzt beschriebene Weise gesammelte rohe Harz noch mit Rinde und Spänen vom Baume, oder mit anderer Unreinigkeit vermengt ist, muß dasselbe, ehe es zum fernern Gebrauch dienen kann, durch das Sieden gereiniget werden. Dieses kann auf verschiedene Art geschehen. Im Thüringer Walde geschieht es vermittelst Oefen und Krüge, wodurch man zwar allerdings ein gutes und reines Harz bekömmt; allein, die erste Einrichtung dazu erfordert viele Kosten, und ist weitläuftig und langsam, auch sind zur Unterhaltung viele Kosten nöthig. In Böhmen geschieht das Kochen unter freyem Himmel in einem Kessel, der in die Erde eingemauert ist; da aber hier nichts auf den Kauf, sondern alles nur zu eigenem Gebrauche verfertiget wird, so ist auch dieses Verfahren allzu unreinlich, und es geht dabey viel Harz verloren. Nirgends geschieht wohl dieses Sieden mit weniger Zurüstung und Mühe, als im Schwarzwalde in Schwaben. Es geschieht daselbst in einem großen Kessel, auf einem Hebezeuge, vermittelst dessen der Kessel dem Feuer genähert, oder von demselben abgewandt werden kann. Das warm gewordene Harz wird durch einen Beutel von grober Leinwand gepreßt; und von der im Beutel zurück bleibenden Unreinigkeit wird hernach Kienruß gebrannt.

Die

Die bequemste und am wenigsten kostbare Art des Harzsiedens ist folgende. Man hängt einen eisernen oder kupfernen Kessel, welcher 60 bis 70 Kannen hält, an einen hölzernen Arm, der mit seiner Axe an einen in die Erde gesteckten Stock oder Baum befestigt ist, und zwar, wenn man will, unter freyem Himmel. Der Kessel wird mit seinem Griffe, in gehöriger Höhe von der Erde, an den Arm gehängt, daß man Feuer darunter machen kann. Währendem Sieden kann man einige Steine um die Pfanne legen, das Feuer besser zusammen zu halten, damit man nicht so viel Holz brauche; s. Fig. 1236. Ungefähr 4 Ellen von diesem Kesselarme an der einen Seite, setzt man die Presse. Diese besteht aus einem fest stehenden hölzernen Troge, welcher 2 bis 3 Ellen lang, inwendig $\frac{3}{4}$ Ellen breit, und an dem einen Ende, wo das Pressen geschehen soll, sehr dick und stammhaft seyn muß. Auf den Trog wird ein fester Rahmen von Holz gesetzt, welcher zwo Seiten von Stücken Holz, die 4 Zoll dick und 1 Elle lang sind, hat; sie sind mit 1 $\frac{1}{2}$ Z. dicken, oder noch dickern Zapfen, $\frac{1}{2}$ Elle und noch weiter von einander, zusammen verbunden. Dieser Zapfen können sechs seyn, und man kann sie 2 Zoll von einander setzen. An jedes Ende kömmt ein stärkerer Zapfen, als die andern sind, so daß der Rahmen fest genug wird, das darauf kommende Gewicht zu halten. An die eine Seite dieses Rahmens, kommen andere dergleichen Zapfen, welche gleichsam einen Kamm formiren, und $\frac{3}{4}$ Ellen lang sind, Fig. 1237; sie werden so gesetzt, daß sie gerade aufgerichtet stehen, wenn man den Rahmen mit den Kämmen in den Trog setzt. Unter dem Troge werden zween feste Blöcke eingesetzt, und zwar der vorderste etwas niedriger, so daß sich der Trog vorwärts nach der Tonne neiget, welche unter dem niedrigen Ende stehen können muß. Bey dem höhern Ende befindet sich ein aufgerichtet stehender Block oder Pfeiler, der über

dem Ende des Troges eine Vertiefung hat, worein man einen starken, 3 bis 4 Ellen langen, hölzernen Baum oder Bret setzen, und vermittelst einiger Stücke Holz höher oder niedriger stellen kann; dieses Bret drückt auf den im Rahmen liegenden Harzsack, wenn man einen Stein oder ein Gewicht auf das Ende legt; Fig. 1238. Der Sack muß von starkem Hanfgarne gemacht, und nicht dichter seyn, als daß Wasser durchlaufen kann. Er muß, wenn er zusammen gelegt ist, 5 bis 6 Viertel hoch, und 16 Zoll breit seyn.

Mit dieser Zurüstung kann man zum Sieden schreiten. Die Zeit dazu ist gleichgültig; da aber die Einsammlung des Harzes im Sommer oder gegen den Herbst geschieht, so ist es am bequemsten, im August oder September zu sieden. Der Kessel wird auf seinem Arme mit $\frac{1}{6}$ Wasser angefüllt, und nachdem Feuer darunter angezündet worden, füllt man ihn mit $\frac{2}{3}$ rohen Harzes; denn der übrige sechste Theil muß, wegen des Aufwallens im Kessel, leer bleiben. Das Feuer wird unter dem Kessel nicht allzu stark gehalten, sondern gleich, so daß das Harz nach und nach zergehen kann, welches gemeiniglich binnen $\frac{1}{2}$ oder höchstens $\frac{3}{4}$ Stunden geschieht. Zuerst fängt das Harz rings um die Ränder zu schmelzen an; endlich aber schmilzt es auch tiefer in den Kessel hinein, bis alles durch und durch zerflossen ist. Um das Schmelzen zu befördern, kann man zuweilen mit einem nassen Stabe oder Spatel in dem schmelzenden Harze rühren. Wenn man das Feuer zu stark macht, so läuft das Harz über, und wird desto schwärzer, da es sonst nur gelblich und leichtflüßig seyn muß. Wenn man aber nun mit dem Stabe fühlt, daß alles Harz geschmolzen ist, und sieht, daß es im Kessel oben überall eine gleiche Farbe hat, so dreht man den Kessel aus dem Feuer nach der Presse zu.

Der erwähnte Sack, den man in kaltes Wasser getaucht hat, wird eingemacht an dem offenen Ende auf-

rollt, und auf Zäpfen zwischen beyden Kämmen gehängt, daß sein Boden auf dem hölzernen Gitter des Rahmens ruhet. In die Oeffnung des Sackes zwischen den Zapfen setzt man einen großen Trichter von Sperberbaumrinde, welcher zuvor in Wasser getaucht worden ist, damit sich das Harz nicht an denselben anhänge. Auch wird ein befeuchteter Trog von eben solcher Rinde von dem Troge und dem Rahmen in den Kessel hinunter gehängt, dahin alles wieder gesammelt wird, was etwa währendem Eingießen verloren geht. Nachdem nun die stärkste Hitze des Harzes, wodurch es den Sack verbrennen könnte, etwas abgekühlt ist, schöpfet man aus dem Kessel, vermittelst einer eisernen Kelle durch den Trichter und Sack, sowohl das geschmolzene Harz nebst dem Wasser, als auch die andere Unreinigkeit, bis der Sack halb voll wird. Alsdann nimmt man den Trichter und die Rinde hinweg, rollet den aufgerollten Sack nun niederwärts, und windet den ungefüllten Theil des Sackes zusammen, damit das Wasser und das heißeste Harz in 1 oder 2 Minuten auslaufen könne; doch muß man, indem das Wasser fließt, nicht allzustark ringen, damit es nicht Unreinigkeiten mit sich nehme. Sobald aber das Wasser abgelaufen ist, ringet man den Sack wohl zusammen, und drückt den gerungenen Hals zwischen ein Paar Zapfen in dem einen Kamme hinein. Hernach wird der Baum auf den Sack gelegt, das eine Ende in die Vertiefung des Pfeilers gesteckt, und das andere nach und nach mit Steinen beschwert, um das Harz aus dem Sacke zu pressen. Ehe nun das Harz hart wird, muß es ausgepreßt werden, weshalb auch am Ende mehr Steine aufgelegt werden, bis alles zusammen ausgedrückt ist, worauf die Steine und der Baum sogleich weggenommen werden, und der Sack von den darin befindlichen Splittern und Rindenstücken ausgeleert wird,

wobey man auch das etwa noch darin befindliche wenige Harz heraus nimmt.

Das Harz, welches in der Tonne nicht zu Boden gesunken ist, sondern sich in dem Troge und Rahmen angehängt hat, wird, indem es noch warm ist, abgebrochen, wozu man sich einer eisernen Scharre bedient, dergleichen die Schornsteinfeger haben. Man bringt es in die Tonne zu dem ersten; da dann alles zusammen in einen festen Klumpen geht. Das darüber stehende schwarze Wasser wird abgegossen. Läßt man das Harz auf diese Art sogleich in das Gefäß laufen, darin man es haben will, so ist es auch sofort Kaufmannsgut. Der Bequemlichkeit wegen macht man diese Tonnen nicht größer, als zu 1 Centn. oder 100 Pfund, oben breiter und unten schmäler.

Währender Zeit, da das Auspressen geschieht, siedet man auf gleiche Art anderes Harz in dem Kessel, so langsam, daß das Pressen vollendet ist, ehe das Harz im Kessel bereit ist. Auf solche Art kann man so lange continuiren, als Vorrath vom Harze da ist.

Dieses Harz, welches nun von aller Unreinigkeit geschieden, und etwas durchsichtig seyn muß, ist also eine zubereitete Materie, welche, nach Verschiedenheit der Farbe, weißes, gelbes oder braunes Harz genannt wird. Es ist aber schon zu gewissem Gebrauche, als: zum Schiffbaue, zum Verstreichen großer und kleiner Wassergefäße ꝛc. fertig. Auch pflegt es noch weiter veredelt zu werden, indem man Pech, Geigenharz, Fichtenöhl, (Oleum pini) Pflaster, Baumsalbe, Balsame, Kitt u. d. gl. m. daraus machen kann. Aus der ausgepreßten Rinde wird, wie ich an seinem Orte beschreiben werde, Kienruß gebrannt. Wo keine Anstalt zum Brennen des Kienrußes ist, pflegen arme Leute solche als Licht in der Küche zu brennen, weil noch immer etwas Harziges darin übrig ist.

Versuch, das Harz und dessen Zubereitung betreffend, von Alex. Funk, st. im 16. B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1754, Hamb. und Lpz. 1756, gr. 8. S. 95. fgg.

Beskrifning om Tilwerknings Sätten af Hartz, Terpentin ꝛc. Stokh. 1774, 8. Man findet hier, wie man im Kleinen, zum häuslichen Gebrauche, Harz durch Auskochen oder Auspressen erhalten soll. Zu der Arbeit im Großen ist hier ein verbesserter Ofen abgebildet, worin bequem hundert Kießpfund Harz in kurzer Zeit ausgeschmolzen werden kann. Das Harz, so wie es gescharret worden, wird auf ein Sieb gelegt, worunter ein Trichter angebracht ist, aus welchem das Harz in den unten stehenden Topf abläuft. Die Flamme schlägt durch verschiedene Züge des Mauerwerkes herum. Das ausgeseigerte Harz wird hernach, durch langsames Einkochen, verdicket.

Da die Harze nur verdickte Balsame sind, so sammeln sie sich eben so, wie die Balsame auf den Bäumen oder Pflanzen, aus welchen sie laufen. Doch giebt es einige, welche man durch die Bemühung der Kunst erhält. Dergleichen ist das schwarze oder gemeine Pech, welches man erhält, wenn man das Harz vermittelst des Feuers aus Fichten, Tannen und andern dergleichen Hölzern, welche davon voll sind, mit Gewalt schmelzen und heraus laufen läßt. Dahin gehören auch: das Jalappenharz, das Scammoneum, das Turbithharz, welche man aus diesen Vegetabilien zum Nutzen der Medicin heraus zieht, indem man die trocknen Wurzeln selbst in Weingeist legt, und das Harz derselben auflösen läßt, aus welchem man es hernach vermittelst des Wassers scheidet, mit welchem man den mit Harz angefüllten Weingeist sehr verdünnet.

Die Harze werden, bereits erwähntermaßen, zu vielerley gebraucht. Die gemeinen Arten dienen zur Verfertigung der Fackeln, und die Schiffe damit auszupichen. Diejenigen, welche schön und durchsichtig sind, werden zur Bereitung der Firnisse angewandt; siehe Th. XIII, S. 445, fgg. Es giebt deren eine sehr große Anzahl, deren man sich sowohl äußerlich

bedient, wie z. B. diejenigen, welche zu Salben und Pflastern ꝛc. kommen, als auch die man innerlich gebraucht, wie das Scammoneum, Jalappen= und Turbithharz ist, welche purgirend sind. Andere, als: Benzoe, Storax ꝛc. werden unter die Räucherwerke genommen.

Harz, (Berg=) siehe Berg=Saft.
— (cayennisches) s. Harz. (Feder)
— (Elemi=) s. Th. X, S. 704, f.
— (Epheu=) s. Th. XI, S. 108.
— (Erd=) ein jeder brennbarer Körper, der in fester Gestalt, oder in Gestalt eines Harzes, in der Erde gefunden wird. Dahin gehören: die Ambra, das Bergpech und die Bergpecherde, (Ampelites) der Bernstein, Gagat, Judenpech, Kopal u. a. m. von denen in besondern Artikeln gehandelt wird. Zu den Erdharzen rechnet man auch die auf dem Wasser schwimmenden, flüssigen, brennbaren Körper, als Naphtha, Steinöhl, Bergtheer ꝛc. Es giebt auch mit Erdharzen durchdrungenes Gestein, welches unter dem Namen der Steinkohlen bekannt ist; imgleichen mit Erdharzen durchdrungene Pflanzen, welche man Torf nennt.
— (Feder=) cayennisches elastisches Harz oder Gummi, Caoutchouc, Cahutchu, oder, nach der spanischen Schreibart Cauchuc, Fr. Reſine élastique de Cayenne, ein außerordentlich biegsames und elastisches Gummi, welches bisher aus verschiedenen Gegenden von Südamerika und Asien gebracht worden, und sowohl wegen seiner merkwürdigen chemischen, als wegen anderer noch wichtigern Eigenschaften, eins der sonderbarsten Producte des Pflanzenreiches ist. Man kennt bis jetzt keine Materie, die bey so vieler Geschmeidigkeit zugleich eine so große Elasticität besitzt, und den wirksamsten Auflösungsmitteln widersteht. Vor der Reise der französischen Akademisten nach Peru hatte man sehr unrichtige und unvollkommene Begriffe von die=

diesem Harze. Man sahe bloß davon einige verarbeitete Stücke in den Sammlungen der Liebhaber. Hr. de la Condamine beschrieb einige Eigenschaften desselben in seiner Relation de la rivière des Amazones, welche auch in den Pariser Mémoires a. d. J. 1745 abgedruckt steht; aber erst in den Mémoir. v. J. 1751, hat er uns Nachrichten von seinem Ursprunge, und von der Art, wie man dasselbe im Lande sammelt und verarbeitet, gegeben. Eben die Abhandlung enthält auch die Bemerkungen und Untersuchungen, welche Herr Fresnau, Chevalier de St. Louis, und ehemaliger Ingenieur zu Cayenne, über diese Materie angestellt hat.

Dieses sogenannte Harz ist von einer dunkelbraunen Farbe, und hat auf der auswendigen Seite einen matten Glanz. Im Ansehen hat es die größte Aehnlichkeit mit schwarzbraunem Leder. Den Baum, aus welchem diese Substanz durch die in ihn gemachten Einschnitte hervor quillt, nennt Aubler, in seiner Histoire des plantes de la Guyenne françoise, Par. 1774, 4. Hevea Guianensis, welcher Name dort Hheve, und von den Spaniern Jevé geschrieben wird. Er beschreibt ihn als einen Baum, welcher männliche und weibliche Blumen auf einem Stamme trage, und in dem männlichen 12 Staubfäden habe, und also ad Monœc. polyandr. *Linn.* gehörte; daher er nicht, wie Linné vermuthete, der Yagramo, (Hohlast oder Trompetenbaum Cecropia peltata) seyn kann, als welcher ad Dioec. diandr. gehört. Man trifft diese Bäume in verschiedenen Ländern von Westindien, besonders auch in den Wäldern der Provinz Quito, und des Landes d'Esmeraldas, wo man Smaragde sammelt, an. Eben dieses Harz hat Pomre auf Isle de France, und die Herren Banks und Solander haben es auch auf Otaheite gefunden. Der Baum, welcher dieses Harz liefert, wächst sehr gerade und hoch, und hat nur oben

eine Krone oder grünes Haupt, ohne andere Zweige. Im Durchschnitt haben die stärksten dieser Bäume unten ungefähr 2 Fuß. Die Wurzeln gehen tief in die Erde. Der Stamm ist unten dicker, und seine Rinde ist daselbst gleichsam in große Schuppen aufgesprungen, und sieht fast einem Kienapfel oder Tannzapfen ähnlich, da sie sonst längs hinauf glatt ist. Die Blätter sind von ungleicher Größe, 3 bis 5 an jedem Hauptstiele und vorn spitzig. Die mittelsten sind 3 Zoll lang, $\frac{3}{4}$ Z. breit, oben hellgrün, und auf der untern Seite blasser. Sie gleichen den Blättern des Manihoc. Die Frucht ist dreyeckig, und gleicht der Palma Christi; sie schließt drey Körner in sich, welche, ihrer Gestalt nach, mit den Mandeln überein kommen.

Das Verfahren, um den milchigen Saft dieses Baumes zu erhalten, ist folgendes. Man wäscht den untersten Stamm des Baumes rein ab, macht alsdann in die Rinde, über den Schuppen, lange und etwas tiefe Einschnitte, die bis an das Holz hinein gehen, einen über den andern, damit der Saft aus der obern, in die untere laufe, und sich also häufig sammle. Unter den Einschnitten leget man Blätter vom Rihhao oder Bixao, den Saft aufzufangen; diese Blätter werden mit fetter Thonerde dergestalt verbunden und gelegt, daß der hervorquillende und gesammelte Saft in ein unten am Baume dazu hingesetztes Gefäß geleitet wird. Alsdann macht man verschiedene thönerne Formen oder Model, von beliebiger Gestalt, z. B. von einer Flasche ꝛc. und steckt ein Stück Holz an den Ort, wo das Harz nicht hinkommen soll, damit man die Form desto bequemer handthieren könne. Wenn die Form fertig und mit Wasser geglättet ist, überzieht man sie mit dem milchigen Safte vermittelst der Finger, hält sie über ein gelindes Kohlfeuer, daß die Flamme sie nicht berühre, welches ein Aufwallen und Löcher darin verursachen würde. Nachdem sie so lange über dem Feuer

umge-

umgedrehet worden, bis die Masse anstatt der weißen eine gelbliche Farbe bekommen hat, überzieht man die Form noch einmal auf die vorige Art mit dem milchigen Saft, und continuirt mit neuen Lagen so lange, bis das Harz zu der gehörigen Dicke, die man verlangt, gekommen ist. Alsdann hält man die Form noch länger über dem Feuer, bis alle Feuchtigkeit weggedampft ist, und das trockne Harz allein übrig ist. Je mehr Lagen man auf einander häufet, desto fester und dauerhafter wird es. Wenn das Gefäß fertig, aber noch frisch und nicht völlig hart ist, kann man mit einem eisernen Griffel oder hölzernen Stifte, allerley beliebige Figuren und Zierrathen darauf zeichnen. Mit einem gezähnelten Holze kann man, in die davon gemachten Stiefeln, Züge, wie rechte Nähte hinein bringen. Wenn es ganz trocken und fest geworden ist, zerbricht man die Formen, bringt den Thon, der dieselben ausmachte, durch das Loch, worin das hölzerne Heft gesteckt hat, heraus, und spühlt den davon, in dem durch das Harz gebildeten Gefäß, zurück gebliebenen Sand und Staub mit Wasser aus, so hat man ein sauberes und unzerbrechliches Geschirr.

Die merkwürdigste Eigenschaft dieses Harzes ist dessen außerordentliche Biegsamkeit und Elasticität oder Federkraft; daher es auch die Benennung des Federharzes, Resina elastica, mit Recht verdient. Man möge ein Stück davon so viel ausdehnen und zerren, wie man will, so nimmt es allemal seine vorige Gestalt wieder an, ob der Versuch gleich vielmal widerholt würde. Und eben so verhält es sich, wenn man es zusammen drückt. Preßt man es aber in einen engen Raum, und setzt es hernach der Kälte aus, so behält es etwas von der Lage, in welche man es gebracht hat, so lange es kalt bleibt; sobald es aber wieder erwärmt ist, nimmt es seine vorige Gestalt wieder an. Es läßt sich auch desto leichter ausdehnen, je wärmer es ist,

ist; denn die Kälte macht es steif. Man kann es dermaßen ausdehnen, daß es ganz durchsichtig wird. Daher giebt es zum Beweise, daß jeder undurchsichtige Körper durchsichtig wird, wenn er nur dünn genug ist, ein leicht anzustellendes Experiment ab. Zerreißen wird es nicht ohne angewandte viele Gewalt, und vorhergegangene ungemeine Ausdehnung, wiewohl nicht alle Stücke von einerley Güte sind, und daher auch nicht gleiche Zähigkeit und Schnellkraft besitzen. Die Hälse der Flaschen von diesem Harze, welche kaum die Dicke eines mittelmäßigen Strohhalmes haben, und etwa für den kleinen Finger weit genug sind, lassen sich in der Wärme dermaßen erweitern, daß man die Hand hinein bringen kann. Ein schmaler Riemen läßt sich eilfmal so lang, als er eigentlich ist, ausdehnen, ehe er zerreißt; und hernach sind die beyden getrennten Stücke von eben der Gestalt und Länge, die sie vorher hatten. Man behauptet sogar, daß ein Ring aus diesem Harze, welcher eben um die zusammen geschlossenen fünf Finger paßt, einer so großen Ausdehnung fähig sey, daß er zum Gürtel um den ganzen Leib dienen könne, welcher, sobald man ihn wieder abstreift, seinen vorigen Umfang wieder bekomme; und daß eine von diesem Harze gemachte Kugel, wenn sie mit Gewalt auf die Erde geworfen wird; 20 bis 30mal wieder in die Höhe springe, nachdem sie mehr oder weniger glatt ist; läßt man sie aber nur langsam aus der Hand fallen, so springt sie etwas über die Hälfte zurück. In Ansehung solcher Biegsamkeit und Elasticität, wird dieses Harz dem Naturforscher und dem Künstler gleich wichtig. Beyde müssen natürlicher Weise wünschen, aus diesen Eigenschaften desselben Nutzen zu ziehen, wenn man nur eine Art, ihm jede erfoderliche Gestalt zu geben, entdeckte,

Unser berühmte Hr. Achard, welcher sich durch seine mit unermüdetem Fleiß angestellte Versuche und Erfahrungen, um die

die Erweiterung der Physik und Chemie rühmlichst verdient gemacht, hat unter andern auch dieses in so vieler Absicht merkwürdige Harz zu einem seiner gelehrten Untersuchungen würdigen Gegenstande gemacht. Man findet seine darüber angestellten Versuche im 3. B. der Beschäftig. der Berlin. Gesellsch. naturforschender Freunde, Berl. 1777, gr. 8. S. 356, sqq. und in seinen chymisch-physischen Schriften, Berl. 1780, gr. 8. S. 211, sqq. Um zu sehen, wie sehr sich das Harz ausdehnen könne, befestigte Hr. Achard den Hals einer daraus gemachten Flasche, die, wenn sie nicht ausgedehnt war, 1½ Kubikzoll Wasser enthielt, an einen messingenen Hahn, so daß die äußere Luft gar nicht in die Flasche eindringen konnte. Den Hahn schraubte er an einer Compressionsmaschine an, und brachte auf diese Art eine gute Portion Luft in die Flasche. Sie dehnte sich sehr stark aus, wurde so dünn wie ein Blatt Papier, so durchsichtig wie eine Blase, und zerplatzte endlich mit einem starken Knalle. Aus diesem Versuche konnte Derselbe keine Schlüsse in Absicht der Ausdehnbarkeit des elastischen Harzes ziehen, weil die Flasche nicht an allen Orten von einer gleichen Dicke war, und folglich der Luft nicht an allen Stellen auf eine gleiche Art widerstand. Das Harz hatte da, wo es am dünnsten gewesen, und am stärksten ausgedehnt worden, sehr viel von seiner Elasticität verloren. Um das Verhältniß der Ausdehnung des Harzes, und der Kraft, mit welcher es ausgedehnt wird, genau zu bestimmen, befestigte er zwischen zween Feilkloben die beyden Enden eines Streifens von diesem Harze, welcher 12 Lin. lang, 5½ Lin. breit, und ¾ Lin. dick war. Den einen Kloben hieng er in einer senkrechten Richtung an einen eisernen Haken auf, und an dem andern, der nebst dem Streifen von Harz auch senkrecht hieng, befestigte er eine messingene Schale, in welche er Gewichte legen konnte.

Eine Kraft von 1 Pfund, welches genau das Gewicht des untern Feilkloben und der Schale war, brachte eine Ausdehnung von 2 Linien; eine Kraft von 3 Pfund, eine Ausdehnung von $7\frac{5}{10}$ Lin.; eine Kraft von 4 Pfund, eine Ausdehnung von $16\frac{4}{10}$ Lin.; eine Kraft von 5 Pfund eine Ausdehnung von $24\frac{9}{10}$ Lin.; eine Kraft von 6 Pf. eine Ausdehnung von $32\frac{7}{10}$ Lin.; eine Kraft von 7 Pfund eine Ausdehnung von $37\frac{8}{10}$ Lin. hervor. Durch ein Gewicht von 8 Pfund zerriß das Harz, und Herr Achard konnte also den Versuch nicht weiter fortsetzen.

Die Ausdehnung des Harzes, und die dazu angewandten Kräfte, hat Derselbe durch Linien ausgedrückt, und daraus ersehen, daß durch ihren Endpunct eine regelmäßige krumme Linie sich ziehen und construiren läßt, so, daß man durch eine algebraische Formel, die das gegenseitige Verhältniß der Abscissen und Ordinaten dieser Linie ausdrückte, im Stande seyn würde, zu bestimmen, wie viel eine jede gegebene Kraft das elastische Harz ausdehnen müsse.

Die chemischen Eigenschaften dieses Harzes sind nicht weniger außerordentlich. Es löset sich dasselbe weder im Wasser, noch im Weingeiste und dergleichen Materien auf. Wenn es auch etliche Monate darin gelegen hat, wird man keine andere Veränderung daran gewahr, als daß die Farbe etwas heller wird. In reinem Wasser schwimmt es oben, und läßt, mit Länge der Zeit, nur ein wenig Materie zu Boden fallen, im Weingeiste aber geht es zu Grunde, und läßt gar nichts fallen. Im warmen, auch nur laulichen Wasser wird es weich und geschmeidig. Eben das geschieht auch in warmer Luft, wenn das reaumürische Thermometer bald an 30 Grad über den Gefrierpunct steigt, welche am fahrenheitischen auf 90 bis 100 betragen. Man hat es, auf verschiedene Weise, von neuem zu kneten und zu formen gesucht, ohne seinen Zweck zu erreichen. **Fresnau** gerieth zuerst auf den Einfall, es in Nußöhl aufzulösen, und es gelang ihm damit, indem er es im Sandbade in eine gelinde Digestion stellte; doch gieng in dieser Auflösung auch zugleich die Schnellkraft verloren; denn man mochte diese Auflösung hernach behandeln, wie man wollte, so blieb sie weich und zähe, und konnte schlechterdings nicht wieder in einen festen und elastischen Zustand zurück gebracht werden.

Dem ungeachtet versuchte **Macquer** an diesem Harze von neuem die Kraft verschiedener Oehle, und zwar in verschiedenen Verbindungen, aber ohne Wirkung. Er hoffte, man könnte sich des Camphers zu der Auflösung desselben bedienen. Da dieser der flüchtigste unter

ter

ter allen bekannten öhlichten Körpern ist, (indem er der einzige ist, der in einer mäßigen Hitze ganz wegdunstet, ohne etwas zurück zu lassen,) so schien es, daß er hernach von dem Harze leicht wieder würde geschieden werden können. Weil aber der Campher geschmolzen werden muß, um auf diese Substanz wirken zu können, derselbe aber die dazu erforderliche Hitze schwerlich ertragen kann, ohne in die Höhe zu gehen: so machte Macquer ihn zuerst vermittelst einer kleinen Quantität von rectificirten Weinzeist flüssig. In diesem Zustande wirkte auch der Campher in der That auf das Harz, und lösete einen Theil desselben auf; so bald man ihn aber hernach durch die Ausdünstung, oder andere Mittel, wieder von dem Harze geschieden hatte, sahe man allemal, daß das zurückgebliebene Harz seine Federkraft verloren hatte. Da solchergestalt Macquer die Hoffnung aufgab, diese widerspenstige Substanz durch Oehle, seinen Absichten gemäß, aufzulösen, gebrauchte er verschiedene Arten von Salz, besonders das kaustische Alkali und die verschiedenen Säuren. Er unterwarf es auch der heftigen Wirkung der papinianischen Maschine, in welcher die härtesten Knochen zu einer Gallerte werden. Hernach faßte er einige, dem Anscheine nach gegründete Hoffnung, es vermittelst der milchichten Säfte einiger von unsern europäischen Pflanzen aufzulösen, insonderheit einer gewissen Distel, deren Milchsaft, wenn er getrocknet ist, gewissermaßen dem Federharze ähnlich ist, und so gar einen gewissen Grad von Elasticität besitzt. Alle seine Versuche aber waren gleich unwirksam. Einige wirkten gar nicht auf das Harz; andere veränderten oder zerstörten dasselbe. Da solchemnach fast alle wahrscheinliche Mittel erschöpft waren, blieb nur eins noch zu versuchen übrig. Zu diesem griff Macquer, wegen seiner Seltenheit und Kostbarkeit, ungern; endlich aber lösete er vermittelst desselben dieses so schwere chemische Problem auf.

Die-

Dieses Menstruum ist der vitriolische Aether (Naphta vitrioli), welcher diese irreguläre Substanz schnell und leicht auflöset, mit derselben eine durchsichtige Tinctur machen, und, nachdem er ausgedünstet ist, das Harz in seiner vorigen Consistenz, seiner Elasticität und allen seinen andern Eigenschaften, zurück läßt, und zwar in einer Gestalt, wie man sie dem Harze in seinem flüssigen Zustande zu geben für gut befunden hat. In der Wahl des Aethers, welcher zu dieser Absicht gebraucht werden soll, ist indessen eine genaue Sorgfalt zu beobachten. Es ist, wenn der Versuch gelingen soll, schlechterdings nothwendig, daß man 8 bis 10 Maß des gemeinen Aethers durch eine mäßige Hitze rectificire, und zu dieser Absicht die zwey zuerst übergehenden Maße aussetze.

Hr. D. **Bucholz**, in Weimar, verlas in der Versammlung der churfürstl. Akademie der Wissensch. zu Erfurt, am 5. Jun. 1779, einen Aufsatz über die Auflösung des elastischen Harzes in Vitriolæther, und zeigte zugleich der Akademie diese Auflösung vor, welche, auf Wasser getröpfelt, sogleich ein elastisches Häutchen bildete. Der Vitriolæther, so wie er bey der Bereitung des hoffmannischen schmerzstillenden Liquors erhalten wird, ist zu der Auflösung dieses Harzes keinesweges tauglich, sondern es muß derselbe, wie bereits **Macquer** erinnert hat, vorher rectificirt werden. Von 18 Unzen Aether hatte Hr. D. **Bucholz** 6 Unzen bey gelinder Lampenwärme über den Helm abgezogen, und diese 6 Unzen löseten $\frac{1}{2}$ Unze des elastischen Harzes auf, jedoch so, daß die Mischung durch ein Beuteltuch getrieben werden mußte. In der Auflösung setzte sich immer noch etwas, das unauflösbar schien. Diesen Bodensatz hält Derselbe für ein Ueberbleibsel jener milchichten Beschaffenheit des Baumsaftes.

52. St. der Erfurt. gel. Zeit. v. J. 1779, S. 425, f.

Die

Die Versuche, welche Hr. Achard in der Absicht angestellt hat, die Natur des elastischen Harzes, und dessen Verhalten gegen verschiedene Auflösungsmittel näher kennen zu lernen, sind sehr instructiv, und ich würde sie hier umständlich erzählen, wenn ich nicht, bey der möglichsten Vollständigkeit in gegenwärtigem Werke mich zugleich der Kürze zu befleißigen, Ursache hätte. Wißbegierige werden diese Versuche an den oben angeführten Orten mit Vergnügen lesen.

Wenn man dieses Harz am Lichte anzündet, und in einem warm gemachten Löffel vollends ausbrennen läßt, zeigt sich das Rückständige als ein braunes Oehl, welches sich mit Terpenthinöhl willig vereiniget.

Beschäftig. der berl. Gesellsch. naturf. Freunde, 2. B. S. 151. f.

Der Baum, von dem dieses Harz kömmt, wird zu kleinen Masten, die aus einem Stamme bestehen sollen, und, weil er leicht und doch zähe ist, und an 20 Ellen hoch wird, zur großen Stenge des Hauptmastes gebraucht. Wenn die Mandeln, die er in seinen Schalen trägt, zerstoßen und in Wasser gekocht werden, geben sie ein dickes Oehl wie Schmalz, dessen sich die Indianer, statt der Butter, ihre Speisen damit zu bereiten, bedienen; wie denn auch die Papageyen, nebst andern Vögeln und vierfüßigen Thieren, diese Mandeln als eine gesunde Speise begierig suchen.

Aus dem Harze macht man Fackeln, $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll dick, und etwann 2 Fuß lang, indem man doppelte Blätter des Bixao darum legt, welche das Harz zusammen halten, wenn es angezündet und flüssig wird. Diese Fackeln brennen, ohne daß ein Docht darin nöthig wäre; und sie laufen nicht ab, wenn sie an ihrer Stelle bleiben. Sie geben im Brennen einen Geruch, der nicht unangenehm ist, und eine sehr helle Flamme. Eine ganze Fackel brennt 24 Stunden lang. Mit dem Harze überzieht man auch Leinwand, welche wie unser

Wachstuch gebraucht wird; vornämlich macht man kleine Mäntel daraus, welche keinen Regen durchlassen; sie sind aber etwas grob und unbequem. An den Ufern des Amazonenflusses, wo diese Bäume ebenfalls gefunden werden, machen die Indianer aus dem Harze Stiefeln aus einem Stücke, welche kein Wasser durchlassen, und nicht anders aussehen, als wenn man lederne Stiefeln hätte beräuchern lassen.

Der Gebrauch, welchen die Nation der Omaguas, welche mitten in dem festen Lande von Amerika wohnen, von diesem Harze macht, ist sehr sonderbar. Sie machen nämlich Flaschen oder Bouteillen davon, in Gestalt einer Birn, an deren Halse sie ein hölzernes Röhrchen befestigen. Wenn nun dieses Gefäß zusammengedrückt wird, treibt man auf diese Weise diejenige flüssige Materie, welche darin enthalten ist, heraus. Es würde bey diesen Völkern als eine Unhöflichkeit angesehen werden, wenn man nicht einem Jeden von denen, welche man zu Gaste geladen hat, ehe sie sich zu Tische setzen, ein solches Gefäß mit warmem Wasser darreichte, von welchem dann sofort der erwähnte Gebrauch gemacht wird, ehe man sich zu Tische setzt. Daher nennen die Portugiesen den Baum Pao de xiringa (Spritzenbaum).

Uebrigens werden uns noch verschiedene andere Geräthe und Körper von diesem Harze, auch oft unförmliche Figuren von allerley Thieren, Bälle ꝛc. über Spanien aus Amerika zugeführt, welche Sachen gemeiniglich, die Bälle ausgenommen, hohl sind. Fast alles ist mit Laubwerk, oder andern Figuren, die man darauf eindrückt, wenn die Materie noch weich ist, aber nicht sehr mit Geschmack, geziert. Ohne Zweifel wird vieles unter Aufsicht der Europäer verfertiget, wie verschiedene Figuren zu beweisen scheinen.

In England bedient man sich der, aus diesem Harze verfertigten, so genannten elastischen Bouteillen, zu Klo-

Klystierspritzen, die man sich selbst, ohne Jemandes Beyhilfe, appliciren kann; ferner zu Injectionen in die Mutterscheide, Harnröhre, Ohr, Abscesse u. s. w. wie auch zu Mutterzäpfchen (Pessarien). Man gebraucht sie, um die Brustwarzen hervor zu ziehen und die Milch aus den Brusten zu saugen. Da ein runder hohler Beutel aus diesem Harze, ganz zusammen gedrückt werden kann, und sich von selbst wieder ausdehnt, so darf man nur an dessen Halse ein Brustglas befestigen. Wenn man dieses Instrument gebrauchen will, drückt man es zusammen, und setzt es an die Brust, da es sich denn sogleich ansauget, und die Milch langsam ausleeret. Man bedient sich ihrer auch, zum Aussaugen des ausgetretenen Blutes in der Brusthöhle; imgleichen den Urin, nach des Cellai Methode, aus der Blase zu ziehen. Auch kann man sie zum Blutaussaugen gebrauchen, wenn Blutegel eine Wunde gemacht haben und nicht saugen wollen, oder wenn man mit einer Lanzette oder einem andern Instrumente scarificirt hat. Sie dienen auch, Milch oder ein anderes Getränk für Kinder und Kranke im Bette warm zu halten. Man verfertigt aus ihnen bequeme und sichere Bandagen für das Knie und andere Gelenke. Auch bedient man sich ihrer zum Beybringen des Tobaksrauches, und zum Pudern. Man hat diese Beutellen von verschiedener Größe, von noch weniger, als $\frac{1}{4}$ Nößel bis zu 1 Quart. Diese Bouteillen fallen zuweilen zusammen, werden hart, und verlieren dadurch ihre Elasticität; man darf sie alsdann nur in warmes Wasser tunken, oder in dieselben hinein blasen, so erlangen sie augenblicklich ihre vorige Gestalt und Elasticität.

Die Festigkeit, die Biegsamkeit und die Elasticität des Federharzes, und die Eigenschaft, daß es von wässerigen, spirituösen, salzigen, öhligen oder andern gewöhnlichen Auflösungsmitteln nicht angegriffen wird, haben veranlaßt, dasselbe zu Röhrchen, Cathetern und

verschiedenen andern chirurgischen Werkzeugen, wobey man dieser vereinigten Eigenschaften bedarf, anzuwenden. Macquer, welcher das beste und einzige Auflösungsmittel des Harzes in dem Vitriolæther gefunden hatte, kam auch zuerst auf den glücklichen Einfall, vermittelst dieser Auflösung Catheter zu verfertigen. Er macht zuerst eine feste cylindrische Form von Wachs, von gehöriger Größe und Gestalt, taucht alsdann einen Pinsel in die ätherische Tinctur des Harzes, und überstreicht damit die Form so lange, bis sie mit einem hinlänglich dicken harzigen Ueberzuge bedeckt ist. Damit die Röhre glatt und eben werde, muß diese Arbeit sehr geschwinde ausgeführt werden, indem der Aether fast augenblicklich, wenn er auf das Wachs gebracht wird, von dem Wachse verfliegt, und das Harz darauf zurück läßt. Alsdann wirft er das Stück in kochendes Wasser, von dessen Hitze das Wachs bald zerschmilzt und sich an die Oberfläche erhebt, die Harzröhre aber völlig fertig zurück läßt.

So einfach und wohl ausgesonnen dieses Verfahren ist: so scheint Macquer doch entweder die Structur der Harnblase und der Harnröhre nicht genau genug gekannt, oder er muß nicht bedacht haben, daß ein solcher Canal, der bloß aus diesem Harze besteht, und nichts festes zum Grunde hat, viel zu weich ist, als daß er den Widerstand, der ihm beym Durchbringen durch die lange Harnröhre von der Natur entgegen gesetzt wird, sollte überwinden können. Gesetzt aber auch, daß dieses Durchbringen möglich wäre, so würde doch dieser weiche Canal an einigen Orten der Harnröhre, vornämlich im Blasenhalse, zu sehr zusammen gedrückt werden, und dem verhaltenen Urin keine hinlängliche Oeffnung zum Ausfließen lassen.

Die Unzulänglichkeit der von Macquer'n vorgeschlagenen Methode, veranlaßte den königl. preußischen Generalchirurgus, Herrn Thede, einen sowohl wegen

gen seiner gründlichen Kenntnisse und Erfahrung in der Medicin und Chirurgie, und verschiedener lehrreichen Schriften berühmten, als auch in Ansehung seines rechtschaffenen Characters vorzüglich schätzbaren Mann, an die Auflösung des Federharzes selbst Hand anzulegen, und chirurgische Werkzeuge daraus zu verfertigen. Seine Versuche waren folgende. Er nahm 1 Quent Federharz, zerschnitt dasselbe, infundirte es in 1 Unze Naphtha vitrioli in einem kleinen Kolben, und setzte diesen in ein gelindes warmes Sandbad. Das Harz quoll zwar etwas auf, aber weiter war ihm auch nichts abzugewinnen; und als er darauf dieses Mengsel in mehrere Wärme setzte, ward es hart. Er nahm abermal ½ Quent Harz und ½ Unze Naphtha und setzte es in die Kälte; aber auch hier war das bloße Ausquellen alles, was er in Zeit von 8 Tagen durch Rütteln und Schütteln erhielt. Weil er die Naptha für zu schwach hielt, trieb er 4 Pfund derselben über. Er fand, daß die hiervon übergangenen ersten 4 Unzen zur Auflösung gut waren, daß mit den folgenden 4 Unzen die Auflösung nicht mehr bewirkt werden konnte, und daß der Rest der Naphtha endlich ganz unwirksam auf das Harz war. Bey Anwendung der ersten 4 Unzen Naphtha quoll das Harz in 24 Stunden sehr auf, zugleich aber ward die Naphtha beym Schütteln und Rütteln, zum Beweise ihrer auflösenden Kraft, trübe, und in 8 Tagen war der größte Theil aufgelöset; diesen goß er alsdann ab, und wendete ihn zu seinem Endzwecke an. Durch viele Versuche fand er, daß 1 Unze Naphtha nicht über 1 Quent Harz vollkommen auflöset. Aus dieser Solution des Federharzes verfertigte Hr. Thede allerley chirurgische Röhren und Catheter. Um die letztern vorzüglich brauchbar zu machen, war er auf eine feste Grundlage für das Harz, welche nicht nur den Drüsen der Harnröhre und dem Schließmuskel der Blase gehörig zu widerstehen, sondern sich auch genau mit

dem aufgelöseten Harze zu verbinden, vermögend und geschickt wäre, bedacht. Um einen Draht von gehöriger Dicke, d. i. der so dick ist, als der Catheter weit seyn soll, wand er in Spiralgängen einen feinen Draht, der, so wie Carcassendraht, mit Seide umsponnen war, damit das aufgelöseten Harz an ihm hängen bleibe. Diesen Draht bestrich er so oft mit dem aufgelöseten Harze, bis der dadurch entstehende Canal die gehörige Dicke hatte. Er brachte dieses Instrument dadurch zu einer ziemlichen Vollkommenheit, und wendete es in mehrern Fällen mit vielem Nutzen an. Man sieht es auch sehr leicht ein, daß Urin und Eiter durch diese Catheter eben so gut, als durch goldene und silberne Röhren aus der Blase abgelassen werden können. Der Nutzen, den solche aus Federharz verfertigten Catheter vor allen biegsamen metallenen, besonders bleyernen, haben, ist so groß und mannigfaltig, daß der etwas hohe Preis derselben in gar keine Betrachtung dagegen kommt. Man gewinnt nämlich durch dieselben folgende Vortheile: 1) daß sie weit leichter, als jene von Metall, auch von einer ganz ungeübten Hand, eingebracht werden können; 2) daß man dieselben ohne Beschwerde in der Blase und Harnröhre, so lange es nöthig ist, stecken lassen kann, so, daß sie nicht nur als Catheter, sondern auch als Bougies, dienen; 3) daß man bey ihrer Geschmeidigkeit nicht Gefahr läuft, die zarte Haut der Harnröhre damit zu verletzen; ferner, 4) daß man nicht fürchten darf, sie möchten etwann zerbrechen, und Theile davon zurück bleiben, welches bey andern Cathetern, besonders bey denen aus Bley, sehr häufig zu geschehen pflegt, da sie denn nicht anders als mit äußerster Gefahr wieder heraus gebracht werden; und endlich, 5) daß sie sich bey Kindern eben so bequem, wie bey Erwachsenen gebrauchen lassen.

Die Catheter hatten so, wie sie jetzt beschrieben worden sind, doch noch einen Fehler, indem sie, der

Zä-

Zähigkeit der Materie ungeachtet, bey dem Herausnehmen aus der Harnröhr zu sehr nachgaben. Der umwundene Draht selbst hatte, wegen der Weiche des Harzes, mehr Kraft seiner Neigung zur Ausdehnung zu folgen; über dies hatte Hr. Thede, zum geschwindern Trocknen, Puder gebraucht, und dadurch war das Harz spröde geworden. Es zerbrach also; doch konnte kein Theil des Catheters zurück bleiben, denn der Golddraht brach nicht, und der ganze Schade bestand nur darin, daß der Catheter zu fernerm Gebrauche untüchtig war; auch litt der Kranke dabey einige Schmerzen. Diesem Mangel hat der Hr. Generalchirurgus dadurch abgeholfen, daß er der Länge nach seidene Faden an den Draht legt, die ihn zusammen halten, und das Auseinandergehen desselben hindern, und daß er das Trocknen nunmehr ohne fremdes Mittel bewirkt. Die Auseinanderdrehung des Harzes ist also gehoben, und der Catheter ist solchergestalt zu fernerm und langem Gebrauche geschickt. Zwar ist er nicht mehr so völlig biegsam, wie die zuerst bereiteten waren; indessen hindert dieses doch nicht an der sehr bequemen Einbringung in die Harnröhre. Wenn man diese Catheter in die Harnröhre bringen will, wird die Sonde zuvor heraus genommen, und der Catheter mit etwas Pomade oder Mandelöhl bestrichen. Man zieht alsdann, wie gewöhnlich, die Harnröhre gelinde an, faßt den Catheter ganz kurz mit zween Fingern, höchstens immer in der Entfernung 1 oder 2 Zoll von der Eichel, welche Länge man alsdann gelinde hinein drückt; geht darauf mit den Fingern 1 bis 2 Zoll am Catheter zurück, und schiebt ihn nach und nach völlig hinein. Er schleicht gemeiniglich fast von selbst in die Blase, wenigstens hat man gar nicht nöthig auf seine Richtung zu sehen; man darf nur einen Theil nach dem andern in die Harnröhre schieben. Findet man bey dem Blasenhalse einigen Widerstand, so darf man ihn nur, in-

den man ihn einschiebt, zugleich ein wenig von der Rechten zur Linken drehen. (Dieses Drehen von der Rechten zur Linken ist der Umwickelung des Golddrahtes halber nöthig; denn dreht man von der Linken zur Rechten, so öffnet sich dieser gewundene Draht, und macht das Instrument zu bald schadhaft.) Wenn Eiter oder Blut in der Blase vorhanden seyn, und den Catheter verstopfen sollten, so muß man die Sonde hinein bringen, um damit Oeffnung zu machen. Da aber diese Sonde mit keinem Knopfe versehen seyn darf, so muß sie in den Catheter, ehe derselbe noch beygebracht wird, so weit hinein gedrückt werden, daß eben die Spize hervor rage; und alsdann muß man am obern Theile des Catheters den Punct zeichnen, bis wie weit man, wenn der Catheter in der Blase ist, und die Sonde nun abgewendet werden soll, solche, ohne Verletzung der Blase, durch den Catheter hinein schieben darf. Uebrigens verursachet dieses Instrument keinen Reiz oder Schmerz, wenn es gleich viele Tage lang in der Harnröhre bleibt.

Wenn der Catheter gleich vor der Beybringung steif ist, so wird er doch bey dem Herausnehmen ziemlich erweicht und sehr biegsam erscheinen. Er wird daher oft nicht sogleich wieder beygebracht werden können, sondern vorher wieder getrocknet werden müssen. Dieser Weiche halber, darf man aber nicht den mindesten Abgang von der Masse des Harzes befürchten; es geht nichts davon verloren. Ehe man ihn aber trocknet, reiniget man ihn äußerlich durch Abwaschen mit Wasser, und inwendig durch Ausspritzen. Trocknen kann man ihn inwendig, wenn man, statt der Sonde, eine Nähnadel, welche länger als der Catheter ist, mit lockerer Seide einfädelt, und dieselbe durchzieht, welches denn auch zugleich zur Reinigung dient.

Ob gleich ein einziger Catheter bey Erwachsenen hinreichend seyn möchte; so hat Hr. Thede doch viererley Stück

von

von verschiedener Art verfertigt; nämlich einen starken für weite und lange Harnröhren; einen andern, für kleinere Harnröhren; einen dritten, für Kinder; einen vierten und kürzern, für das weibliche Geschlecht. Da es nicht eines Jeden Sache ist, dergleichen selbst zu verfertigen, und doch mancher eins dieser Instrumente, oder alle, zu besitzen wünschen möchte: so erbiethet sich Hr. T. damit auszuhelfen, und ein jedes einzeles Stück für 6 Rthlr. in Conventionsgelde, alle 4 Stück zusammen aber für 3 Louisd'or zu verlassen.

Sendschreiben an den berühmten Hrn. Prof. Richter in Göttingen, die neu erfundenen Catheter aus der Nessa Elastica betreffend, von dem königl. Preuß. Generalchyrurgus Thede. Berl. 1777, 8. 2. B.

Hr. Thede hat auch bereits den Anfang gemacht, verschiedene andere Röhren aus diesem Harze zu verfertigen, welche in verwundeten Höhlen des menschlichen Körpers, in Geschwüren derselben, und bey Oeffnung der Luftröhre, gebraucht werden können. Vornämlich erhalten auch die daraus verfertigten Bruchbänder einen Vorzug vor allen, die man bis jetzt im Gebrauche gehabt hat. Hr. Thede hat bemerkt, daß ein Stück dieses Harzes in ein Band zum Nabelbruche eingenähet, den Bruch beständig gleichartig eingedrückt erhielt, und sich wechselsweise ausdehnte und zusammen zog, je nachdem der Magen und die Därme mehr oder weniger mit Speisen angefüllt waren.

Nicht nur bey den erwähnten, sondern auch bey mehrern andern Gebrechen des menschlichen Körpers, könnte man sich dieses Harzes mit vorzüglichem Nutzen bedienen, besonders in solchen Fällen, wo ein anhaltender gleichförmiger Druck nöthig ist; z. B. bey geschwollenen Füßen; bey alten Schäden um den Zufluß abzuhalten, bey Pulsadergeschwulsten, bey Ueberbeinen u. s. w. Bey gebrechlichen Personen würde man durch dieses Mittel weit eher seinen Endzweck erreichen, als durch die gepanzerten Schnürleiber. Wir würden überhaupt die schädlichen Schnürbrüste, wider deren Gebrauch die Aerzte mit Recht, wiewohl verge-

bens, eifern, entbehren können, da das Frauenzimmer die so beliebte trichterförmige Gestalt des Körpers durch das elastische Harz ebenfalls erzwingen könnte, ohne sich den übeln Folgen, welche die Schnürleiber leider allzu häufig nach sich ziehen, auszusetzen.

Pauw erzählt, in seinen Rècherches sur les Américains, daß die Weiber der Wilden sich der aus dem Federharze verfertigten Ringe wider die Kaltblütigkeit ihrer Männer bedienten. Er glaubt auch, daß man dieses Harz im Durchfalle und in der Ruhr mit Nutzen anwenden könne; allein, wenn man bedenkt, daß es sich nicht anders, als in scharfen und hitzigen Mitteln, auflösen läßt, so würde man sich desselben nur selten bedienen müssen; über dies haben wir ja schleimige Mittel genug, die wir in solchen Krankheiten mit Nutzen gebrauchen können. Der frische Saft hingegen möchte vielleicht in diesen Fällen dienlich seyn.

Endlich kömmt dieses Harz auch beym Zeichnen zu Statten, da man die Striche und Linien des Bleystiftes und andere Unreinigkeiten auf dem Papiere weit besser und geschwinder damit wegschaffen kann, als mit Semmel oder Brodkrume. Auch kann ich den wichtigen Vortheil, den es zur Erhaltung der Gemälde leistet, nicht mit Stillschweigen übergehen. Wenn man nämlich die Gemälde mit einer Auflösung von diesem Harze überzieht, so lassen sich dieselben von dem darauf befindlichen Schmutze, sowohl mit Branntwein, als mit Seifenwasser, ohne allen Schaden reinigen, und es entstehen keine Risse und Sprünge, wie bey den gewöhnlichen Firnissen. Nur ist zu bedauern, daß es, wegen seiner braunen Farbe, das Colorit etwas verdunkelt. Damit aber die braune Farbe des Harzes den Farben nicht schade, löset man es in einem wesentlichem Oehl auf; hiedurch bekömmt es eine gelbe durchsichtige Farbe; und um es auf eine wohlfeile Art zu erhalten, kann man sich des rectificirten Terpenthin-

öhls

öhls bedienen. Diese Auflösung des Harzes in Terpenthinöhl und die Scheidung durch Zugießen des Weingeistes, giebt ein sehr bequemes und wohlfeiles Mittel an die Hand, verschiedene Sachen daraus zu verfertigen, und dem Harze eine jede beliebige Form zu geben. Denn das auf diese Art aufgelöfete und niedergeschlagene Harz ist von einer breyartigen Consistenz läßt sich sehr gut mit einem Pinsel auf Formen auftragen, und ist, wenn es trocken geworden, (wozu aber mehr Zeit erfordert wird, als wenn es in der Naphtha vitrioli auflöset) wieder so elastisch, als vorher in seinem unaufgelöseten Zustande. Es ist aber nöthig, auf das Harz etlichemal Weingeist aufzugießen, um alle Theile des Terpenthinöhls davon zu bringen, weil es sonst gar zu langsam trocknen, und auch, wegen des dabey bleibenden Oehls, an seiner Elasticität verlieren würde.

Außer dem bisher beschriebenen Harze, welches eine schwarze Farbe hat, bekömmt man noch aus China dreyerley Sorten, welche nur der Farbe nach von einander unterschieden sind, nämlich blaues, gelbes und rothes, und zwar in Gestalt von Kugeln, welche in der Mitte durchbohrt sind, und im Durchschnitt $\frac{3}{4}$ Zoll betragen. Die gelben sind hellgelb und durchsichtig, wie der schönste Bernstein; doch findet man sie zuweilen auch dunkler. Die rothen hingegen sind völlig undurchsichtig, und gleichen den Korallenperlen, welche das polnische Frauenzimmer zu tragen pflegt, und die von der Blutkoralle (Isis nobilis *Linn.*) verfertiget werden. Alle drey Sorten sind glatt, und haben einen schönen Glanz. Sie sind eben so leicht, wie das amerikanische Harz, aber bey weitem nicht so elastisch. Das amerikanische Harz ist überall gleich elastisch; das chinesische hingegen äußert nur auf der Rinde der Kugel seine Federkraft, indem der innere Theil nur gleichsam mit einer elastischen Rinde überzogen ist. Diese

Rinde

Rinde ist nicht über $\frac{1}{4}$ Linie dick. Ein Streifchen davon läßt sich zwar etwas ausdehnen, bey einer starken Ausdehnung aber zerreißt es. Wirft man eine Kugel stark auf die Erde, so springt sie, wie ein Ball, 4 Ellen hoch in die Höhe; bey wiederholten Versuchen aber bekömmt sie Risse, und springt von einander. Schneidet man eine solche Kugel durch, so läßt sich der innere Theil zwischen den Fingern zerbröckeln. Diese beyden Eigenschaften unterscheiden, wenigstens bey dem innern Theile einer solchen Kugel, das chinesische von dem amerikanischen, welches letztere sich auf keinerley Art zerreiben läßt; und es gehört bey jenem schon eine große Kraft dazu, um ein Stückchen zu zerreissen. Ob nun der Unterschied in dem Harze selbst liege, oder ob nicht vielmehr das Harz durch eine vorhergegangene Auflösung, um erwähnte Kugeln daraus verfertigen zu können, eine Veränderung erlitten habe, läßt sich nicht eher entscheiden, als bis man das chinesische Federharz in seinem natürlichen Zustande zu untersuchen Gelegenheit haben wird. Aeußerlich riecht das chinesische Harz, wie das amerikanische, ein wenig nach Fett, und brennt wie Speck, jedoch ohne zu prasseln. Das amerikanische giebt einen räucherigen, das chinesische hingegen einen mehr fettigen Geruch von sich, der einem halb verdorbenen animalischen Fette gleich kömmt. An dem Unterschiede des Geruches mag vielleicht die verschiedene Art, es zu trocknen, Schuld seyn. Da bey beyden der widrige Geruch viel ähnliches mit dem Geruche der Wanzen hat, so mag der fettige Geruch vielleicht von einer Art Baumwanzen herrühren. Läßt man die elastischen Harze weiß werden, so wird das amerikanische so erweicht, daß es sich wie warmes Wachs auf dem Papier herum ziehen läßt; das chinesische hingegen bleibt trocken, und läßt sich durch das Reiben auf dem Papier wohl zerkrümeln, aber nicht herum schmieren. Jenes wird weich und zäh, ungefähr wie Terpenthin,

wenn

wenn man es einem solchen Grade der Hitze aussetzt, der den Grad des kochenden Wassers übersteigt; dieses hingegen wird spröde, und läßt sich alsdann zu einem ziemlich feinen Pulver zerreiben. Setzt man aber das amerikanische sowohl, als das chinesische, einem noch stärkern Grade der Hitze aus, so entzünden sich beyde bey Annäherung eines brennenden Körpers. Die rothe Farbe des chinesischen Harzes rührt ohne Zweifel vom beygemischten Zinnober oder Mennig her; die Bernsteinfarbe des gelben aber scheint durch das Trocknen an der Sonne bewirket zu werden. Es kann seyn, daß die Chineser ihr Harz, ehe sie die Kugeln daraus machen, vorher läutern oder reinigen. Dieses geläuterte und annoch schmierige Harz bringen sie wahrscheinlicherweise in eine Form, und wenn die Kugeln hernach an der Sonne oder auf dem Ofen gehörig getrocknet sind, so polieren sie dieselben, und machen sie zu einer Galanteriewaare. Hr. Thorey, Apotheker in Hamburg, hat mit dem gelben und rothen 19 chemische Versuche angestellt, welche man in Hrn. Prof. Crell chemischen Journal, 2 Th. Lemgo 1779, 8. S. 107—112, findet.

Von dem Federharz, aus dem Appendix to the 36 th. Vol. of the monthly review übers. von J. P. Velthusen, st. im 96 St. des hannov. Magaz v. J. 1772, Col 1525—1530.

S. P. Zusätze zu dieser Abhandlung, st. im 6. St. dess. v. J. 1773, Col. 93—96.

Beytrag zur Naturgeschichte des Federharzes, von D. M. E. Bloch, mit einem Kupfer (nach der von Aublet gelieferten Abbildung,) st. in der 191 Woche des 4 Jahrg. der neuesten Mannigfaltigkeiten, Berl. 1781, gr. 8. S. 545—557.

Uebersetzung des Artikels Resine elastique, aus des Hrn. v. Bomare Diction. raisonné univ. de l'hist. natur. st. in D. G. Schreckers neuer Cameralschr. 4 Th. Halle 1766, gr. 8. S. 220—243

Mémoire sur une resine elastique, nouvellement découverte à Cayenne, par Mr. *Fresneau*, & sur l'usage de divers sucs laiteux d'arbres de la Guiane ou France equinoctiale, par Mr. *de la Condamine*, st. in den Memoir. de l'Acad. de Paris a. d. J. 1751, Par. 1755, 4. S. 319—353, u. 20 Figg. auf 3. K. T.

Ein Auszug daraus, st. im 4 Th. der neuen gesellschaftl. Erzähl. kl. 1762, gr. 8. S. 104—108.

Mé-

Mémoire sur un moyen, de dissoudre la resine Caourtchouc, par Mr. *Macquer*, st. in den Pariser Mémoires a. d. J. 1768. D. übers. u. d. T. Des Hrn. Macquers Abhandlung über ein Mittel, das Harz Caourchouc, welches in Frankreich unter den Namen des elastischen Harzes von Cayenne bekannt ist, aufzulösen, und mit allen seinen Eigenschaften wieder herzustellen, nebst einer Anmerk. des Uebersetzers, st. im 89 und 90 St. der Hamb. Addreß-Comtoirnachr. v. J. 177[illegible].

Joh. Christ Dan. Schrebers Nachricht vom Federharze, st. im 29. St. der gel. Beytr. zu den Meklenb. Schwerin. Nachr. v. J. 1764; im 40 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1764. und in D. G. Schrebers neuer C. Schr. 4. Th. S. 214—217.

Hrn. D. Taube Zusätze dazu, st. im 40. St. des Hannov Mag. v. J. 1764; und in Schrebers n. C. S. 4. Th. S. 214—219.

Ein Auszug aus einem Handschreiben des Hrn. Kaufm. Teodorpf zu Lübek, an Hrn. D. Schreber, v. 27. Jul. 176[illegible], darin von dem Federharze gehandelt wird, st. in Schrebers n. C. Schr. 4. Th. S. 224—226.

Es verdiente die Mühe wohl, daß auch wir mit dem Milchsafte unserer Pflanzen Versuche anstellten, und sähen, ob wir nicht daraus, wenn gleich mit dem Caouthouc gleiches, doch ein ihm ähnliches Harz heraus bringen und zu demselben Behuf anwenden könnten, zu welchem jenes gebraucht wird.

Harz, (Fiedel-) siehe Colophonium.

— — (Fluß-) s. Anime.

— — (Geigen-) s. Colophonium.

— — (Gummi-) Gummi Resina s. Th. XX, S. 339.

— — (Juden-) Asphaltum; s. Juden-Pech.

— — (Mutter-) s. Galbanum.

— — (Oehlbaum-) äthiopisches; s. Elemi-Harz.

— — (Spiegel-) s. Colophonium.

Harz-Baum, Arbor resinifera, ein jeder Baum, welcher Harz giebt. In engerer Bedeutung wird die eigentliche Fichte oder Rothtanne, Abies picea *Linn.* weil man von ihr das meiste Harz bekömmt, der Harz-Baum oder die Harztanne genannt; siehe Kiefer. S. auch den Art. Harz-Holz.

Harz-Eiche, s. Th. X, S. 208.

Harz-Eichel, eine Benennung der kurzen und runden Eicheln, welche bitterer von Geschmack sind, und von den

den Schweinen nicht so gern gegessen werden; zum Unterschiede von den Dachoeicheln. S. Th. X, S. 213.

Harz-Galle, Stellen in dem Tangelholze, wo sich das Harz zwischen den Jahrwüchsen (Jahrzirkeln) gesammelt hat. Man findet dergleichen in Kiefern und Fichten, zuweilen auch wohl in Tannen. Es sind nämlich sowohl im Kernholze, als im Splinte, schmale Striche Harz, welche fest und röthlich werden, theils Fingers, auch wohl ½ Elle lang. In demselben Striche Harz ist das Holz nicht dicht oder fest zusammen; woraus nichts anders zu schließen ist, als daß dieselben durch den Wind entstehen, daß, wenn der Wind den Baum so sehr beweget oder drehet, besonders im Sommerszeiten, da der Saft dünn und flüssig ist, und, wie gedacht, von Windstürmen die Jahrzirkel sich inwendig trennen, der Saft sogleich in den Riß läuft. Wenn nun im folgenden Jahre der Saft wieder hinauf steigt, stopft und hängt er sich an dem Risse mehr und mehr an; welches also zu einem starken Harzflecke, fest, fett und röthlich, und alsdann Harzgalle genannt wird. Dergleichen Harzgallen schaden aber gleichwohl dem Holze und Baume wenig; denn das Holz ist zum Bauen tüchtig, und können auch Breter, Latten, Schindeln u. d. gl. daraus gemacht werden. Ob gleich, wo die Harzgallen sind, bey dem Schindelmachen etwas ausgeschlossen werden muß, so ist doch das Holz fest, und die hievon geschnittenen Breter werden kienig und fest, obgleich das Fleckchen, wo die Harzgalle ist, heraus geschnitten werden muß.

Harz-Holz, im Forstwesen, eine Benennung aller derjenigen Hölzer oder Holzarten, welche Harz enthalten oder geben, dahin alle Tannen, Fichten und Kiefern ꝛc. gehören, welche auch schwarzes Holz oder Schwarzholz, Nadelholz, Tangelholz, todtes Holz, weiches Holz genannt werden. Imgleichen ein mit solchem Holze oder solchen Bäumen bewachsener Wald.

Daß

Daß dieses Holz Nadel- oder Tangel-Harz- und rodtes Holz genannt wird, rührt daher, weil es sich von dem Laubholze darin unterscheidet, daß dieses Blätter, jenes aber an deren Statt grüne Ausschüsse hat, welche Tangeln genannt werden, deren besondere Theile einer Nadel ähnlich sind, und in seinem Schafte und Wurzel viel Harziges hat. Außerdem unterscheiden sich die Harzhölzer von dem Laubholze auch in folgenden Stücken: 1) Sie bekleiben leicht, und kommen bald fort; sie wachsen in solchem Grunde und Boden, wo sonst kein anderes Holz aufkommen will; 3) sie haben ein gutes Ansehen, und schießen mehrentheils in gerader und gleicher Höhe auf; 4) sie behalten auch im Winter, da die andern Bäume aller ihrer Pracht beraubt sind, ihren beständig grünen Schmuck; 5) sie duften einen gesunden und wohlriechenden Harzgeruch von sich, welcher auch die pestilenzialischen Lufttheilchen von sich abhält; 6) sie sind vor andern fruchtbar, da sie nicht allein Holz und Kohlen zum Brennen und zum Bauen, welches sich viel leichter, als das andere, bearbeiten läßt, sondern auch Harz, Pech und anderes mehr zur Gesundheit des Menschen, liefern; 7) wenn der Stamm abgehauen ist, treibt der Stock und die Wurzel keine Schößlinge (Sommer- oder Erdloden,) sondern der Baum stirbt mit Abhauung des Stammes auf einmal ab.

Das Harzholz wird füglich in weiches und hartes eingetheilt. Zu der weichen Art gehören: die Edel- oder Weißtanne, die Rothtanne oder Fichte, und Kiefer. Zum harten Harzholze werden gerechnet: der Lerchenbaum, der Eibenbaum (Taxus), der Pinien- oder Zirbelbaum, die Ceder- und der Wachholderbaum. Die drey weichen Sorten dienen insgesamt zu Bauholze. Dasjenige Holz, welches hiezu gebraucht werden soll, muß man in den Monaten November und December fällen, weil es alsdann dauerhaft ist,

und sich vor dem Wurmfraß besser erhält. In nassen Brüchen und Mohren muß man den härtern Frost abwarten, weil man sonst nicht dazu kommen kann. Ein im zunehmenden Monde gefälltes und recht ausgetrocknetes Harzholz kann man so gar zu Schwellen gebrauchen, und wenn sie hoch genug liegen, dauern sie den eichenen Schwellen fast gleich. Die harten Sorten des Harzholzes dienen vornämlich zu allerlei Hausgeräthe, als: Schränken, Tischen, zur Belegung der Fußböden, zu Täfelwerk in Staatszimmern ꝛc. Zu letzterer Absicht ist insonderheit das Cedern- wie auch das Wachholderholz, wegen des angenehmen Geruches, vortrefflich.

Was beim Säen der Harzbäume zu bemerken ist, wird im Art. Holz-Bau, und das beim Fällen derselben zu beobachtende, im Art. Holz-Schlagen, vorkommen.

Kurze Anzeige einiger fremden Bäume und Stauden, aus welchen ein balsamisch Harz und besonders Gummi gezogen werden kann, st. im 10. B. des allgem. ökonom. Forstmagazins, Frf. und L. 1767, gr. 8. S. 206—225.

O. H. v. Bonn Erfahrung, welchergestalt das zum Bauen, auch andern Behuf zu verwendende Nadeln- oder Tangelholz bestens zu erhalten, auch dauerhaft und nützlich zu bereiten und anzuwenden, st. in der churfürstl. braunschw. lüneb. landwirthschaftsgesellsch. Nachrichten ꝛc. 1. Band, Zelle, 1769, 8. S. 169—180.

J. G. L. Knoche Gedanken über das in Deutschland bekannte Nadelnholz, ins besondere, welche Arten desselben sich zum Bauwesen und andern nützlichen Behuf am vortheilhaftesten verwenden lassen, und wie es in seiner Art am dienlichsten zu gebrauchen sey, st. ebendas. S. 156—167.

Jo Gc. Siegesbeck Abhandlung de Ixophytis, sive de plantis viscosis & arboribus resiniferis: oder, von denen Gewächsen und Bäumen, welche eine klebrichte Fettigkeit von selbst extrudiren, st. in Büchners Miscellan. phys. med. mathemat. v. J. 1730, Erf. 1734. 4 S. 1264—1267.

Harz-Kappe, siehe oben, S. 58.

Harz-Klee, Psoralea Linn; siehe unter Klee.

Harz-Kraut, Cressa Linn. eine Gattung Pflanzen mit 5 Staubfäden und 2 Staubwegen. Man kennt bisher nur eine Art: Chamæpitys incana, exiguo folio *Bauh.*

Quamoclit minima humifusa paluſtris, herniariae folio *Tourn.* Anthyllis *Raj. Alp.* & *Magnol.* Creſſa cretica *Linn.* cretiſche Kreſſe. Die Pflanze wächſt an ſalzigen Ufern in Creta, und in Rom an den Mündungen; iſt klein, auf der Erde ausgeſtreckt, und überall gleichſam mit Puder beſtreut, und mit vielen kleinen Blättern bedeckt. Von ihrem Nutzen iſt mir nichts bekannt.

Harz-Kuchen, Ballen oder Kuchen aus den Träbern, welche übrig bleiben, wenn das Harz in den Pechhütten ausgeſotten worden

Harz-Meſſer, ſiehe oben, S. 62.

Harz-Meſte, ſ. oben, S. 62.

Harz-Pech, ſ. Pech.

Harz-Reißer, ſ. oben, S. 58.

Harz-Scharre, ſ. oben, S. 62.

Harz-Scharrer, ſ. oben, S. 58

Harz-Schlacke, im Hüttenbaue auf dem Harzwalde, ein Name der alten Schlacken von den ehemaligen Hüttenarbeiten, welche ſorgfältig aufgeſucht und mit zum Vorſchlage gebraucht werden.

Harz-Tanne, ſ. Harz-Baum.

Harz-Wald, ſ. oben, S. 49, fgg.

Harzen, ſ. oben, S. 58.

Haſard, ſ. Th. XIX, S. 210.

Haſard-Spiel, ſ. unter Spiel.

Haſchen, (*) durch Geſchwindigkeit in ſeine Gewalt bekom-

(*) Bei unſern ältern Schriftſtellern kömmt dieſes Wort nicht vor; allein, es kann deſſen ungeachtet alt genug ſeyn. Friſch leitet es mit hegen auf eine ſeltſame Art von dem Jägergeſchreye he! he! her; Andere von raſch, geſchwinde. Im Schwed. iſt Haske Gefahr, und haske, Schrecken einjagen, imgleichen nachſtellen, und hievon ſoll, Hrn. Ihre zu Folge, unſer haſchen abſtammen, oder vielmehr, es ſoll ein und eben daſſelbe Wort mit demſelben ſeyn. Allein, da dieſes eigentlich weder den Begriff des Schreckens, noch der Gefahr, noch der Nachſtellung, wohl aber der Geſchwindigkeit bei ſich führt, welcher Nebenbegriff dieſem Worte weſentlich iſt, ſo ſcheint es zu dem in den niedrigen Sprecharten üblichen buſch! zu gehören, womit man in manchen Fällen die Geſchwindigkeit ausdrückt, oder vielmehr nachahmet.

kommen, mit Geschwindigkeit fangen; im gem. Leben und der vertraulichen Sprechart. Fliegen haschen, Hühner haschen. Die Kinder haschen sich, wenn sie sich im Laufen oder laufend zu ergreifen suchen. In der anständigen Sprechart ist dafür erhaschen oder fangen üblicher.

Haschih, s. *Hachis*.

Haschiren, s. Hachiren.

Hase. (*) 1. Eigentlich ein fünfzehiges, mit Haare versehenes, eßbares, vierfüßiges Thier, mit sehr langen Ohren, welches sich von Kräutern, Kohl, Baumrinden und Feldfrüchten nähret, und mit offenen Augen schläft. Die Furchtsamkeit, Geschwindigkeit, Possierlichkeit und andere Eigenschaften dieses wehrlosen Thieres haben zu verschiedenen sprichwörtlichen R. A. Anlaß gegeben, welche aber nur im gem. Leben üblich sind. Viel Hunde sind des Hasen Tod. Er bleibt bey seinen Worten, wie der Hase bei der Trommel, sagt man von einem veränderlichen Menschen, der sich beständig widerspricht,

(*) Dieses Thier heißt im Niederf. gleichfalls Hase, im Holländ. Haese, im Franz. Hase, und so gar im Arab. Hazaz. Andere Mundarten verwandeln das s in r, wie in dem Angelf. Hare, dem Isländ. Hiere, dem Engl. Dän. und Schwed. Hare, geschieht. In Karelen heißt er Hitti, nach einer eben so gewöhnlichen Verwechselung des Zischlautes mit dem t. Die Abstammung ist ungewiß, weil mehrere Wörter mit fast gleicher Wahrscheinlichkeit Anspruch darauf machen können. Junius und Frisch leiten es von Haar her, weil der Hase ein sehr haariges Thier ist. Andere von haren, schreyen, weil dieses Thier im Winter ein durchdringendes Geschrey macht. Noch andere von dem Angelf. har und hase, grau. Mit fast noch mehrerer Wahrscheinlichkeit kann man es von hast, Eil, hasten, eilen, ableiten, weil dieses Thier sehr flüchtig ist, daher es auch im Lat. Lepus, gleichsam Levipes, oder vom Niederf. lopen, laufen, soll seyn genannt worden. Auch das veraltete hasen, schrecken, und erhasen, erschrecken, kann darauf Anspruch machen, welches zu dem Schwed. Hiske, Gefahr, gehört. Siehe Häßlich; da denn der Name dieses Thieres vornämlich dessen schreckhafte, furchtsame Natur ausdrucken würde. In der Mark Brandenburg, in Sachsen und vielleicht auch anderwärts, pflegt man ihn Hasen zu nennen.

spricht, nie sein Wort hält. Da liegt der Hase im Pfeffer, das ist die Ursache des Uibels, hinc illae lacrymae. Der Hase brauet, sagen die Niedersachsen, wenn sich ein gewisser dicker Nebel nahe an der Oberfläche der Erde erhebt. (*)

2. Figürlich. 1) Der gespickte Hase, ein Instrument zur Tortur bei der Aufziehung auf die Folter oder Leiter, welches aus einer umgehenden Welle mit Zacken besteht, so dem Verbrecher unter dem Rücken zu liegen kömmt, und denselben aufreißt. 2) Ein furchtsamer Mensch, im gem. Leben und der vertraulichen Sprechart. Er ist ein Hase, oder ein furchtsamer Hase. Von einen solchen Menschen sagt man auch im g. L. er habe ein Hasenherz. Siehe Hasen-Panier. 3) Ein possierlicher, spaßhafter Mensch, gleichfalls nur im g. L. den man auch wohl einen Hasenfuß oder Hasenkopf zu nennen pflegt: siehe Hasen-Fett, Hasen-Schrot und Haseliren. 4) Ein einfältiger, thörichter Mensch, der im g. L. auch ein Hasenkopf genannt wird.

✡ ✡ ✡

Der Hase, Lepus *Raj.* Lepus cauda abrupta, pupillis atris *Linn.* Fr. Lièvre, ist ein unter die Niederjagd oder das kleine Weidwerk gehöriges Wildbret. Es ist eine allgemeine Benennung beider Geschlechter dieses Thieres. Will man solche unterscheiden, so heißt das männliche der Hase in engerer Bedeutung, oder auch der Rammler; Fr. Bouquet. Bouquin, oder Bouquain; und das weibliche, die Häsin, der Mutterhase, Setzhase oder Satzhase. Die übrigen weid-

(*) Man hüte sich, diesen Ausdruck für eine figürliche R. A. zu halten. Hase, engl. Haze, ist ein dicker Nebel, vielleicht von har, hase, grau; brauen aber steht hier intransitive, für aufsteigen, sich wie ein siedendes Wasser erheben. Es bedeutet also die R. A. die den ersten Anscheine nach sinnlos ist, eigentlich so viel als: es steigt ein dicker Nebel auf.

weidmännischen Redensarten vom Hasen sind: Der Hase macht ein Männchen, wenn er auf den Hinterfüßen sitzt, den Kopf in die Höhe recket, und mit den Vorderfüßen den Kopf und Bart putzet; der Hase rückt gen Feld oder Holz; er fährt; wird beherzet oder gehetzt; wird von Hunden gerahmet, wenn ihm die Hunde zu nahe kommen, aber doch fehl greifen, und er sich herum wendet; wird von Hunden gegriffen, oder gefangen; er schreyet; wird erwürget, genickt, wenn man ihm mit flacher Hand herunter das Genick abschlägt; er sitzt, oder drückt sich im Lager, nicht er liegt; ihre Vermischung heißt rammeln; der Hase setzt, wenn er junge bekömmt; er hat einen Balg, nicht Fell; Löffel, nicht Ohren; Sprünge, nicht Hinterfüße; Läufe oder Läufte, nicht Klauen; ist fett, nicht feist; er hat Wolle oder Haare; er springt über das Zeug oder über Wege und Gräben, nicht fliehet; einen Absprung thut er, wenn er einen Wiedergang gethan hat, und alsdann davon auf die Seite springt; er wird ausgeworfen, nicht aufgebrochen; gestreift, nicht zerwirkt.

Die Hasen bekommen, nach den Gegenden, in welchen sie setzen und sich aufhalten, verschiedene Benennungen. Diejenigen, welche sich auf den Alpen, und in den nördlichen Ländern auf felsigen hohen Gebirgen und in sandigen Gegenden aufhalten, heißen Berghasen, Sandhasen und Steinhasen; diejenigen, welche sich in den Gründen und Thälern aufhalten, Grundhasen; die in Feldern oder kleinen angrenzenden Wäldern wohnen, und sich allein auf den Fruchtfeldern nähren, Feldhasen oder Landhasen; die in großen Hölzern oder Wäldern setzen, und daselbst ihren einzigen oder meisten Aufenthalt und ihr Geäß haben, und nur selten gen Feld rücken, Buschhasen, Holzhasen, oder Waldhasen; diejenigen endlich, die sich in Morästen, Brüchen, an flachen Teichen und Strö-

men, und überhaupt in nassen Gegenden aufhalten, ohne auf trockne Felder zu gehen, Bruchhasen oder Sumpfhasen, Fr. Lièvre ladre.

Die Beschaffenheit des Erdbodens hat, so wie auf alle Thire, also auch auf die Hasen, einen großen Einfluß. Die Berghasen sind viel größer und dicker, als die Feldhasen, und weichen auch in der Farbe von ihnen ab; sie sind bräuner und haben auch mehr Weisses unter der Kehle, als die Feldhasen, welche fast roth sind. In hohen Gebirgen und den nördlichen Gegenden werden sie im Winter gemeiniglich weiß, und nehmen im Sommer ihre gewöhnliche Farbe wieder an; doch giebt es einige, und dieses sind vielleicht die ältesten, welche beständig weiß bleiben, denn alle werden mit zunehmendem Alter mehr oder weniger weiß. In warmen Ländern, als z. B. in Italien, Spanien und der Barbarey, sind die Hasen kleiner, als in Frankreich und andern nördlichen Ländern. Nach des Aristoteles Berichte waren sie auch in Aegypten kleiner, als in Griechenland. Sie sind in allen Ländern sehr häufig anzutreffen: in Schweden, Dänemark, Polen, Muskau, England, Frankreich, Deutschland, in der Barbarey, in Aegypten, in den Inseln des Archipelagus, besonders aber in Delos (heut zu Tage Idilis,) so auch die Alten diese Insel, wegen der großen Menge Hasen, die sich auf derselben befanden, Lagia (aus dem Grich. Λαγός, ein Hase,) nannten. Endlich giebt es ihrer auch viele in Lappland, wo sie 10 Monate im Jahre weiß sind, und nur in den 2 heißesten Sommermonaten ihre falbe Farbe wieder annehmen. Hieraus erhellet, daß ihnen die Himmelsgegenden beinahe einerlei sind; indessen bemerkt man doch, daß es in dem Orient weniger giebt, als in Europa, und in dem mittäglichen Amerika wenige oder fast gar keine, ob man gleich einige in Virginien Canada, und so gar in den benachbarten Ländern an

der

der Hudsonsbay und der magellanischen Meerenge antrifft. In außerordentlich heißen Gegenden, als: Senegal, Gambia, Guinea, und vornämlich in den Districten Fida, Apam, Acra, und in einigen andern unter dem heißen Erdgürtel in Afrika und Amerika liegenden Ländern, in Neuholland, und auf den Inseln der Meerenge von Panama findet man ebenfalls Thiere, welche die Reisenden für Hasen angesehen haben, die aber mehr eine Art von Kaninchen sind.

Seiner äußerlichen Gestalt nach, übertrifft der Hase an Größe die Kaninchen. Er hat einen kurzen, dicken, und vorn, von der Schnauze bis an den Anfang der Ohren, gebogenen Kopf, eine bis an die Nasenlöcher gespaltene Oberlippe, (daher man eine jede gespaltene Lippe eine Hasenscharte zu nennen pflegt, wovon ich weiter unten sprechen werde,) einen aus Borsten bestehenden Knebelbart, und in jedem Kinnbacken zween Schneidezähne; große herausgetriebene Augen, und kurze, gleichsam abgeschnittene, Augenlieder, daher er auch die Augen allezeit offen hält, ja so gar mit offenen Augen schläft. Er hat lange und spitzige Ohren (Löffel); er hört, da er immer auf der Flucht ist, und beständig fürchten muß, gejagt zu werden, außerordentlich leicht, und ist deswegen noch über dies mit einer beinernen Röhre in den Ohren versehen, die, wie ein natürliches Schallloch, ihre Richtung hinterwärts nimmt, damit diesem schüchternen und verfolgten Thiere auch der geringste und entfernteste Laut, der von hinten kömmt, nicht, ohne dasselbe zu warnen, entgehen könne. Der Leib ist länglich, und beinahe überall von gleicher Dicke. Die Vorderfüße sind fünfzehig, und viel kürzer, als die Hinterfüße, welche nur vier Zehen haben. Jede Zehe ist mit einem in der Haut verborgenen Nagel besetzt. Die Füße, und selbst die Fußsohlen, sind ganz behaart. Der Schwanz (das Blümchen) ist kurz, und in die Höhe gekrümmt. Die

Haare (Wolle) haben auf dem Rücken eine graue, an den Seiten eine röthliche, am Bauche und Schwanze aber eine weiße Farbe. Das die Hasen in den nördlichen Ländern, wo sie auch größer sind, als in den südlichen Gegenden, im Winter weiß werden, habe ich bereits erwähnt; worunter insonderheit die so genannten tyrolischen Schneehasen berühmt sind. Schwarze Hasen gehören unter die Seltenheiten. Die gehörnten Hasen, wovon man in den Schriften der Naturforscher Beispiel antrifft, sind nicht als eine besondere Gattung, sondern nur als eine Abweichung von den gewöhnlichen Naturgesetzen, anzusehen; worunter auch das in den berlin. Nachrichten von 1750 angeführte Beispiel eines Hasen gehört, dessen vorderste Zähne des untersten Kinnbackens, wie am wilden Schweine, hervor rageten. Ehemals waren viele der irrigen Meinung, daß die Hasen insgesamt Zwitter wären, oder daß es wenigstens viel Zwitter unter diesen Thieren gäbe, weil sich bei dem männlichen Hasen (dem Rammler), der Ruthe gegen über, an dem äußern Theile der haarigen Haut eine Oeffnung befindet, welche mit der weiblichen Scham einige Aehnlichkeit hat. Von den verschiedenen Kennzeichen, woran beide Geschlechter zu unterscheiden sind, werde ich weiter unten sprechen.

Diese Thiere sind überaus fruchtbar, und sogleich im ersten Jahre ihres Lebens zur Zeugung geschickt. Sie begatten sich (rammeln) im Febr. und März, auch zuweilen schon im Jäner, nachdem nämlich das Wetter gelinde ist, wiewohl solche frühzeitige Junge, wenn sie nach 4 Wochen gesetzt werden, mehrentheils von der Kälte, und dem starken Schnee, wieder umkommen. In gedachten Monaten kommen 4 bis 5 Meilen weit, ganze Schaaren Hasen, welche die Weibchen aufsuchen. Das Rammeln geschieht mit so grosser Begierde, daß oft hinter einer Häsinn 3 oder 4

Rammler herlaufen. Das Bewundernswürdigste ist, daß die Häsinnen zuweilen rammeln, wenn sie trächtig sind, und das daher aus der sonderbaren Structur ihrer Geburtstheile eine Ueberfruchtung oder doppelte Frucht entsteht. Denn die Mutterscheide und der Körper der Mutter gehen in eins fort, und es findet sich weder Muttermund, noch Mutterhals, wie bei andern Thieren, sondern die Mutterhörner haben jedes eine Oeffnung, welche bis in die Mutterscheide geht, und sich bei der Geburt ausdehnt. Diese beide Hörner sind also gleichsam zwo verschiedene, von einander völlig abgesonderte Bährmütter, so daß diese Thiere zu verschiedenen Zeiten durch eine jede dieser Bährmütter empfangen und setzen können, und daß also die doppelten Geburten bei diesen Thieren weit häufiger, als bei andern sind, welche dieses doppelte Werkzeug nicht haben. Die Häsinnen können demnach zu allen Zeiten hitzig und trächtig seyn; und noch eine andere Sonderbarkeit in der Bauart ihrer Geburtsglieder dient zum Beweise, daß sie eben so geil als fruchtbar sind. Die Eichel ihrer weiblichen Ruthe ist hervor ragend, und beinahe eben so stark, als die Eichel der männlichen; und da die Scham fast nicht sichtbar ist, die Männchen auch in ihrer Jugend keinen sichtbaren Hodensack noch Hoden haben, so ist es öfters sehr schwer, das Männchen vom Weibchen zu unterscheiden. Auch dieses hat zu der bereits erwähnten Behauptung, daß es viele Zwitter unter den Hasen gebe, Anlaß gegeben. Die Weibchen tragen gemeiniglich nur 30 oder 31 Tage, und setzen 3, 4. auch mehr Junge auf einmal, welche mit offenen Augen geboren werden. Die Mutter säugt sie nicht länger, als ungefähr 20 Taze, und läßt alsdann den Rammler wieder zu. Ordentlicherweise geschieht der erste Satz im März, wo altes Gras, dicke Saat und Farnkraut ist, in Sträuchlein, oder an einen kleinen Erdhügel. Die Jungen von diesem Satze werden

daher Märzhasen genannt. Der zweyte Satz geschieht im May. Bey dem dritten, welcher im Jul. geschieht, bekommen sie zuweilen 5 bis 6 Junge, welche sie schon besser, als bei den beiden ersten Sätzen im Getreide verbergen können. Gegen den September folgt der vierte Satz. Dieser Fruchtbarkeit wegen, pflegen die Jäger zu sagen, der Hase gehe selb-ander vom Holze in das Feld, und gehe um Bartholomäi selb 15 oder 17 wieder zu Holze. Die Jungen müssen nach 20 Tagen, da sie die Mutter verläßt, selbst ihre Nahrung suchen. Sie verlassen die Gegend nicht, wo sie zur Welt gekommen sind, leben aber dennoch einsam, und machen sich in ihrem Revier jedes sein besonderes Lager. Daher kommen die Holzhasen, d. i. diejenigen, die in großen Waldungen gesetzt werden, wenig, oder doch gar nicht weit, in die Felder, weil sie nächst demjenigen, was sie zu ihrer Nahrung allenfalls auf dem Felde finden, auch Eicheln und allerley Holzkräuter fressen. Die in den kleinen Feldhölzern gesetzten aber laufen alle Nächte nach ihrer Nahrung auf das Feld, und gehen früh, zumal wenn es windig ist, wieder zu Holze. In den langen Sommertagen gehen sie Abends gegen 5 oder 6 Uhr aus dem Lager. Die noch säugenden Häsinnen stehen auch zuweilen schon Mittags zwischen 11 und 12 Uhr auf. Wenn sie die Jungen tränken wollen, locken sie dieselben, indem sie mit den Löffeln zusammenschlagen, und dadurch ein ziemlich lautes Geklapper erregen. Die Feldhasen hingegen, oder diejenigen, welche in den weiten und flachen Feldern gesetzt werden, bleiben auch meistens beständig daselbst, ändern aber ihr Lager oder Gesäß im Jahre verschiedenemal. Denn im Frühlinge, wenn Frost und Schnee vorbey sind, setzen sie sich gern an die Ränder in die Miststücke oder Stürzäcker; wenn aber die Saat so hoch gewachsen ist, daß sie sich darin verbergen können, suchen sie ihre Zuflucht in derselben

bis

bis zur Aerndezeit, da sie sich denn immer aus einem Getreidefelde in das andere jagen lassen, bis alles geschnitten ist. Alsdann setzen sie sich in das alte noch stehende Gras, und in die Haferschwaden. Entgeht ihnen aber auch dieses, so begeben sie sich in die Kornstoppeln, Flachsäcker, Kohlgärten ꝛc. Zu Winterszeit und bei tiefem Schnee machen sie sich in die Windwehen, auch in die Weiden- und Erlengründe. Auf den pyrenäischen Gebirgen sollen sich die Hasen Höhlen, wie die Kaninchen, graben.

Ihr Geäß besteht in Gras, Wurzeln, Blättern, Früchten, Getreide, und, was die Holzhasen betrifft, zur Herbstzeit Eicheln. Sie ziehen diejenigen Pflanzen vor, welche einen milchartigen Saft haben. Insonderheit gehen sie auch, wie die Kaninchen, der Petersilie sehr nach. Auf den Getreidefeldern, sowohl von der Winter- als Sommerfrucht, beißen sie die Halme unten an der Erde ab, um einen desto freyern Weg durch das Getreide zu haben. Im Winter schälen sie die Rinde von den Bäumen, und außer der Erle und Linde ist fast kein einziger Baum, den sie verschonen. Sie gehören, nebst den Kaninchen, mit Recht in das Register der Holzverwüster, zumal sie auch da, wo das andre Vieh nicht durchbrechen kann, hinein zu kommen wissen. Sie fressen eine ganze Pflanzung, wenn sie noch sehr jung ist, rein weg, oder kneipen im Frühlinge und Sommer, zu ihrer Bequemlichkeit, um sich, wie in den Getreidefeldern, einen ganz freyen Weg zu machen, und bey Thau- und Regenwetter ein gutes Lager zu bekommen, die jungen Aeste ab. Auch wenn sie die Pflanzen nur benagen, so erholen sich diese doch davon niemals wieder. Insonderheit aber kann zur Winterszeit, wenn starker Schnee fällt, durch einen einzigen Hasen an jungen Büchen und anderm Holze, großer Schade geschehen. Man hat Beyspiele, daß junge Eichwälder ganz ausgegan-

gegangen sind, weil die Hasen die zarten Stämmchen im Winter angefallen, und ihre Rinde abgeschälet haben.

Um die Hasen von den jungen Pflanzen abzuhalten, kann man gegen den Winter trockne abgehauene Zweige und Buschwerk ausbreiten lassen, wodurch es diesen Thieren zu beschwerlich wird, daselbst herum zu hüpfen, und die jungen Loden aufzusuchen.

Damit die Hasen die gepflanzten jungen Bäume in den Gärten und auf dem Felde nicht auffressen, soll man, nach Anzeige des Goth. gemeinnütz. Wochenbl. v. J. 1779, S. 60, Baumöhl und Hirschkolbenöhl, jedes für 6 Pfenn., nehmen, und die Bäumchen damit bestreichen. Der Gestank hiervon ist den Hasen zuwider. Man muß sich aber in Acht nehmen, daß nichts davon an die Kleider komme, weil der Gestank davon in langer Zeit nicht wegzubringen ist. Dieses Mittel dürfte wohl noch einmal zwischen Weihnachten und Lichtmesse zu wiederhohlen seyn; da hingegen, wenn, statt des Baumöhls, altes Schmier mit Hirschkolbenöhl, Terpenthin und Teufelsdreck in einem irdenen Tiegel zusammen geschmolzen, und die Bäume damit bestrichen werden, dieser den Hasen so unleidliche Gestank weit in den Frühling hinaus fortdauert, und also keiner Wiederholung bedarf.

Man kann auch, um die Hasen von Bäumen abzuhalten, den Schaft derselben, so hoch als die Hasen reichen können, mit einer Salbe von altem Thran oder Fett, mit zerriebenem Schießpulver vermischt, beschmieren; oder mit einer Masse von Rindsblut und Lehm bestreichen.

Wie die Hasen von den Krautländern abzuhalten, siehe unter Kohl.

Wennn man die Hasen in den Häusern jung erzieht, füttert man sie mit Salat und Hülsenfrüchten; doch ist dergleichen Wildbret jederzeit von schlechtem Geschmacke.

Im 35. B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. d. Wiss. a.d. J. 1773, S. 92, meldet der Pfarrer zu Alsheda, Hr. Krempf, eine trächtige Hasin sey vergangenes Jahr, d. 12 Jun. vom Hrn. Assessor Ridderskold. in Småland, in vieler Gegenwart geschossen worden, sie ward sogleich geöffnet, und man fand in ihr 6 vollkommene Junge; weil sie noch Leben zeigten, nahm er einen aus der Mutter, und

ließ

ließ ihn nach Hause in den Garten bringen, zu versuchen, ob er aufzufüttern wäre. Der Versuch gelang, der junge Hase kam auf, und ward so lebhaft als ein anderer.

Im Winter pflegen die Hasen mit vielen Spuren, Wiedergängen und Absprüngen vorsichtig herum zu laufen; wovon weiter unten, bei Beschreibung ihrer Jagd, Anzeige geschehen wird. Sie vermerken von Natur das Wetter und den Wind, und verändern daher ihr Lager. Bey Regenwetter machen sie solches im Felde auf einem Hügel, Furche, Stamm oder Wurzel, alten Grase oder Farnkraut, graben vor sich eine längliche Grube gegen den Wind; und setzen sich mit dem Hintern rückwärts hinein, weil sie zu solcher Zeit in dem Busche nicht bleiben, noch sich die Regentropfen von den Blättern beunruhigen lassen können. Wenn es hingegen kalt und windig ist, so suchen sie das Gehölz und die Büsche. Im Winter machen sie ihr Lager gegen die Sonne; im Sommer aber, wegen des Schattens, nach der Nordseite. Wenn sie des Nachts vom Thau oder Regen naß geworden sind sind, trocknen sie sich bey Tage und bey Sonnenschein in den Furchen wieder ab.

Wenn ein Paar alte Hasen eine Gegend zu ihrer Wohnung eingenommen haben, so lassen sie daselbst keine fremde aufkommen, sondern beißen und kratzen sie weg, außer diejenigen, die von ihnen geboren worden.

Die Hasen schlafen oder ruhen den Tag über im Lager, und leben gleichsam nur des Nachts; denn alsdann laufen sie herum, suchen ihre Nahrung, und rammeln. Bey Mondenschein sieht man sie öfters mit einander spielen, springen und einander jagen. Die geringste Bewegung aber, das Rauschen eines fallenden Blattes, ist hinlänglich, sie zu stören. Sie fliehen, und jeder nimmt einen andern Weg. Sie schlafen viel, und zwar mit offenen Augen. Ihre Augenlieder sind mit

keinen

keinen langen Haaren (Wimpern) versehen, und sie scheinen ein schlechtes Gesicht zu haben; dagegen haben sie, gedachter Maßen, gleichsam zur Schadloshaltung ein sehr feines Gehör. Sie wenden ihre großen Löffel mit großer Leichtigkeit, nach allen Seiten, und bedienen sich derselben, wie eines Steuerruders, ihren Lauf zu richten, welcher so schnell ist, daß sie allen andern Thieren leicht zuvor kommen. Da ihre vordere Pfoten kürzer sind, als die hintern, so ist es ihnen leichter bergan zu laufen, als bergab; daher suchen sie auch, wenn sie verfolgt werden, zuerst einen Berg zu erreichen. Ihre Bewegung in ihrem Laufe ist eine Art von Galopp, und besteht in einer Folge leichter und hurtiger Sprünge. Sie laufen, ohne das geringste Geräusch zu machen, weil ihre Pfoten über und über, auch sogar unter den Ballen, mit Haaren bedeckt sind. Sie sind auch vielleicht die einzigen Thiere, welche inwendig im Maule Haare haben.

Die Raben und Krähen thun den Hasen viel Schaden, sowohl wenn sie noch jung, als auch, wenn sie alt und erwachsen sind. Zwo Krähen können einen alten Hasen so gut stoßen, als ein Raubvogel.

Ein Hase lebt höchstens sieben oder acht Jahre; und die Dauer seines Lebens ist, wie bei andern Thie- Thieren, nach der Zeit, in welcher sie zu ihrer völligen Größe gelangen, proportionirt. Sie erhalten fast ihr ganzes Wachsthum in einem Jahre. Man will behaupten, daß die Männchen länger als die Weibchen leben. Sie bringen ihr Leben in der Einsamkeit und im Stillschweigen zu; und man hört ihre Stimme nicht eher, als wenn man sie mit Gewalt greift, wenn man sie martert oder verwundet. Es ist kein scharfes Geschrey (Kreischen), sondern eine ziemliche starke Stimme, welche dem Klange der Menschenstimme fast gleich ist. Sie sind nicht so wild, als es ihre Eigenschaften und Sitten anzuzeigen scheinen. Sie sind sanftmü-

thig,

zhig, und einer Art von Erziehung fähig. Sie werden leicht zahm, und so gar liebkosend; sie ergeben sich aber niemals so sehr, daß sie Hausthiere werden könnten. Denn selbst diejenigen, welche ganz klein gefangen und im Hause erzogen worden, setzen sich bey der ersten Gelegenheit in Freyheit, und fliehen wieder in das offene Feld. Da sie ein leises Gehör haben, und gern auf den Hinterläufen sitzen, und sich der Vorderpfoten als Arme bedienen: so hat man einige so weit gebracht und abgerichtet, daß sie die Trommel geschlagen, und tactmäßige oder tanzartige Bewegungen gemacht haben.

Die Hasen haben ein schwaches Leben, und sterben von einem leichten Druck. Ihre Eingeweide sind zuweilen mit Blasen besetzt, welche man Pocken nennt, und wovon ich im Art. Pocken handeln werde.

Der Auswurf (die Losung, das Gelos) des Hasen ist klein, trocken und eckig; bei einer Häsin aber gröser, runder und feuchter.

Zur Verbesserung der Wildbretreviere, ist es nöthig, das Hasenwildbret, wie das Roth- und Schwarzwildbret, im Winter mit einiger Fütterung zu versehen. Wenn tiefer Schnee liegt, können die Hasen nicht zur Saat kommen, und fangen also entweder an, die jungen Bäume zu benagen und abzuschälen, oder sich nach den Gärten zu begeben, um sich von dem grünen Kohl und der Rinde der jungen Obstbäume zu nähren. Um dieses zu verhüten, thut man wohl, etwas Heu hin und wieder in den Feldbüschen und Remisen aufzuhängen, und sie daran ihre Nahrung nehmen zu lassen; oder wenn sie nicht häufig sind, und sich in die Gärten ziehen, muß man Aufsicht auf die Zäune haben, ob etwann die Eigenthümer daselbst Löcher mit Drathschlingen angebracht haben.

Um in kurzer Zeit eine große Menge Hasen auf dem Reviere zu erhalten, und dieses Wildbret zu vermehren, ist der sicherste Weg die Anlegung eines Hasengartens oder Hasengehäges. Wer ein kleines Feldhölzchen, ungefähr 100 Schritt lang, und eben so breit, dazu einzäunen will, wird in diesem Raume 6 magdeb. Morgen einschließen; und in demselben 20 bis 30 Stück Hasen halten können. Es muß einen trocknen aber grasreichen Boden haben, mit vielen Sträuchern und Unterholze bewachsen seyn, auch ein offenes Fleckchen Land haben, welches abwechselnd mit einigen Getreidearten bebauet ist, und den Hasen eine angenehme Weide giebt. Wasser bedarf es eben nicht; denn Hasen und Kaninchen trinken nicht. Der Garten wird mit einigen, auf einem Orte zusammen laufenden Gestellen oder Alleen durchschnitten, wo ein kleines Bürsch- oder Schießhäuschen angebracht werden kann. Die Einfriedung eines solchen Gartens aber ist kostbar, daher man ihn nicht von gar zu großem Umfange machen darf. Wer eine Insel mitten auf einem großen See oder breiten Flusse hat, und denselben im Winter, wenn es friert, täglich 1 Ruthe breit, um die Insel aufeisen und beständig offen behalten kann, bedarf gar keiner Verzäunung, wohl aber einer unermüdeten Aufsicht, damit im Sommer keine Raubthiere durchschwimmen, oder im Winter auf dem Eise hinüber laufen. Sicherer ist es daher mit einem Zaune. Dieser muß wie bey einem Fasanengarten angeleget werden. Es werden nämlich zuerst, in der Entfernung von 10 Fuß, Pfosten, die auf einer Seite glatt behauen, auf den übrigen aber rund gelassen, und nur von der Rinde entblößt sind, 2 Fuß tief in die Erde; und 7 Fuß über derselben, mit der glatten Seite außerhalb dem Garten, eingegraben. Zwischen jeder dieser Pfosten, wird ein kleines Fundament von Feldsteinen und Lehm, 1½ Fuß in die Erde, und ½ Fuß über derselben, 2 F. breit,

breit gemauert, damit die Hasen sich nicht unter den Zaun durchgraben können. Auf diesem Fundament muß die Breterwand, an die glatte Seite der Pfosten, dicht an einander genagelt werden. Oben auf die Pfosten wird ein breites Bret etwas schräge genagelt, theils um den Zaun einigermaßen wider den Regen zu verwahren, theils aber auch das Uebersteigen der Raubthiere zu verhindern.

Ein 200 Schritt langer und eben so breiter Garten, würde zu verzäunen kosten:

An Holz, zu 160 Fach, eben so viel Pfosten. Wenn zu 4 Pfosten ein Baum gerechnet wird, so sind zu den Pfosten 40 Bäume nöthig.

Die Pfosten zu behauen, und den ganzen Zaun aufzurichten, kann entweder durch Frohndienste, oder im Winter durch eigenes Gesinde geschehen.

An Dielen, bezahlt man gemeiniglich das Stück, wenn es 24 Fuß lang, 1 Fuß breit, und ½ Zoll dick ist, mit 6 Gr.; welches pro Schock 15 Rthlr. beträgt. Auf 2 Fächer rechnet man 2 Dielen; dieses beträgt auf 160 Fächer, 640 Stück, oder 10 Schock 2 Mandel und 10 Stück Dielen, das Stück zu 6 Gr. - - 160 Rthlr.

Zur Befestigung dieser Breter an die Pfosten gehören zu jedem Bret 6 Stück ganze Bretnägel; beträgt 64 Schock, à 6 Gr. - 16 "

Dem Maurer das Fundament zu machen, für 160 Fach, à 6 Gr. - - - 40 "

Demnach kostet der Zaun dieses Hasengartens, ohne Fuhren, Pfostenholz und Arbeitslohn, die Pfosten zu behauen, aufzurichten, und die Dielen anzunageln, weil dieses durch eigenes Gesinde oder durch Frohndienste geschehen kann, - - - - - 216 Rthlr.

Wer aber Sageblöcke genug hat, und daraus die Dielen schneiden lassen will, bezahlt für den Schnitt 2 Gr. alsdann kosten ihm die Dielen nur 53 Rthlr 8 Gr. und der ganze Zaun 109 Rthlr. 8 Gr.

An jeder Seite des Zaunes werden unten an der Breterwand, ein Paar Oeffnungen, 1 Fuß breit und 9 Zoll hoch, eingeschnitten, worein Fallen gesteckt wer-

den, um die Raubthiere, die besonders den Winter durch dieselben in den Garten kriechen wollen, damit zu fangen.

Der Hauptnutzen eines solchen Hasengartens besteht darin, daß man ihn wie eine Pflanzschule für das Revier ansehen, und daraus alle Jahre eine beträchtliche Anzahl Hasen einfangen, und in das Freye setzen kann. Wenn man in jedem Frühlinge nur einen Bestand von 10 Stück Mutterhasen und 1 Paar Rammler darin behält: so kann man am Ende der Setzzeit, wenn man von den 4 Sätzen im Durchschnitt auch nur 12 Junge rechnet, 120 Stück junge Hasen haben. Die größten vom ersten und zweyten Satz werden gleich im Herbste ausgelassen, und auf 10 Stück junge Häsinnen zween Rammler gerechnet. Die halb erwachsenen Hasen aber behält man noch im Winter in dem Garten, damit sie bey einer guten Fütterung recht erstarken, und vor den Raubthieren mehr gesichert bleiben. Im folgenden Frühlinge werden auch diese ausgesetzt. Was über dem Verhältniß der 2 Rammler auf 10 Häsinnen, an jungen und alten Rammlern übrig bleibt, wird entweder bey jedem Einfangen verkauft, oder in die herrschaftliche Küche geliefert. Zu der Winterfütterung läßt man kleine Raufen machen, und legt ihnen darin etwas Heu, oder getrocknetes Wein-Rüstern-Aeschen- oder anderes Laub, insonderheit auch den Abgang von Grün- und Weißkohlblättern, hin. Will man sie im Jan. oder Febr. mit etwas Hafer erquicken, so werden sie desto zeitiger rammeln. Der Hafer wird ihnen in kleine Tröge vorgeschüttet, und man kann 15 bis 16 Stück mit 1 Metze abspeisen.

In einem solchen Hasengarten muß man keine Hasen schießen, weil man leicht ein Weibchen statt eines Männchens treffen kann; sondern es ist sicherer, sie in Netzen einzufangen.

(Hrn. Gr. v. Mellin) Versuch einer Anweis. zur Anlegung, 2 verbesser. und Nutzung der Wildbahnen, Berl. und Stett 1779. gr. 4. S. 112. flg.

Die

Die Hasen werden, insonderheit an den Gränzen, mit Hasenzarnen, Lausch- oder Lückennetzen, auch Schleisen oder Drahtschlingen gefangen, oder, da sie durch Stöberhunde, und beym Klopf- oder Streifjagen aufgejaget worden, an den Wechseln, mit kleinen bleyernen Körnern von mittlerer Größe, welche man Hasenschrot nennt, geschossen, mit abgerichteten Raub- oder Stoßvögeln, als: Falken und Habichten, gefangen, (welches die Hasenbeize heißt, und wovon ich in den Art. Beizvögel, Falk und Habicht, gehandelt habe) oder auch auf flachem ebenen Felde mit Windhunden gehezt, oder auch ohne Hunde, bloß mit dem Pferde, forcirt.

Ehe wir den Hasen aufsuchen und jagen können, müssen wir uns mit der List und den Ausflüchten, welche dieses kleine Thier gebraucht, um seinen Verfolgern zu entwischen, bekannt machen. Da der Rammler listiger als die Häsin ist, und der eingeborne oder Revierhase mehr Winkelzüge und krumme Sprünge, als der fremde oder Sumpfhase macht: so müssen wir zuvörderst diese verschiedene Arten von Hasen an äußerlichen Zeichen unterscheiden, und hienächst die gewöhnlichsten Kunstgriffe, die der Hase, sowohl wenn er zu Lager geht, als auch wenn er gejagt wird, zu seiner Rettung auszuüben pflegt, kennen lernen.

Der Rammler ist kürzer, röthlicher, und stärker von Lenden, als die Häsin; er hat einen kürzern, rundern und dickern Kopf, einen längern Bart, und kurze, breite und weißliche Löffel. Er scheint von fern, besonders in der Rammelzeit, viele weiße Flecke auf den Hinterblättern zu haben; welches daher kömmt, weil ihm die andern Rammler während dem Rammeln die Wolle von den Keulen rupfen. Man kann ihn ferner an der Fährte oder Spur kennen. Seine Haken sind breit, und die übrige Fährte ist enge und sehr spizig; dabey sind seine Nägel kurz und abgenüzt. Er

bleibt fest im Lager liegen, fährt ganz nachlässig heraus, spitzt alsdann bald den einen, bald den andern Löffel, krümmt das Blümchen (den Schwanz) auf dem Rückgrathe, schnellt mit den Hinterläufen, und fährt endlich spornstreichs den Weg, der ihn zu einem belaubten Gehölze oder Dorfe führt. Wenn man in der Rammelzeit der Nachtweide eines Rammlers nachgeht, so wird man finden, daß er die flachsten Felder durchstrichen, und, ehe er sein Lager genommen, große und lange Absprünge gemacht hat. Diese Spuren, Wiedergänge und Absprünge, welche man insonderheit zur Winterszeit im Schnee am deutlichsten erkennen kann, findet man Fig. 1239 abgebildet. Wenn nämlich ein Hase oder eine Häsin vom Felde A nach dem Holze B geht, und sein Lager P abgesehen hat, so geht er ein Stück Weges hinein, kehrt aber auf selbiger Fährte zurück aus B in C, und springt auf die Seite ab, 10, 12 bis 14 Fuß weit, bis D; geht alsdann 20 oder mehr Schritte fort bis E, und macht wieder einen Absprung aus E in F; geht alsdann fort bis G, kehrt wieder bis H zurück, thut hernach wieder einen Absprung bis I, und marschirt nach K zu, dann wieder zurück nach L, und so thut er noch einen Absprung bis M, geht hernach bis N fort, alsdann wieder zurück bis O, und thut von hier bis ins Lager P seinen letzten Sprung. Sie thun aber nicht eben allemal drey Wiedergänge, sondern bisweilen nur einen oder zween, hingegen wenigstens 2 oder 3 Absprünge gewiß, um die Hunde in der Spur zu verführen, daß sie nicht wissen sollen, wo sie geblieben sind oder sich gesetzt haben.

Uebrigens ist der Rammler gemeiniglich nicht stark im Leibe, weil er hin und wieder nur wenig äßet, und dadurch munterer bleibt, seinen Feind in der Ferne gewahr zu werden. Wenn er seine Nothdurft verrichtet, (loset) so horcht und wittert er; und dieses geschieht

gemeiniglich auf einem Steine, oder auf einer großen Erdscholle.

Wenn der Rammler, von dem ich voraus setze, daß er ein Revierhase ist, gehetzet wird, so macht er seine erste Tour in der Runde des Reviers ohne alle Winkelzüge. Die zwote fängt er zwar eben so an, endiget sie aber doch durch einige Wiedergänge und Haken, welche jedoch die Hunde nicht sehr in Verlegenheit setzen. Kömmt man ihm aber zum drittenmal eben so heftig auf den Hals, so macht er die Tour nicht ganz, sondern geht mit dem Winde gerade aus, und wird alsdann gemeiniglich gefangen.

Die Häsin ist größer und länger als der Rammler. Ihre Wolle auf dem Rücken ist grau und fällt in das Schwärzliche. Ihre Hintertheile sind nicht so weiß und so fleischig. Die Blume ist länger, nicht so weiß und breit, als beym Rammler. Ihr Kopf ist mehr lang und schmal. Da sie größer ist als der Rammler, so ist auch ihre Losung größer, runder, mehr zermalmt und nicht so trocken, weil sie ruhiger äßet und verdauet. Ihre Fährte ist länger, breiter und gespaltener, als die Fährte des Rammlers; denn da sie oft trächtig ist, so ist sie schwerer, und daher wird ihre Fährte weiter aus einander gedehnt. Sie hat viel mehr Wolle an den Läufen als der Rammler, und ihre Nägel sind länger und schärfer, weil sie nicht, wie jener, beständig herum schwärmt und aus einem Revier in das andere läuft. Man kann ferner die Häsin von dem Rammler an der Art und Weise, wie sie des Nachts auf das Geäß geht, unterscheiden. Sie weicht nicht aus dem ersten Korn- oder Gartenfelde, welches sie antrifft. Befindet sie sich in einem Kornfelde, so hält sie sich da auf, wo das Getreide am dicksten steht, äßet und sättiget sich, ohne fast von der ersten Stelle zu gehen. Wenn sie satt ist, und das Korn auf dem Halme steht, bahnt sie sich kleine Wege, auf welchen sie

hin und her gehen kann, ohne daß ihr das Wasser in die Löffel fällt. Eben dergleichen Wege bahnt sie sich auch durch die Dornen und kleines Gesträuch auf dem Zugange zu ihrem Lager. Wenn man ihrer Nachtweide nachgeht, so findet man, daß sie nicht weit umher gestrichen ist, und daß ihre ganze angewandte List in einigen Wiedergängen und in einem ziemlich weiten Absprunge beym Eingange in ihr Lager besteht.

Wenn man eine Häsin, die zwar größer als der Rammler ist, aber doch weniger Stärke und Behendigkeit besitzt, hetzet: so steht sie weit eher, als jener aus dem Lager auf, weil sie sich ihrer Schwäche bewußt und mithin weit furchtsamer ist. Da sie, dieser ihrer Schwäche wegen, nicht große Touren machen kann, so sucht sie, indem sie beständig in der Gegend ihres Lagers herum läuft, sich durch unzählige Wiedergänge von den Hunden los zu machen, läuft die nämlichen Schlupfwege und Fußsteige hin und her, und setzt dadurch gelassene Hunde in viele Verlegenheit. Bisweilen drückt sie sich nach dem letzten Wiedergange, wodurch die Hunde auf längere oder kürzere Zeit die Fährte verlieren, und die Jagd sehr verzögert wird. Spüren sie die Hunde endlich wieder auf, so gebraucht sie ihre letzten und stärksten Kunstgriffe in den Dörfern, wo sie sich sogar in offen stehende und unbewohnte Häuser drückt. Wenn sie aber Junge hat, so sucht sie hauptsächlich nur die Hunde aus dem Revier zu locken, geht daher ohne Rücksicht auf den Wind gerade aus, und wird alsdann nach einer kurzen Flucht gemeiniglich gefangen.

Wenn man einen Hasen spüret, der des Nachts ohne zu äßen, durch die besten Kornfelder gestreift hat, und nach vielen Wendungen und Winkelzügen auf den Heerstraßen und Kreuzwegen, endlich sein Lager auf einer flachen, trocknen und erhabenen Gegend, oder in einer Remise genommen hat: so kann man daraus muth-

muthmaßen, daß es ein auswärtiger Liebhaber ist, der die in seiner Gegend fehlenden Häsinnen anderwärts aufsucht, insonderheit wenn solches im Jan. Febr. und März geschieht. Die brünstige Liebe, die ihn zu dieser Wanderung gereizt hat, vertreibt bey ihm den Hunger; allein, die Sorgfalt für seine Sicherheit und für sein Leben, die er auch unter diesen Umständen nicht unterläßt, verursachet, daß er sich vorzüglich entweder auf Anhöhen, wo er seine Feinde in der Ferne entdecken kann, oder aber in Gehölzen lagert, wo er nicht vermuthet, daß man ihn aufsuchen werde. Wenn man dergleichen Hasen in einem Holze aufjagt, und sie sich in einer Viertelstunde wohl 4, 5 auch mehrmal dahin zurück jagen lassen, so kann man gewiß glauben, daß es auswärtige oder Streifhasen sind; ja, man kann im voraus versichert seyn, daß ein solcher Hase, der sich nicht aus dem Gehölze getrauet, weil er die Gegend und die darin befindlichen Wege und Schlupfwinkel nicht kennt, gerade aus nach seinem Reviere laufen wird. Ein Hase, der in seinem Reviere fehl gehetzt worden ist, geht nach einiger Zeit dennoch wieder in seine Heimath.

Einen Sumpfhasen kann man leicht erkennen, sowohl wenn man seiner Nachtweide nachgeht, als auch, wenn man ihn jagt. Denn er macht alle seine Wiedergänge entweder im Wasser selbst, oder doch am Rande der Teiche und in Morästen, wo er gemeiniglich sein Lager hat. Wenn er vor den Hunden flüchtig ist, bringt er sie gänzlich von seiner Fährte ab, indem er durch Ströme und Teiche geht, und sich entweder an alte Wurzeln und Stämme, oder in Rohr drückt, wo ihn die Jäger nicht sehen können. Die meisten Sumpfhasen sind Rammler.

Nachdem wir die Hasen ihrer Gestalt und ihrem Verfahren nach, und worin sich der Sumpfhase von den andern unterscheide, kennen gelernt haben: so ist

auch nöthig zu wissen, wo man alle diese verschiedenen Hasen zu verschiedenen Jahrszeiten aufsuchen müsse.

Der Hase versteht sich, bereits erwähntermaßen, gar sehr auf das Wetter, er spürt die bevorstehende Veränderung desselben 24 Stunden vorher, und dieser Kenntniß zufolge nimmt er sein Lager dergestalt, daß er vor allem, was seine Ruhe stören könnte, gesichert ist. Will man demnach die Orte und Gegenden, wo er sich nach der verschiedenen Beschaffenheit des Wetters lagert, kennen lernen, so muß man vorher wissen, welche Witterung er nicht ertragen kann.

Es ist eine durch die Erfahrung bestätigte Sache, daß Regen, Schnee, Hagel, stürmische und kalte Winde, große Kälte und außerordentliche Hitze, dem Hasen nicht anstehen. Ihn beunruhigen alle von den Bäumen herab fallende Früchte, als: Buch- und Eichel-Mastnüsse ꝛc. Auch alle kriechende Thiere, als: Schlangen, Ottern, Kröten ꝛc. die sich in Hecken oder Gräben aufhalten, und, so wie sie die Sonne nicht bescheint, ihren Platz verändern und herum kriechen, sind ihm äußerst zuwider. So gewiß es also ist, daß der Hase das Wetter vorher weiß, welches den Tag über, den er im Lager zubringen will, werden wird: so gewiß ist es auch, daß er sich sorgfältig hütet, sein Lager an einem Orte zu machen, welcher vom Wasser überschwemmt, oder wo er von Schnee und Hagel beunruhigt werden könnte. Mit gleicher Vorsicht vermeidet er die Gegenden, wo ihn die scharfen Ost- und Nordwinde treffen, und unter die Wolle wehen können, wo er der brennenden Sonnenhitze ausgesetzt seyn würde, oder wo ihn das Gewühl der kriechenden Thiere, oder das herab fallende Laub, und der von den Bäumen abträufelnde Regen beunruhigen könnte. Aus allem diesen ergiebt sich also ganz natürlich, daß, wenn es am Tage der Jagd regnet, man den alten Hasen

weder

weder im dicken Gehölze, oder in hohen [illegible], noch in niedrigen, kalten und feuchten Gegend[illegible]. An solchen Tagen trifft man ihn an[illegible] habenen Orten, in Steinbrüchen, un[illegible] den an, wo es viele Disteln giebt, im[illegible] ten Brachfeldern, auf Anhöhen, die ihn [illegible] de schützen, und besonders auf der südlich[illegible] nes von allem Gebüsche entblößten Grabens. [illegible] er alsdann gern in Saatfeldern und kleinen Heiden, vornämlich in solchen, wo Meergras und Heidekraut wächst; und in Gräben und Schluchten setzt er sich gemeiniglich auf kleine Anhöhen, wo er trocken und unter dem Winde sitzt.

Wenn die Nächte kalt sind, und bey Schnee- und Frostwetter ein scharfer Wind wehet: so rückt der Hase gen Holz, verkriecht sich in dicke Dornsträuche, und in trockne, mit Strauch verwachsene Gräben. Die Häsinnen verbergen sich alsdann gemeiniglich in den Zäunen der Kohlgärten, wo sie des Nachts auf Aeßung gehen. Sie werden um diese Jahrszeit von den kriechenden Thieren, welche in der Erde verborgen liegen, nicht beunruhigt. Allein, wenn die Sonne im März und April diese Thiere wieder hervor locket, so verlassen die Hasen, welche sich vor ihnen fürchten, die Hecken, und setzen sich auf die Saat, oder auf den frisch gepflügten Acker. In flachen Feldern geht der Hase nicht aus dem Getreide, so lange es auf dem Halme steht; und nach der Aernde sitzt er größtentheils bey schönem Wetter bis zum angehenden Winter in den Stoppeln.

Der Busch- Wald- oder Holzhase, der in Wäldern geboren ist, ist des Geräusches der Bäume, des Lärmens der Jäger, Holzschläger und Hunde, und des Herumschwärmens der Füchse und Wölfe gewöhnt, und hält sich daher in dieser seiner Heimath um so lieber auf, als er nicht weiß, daß es andere Gegenden in der Welt giebt. Man trifft sie gemeiniglich in den frischen Ver-

[illegible] Diejenigen aber, die an dem Rande der [illegible] aufgejagt werden, sind deswegen keine [illegible] sondern es sind solche, die sich bey schlim- [illegible] oder wenn sie im flachen Felde beun- [illegible], nach dem Gebüsche retiriren. Die [illegible] halten sich, wie schon gesagt, an dem [illegible] Teiche und Ströme, in Morästen und [illegible] Gegenden auf, und müssen also da gesucht werden.

Junge Hasen trifft man überall an. Selten entfernen sie sich aus dem Reviere, wo sie geboren sind, und sie wissen nichts von der Gefahr, der sie alle Augenblicke ausgesetzt sind. Man muß sie auch, in Betrachtung ihrer Schwäche schonen, da überdies ihre Jagd höchst unangenehm ist, weil sie in verwachsenen und unwegsamen Gegenden unzählige Wiedergänge machen, und sich alle Augenblicke drücken.

In der Rammelzeit haben die Rammler keinen bestimmten Aufenthalt, sondern schwärmen aller Orten herum; und man findet sie daher oft nicht da, wo man sie vermöge der Witterung finden sollte. Zuweilen durchstreift man ganze Gegenden, ohne einen einzigen aufzujagen, ob man gleich eine Menge frischer Fährten spüret; und dieses kömmt daher, weil sie alle hinter eine hitzige Häsin her sind, und in deren Revier sitzen. Kömmt man nun in dieses Revier, so fahren, statt eines Rammlers, zuweilen zween, auch mehrere auf, und dieses giebt gemeiniglich Gelegenheit, daß die Hunde confus werden, und von der rechten Fährte abkommen.

Der Hase wird selten vor den Hunden aufstehen, ehe sie auf seine Nachtfährte kommen; man muß ihm vielmehr allmählich nachspühren; und nur nach vielen Beschwerlichkeiten gelingt es, daß man sein Lager ausfindig macht, und ihn aufjagt.

Wenn

Wenn der Hase zuerst aus einem Kornfelde auf steht, so geht er, wie ich oben gemeldet habe, Anfangs gerade aus, macht einige Haken und krumme Wendungen, die aber nicht viel zu bedeuten haben. Wenn er aber merkt, daß man ihm nahe kömmt, und sieht, daß es nunmehr Zeit ist, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn, so faßt er den ersten besten Weg, läuft darauf bis zum nächsten Kreuzwege; und wenn daselbst drey oder vier Wege an einander stoßen, läuft er auf allen hin und her, fährt aus dem letzten in das benachbarte Feld, macht da unzählige Wiedergänge, setzt wieder in den vorher genommenen Weg, kehrt zu dem Kreuzwege zurück, streift auf seiner vorigen Spur hin und her, bis zu derjenigen, die er bey seinem ersten Aufstehen gemacht hat; daselbst macht er einen Augenblick Halt, macht ein Männchen, sieht sich um, fährt alsdann schnell über eine etwa seitwärts befindliche Hecke, und geht auf dem Felde, in welches er gesetzt hat, gerade aus, bis zu dem nächsten Graben oder Gehölze. Allein da bleibt er nicht, sondern er kömmt denselben Weg zurück, verläßt ihn, geht nach der gegenüber stehenden Seite, wo er seine letzten Wiedergänge gemacht hat, und drückt sich daselbst in ein Lager, welches dem Winde und Wetter angemessen ist. Er geht aber nicht den geraden Weg in dieses sein Lager, sondern nimmt unzählige krumme Wege dahin, die sich auf mannigfaltige Art kreuzen; und wenn er etwa 50 Schritte von dem Flecke entfernt ist, wo er sich niederlassen will, macht er rechts und links erstaunliche Sätze, und fährt mit dem letzten endlich in sein Lager. Mit vieler Arbeit und Mühe entdecken die Hunde doch endlich den letzten Einsprung des Hasen in sein Lager. Man glaube aber nicht, daß der Hase über diese Entdeckung erschrecke, und gleich heraus fahre, weil er die Hunde dicht neben sich sieht. Er drückt sich vielmehr recht fest, und giebt ganz genau auf alle Bewegungen des

Pi-

Piqueurs und der Hunde acht. Sieht er nun, daß sie vor ihm ausgehen, um seine Fährte wieder zu finden, und so weit entfernt sind, daß sie seine Flucht nicht wahrnehmen können, so schleicht er sich mit angedrückten Löffeln aus dem Lager, und geht zurück, wo er hergekommen ist; alsdann faßt er den ersten besten Weg, setzt aus diesem wieder in einen andern, macht beyläufig einige Wiedergänge, und geht endlich mit dem Winde gerade aus, damit er unter Wind nicht überrascht werde, und auch unter Begünstigung des Windes hören könne, ob und wie die Hunde seine Fährte bey vermuthlichen Abjagen des ganzen um ihn befindlichen Zirkels wieder aufgenommen und beybehalten haben. Merkt er, daß die Hunde nur nachlässig und unsicher jagen, und auf eine unrechte lange Fährte verfallen, so ist er fernerhin ohne Sorgen, betrachtet die Gegend, und sucht sich irgendwo unter beyläufigen Wiedergängen ein frisches Lager. Finden und jagen ihn aber dennoch die Hunde wieder auf, so verdoppelt er seine Ränke.

Viele Hasen, wenn sie ermüdet sind, springen und drücken sich auf alte Mauern; andere laufen in offene unbewohnte Häuser. Zuweilen fahren sie mitten unter eine Heerde Schafe, und laufen entweder mit einigen in Gesellschaft davon, oder lassen auch die Schafe allein vor die Hunde laufen, und drücken sich auf der Stelle. Einige Hasen laufen etwa 100 Schritt weit in ein Gehölz, machen daselbst rechts und links 3 oder 4 Absprünge, kommen auf denselben Weg zurück, und drücken sich 2 oder 3 Ruthen weit von dem Gehölze an dem Rande des Weges, auf welchem sie hinan gelaufen waren Noch andere, wenn sie sich nicht mehr zu retten wissen, fahren in Dachs- Fuchs- oder Kaninchenbaue. Zuweilen laufen die Hasen, wenn sie nicht mehr fortkönnen, und die Hunde ihnen zu nahe kommen, aus dem gefaßten Wege heraus, und schleichen sich an der daran stoßenden Hecke rückwärts bey dem Strick Hunde

de (der Meute) vorbey. Andre, die schon öfters vor den Hunden gewesen sind, stehen so weit aus dem Lager auf, als sie das Jagdhorn hören können, und gehen ganz gewaltige Strecken gerade aus; noch andere springen auf die Heuhaufen, oder auf niedrige hohle Stämme; und drücken sich darin. Alle diese Ränke eines alten Hasen muß ein kluger Piqueur kennen, und bey der Hasenjagd die vorerwähnten Grundsätze in Ausübung bringen; denn diese Jagd ist gleichsam der Schlüssel zu allen andern Parforcejagden.

Es ist unstreitig, daß eine gute oder schlechte Jagd größtentheils von der guten oder schlechten Luft abhängt, welche die Hunde an dem Tage, da sie jagen, wittern. Da der Hase sich gemeiniglich nur auf Wegen, gepflügtem Acker und freyem Felde jagen läßt, wo sein Körper keinen Gegenstand berührt, und mithin nirgend anders, als auf der Erde eine Witterung nachläßt, so sind der Jagd desselben der brennende Südwind, der Südsüdostwind, insonderheit aber der scharfe und stürmische Nordwind, zuwider. Bey letzterm ist die Luft so strenge, daß sie die leichten Spuren des Hasen in einem Augenblicke zusammen zieht, so daß in solchem Falle die besten Hunde vorgreifen. Zu diesen Hindernissen gehört auch ein gar zu trocknes, sandiges oder fäuliges Erdreich; ein gefrorner Erdboden, wo die Fährte gleich zufriert, wo sich die Hunde die Klauen ablaufen, und auf lange Zeit zur Jagd untüchtig werden, ferner ein eingefallenes Thauwetter, wo die Erde mit der Fährte an den Läufen der Hasen kleben bleibt; ein durch Gewitter und Platzregen nach vorhergegangener heftiger Hitze frisch aufgeweichtes Erdreich, aus welchem schwefelige Dünste aufsteigen, die wenigstens auf 24 Stunden die Fährte eines mehr fliegenden als laufenden Hasen ersticken; ein mit Schnee bedeckter oder von geschmolzenem Schneewasser überdeckter Erdboden; eine Lage von frisch gefallenem Hagel, über welche ein

hef-

heftiger und kalter Wind wehet, der gemeiniglich in den Monaten März und April nach der ersten Sonnenhitze auf Hagel und Platzregen zu folgen pflegt. Alle diese Witterungen verbinde man noch mit dem Geruche der im Frühlinge frisch aufblühenden mannigfaltigen Pflanzen, und der ersten Hitze dieser Jahrszeit, welche die Hunde, die derselben noch nicht gewohnt sind, gleichsam erstickt: so wird man leicht einsehen, daß die Hasenjagd auch für die besten Hunde sehr beschwerlich, und für die, besonders unwissenden, Jäger höchst unangenehm ist. Letztere schieben oft die Schuld auf sehr gute Hunde, weil sie das gute Wetter von demjenigen schlechten nicht zu unterscheiden wissen, wo es den Hunden schlechterdings unmöglich ist, eine eben so geschwinde verwehete als aufgetretene Fährte aufzunehmen. Unter allen Parforcejagden ist solchemnach die Hasenjagd diejenige, welche am meisten von Wind und Wetter abhängt, und ist daher unter vorangeführten Umständen mehr als thöricht, wenn man bey solchen Witterungen auf die Jagd geht, und sich und die Hunde ohne Noth und Nutzen abstrappazirt. Ein geschickter Piqueur also, der es sich hauptsächlich muß angelegen seyn lassen, alles abzuwenden, was bey seinem Herrn einen Ekel vor der Parforcejagd erwecken kann, muß, ehe er seine Hunde aufkoppelt, sich sorgfältig nach dem Wetter umsehen, seinen Bericht davon abstatten, und seinen Herrn abhalten, auszureiten, wenn das Wetter nicht wenigstens einigermaßen günstig ist. Wird er aber an dem aus den Schornsteinen aufsteigenden Rauche, oder wenn er sein Schnupftuch in die freye Luft hält, gewahr, daß der Wind, ohne kalt zu seyn, frisch aus Nordost oder Ostnordost wehet, daß er sanft, und mehr hoch als niedrig streicht, (denn aller Wind, der die Blätter von der Erde wehet, das Gras beuget, und den Staub erhebt, ist der Jagd zuwider) oder sieht er, daß der Wind Südost oder Südsüdost, und mithin

hin gelinde und sanft ist, daß die Erde recht ausgedunstet hat, und mehr feucht als trocken ist, daß die Wolken unbeweglich stehen, und als eine ebene Decke ihn vor der Sonnenhitze schützen: alsdann muß der Piquer, der unter solchen Umständen mit einer guten Meute, nichts vom Wetter, sondern nur andere mit der Jagd verknüpfte Zufälle zu befürchten hat, seinen Herrn mit dem Jagdhorne aufwecken, und zur Jagd blasen.

Ehe die Hunde aus dem Stalle gezogen werden, ist folgendes zu bemerken. 1) Man muß die Hunde niemals eher loskoppeln, als bis der Morgenthau gänzlich vorüber ist, denn dieser ist den Hunden höchst schädlich. Wenn sie einmal gewöhnt sind, im Thau zu jagen, so haben sie bey anderm Wetter gleichsam keine Nase, und werden so weichlich, daß sie bey dem geringsten warmen Sonnenschein sich in den Schatten legen wollen. 2) Will man gelassene und bedachtsame Hunde ziehen, die gut auf Hasen spüren und folgen: so muß man sie im Anfange nicht im Gehölze jagen lassen, sondern sie in das flache Feld bringen. Denn wenn sie zuerst in Büschen und Hecken jagen, wo sie den Hasen an allen mit seinem Leibe berührten Sträuchen wittern lernen, und sie kommen hernach in das ebene Feld, wo sie dergleichen nicht antreffen, und wo die Luft die Witterung verwehet hat, so laufen sie über die Fährte hinaus, und sind nicht im Stande, dieselbe zu behalten. 3) Sollen die Hunde vorzüglich auf Hasen gebraucht; und zu dieser Jagd besonders gut und nützlich werden: so muß man sie Anfangs auf keine andere Fährte bringen. Giebt man ihnen, nebst dieser Vorsicht, fleißig ihr Jägerrecht: (ihre Cüree) so werden sie, wenn sie 4 Jahre alt sind, und sie sich ja noch durch eine unrechte Fährte irre machen lassen, dieselbe wenigstens durch schnelles Zurückfahren angeben. Das beste Mittel, den jungen Hunden abzugewöhnen, daß sie kein anderes Wild jagen, oder sonst dumme Streiche

che machen und falsche Eindrücke bekommen, ist, daß man sie alle auf dem Sammelplatze annimmt, und einem verständigen Jagdknechte mit dem Befehl zu halten giebt, daß er sie nicht eher als nach einer Viertelstunde auf die Fährte des aufgejagten Hasen losläßt.

Gemeiniglich bekömmt der Piqueur Tages vorher, von seinem Herrn oder dem Jagdcommendanten den Befehl zur Jagd, und der Sammelplatz nebst der Stunde, zu welcher er sich mit seiner Meute einfinden soll, wird ihm dabey zur genauesten Befolgung bekannt gemacht. Da bey der Hasenjagd kein Frühstück mit heraus genommen wird, so muß der Piqueur selbiges bey Zeiten zu sich nehmen. Ehe er zum Aufkoppeln in den Hundestall geht, giebt er sein Pferd und sein Jagdhorn, 30 Schritt weit vom Stalle, einem Knecht zu halten, und sobald er gekoppelt hat, steigt er zu Pferde. Alsdann läßt er durch den Knecht, der das Pferd gehalten hat, den Hundestall so weit als möglich aufmachen, damit sich die Hunde beym Herausstürzen nicht quetschen. Sobald 2 oder 3 Koppeln heraus sind, stößt er ins Horn, und ruft sie dadurch an sich. Zu gleicher Zeit nimmt er die Parforcepeitsche zur Hand, und wehrt damit den Hunden, daß sie nicht voraus laufen, sondern hinter seinem Pferde bleiben. Wenn er im Zuge ist, muß er sich fleißig umsehen, ob alle Hunde folgen, nicht einige bey irgend einem Luder stehen bleiben, oder mit den Koppeln etwa an einem Strauche hängen bleiben, oder sich sonst verwickeln. In dieser Ordnung zieht er nun nach dem Sammelplatze, und erwartet daselbst seinen Herrn, vor dessen Ankunft er niemals, ohne ausdrücklichen Befehl loskoppeln muß.

Wenn der Piqueur die Hunde loskoppelt, und Niemand bey der Hand ist, der ihm sein Pferd hält, so zieht er die Zügel zwischen die Vorderzügel des Pferdes, und schürzt sie in den Gurt, damit das Pferd

nicht

nicht von der Stelle gehen könne. Hat er junge Hunde in der Meute, die noch nicht gejagt haben, so koppelt er sie alle zusammen, und giebt sie einem Knechte zu halten, der sie, wie ich schon erinnert habe, nicht eher losläßt, als bis der Hase aufgejagt ist. Während der Zeit, daß die Hunde ihre erste Hitze auslassen, sich leicht machen, und sich auf dem Grase herum wälzen, befestigt der Piqueur die Koppeln an seinem Sattel; und wenn er aufgesessen ist, bläset er einen Wieder- oder Rückruf (Retour), um alle Hunde um sich her zu versammeln. Wenn dieses geschehen ist, reitet er mit der Meute nach dem äußersten Ende der Feldmark, die er absuchen will, auf die Korn- und Gartenfelder, wo er vermuthet, daß der Hase auf der Nachtweide gewesen ist; daselbst läßt er die Hunde unter Wind suchen, der ihnen bald die Witterung zuwehet. Um die Hunde aufzumuntern, stößt der Piqueur ab und zu ins Horn, und ruft ihnen auf weidemännisch zu: Such, such mein Hund! Ha recht, mein Hund! Recht! ha recht nach der Fährte! Dabey muß er vor den andern Jägern, welche hinten und auf den Seiten suchen, voraus reiten, und keiner von diesen muß sich unterstehen, den Hunden zuzusprechen, weil die Meute nur auf die Stimme und auf das Horn ihres eigentlichen Befehlshabers hören muß, und aller fremder Zuruf sie irriz und unruhig macht. Sollte jedoch ein oder der andere Hund von der Meute abstreifen, und nach Schafen oder andern zahmen Thieren laufen, so muß sich der Piqueur nicht daran kehren, und etwa mit der ganzen Meute diesem Hunde nachsprengen, und mithin eine allgemeine Unordnung veranlassen, sondern immer vor sich weg reiten, und dem Hunde den Rückruf zublasen, indessen die auf den Seiten reitenden Jäger der Heerde zu Hülfe eilen, und mit starken Peitschenhieben und lautem Zurufen den flüchtigen Hund zurück in die Meute jagen.

Wenn die Hunde die Nachtspur eines Hasen finden, muß der Piqueur auf der Stelle halten bleiben, damit sie die Witterung recht annehmen, und die besten Hunde alsdann folgendermaßen ansprechen: Ha recht, mein Hund! was wittert dich an? was zieht daher? Hierauf muß er seinen Hasen nach vorher gegebener Vorschrift auszukundschaften suchen, und, wenn er ihn ausfindig gemacht hat, den Hunden zurufen: hin, hin, mein Hund! Dort zieht er hin! Recht! ha recht nach der Fährte, mein Hund!

Wenn die Hunde, insonderheit die jungen, welche sich gern bey den vielfältigen frischen Fährten in einem Korn- oder Gartenfelde aufzuhalten pflegen, davon nicht abgehen wollen, und sich nicht heraus finden können, so muß man mit ihnen voraus reiten, damit sie den Ausgang der Fährte finden. Die alten guten Hunde wissen es gar wohl, daß der Hase in solchen Feldern nicht bleibt, suchen ihn also von selbst außerhalb, und rufen die jungen Hunde an sich, so bald sie die Fährte finden. Wenn man auf diesen Ruf die jungen Hunde zu den alten bringt, muß man jenen wegen ihrer klugen Entdeckung freundlich zureden, und sie mit dem Horne aufmuntern, dieser schwer beyzubehaltenden Fährte zu folgen. Die Witterung eines Hasen, der zu Lager geht, ist, ob sie gleich frischer ist, doch bey weitem nicht so stark, als die Witterung seiner Nachtweide; denn hier hat er sich beym Aeßen niedergelassen, hat den Geruch seines Athems den Pflanzen, an welchen er geäßet hat, mitgetheilt, und hat gelöset, woran die Hunde eine sehr starke Witterung von ihm aufnehmen. Wenn hingegen der Hase zu Lager geht, so wird seine Fährte und Witterung weit schwächer und schwieriger; denn er wankt hin und her, geht zehn und mehrmal auf einem Wege hin und wieder, und macht, wie ich oben gezeigt habe, unendlich viele Ränke und Winkelzüge, ehe er in das ihm nach Beschaffenheit des

Win-

Windes und Wetters anständige Lager geht. Unter solchen Umständen muß der Piqueur seine Hunde nicht übereilen, weil sie sonst eines Theils eine so schwache und kalte Fährte leicht übergehen könnten, andern Theils aber auch, und wenn sie dem Hasen zu kurz nachspürten, die Rückfährte nicht wieder finden würden, wenn jener einen Wiedergang (Hourvari) gemacht hätte.

Wenn die Meute, nachdem sie einer solchen schweren Fährte ziemlich lange und weit nachgegangen ist, sie mit einemmal verliert, sie wieder aufzunehmen sucht, und sie auch wirklich irgendwo auf einen kleinem Fleck dergestalt wieder findet, daß alle Hunde mit den Nasen in diesen Fleck, wie in eine einzige Schüssel, fahren, und es geschieht dieses etwann in einer Entfernung von 10 oder 12 Schritt wieder: so ist es ein untriegliches Zeichen, daß der Hase Sätze macht, und eben im Begriff ist, in das Lager zu gehen. Die alten Hunde sind auch darauf schon so abgerichtet, daß sie sich alsdann alle Augenblicke umsehen, die Ohren spitzen, und Acht geben, ob der Hase sich nicht wegschleicht. Der Piqueur und die andern Jäger, müssen ihnen, unter solchen Umständen, den Hasen aufjagen helfen; und sie können dabey nicht aufmerksam und vorsichtig genug zu Werke gehen, weil sie, wie ich schon gesagt habe, allenfalls auf den Hasen treten können, ohne daß er aufsteht. Indessen wenn sie ihn nach der genauesten Nachforschung an dem Orte, wo er die doppelten Sätze gemacht hat, nicht finden, müssen sie, besonders wenn ein Weg in der Nähe ist, weit voraus reiten, allmählich immer weiter ziehen, und alsdann wieder rückwärts suchen, weil dem Hasen wegen der Wiedergänge niemals zu trauen ist. Nach Beschaffenheit des Feldes und dessen Lage, kann man ungefähr seine Muthmassungen anstellen und seine Maßregeln nehmen. Denn wenn man den Hasen in einem mit Sträuchen und

Pflanzen bewachsenen Felde, wo der Boden mehr feucht als trocken ist, nicht sogleich finden kann, so ist doch von guten Hunden nicht zu vermuthen, daß sie die Fährte übergehen sollten, und er steckt also unfehlbar darin. Allein wo ein Weg vorhanden ist, kann man zuerst nicht weit genug vorwärts, und hienächst an beyden Seiten des Weges rückwärts suchen; denn der alte Hase geht, besonders im langen Felde, und wenn es des Nachts geregnet hat, weite Strecken im Wege lang fort. Er hat dabey die Absicht, die Hunde, von welchen er aufgesucht zu werden befürchtet, irre zu machen, und hat noch den Vortheil, daß er trockner und weniger vom Thau befeuchtet ins Lager kömmt.

Wenn man das Feld durchsucht, wo man zwar die Fährte verloren hat, aber doch den Hasen vermuthet, und man findet ein oder mehrere Lager, vornämlich aber ein frisches, das nur halb gemacht ist, und welches man ein falsches Lager nennt: so ist es ein Zeichen, daß der Hase, auf dessen Nachspur man ist, sich in dieser Gegend und in der Nähe aufhält, besonders wenn der Ort für die Witterung des Tages, nach oben angezeigten Beobachtungen, zuträglich ist. Dem sey übrigens wie ihm wolle, so wird man, wenn man das Feld nach vorgeschriebenen Regeln absucht, doch endlich gewiß den Hasen aufjagen, oder wird ihn, wenn er allzu fest sitzt, im Lager gewahr werden. Wenn ihn der Piqueur im Lager sieht, muß er bey ihm vorüber ziehen, ihn betrachten und beurtheilen, aber nicht halten bleiben; denn sobald er dieses thut, fährt der Hase gewiß auf. Er muß sich also ganz langsam von ihm entfernen, und während der Zeit beobachten, ob es ein alter Hase, besonders aber, ob es ein Rammler oder ein Satzhase ist. So bald er mit der Meute so weit von dem Hasen entfernt ist, daß die Hunde ihn nicht mehr sehen können, so schleicht er sich entweder von ihnen weg, und jagt den Hasen selbst auf,

oder, welches noch besser ist, läßt ihn heimlich von irgend einem andern Jäger aufjagen.

Es ist ein großer Fehler, wenn man den Hasen im Angesicht der Meute aus dem Lager jagt, weil die alten Hunde zu hitzig werden, sich außer Athem laufen, und die jungen Hunde nicht folgen können.

So bald dem Piqueur hinterbracht wird, daß der Hase aufgestanden ist, wendet er sich mit seinem Pferde, bläset den Hunden den Rückruf zu, reitet und sucht ganz langsam den Weg, den er gekommen ist, zurück, übereilt nicht die Hunde, und bringt sie so bis zu dem frisch verlassenen Lager, wo sie die Fährte weit gelassener und besser aufnehmen werden, als wenn man aus dem Lager gehetzt hätte.

So bald die Hunde die Fährte aufgenommen haben, und zu jagen anfangen, muß sie der Piqueur in diesem Augenblicke, wo sie ohnehin nur gar zu hitzig sind, nicht anfrischen, sondern ihnen vielmehr zurufen: gemach! gemach! mein Hund! Er muß dieselben solchergestalt so lange in der Furcht und Gelassenheit erhalten, bis er merkt, daß die erste Hitze verraucht ist, und daß die hitzigsten Hunde nachlassen; alsdann kann er sie bis auf 100 Schritt an den Hasen lassen, damit sie noch Platz behalten, die Wiedergänge zu bemerkrn, bläset zur Anjagd, und ruft den Hunden zu: ha recht, ha recht, mein Hund! dort zieht er hin! Der Piqueur muß allzeit hinter der Meute bleiben, damit er keinen andern Hasen aufjage, und die Hunde keine unrechte Fährte aufnehmen. Er muß niemals zur Seite, und noch weniger quer vor der Meute vorüber, und vorn aufreiten. Während der Jagd muß er sich fleißig rechter und linker Hand umsehen, ob der Hase nicht etwa zurück in sein Revier geht, da er denn die Hunde bey verlorner Fährte leicht zu recht weisen kann.

Bey recht gutem Jagdwetter fängt man wohl bisweilen, und ohne viele Beschwerde, flüchtige schwache Hasen, die gar keine Absprünge und Wiedergänge machen; allein, dergleichen Beyspiele sind sehr selten, zumal in flachen Feldern, wo die Jagd schon wegen der hohen Stoppeln, des frisch gepflügten Ackers, der vielen Wege und Steine, allerley Schwierigkeiten unterworfen ist; und bey schlechtem Jagdwetter läuft es vollends niemals ohne Umstände ab.

Ist der Hase, welcher gejagt wird, ein Satzhase, so ist und bleibt die Jagd für diejenigen unangenehm, welche ein beständiges Geläut der Meute hören, und gern geradeaus jagen wollen; und eine solche Jagd kann nur Frauenzimmer ergötzen, welches, ohne nachzureiten, beständig den Hasen und die Meute in den Augen behalten will. Die Häsin entfernet sich nicht weit von ihrem Lager, läuft beständig in ihrem Revier umher, macht unendliche Wiedergänge, faßt immer die nämlichen Wege, und schleicht sich beständig durch die einmal genommenen Schlupf- und Schleifwege. Wenn sie ein wenig Feld hat, macht sie einen kleinen Wiedergang, und drückt sich, daher sie wiederholentlich aufgejagt wird. Die Häsin macht gemeiniglich ihre Ränke in den Dörfern; sie läuft dreist vor den Häusern vorbey, und scheuet die Einwohner nicht, weil sie dadurch gleichsam mit ihnen bekannt ist, daß sie sich dicht an ihren Wohnungen in den Kohl- und andern Gärten aufhält, und darin äßet, daher sie sich denn auch in diesen Gärten hin und her jagen läßt.

Einer der stärksten Ränke des Satzhasen besteht darin: daß er, wenn er das Feld gewonnen hat, aus und in die Bauerhöfe setzt, und über Mist- und andere unfläthige Haufen läuft, wo die Hunde einen fremden Geruch bekommen. Er setzt in den Hof, in den Garten; wieder in den Hof, läuft so unzähligemal den nämlichen Weg, drückt sich an Stellen, wo

man

man ihn kurz vorher mit vieler Mühe aufgejagt hat, und veranlaßt dadurch, daß die Hunde öfters seine Fährte verlieren. So bald man dieses bemerkt, muß man das Dorf besetzen, sich aber wohl vorsehen, daß man auf den Wegen, die nach dem Dorfe führen, die Spur des Hasen nicht übergehe. Um diesen Fehler, wodurch der Hase gänzlich verloren gehen würde, zu verhüten, muß man das Dorf in einer weiten Entfernung besetzen, und genau Acht geben, ob man den Hasen nicht in den frischen Fußstapfen der vorüber gegangenen Menschen und Pferde spüren kann; denn wenn man dergleichen Spur findet, oder sie etwann an einem Orte, wo sie ein schlauer und neidischer Jäger im Vorübergehen mit dem Fuße frisch zugescharret hätte, bemerkte, so kann man gewiß glauben, daß dieses die frischen und letzten Spuren des Hasen sind, und daß er nach einem andern ihm bekannten Dorfe flüchtig geworden ist, wo er die nämlichen Ränke aufs neue vornehmen will. Indessen fassen die Satzhasen doch nicht so gern gar lange Wege, als die Rammler, sondern fahren lieber durch Schleifwege, die ihnen bekannt sind, quer über die Landstraßen.

Wenn nun die umliegende Gegend eines solchergestalt besetzten Dorfes ämsig und mit vieler Behutsamkeit abgesucht ist, und die dahin führenden Wege so genau besichtigt sind, daß man gewiß überzeugt seyn kann, der Hase sey nicht entwischt: so kann man zuverlässig glauben, daß er irgendwo in einer Hecke oder in einem Kohlgarten sitze, sich in einem Hof oder Misthaufen, oder gegen eine Mauer, in Strauch oder Dornen gedrückt hat, etwa durch ein Fenster, oder unter der Thürschwelle in einen Stall gekrochen ist, wo er sich unter Heu, Stroh und Rohr versteckt hat, oder wohl gar auf ein altes, mit Moos und Strauchwerk bewachsenes Gemäuer gesprungen ist, und daselbst fest sitzt. An allen solchen Orten nun muß man den Hasen sorgfältig

suchen; denn es ist nicht genug, daß man alle diese Schlupfwinkel durchstöbert, und etwann auf das Buschwerk schlägt, weil das Thier in dieser äußersten Noth so fest sitzt, daß es sich, wenn man es findet, bey den Löffeln aufnehmen läßt; und wenn es die Hunde wittern und auf dasselbe stoßen, so läßt es sich, ohne vom Fleck zu weichen, fangen.

Die Jagd der Holzhasen ist ebenfalls äußerst mühsam und verdrießlich. Man sollte meynen, daß, da diese Thier alle Büsche und Sträuche mit ihrem Körper berühren, die Hunde die beständige Witterung von ihnen behalten, und sie also ohne viele Umstände fangen müßten; allein, nichts weniger. Wenn diese unerträglichen Thiere aufgejagt werden, gehen sie sogleich 100 Schritte gerade aus, kommen alsdann mit lauter Sprüngen und Sätzen den nämlichen Weg zurück, und drücken sich unter Fall- und Strauchholz; und wenn sie wieder aufgejagt werden, machen sie es eben so. Der Hase ist also beständig entweder hinter oder zwischen den Hunden; und diese werden darüber um so verdrießlicher, da sie, wenn sie gut und rasch sind, gern streckaus jagen.

Gute Jäger sollten billig die Satzhasen niemals parforce jagen, theils weil ihre Jagd, wie ich eben gezeigt habe, nicht angenehm ist, theils auch, weil man der Art großen Schaden zufüget, indem man oft einen alten Mutterhasen, der 2 oder 3 Junge trägt oder säuget, um das Leben bringt. Man wird zwar den Einwurf machen, daß dieses nicht so leicht, wie bey der Rehjagd, zu vermeiden sey, weil man den Rammler nicht so leicht von dem Satzhasen, als den Rehbock von der Ricke, unterscheiden kann. Allein, man kann es dem ungeachtet verhüten, viele Mutterhasen zu jagen. Man darf nur den Dörfern, wo sich diese armen Thiere gemeiniglich aufhalten, nicht zu nahe kommen, sondern die abgelegenen Felder, Hecken, Hügel und Berge absuchen. In solchen Gegenden sitzt gemeiniglich der einheimische oder fremde Rammler, der durch die Menge seiner Ränke und seinen hartnäckigen Widerstand allein im Stande ist, eine lustige Jagd zu veranlassen; und auf diese

beyde

beyde Arten von Hasen, welche ich oben unterscheiden gelehrt habe, muß man hauptsächlich sein Augenmerk richten.

Wenn man weit von einem Dorfe, und kurz vor den Hunden, einen Hasen ganz nachlässig aufgehen sieht, welcher mehr roth als fahl aussieht, die Löffel und das Blümchen andrückt, sich klein macht, und davon schleicht, der aber 8 oder 10 Schritt weit von dem Orte, wo er aufgestanden ist, die Läufte schüttelt, die Blume aufschürzt, welche breit und fast ganz weiß aussieht, der in dem Augenblicke 2 oder 3 Luftsprünge macht, auf allen vieren zugleich auf die Erde fällt, sich hienächst in einen schnellen und abgemessenen Galopp setzt, und dabey wechselweise bald das rechte, bald das linke Ohr andrückt: so kann man aus allen diesen Zeichen den sichern Schluß machen, daß man einen alten verschmitzten Hasen vor sich hat. Die Anjagung eines solchen Hasen ist herrlich, und die jungen Jäger sind darüber äußerst erfreut; allein, die alten klugen Jäger überlassen sich dieser Freude nicht eher, als bis sie sehen, wo das Thier hinaus will. Haben sie an der Nachtspur dieses Hasen wahrgenommen, daß es ein fremder Hase ist, so wissen sie schon zum voraus, daß die Herrlichkeit nicht lange dauern, sondern der Hase in ein kleines von vielen Wegen durchkreuztes Revier laufen wird, wo er in irgend ein kleines Gehölz schlupfen, und sich daselbst durch mannigfaltige Ränke von den Hunden loszuwickeln suchen wird; ja sie sind überzeugt, daß, wenn er auch von neuem aufgejagt wird, er es wieder so machen, und dieses Spiel zwey oder dreymal treiben wird. Sehen aber der verständige Piqueur und die erfahrnen Jäger, daß dieser Hase beym letzten Aufjagen dem Revier, aus welchem er aufgestanden ist, den Rücken wendet und geradeaus geht: so überlassen sie sich gleichfalls einer nunmehr gegründeten Freude, stossen ins Horn, und geben ihren Pferden die Spornen. Letzteres ist darum nöthig, weil der Hase unter solchen

Umständen ohne viele Winkelzüge 3 oder 4 Stunden weit streckaus zu laufen und nach seiner Heimath zurück zu gehen pflegt, aus welcher ihn entweder die Liebe gelockt, oder die Furcht vor den Windhunden vertrieben hat. Oefters erlebt er nicht die Freude, seine Heimath wieder zu sehen, insonderheit wenn das Wetter gut ist, und er gegen den Wind läuft; denn er wird unterweges, oder wenn er kaum angelangt ist, gefangen. Kömmt er aber nach Hause, und die Freude darüber giebt ihm etwa noch einige neue Kräfte, so wird er sie insgesamt als ein nunmehr einheimischer Hase in diesen letzten Augenblicken noch zu seiner Rettung anwenden.

Ist hingegen der aufgestandene Hase ein einheimischer, so können sich die jungen Jäger mit Recht freuen; denn ein solcher Hase macht in der That zuerst eine große und weite Tour in seinem Revier ohne einige Wiedergänge. Kaum hat er diese abgelaufen, so fängt er die zweyte an, die öfters noch größer ist, und wo ihn die Hunde noch eben so eifrig verfolgen. Am Ende dieser zweyten Tour aber fängt er schon an, einige Wiedergänge zu machen, theils um die Meute irre zu machen, theils auch um sich ein wenig zu erholen. Ein kurzer Wiedergang mit einem starken Absprung verschaffen ihm einige Augenblicke Ruhe; allein, er wird gemeiniglich bald wieder aufgejagt, und alsdann sezt er sich aufs neue an, ist nunmehr ernstlich darauf bedacht den Hunden zu entwischen, macht daher Ränke auf Ränke, und bringt es endlich dadurch so weit, daß die Hunde seine Fährte verlieren.

Und nun fragt es sich, was man bey einer solchen Verlegenheit anfangen, und wie sich Piqueur und Hunde dabey verhalten sollen, besonders wenn sich der Zufall in der Mittagsstunde, als der unbequemsten ereignet? Bey dem Aufsuchen der Nachtspur, muß man, wie ich oben gezeigt habe, die Gegend vor- und rückwärts abgehen; allein hier hat man es mit einem bereits

bereits aufgejagten Hasen zu thun, wo man besonders Acht geben muß, keine andere als die rechte Fährte aufzunehmen. Zu Vermeidung dieses Irrthumes, muß man also Anfangs ganz kleine Reviere vor- und rückwärts absuchen, zu drey unterschiedenenmalen immer weiter in die Runde nachforschen, und das leztemal ganz langsam dabey zu Werke gehen, damit die Hunde nicht in der Eile die Fährte übergehen, und besser bey einander bleiben.

In einer jeden Meute giebt es allemal einige Hunde, welche von einem großen Bracken und einer guten Parforcehündin gefallen sind, die von Natur vor- und rückwärts suchen. Sie sind in einem mit Hecken bewachsenen und von Gräben durchschnittenen Felde, wo die Piqueurs der Meute nicht immer folgen können, von vorzrefflichem Nutzen. Durch dieses Vor- und Rückwärtssuchen beschreibt der Piqueur im Felde einen völligen Zirkel, dessen Mittelpunct die Stelle ist, wo man die Fährte verloren hat; und zwar muß dieses Absuchen auf einem mehr feuchten als trocknen Erdboden, und an solchen Orten, wo der Hase hat losen können, als: an Hecken, Sträuchen ꝛc. geschehen. Denn wollte er solches Absuchen auf einem trocknen, steinigen Boden, oder auf einem gepflügten Sandfelde vornehmen, und untersuchte er dabey nicht alle Wege bis zu solchen mit Gras bewachsenen Stellen, wo die Hunde den Hasen einigermaßen wittern könnten: so würde er Gefahr laufen, daß die Meute auf einem so schlechten Boden über die Fährte wegliefe, und der Hase durch seine eigene Schuld verloren gienge. Indessen geschieht es oft, daß man, alles fleißigen Hin- und Hersuchens ungeachtet, dennoch die Fährte des Hasen nicht wieder auffindet, weil entweder das Wetter nicht günstig, oder es zu lange her ist, daß der Hase über das abgesuchte Feld gelaufen, und mithin die Spur verwehet und die Witterung erkaltet ist, oder weil auch das Feld voll

Quellen

Quellen und Quebben ist. Bey so bewandten Umständen muß nun der Piqueur zeigen, was er gelernt hat, und in diesem Falle, wo die äußerste Eilfertigkeit nöthig ist, alle im Vorhergehenden angeführte Betrachtungen zusammen nehmen, und danach seinen Entschluß kurz und gut fassen. In dieser Absicht muß er auf die Gattung und Beschaffenheit des Hasen, den er jagt, merken, und das Wetter, ob es trocken oder regenhaft ist, in Betrachtung ziehen. Er muß erwägen, ob der Fleck, wo die Fährte verloren worden, zum Wiederauffinden günstig oder untauglich ist; in welchem Revier der Hase sich hat herum jagen lassen; was für Ränke er bereits gemacht hat; ob er nach diesen Ränken entweder rechts oder links gegangen ist; ob er noch bey Kräften oder schon ermüdet seyn muß; ob ihm die Hunde, als sie die Fährte verloren, scharf zusetzten, oder nur langsam jagten; und was endlich zu der verlornen Fährte Anlaß gegeben hat. Nach diesen angestellten Betrachtungen muß ein geschickter Piqueur vermuthen oder vielmehr errathen können, wo sein Hase geblieben ist. Indessen hängt hiebey nicht alles von ihm allein ab. Er muß zuvörderst gute Hunde haben, die ihn kennen, und deren Beschaffenheit und Art zu jagen er gleichfalls kennt, und auf die er sich völlig verlassen kann. Hienächst muß der Piqueur 1) untersuchen, wo der Wind herkömmt, und ob er günstig oder widrig ist. Ist er gut, d. h. schwach, gelinde und sanft, so kann es leicht seyn, daß der Hase wider den Wind gelaufen ist. Ist er hingegen heftig, stürmisch und kalt, so wird der Hase gewiß neben oder mit dem Winde gehen; denn er weiß von Natur, daß der Wind seine zurückgelassene Witterung mit ihm fortwehet, und über dies hat er unter Winde den Vortheil, daß er beständig das Geläut der Meute hört, seine Flucht danach einrichten, und sich Zeit nehmen kann, entweder seine Ränke und Wiedergänge anzubringen,

oder

oder nach Befinden der Umstände geradeaus zu laufen. 2) Der Piqueur muß bemerken, ob sein Hase ein Holz- oder Feldhase ist, und ob es regenhaftes oder trocknes Wetter ist. Ist der Hase ein einheimischer Holzhase, und es regnet nicht, so wird er nicht weit ins Feld laufen, sondern wird immer wieder in das Gehölz, wo er aufgejagt worden ist, zurückkehren, und endlich da gefangen werden. Zuweilen geschieht es wohl, daß ein solcher Hase confus wird, ehe er wieder zum Holze kömmt, und alsdann läuft er vielleicht eine kleine Strecke gerade aus; allein, dieses geschieht selten, und solche Hasen nehmen gemeiniglich im Holze ihr Ende. Sie vertheidigen sich auch im Holze am besten und längsten; denn weil die Hunde sie da nur selten und auf kurze Zeit zu Gesichte bekommen, so können sie ihnen aus Geschwindigkeit nicht zuvor kommen; - ja man kann von Glück sagen, wenn man sie nicht gar verliert. Denn wenn es mit ihnen auf die Neige geht, und ihre Kräfte völlig erschöpft sind, so drücken sie sich so fest, und ihre Fährte ist so schwach, und ihre Witterung so unmerklich, daß die Hunde ihnen öfters über den Kopf weglaufen, ohne daß sie aufstehen. Ist das Wetter aber regenhaft, so wird der Hase, ob er gleich ein Holzhase ist, im Busche nur auf die Wege laufen, bald darauf einen Wiedergang machen, wieder heraus kommen, und sich 20 oder 30 Schritt vom Busche am Rande des Weges drücken. Der Feldhase lauft auch wohl bisweilen in ein ihm bekanntes Gehölz; allein er hält sich nicht lange darin auf, entweder weil es nicht sein gewöhnlicher Aufenthalt ist, oder weil er darin nicht genug Bescheid weiß. Der Piqueur muß 3) in Erwägung ziehen, nach welcher Gegend der Hase gerichtet war, als seine Fährte verloren wurde; und dahin muß er vorwärts suchen, es wäre denn, daß ihn andere Umstände vermuthen ließen, daß der Hase unmöglich dahin gegangen seyn könne. 4) Er bemerke die

Revie-

Reviere, die der Hase bey seiner ersten Tour durchgelaufen hat, und schließe daraus, daß, wenn ein Hase sich oft in einem und demselben Reviere herum jagen läßt, er sich nicht aus demselben heraus begebe. 5) Er beobachtete die Ränke, die der Hase bisher gemacht, und nach welcher Seite er sich zuletzt gewendet hat, weil es wahrscheinlich ist, daß er wieder dahin gegangen ist, und die vorigen schon bekannten Winkelzüge gemacht hat. 6) Er bemerke, ob der Hase schon anfängt matt zu werden, oder ob er noch völlig bey Kräften ist. Denn wenn ihm recht warm zugesetzt wird, so bestehen alle seine Ränke in Wiedergängen und Absprüngen. Ist er aber noch bey Kräften, so läßt sich vermuthen, daß er geradeaus gegangen ist. Der Piqueur muß daher im Anfange ganz kleine Kreise vor- und rückwärts absuchen, und nach Befinden der Umstände allmählich größere umgehen. Dabey wird der Wiedersuch (la Requête) geblasen, und der Meute fleißig zugerufen: Such, mein Hund! frisch zur Fährte, ha, such mein Hund! 7) Er erwäge, ob der Hase ein einheimischer oder fremder Hase ist. Ist es ein einheimischer, so wird er sich bloß in seinem Revier herum jagen lassen; ist es hingegen ein Fremdling, so wird er nach einer oder zwey kleinen Touren von der Meute Abschied nehmen, und nach seiner Heimath zurück gehen. Den Streich- oder fremden Hasen muß also ein verständiger Piqueur, wenn seine Fährte verloren ist, vorauf wiedersuchen. Endlich 8) hat der Piqueur zu beobachten, ob der Hase ein Rammler oder ein Satzhase ist. Ist es ein Rammler, der im flachen Felde aufgejagt ist, so wird er, ob er gleich ein Revierhase ist, vielleicht doch nicht bloß um die Dörfer des Revieres bleiben, sondern, wenn man ihm zu scharf zusetzt, wie es bey gutem Wetter zu geschehen pflegt, wird er vielleicht in die Gegenden laufen, die ihm auf seiner Liebeswanderung bekannt geworden sind. Bey solchem Geradeauslaufen

sen ist es bisweilen unmöglich, bey der Meute zu bleiben, und mithin der Jagd Einhalt zu thun, besonders in Feldern, die von Hecken, Gräben, Morästen ꝛc. durchschnitten sind. Indessen giebt ein solcher Vorfall vielen Eigenthumsherren Anlaß zum Zorn, wenn sie nämlich hören, daß eine fremde Meute dicht bey ihren Schlössern und Häusern vorbey jagt, und daß sie dieses als eine Beleidigung ansehen; gleich als ob es in unserer Macht stände, dem Hasen vorzuschreiben, wohin er laufen und welchen Weg er nehmen soll. Ob also gleich das Recht der Jagdfolge, wie ich an seinem Orte zeigen werde, ein unstreitiges Recht ist; so rathe ich doch einem Jeden, dessen Meute durch erwähnten Vorfall bey dem Schlosse irgend eines großen Herrn oder einer vornehmen Standesperson, vorbey jagt, derselben seine Aufwartung zu machen, und sich wegen des unangenehmen und nicht zu vermeidenden Vorfalles zu entschuldigen.

Ob gleich eine Häsin sich gemeiniglich nur in ihren Revier herum jagen läßt: so geschieht es doch bisweilen, daß sie gerade ausgeht, wenn sie nämlich Junge hat, und die Hunde von dem Orte, wo sie gesetzt hat, entfernen will. Bey allen Gelegenheiten, und wo die Jagd weit vorwärts geht, muß man so nahe als möglich bey der Meute bleiben, theils um ihr gelegentlich zu Hülfe zu kommen, theils auch zu verhüten, daß den Hunden nicht von den Bauernhunden (Röthern), oder von den Bauern selbst, Schade zugefüget werde. Letztere müssen, wenn sie sich an einer Meute vergreifen, nachdrücklich bestraft werden, und man darf sich deshalb persönlich nicht an ihnen rächen, weil, wenn man sie gerichtlich belanget, ihre Strafe durch die Landesgesetze und in den Jagdordnungen festgesetzt ist.

Bey Wiederaufsuchung einer verlornen Fährte kömmt auch viel darauf an, ob dieselbe in einem guten oder

schlech-

schlechten Erdboden verloren gegangen ist. Ist der Erdboden gut, d. h. den Hunden zuträglich: so ist nicht leicht zu vermuthen, daß gute Hunde den Hasen vorwärts verlieren sollten, sondern es ist vielmehr zu glauben, daß er einen kleinen Wiedergang gemacht und sich gedrückt hat. Findet hingegen der Piqueur, daß das Erdreich schlecht, d. h. staubig, sandig, steinig, naß oder sumpfig ist, so kann er vermuthen, daß der Hase eine so schwache und unmerkliche Witterung hinter sich gelassen hat, daß, ob man gleich seine Fährte verloren zu haben glaubt, er dennoch voraus ist; und in solchen Fällen muß er die Fährte jenseits dieser schlechten Stellen wieder aufsuchen. Auf gleiche Art muß er sich auch verhalten, wenn die Fährte an Orten verloren wird, wo Kohlen, Kalk und Torf gebrannt werden. Der aus den Brennöfen aufsteigende starke Dampf erstickt die Witterung dermaßen, daß die Hunde schlechterdings keine Fährte aufnehmen können; und sie können dieselbe nicht eher wieder finden, als bis man über diese von Rauch inficirte Stellen hinaus ist.

Endlich muß der Piqueur alle obgedachte Beobachtungen, und die ihm schon bekannten gewöhnlichen Ränke des Hasen gegen einander halten, und nach Beschaffenheit der Umstände und des Ortes seinen Entschluß fassen. Wir wollen z. B. annehmen, die Fährte gieng dicht am Ufer eines Stromes verloren, die Hunde zeigten an, daß der Hase gewiß in das Wasser gegangen wäre, und die Fährte ließ sich dennoch am gegenseitigen Ufer nicht spüren. Unter solchen Umständen müssen dem Piqueur natürlicherweise dreyerley Vermuthungen auffallen: der Hase hat sich nämlich entweder nur so gestellt, als wenn er in das Wasser gehen wollte, und ist rückwärts gegangen; oder er ist wirklich hinein gegangen, hat sich eine Strecke vom Strome fortschleppen lassen, und ist unterhalb irgendwo wieder heraus gegangen; oder er hat alle diese Win-

kelzüge nur gemacht, um die Hunde irre zu führen, und hat sich etwann auf einem engen Erdstriche, oder in dem gemeiniglich am Rande des Ufer stehenden Rohre oder hohen Grase gedrückt. Außer diesem aber übt der Hase zuweilen noch eine andere List aus, welche unstreitig die schlaueste von allen ist. Wenn nämlich einem alten Hasen scharf zugesetzt wird, und er sich nicht mehr zu helfen weiß, so begiebt er sich auf einen Kreuzweg, läuft auf allen zusammenstoßenden Wegen hin und her, faßt endlich einen von diesen Wegen, geht eine Strecke darauf fort, und kömmt auf demselben Wege wieder nach dem Kreuzweg zurück. Von diesem Kreuzwege läuft er alsdann zu einem andern, macht es dort eben so, geht hernach ganz langsam nach dem ersten Kreuzwege zurück, macht neue Winkelzüge, und drückt sich entweder daselbst, oder läuft eine weite Strecke rückwärts, und faßt einen Weg, den er nur in der äußersten Noth verläßt. Läßt es der Hase nur bey dem ersten Kreuzwege bewenden, so ist diese List leicht ausfindig zu machen, weil er nur Wiedergänge auf einem Wege macht, wo ihn die Hunde nicht vorn auslassen; und man findet daher seine Fährte allemal rückwärts wieder auf. Geht er aber nach einem zweyten Kreuzwege, streift dort gleichfalls umher, und kömmt wieder nach dem ersten zurück: so geräth der Piqueur nothwendig in große Verlegenheit; denn, wenn er die ganze Stärke dieser List nicht kennt, so folgt er der allgemeinen Regel, sucht das Revier jenseits des zweyten Kreuzweges vorwärts ab, und geht den Landstraßen nach, verliert aber dabey seine Zeit und Mühe, weil der Hase dort nicht hinaus ist. Sucht er hienächst rückwärts, so begeht er vollends den Fehler, der ihn um seinen Hasen bringt; denn wenn er sieht, daß die Hunde so weit auf der Rückfährte beharren, und bis zum ersten Kreuzwege zurück gehen, so muthmaßet er, daß sie falsche Fährte haben, bringt sie davon ab, und lenkt sie

wieder nach dem zweyten Kreuzwege, weil er glaubte, daß die Hunde irgendwo auf dem Wege zu dem zweyten Kreuzwege über die Fährte gelaufen seyn, und sich der Hase, den er weder vor- und rückwärts findet, in dieser Gegend gedrückt habe. So bald man mit dieser List des Hasen bekannt ist, kann man ihr leicht begegnen, weil man den ersten Kreuzweg nur rückwärts mit in den Kreis, den man absucht, einschließen, und übrigens alle die Vorsicht gebrauchen darf, die man anwenden muß, wenn man den Hasen weder vor- noch rückwärts ausfindig machen kann.

Ein bloßes Ungefähr, an welchem die natürliche Verschlagenheit des Hasen gar keinen Antheil hat, kann besonders bey schlechtem Jagdwetter, Anlaß geben, daß die Fährte auf eine Weile verloren geht, und den Jäger in große Verlegenheit setzen. Ein flüchtiger Hase begegnet etwann einem Taglöhner, einem Reisenden, einem Wagen ꝛc. so macht er aus Furcht gewiß einen Wiedergang, der die Hunde aufhält und irre macht; allein die Schwierigkeit wird bald gehoben, weil sich in einer jeden nur mittelmäßigen Meute einige Hunde befinden, die den Wiedergang auf der Stelle gewahr werden. Einige laufen nicht vier Schritt, ohne ihn zu bemerken; ja es giebt Hunde, die sich bey bemerktem Wiedergange auf der Stelle umdrehen, und durch einen gewissen Laut ihre Cameraden zurück rufen. Am gefährlichsten ist, wenn die Fährte gegen das Ende der Jagd, und wenn der Hase nicht mehr fort kann, verloren geht, wozu gemeiniglich die unerträglichen Schreyhälse von Jägern, die den Hunden unaufhörlich Tayo (*) zurufen, Anlaß geben. Dieses Geschrey ist ganz unnütz. Die bereits erhitzten und getrennten Hunde fahren

(*) Tayo ist ein Zuruf, wodurch die Hunde zum muntern Jagen angefrischet werden, den man aber nicht zu oft gebrauchen muß, weil die Hunde dadurch allzu hitzig werden, und in der Eile die Fährte überlaufen.

ren bey diesem Zurufen über die Fährte hin und her, ohne sie wieder aufzunehmen, weil bey dem Hasen, wenn er lange gejagt ist, alles Blut sich zum Herzen drängt, und er mithin alle seine natürliche Wärme verliert. Er ist also hierin vom Roth- oder Darmhirsch sehr unterschieden; denn diese erhitzen sich immer stärker, je länger sie gejagt werden; da hingegen die Witterung des Hasen, wenn es mit ihm zu Ende geht, so schwach wird, daß die Hunde, zumal bey schlimmem Jagdwetter, die einmal verlorne Fährte nicht wieder aufnehmen können. Ueber dies werden die Hunde durch das beständige Schreyen im Grunde verdorben; denn, so bald sie in die geringste Verlegenheit gerathen und die Fährte verlieren, so bleiben sie stehen, spitzen die Ohren, und horchen, ob sie nicht etwa wieder ein Tayo hören, welches ihnen mancher Unwissende bisweilen wohl gar auf einer falschen Fährte zuruft. Bey dem ersten Aufjagen (Lanciren) und in einigen dringenden Fällen ist es nur erlaubt, Tayo zu rufen, wenn z. B. der gejagte Hase mit Gewalt oder von ungefähr einen andern an seine Stelle aufjagt, und die Meute diese falsche Fährte aufnimmt, alsdann muß man ihr freylich zurufen, um sie von jener ab, und wieder auf die rechte Fährte zu bringen, allein dieser Zuruf muß vielmehr an den Piqueur als an die Hunde gerichtet seyn, und man muß gewiß überzeugt seyn, daß man auf die Fährte des gejagten Hasen und auf keine falsche ruft. Ist man endlich gezwungen, die Hunde von einer falschen Fährte abzubringen, so muß man ihnen die rechte mit dem Hute zeigen; und sie nehmen dieselbe alsdann insgesamt wieder auf, ohne sich zu übereilen, oder sich durch die Rückfährte irre machen zu lassen.

Wenn die abgerufenen Hunde die Fährte wieder aufnehmen, so fallen sie bisweilen, besonders bey üblem Wetter, auf die Rückfährte. Der Piqueur muß ihnen alsdann den Rückruf, oder das so genannte Hourvari,

zublasen; und wenn sie nicht gehorchen und umkehren, muß sie der erste beste Jäger einholen, und mit starken Karbatschhieben zurück nach der rechten Fährte treiben.

Wenn die Meute, nachdem sie lange Zeit die Fährte verloren hat, sie endlich wieder findet, so ist es ein Vergnügen, mit anzusehen, wie die Hunde heftig wieder nachsetzen, zumal wenn ein Hase nicht weit entfernt ist; und da alsdann ein großer Theil ihrer Hitze schon verraucht ist, so kann man sie nicht zu sehr sowohl mit dem Horne als der Stimme anfeuern. Indessen muß man sie dennoch nicht übereilen, oder sie zu nahe an den Hasen lassen, weil sie sonst nicht Raum behalten würden, auf die Wiedergänge zu merken. Ein verständiger Piqueur muß demnach den Hasen niemals mit der Meute näher, als 50 Schritt, kommen, und alle Jäger müssen in gleicher Entfernung von ihm, und zwar auf der Fährte und alle beysammen bleiben. Man sieht auch leicht ein, daß dieses nothwendig ist; denn ritten die Jäger dem Piqueur zu dicht nach, so würden sie ihm in seinen Verrichtungen hinderlich seyn; wollten sie aber rechts und links aus einander sprengen, so würden sie alle Augenblicke frische Hasen aufjagen, und dadurch zu falschen Fährten Anlaß geben. Sollte indessen die Fährte abermal verloren werden, so verfährt man wieder auf dieselbe Art, und sucht sowohl vor- als rückwärts ab.

Es giebt demnach Fälle, wo man von der allgemeinen Regel abgehen, und nicht zu Anfange vorwärts absuchen muß, sondern wo es im Gegentheil die Klugheit erfordert, zuerst rückwärts abzusuchen. Man nehme z. B. an, der Hase stellte sich in einem trocknen und dürren Brachfelde, als wollte er zu Holze ziehen, und man verlöre seine Fährte auf diesem Felde, so müßte man sie nothwendig rückwärts wieder aufsuchen, weil es leicht möglich ist, daß der Hase nur in der Absicht nach dem Busche gelaufen ist, die Meute dahin zu locken, wo sie seine Fährte verlieren, und er ihr also entwischen wird. In dem Brachfelde selbst würde er verschiedene Wiedergänge und Absprünge gemacht haben, welche, in Betrachtung des schlechten

Erd-

Erdboden, wo er sich endlich gedrückt haben wird, schwer ausfindig zu machen seyn werden. Folgt man also unter solchen Umständen dem alten Schlendrian, so wird man in der Meinung, daß der Hase zu Holze gegangen sey, die Meute dahin bringen, und Gefahr laufen, den Hasen auf einer unrechten Fährte zu verlehlen. Es erfordert demnach die Klugheit, in solchem Falle zuerst rückwärts abzusuchen, theils um nicht auf eine solche Fährte zu gerathen, und theils auch, um die schon im Brachfelde an und vor sich sehr unmerkliche Spur des Hasen nicht erkalten zu lassen. Eine Viertelstunde nachher werden hingegen die Hunde noch hinlänglich die Fährte aufnehmen, wenn der Hase wirklich zu Holze gegangen ist, weil er daselbst gemeiniglich viel Losung zurück läßt, auch der Wind die Witterung nicht so geschwinde im Busche verwehet. Bey jeder andern Gelegenheit, wo die Spur des Hasen auf einem schlechten Boden schwer zu entdecken ist, muß sie zuerst vorwärts aufgesucht werden; und in einem weichen Erdreiche finden die Hunde gemeiniglich die Fährte bald wieder auf, oder das Wetter müßte besonders schlecht und ungünstig seyn. Es giebt wirklich an manchen Tagen Wetter, wo die besten Hunde die Fährte überlaufen; und alsdann muß man besonders Acht haben, nach welcher Gegend der Hase den Kopf gerichtet hatte; dahin muß man ganz langsam vorwärts suchen, und wenn der Wind nicht zu scharf ist, muß solches gegen den Wind geschehen; denn zuweilen ist der Wind so stark, daß die Hunde besser mit dem Wind, als gegen den Wind, jagen. Einige Hasen lassen sich auch besser, als andere, jagen, weil sie eine stärkere Witterung nachlassen. So wird z. B. die Jagd eines starken Holzrammlers an gewissen Tagen sehr lebhaft und lustig seyn, da an dem nämlichen Tage, ohne daß sich das Wetter ändert, ein kleiner Feldhase eine unangenehme Jagd veranlassen wird, weil er, außer seinen gewöhnlichen vielen Ränken, auf den Spitzen der Läufte auf trocknen steinigen Wegen gleichsam fortfliegt, die Erde kaum berührt, und mithin eine fast unmerkliche Spur hinterläßt, worüber die Fährte zum öftern verloren wird.

Zwo unumstößliche Wahrheiten machen es übrigens schlechterdings nothwendig, daß man zuletzt, und ehe man noch den Ort selbst, wo die Fährte verloren gegangen ist, absucht, weit umher vorwärts absuche. Die erste ist: daß der Hase von Natur geneigt ist, allemal wieder in sein Revier zu gehen; und die zweyte: daß er so listig ist, und sich mehr als einmal umgehen läßt, ohne von der Stelle zu weichen, bis er

sieht, daß der Piqueur sich mit der Meute entfernt, da er alsdann zurück geradeaus geht, und sich davon schleicht. Daher kömmt es dann, das die Hunde, nachdem sie lange Zeit die Fährte verloren haben, sie öfters mit einemmal sehr lebhaft wieder aufnehmen, welches auf dieser frischen Rückfährte des Hasen geschieht. Es ereignet sich auch zum öftern, daß man, indem man den letzten großen Umfang vorwärts absucht, den Kasen in sein Revier zurück kommen sieht; ja, er geht bisweilen sogar in das Gehölz zurück, wo er zuerst aufgejagt worden ist, und alsdann wird er nicht leicht wieder heraus gehen, weil er glaubt, daß er sich da zuletzt am besten und längsten vertheitigen kann.

Wenn man nach dieser Methode das ganze Revier mit der äußersten Sorgfalt und Behutsamkeit vor- und rückwärts abgesucht, alle Wege und Fußsteige genau besichtiget und die Spur des Hasen ausfindig zu machen getrachtet hat, alle diese Bemühungen aber vergeblich gewesen sind: so bleibt nichts übrig, als das Revier selbst, wo die Fährte verloren worden ist, auf das genaueste, und Schritt vor Schritt, abzusuchen. Es ist alsdann darauf zu wetten, daß der Hase sich gedrückt und sich ein altes Lager aufgescharrt hat; und die Sache ist um so weniger zweifelhaft, wenn die Meute in dem Augenblicke, da sie die Fährte verlor, aus vollem Halse jagte, und mit einemmal stille ward, besonders wenn der Erdboden, wo solches geschah, gut, und der Jagd zuträglich war. Kurz, der Hase muß schlechterdings irgendwo stecken; man muß es sich also nicht verdrießen lassen, ihn unablässig aufzusuchen. Hiebey muß man vorzüglich die Augen zu Hülfe nehmen, und den Hasen wie eine Stecknadel suchen. Denn wenn er merkt, daß es mit ihm zu Ende geht, so ist es nicht hinlänglich, daß man in der Hoffnung, ihn aufzujagen, mit Peitschen und Stöcken auf die Büsche und Sträuche schlägt; die Zweige biegen sich auf seinen Rücken, und er steht deshalb doch nicht auf, und auf die Hunde kann man alsdann gar keine Rechnung machen; denn da diese gar keine Fährte oder Witterung haben, und

kraft-

kraft- ja beynahe leblos sind, so sieht man täglich, daß die besten Hunde den Hasen zwischen den Beinen haben, oder über ihn wegspringen, ohne ihn im mindesten gewahr zu werden. Indessen ist dieses genaue Absuchen allemal mit einiger Gefahr verknüpft. Denn es kann dabey gar leicht geschehen, daß ein anderer Hase (oder den man wenigstens für einen andern ansieht;) aufgeht, den die Hunde entweder sehen, oder nicht gewahr werden. Sehen sie ihn nicht, und weiß man gewiß, oder vermuthet wenigstens, daß es ein anderer Hase ist, so kann man sie leicht von dessen Fährte abhalten, und sie nach einer andern Seite in einer hinlänglichen Entfernung abrufen. Hier muß man sie nun, wofern sie zur Folgsamkeit gewöhnt sind, so lange in der Unthätigkeit erhalten, bis man untersucht hat, ob der frisch aufgestandene Hase in einem frisch gemachten, oder nur in einem alten neu aufgescharrten Lager gesessen hat. Ist das Lager ganz frisch und an demselben Tage gemacht, so ist der Hase zuverläßig nicht derjenige, den man jagt; sieht es hingegen alt, und so aus, als ob es schon darein geregnet hätte, bemerkt man etwa Wolle darin, die vom Regen oder Thau kleben geblieben ist, und fühlt mit der Hand oder dem Backen, daß das Lager nicht warm ist, so muß man deshalb, weil der Hase aus diesem Läger aufgestanden ist, nicht den Schluß machen, daß es ein anderer Hase sey.

Ich habe bereits angemerkt, daß, wenn man findet, daß das Lager, aus welchem der Hase aufgestanden, aufgescharrt ist, man Acht geben solle, ob dieses ganz frisch geschehen ist. Denn es trägt sich täglich zu, daß Schützen, Ackerleute und Schäfer, Hasen aus ihrem Lager aufjagen, welche sich auf diesen Tag kein neues machen, sondern sich nur bis zur Nachtweide irgendwo drücken. Dieses ist also ein zweyter Bewegungsgrund, weshalb man das Lager des Hasen genau untersuchen muß, weil man auch durch diesen Irrthum

verleitet worden könnte, seine Hunde auf eine unrechte Fährte zu bringen. In solchen ungewissen Fällen ist also am besten, wenn man die Meute ganz kurz hält, und sie das Revier bis zum bezweifelten Lager absuchen läßt. Wenn es der gejagte Hase ist, der daraus aufgestanden ist, so werden die Hunde vermuthlich seine Fährte aufnehmen, und ihr bis zum Lager nachspüren, wodurch man alsdann aus aller Verlegenheit kömmt. Wenn aber der Hase vor den Hunden aufgeht, ohne daß man ihn gewahr wird, wie sich dieses öfters in Wäldern, Büschen, Hecken ꝛc. zuträgt: so kann man, ob es der gejagte oder ein anderer Hase ist, nicht anders, als an der Art, wie ihn die Hunde jagen, an seinem eigenen Betragen, und etwann an der Spur oder am Ansehen, wenn man ihn nämlich bald darauf irgendwo zu Gesichte bekömmt, beurtheilen. Ist der aufgestandene Hase ein Wechselhase, so werden die alten Hunde, wenn sie ihn 5 bis 600 Schritte verfolgt haben, anfangen, nachlässig zu jagen, und bald darauf gar stille werden; ist es aber der gejagte Hase, so werden sie ihm mit hellem und verdoppeltem Geläut und unglaublicher Geschwindigkeit auf den Hals gehen; er selbst wird dieselbe Tour machen, die er vorher machte; und wenn man ihn ansichtig wird, so wird er mehr schwärzlich, als roth, abgejagt, kothig und naß aussehen; er wird über dies einen krummen Buckel machen, und man wird es ihm von weitem ansehen, daß ihm bereits scharf zugesezt worden ist. Seine Fährte wird sich auseinander geben, und der Fährte eines Kaninchens ähnlich seyn; er wird tiefer mit den Hacken als mit den Spizen, eindrücken, und sein Lauf wird wankend und unregelmäßig seyn, weil er die Kräfte verliert, und zu taumeln anfängt.

Wenn man Hunde hat, welche gut auf gebahnten Wegen und Fußsteigen jagen, so sind solche Thiere in einer Meute von unschäzbarem Werthe. Suchen sie von Natur vor- und rückwärts, und sind dabey nicht

so

so hitzig, daß sie sich drängen, und in der Eile die Fährte überlaufen, so lanzen sie, besonders bey gutem Jagdwetter und wenn sie gut spüren, den Hasen gern allein; ist hingegen das Wetter schlecht, so muß man ihnen zu Hülfe kommen; insonderheit muß man sie auf trocknen Stellen und Wegen, die man nicht fleißig genug absuchen und besichtigen kann, unterstützen, und, wenn man etwa die Spur des gejagten Hasen ansichtig wird, ihnen das Volcelet (Volulet) blasen, und ihnen zurufen: hier auf die Fährte, mein Hund! dort geht er hin, mein Hund! Man muß die Hunde niemals zu dicht auf den Hasen drängen, sondern ihnen Lust lassen, auf die Wiedergänge zu merken; denn wenn sie guter Art sind, so suchen sie ohnehin gern, vorwärts zu kommen; und wenn man sie dabey noch antreibt, werden sie zu hitzig. Auch muß man niemals auf die Meute lospeitschen, außer nur alsdann, wenn man sie von der Fährte abbringen, oder wegen eines begangenen Fehlers auf der Stelle züchtigen will. Selbst unter Umständen, wo eine solche Züchtigung, um die Hunde folgsam zu machen, schlechterdings nothwendig ist, muß man verständig, und nach der Kenntniß, die man von der Gemüthsart der Hunde hat, verfahren; denn bey einigen Hunden sind bloße Drohungen hinlänglich; und wollte man sie schlagen, so würden sie, da sie vorhin gut waren, in der Folge nicht mehr zu gebrauchen seyn. Das einzige Mittel, sich eine gute Meute zu ziehen, besteht darin, daß man die Hunde arbeitsam und eifrig auf das Suchen der verlornen Fährte mache; allein, zu dieser Absicht muß der Piqueur es selbst seyn. Wenn die Fährte lange Zeit verloren gewesen ist, und endlich wieder aufgefunden wird: so verursachet dieses der Meute ein unbeschreibliches Vergnügen, insonderheit, wenn der Hase bald darauf gefangen wird; und 2 oder 3 dergleichen Fälle, wo die Hunde ihre Curée bekommen, machen sie so begierig, daß sie sich in der

Folge allein, und ohne Hülfe des Piqueurs, aus mancherley Verlegenheiten zu helfen wissen.

Einem fremden Hasen, der mit dem Winde flüchtig wird, traue man niemals; denn man läuft Gefahr, von der Jagd abzukommen. In solchen Fällen muß man eiligst nachreiten, und sich unter Wind öfters nach dem Geläut der verlornen Meute umhören.

Wenn der Hase merkt, daß er seinen nahen Untergang von der Beharrlichkeit seiner Verfolger zu befürchten hat, so verdoppelt er seine Ränke, und macht, wie ich schon gesagt habe, die stärksten auf den beyden Kreuzwegen. Der Piqueur muß demnach auch seine Aufmerksamkeit nunmehr verdoppeln, und die Meute so kurz halten, daß er ihr schleunig zu Hülfe kommen, und auf alles genau Acht haben kann.

Wenn der Hase nicht mehr fort kann, bläset der Piqueur das Halali (s. Th. XXI, S, 258), worauf sich die ganze Jagdgesellschaft um ihn her versammelt. Er muß aber, ehe er diesen Ruf bläset, gewiß seyn, daß es mit dem Hasen zu Ende gehe. Die Kennzeichen davon sind folgende: 1) Wenn er kurze Touren und häufige kurze Wiedergänge macht, und sich in einem sonst günstigen Erdreiche alle Augenblicke drückt. 2) Wenn die verlorne Fährte in einem Busche oder andern bewachsenen Reviere gleich wieder aufgefunden, und auch sogleich wieder verloren wird. 3) Wenn der Hase aus dem Reviere einen Ausweg oder verborgenen Schlupfwinkel sucht, keinen finden kann, und, wenn er an einen Graben kömmt, nicht mehr das Vermögen hat, herüber zu setzen, sondern sich in dem Graben fortschleicht, und auf solche Art den Hunden zu entwischen sucht 4) Wenn er schwarzbraun aussieht, mager und völlig aufgeschürzt ist, die Löffel weit auseinander sinken läßt, und einen krummen Buckel macht; welches die Franzosen porter la hotte nennen. In der Angst läuft er alsdann zwischen den Füßen der

Men-

Menschen und Pferde durch, ist gar nicht scheu, kehrt sich nicht, ob er gleich dicht vor den Hunden ist, an ihr Geläut, und läuft deshalb nicht geschwinder.

Wenn der Hase gefangen ist, muß der Piqueur die jungen Hunde heran lassen, damit sie ihn beriechen; und wenn er sieht, daß sie ihn etwa zerreissen wollen, muß er sie mit dem Klatschen der Peitsche, aber nicht mit Schlägen, davon abhalten, und ihnen Arriere! oder zurück mein Hund! zurufen. Alsdann, und wenn der Hase todt ist, kann er auf dem Jagdhorne beliebige Stücke blasen. So bald der Herr angekommen ist, hebt der Piqueur den rechten Vorderlauf des gefangenen Hasen in die Höhe, schlitzt das Fell bis an das erste obere Gelenk ab, löset ihn ab, und steckt ihn in die Tasche, um ihn hienächst demjenigen der anwesenden Herren zu überreichen, den sein Herr zu dieser Ehre bestimmt hat. Hernach streift er den Hasen ab, und wickelt das Fell um sein Jagdhorn. Wenn er Brod bey sich hat, wird solches in das Blut des Hasen getaucht, damit die Portion eines jeden Hundes stärker werde; und endlich wird der Hase in so viel Stücke zerlegt, daß ein jeder Hund eins davon bekommen könne. Besonders müssen die jungen Hunde ihren Theil bekommen; und da sie im Anfange gemeiniglich furchtsam bey der Curée sind, muß man ihnen ihre Portion vorweg nehmen, und sie ihnen bey Seite geben. Wenn der Hase zerlegt ist, bläset der Piqueur ein Vue, worauf die ermüdete Meute aufsteht, sich um ihn her versammelt, und mit lautem Gebelle ihr Wildrecht fordert. Der Piqueur bläset also das Halali, und giebt hiemit den zerlegten Hasen den Hunden Preis. Wenn er ausgeblasen hat, tritt er zu demjenigen Herrn, dem der Lauf zugedacht ist, nimmt mit der linken Hand den Hut ab, überreicht mit der rechten, in welcher er das Horn hält, den Lauf, bläset ein Jagd-

stück-

Stückchen, und sieht sich dabey gemeiniglich nach dem erwünschten Douceur um.

Bey Ueberreichung des Laufes, sind noch einige Regeln zu beobachten. 1) Diese Ehre wird keinem Herrn zweymal in einem Jahre erwiesen. 2) Der Lauf muß keinem Herrn, der selbst Hunde mit bey der jagenden Meute hat, überreicht werden; es wäre denn, daß er sich denselben ausbäte. Wenn ein solcher Herr keinen von seinen eigenen Leuten bey seinen mitjagenden Hunden hat, und sie bloß unter der Aufsicht des Piqueurs der Equipage jagen, würde man ihn für einen Knauser ansehen, wenn er sich nicht zuweilen einen Lauf ausbitten, und sich dadurch die Gelegenheit verschaffen wollte, dem Piqueur die mit seinen Hunden gehabte Mühe einigermaßen zu vergelten. Bey Fürsten und regierenden Herren ist diese Ceremonie nicht gebräuchlich.

Wenn der Hase verzehrt ist, werden die Hunde nach dem nächsten Wasser zur Tränke, und hernach nach Hause geführet; und unterweges werden allerley Jagdstückchen, besonders die Retraite prise, oder der Fangruf geblasen.

Le Verrier de la Conterie normännischer Jäger, Münster, 1780, gr. 8. S. 64, f39.

Man kann auch die Hasen ohne Hunde, bloß mit dem Pferde, forciren. Hiezu gehören gute und flüchtige Pferde, besonders aber auch ein geschickter Reiter, indem ein schlechter gar leicht mit dem Pferde stürzen kann, vornämlich wenn er an Ackerfurchen, Gräben, Raine, oder Löcher kömmt, und alsdann das Pferd nicht zu regieren weiß. So ist auch gar viel an einem guten und raschen Pferde gelegen, welches zugleich Force hat, daß es den Reiter, wenn es auch durch tiefe Aecker muß, heben kann. Diese Jagd geht am besten von Statten, wenn zween, drey oder vier zu Pferde sind. Hiebey aber muß man aber vor allen Dingen wissen, wohin die Hasen gern laufen und sich retiriren wollen. Es theilen sich also diejenigen, welche die Hasen forciren wollen. Einige machen an demjenigen Orte,

te, wo man meint, daß die Hasen gern hinlaufen, Halte; die andern aber reiten fort, und durchsuchen die Felder. So bald nun ein Hase gefunden wird, und heraus fährt, jagt Jemand hinter drein; diejenigen aber, welche vorhalten, geben genau Achtung. So bald der erste, welcher angejagt hat, den Hasen brinzt, nimmt ihn der andere jenem ab, und reitet auch scharf hinter drein. Hiebey aber ist zu merken, daß der Hase Anfangs scharf gejaget werden muß. Solches währet etliche Minuten. Zum Theil werden sie bald warm, und begehren halbe Retouren zu machen. Sonst aber, wenn man dieselben eine gute Strecke weit scharf gejagt hat, fängt man an zu laviren, läßt dem Hasen Ruhe, bleibt von fern, bemerkt ihn aber beständig, bis er sich drückt, reitet von fern um ihn herum, und läßt ihn 8 bis 10 Minuten sitzen. Alsdann wird er wieder frisch angejagt, so ist er steif, da man ihn denn bald einholen kann, mit dem Pferde und der Peitsche, und also fangen. Einige werden so steif und matt, daß sie sich gerade zu Boden hin strecken. Sonst aber hauet man ihn mit der Peitsche um den Kopf herum, daß er bleiben muß. Währendem Reiten muß man den einmal angejagten Hasen beständig in den Augen behalten, besonders wo viele Hasen sind; auch muß denselben sofort auf das schärfste nachgesetzt werden, damit er sich recht angreifen müsse und warm werde. Uebrigens gehört zu dieser Jagd ein weites freyes Feld, wo weder Büsche und Holzungen, noch Weinberge sind.

Hienachst kann auch mit dem kleinen Zeuge eine Hasenjagd angestellet werden. Hiezu sind die halben Tücher am bequemsten, wenn man nur einen Wagen mit 6 dergleichen Tüchern beladen hat. In deren Ermanglung werden hiezu die ordinären Hasennetze genommen.

Das Hasennetz oder Hasengarn darf zu dergleichen schwachen Thieren eben nicht sehr stark seyn, und

wird

wird nur von gemeinem Bindfaden gestrickt. Wenn aber diese Netze öfters auch zur Einfangung der lebendigen Füchse mit gebraucht werden, so wird dazu recht guter ausgehechelter Hanf genommen. Es wird 14 Maschen hoch angefangen. Eine Masche ist 3 Zoll von einem Knoten zum andern weit. Die Länge des ganzen Netzes ist 75 Klafter, da es dann 50 Klafter oder 100 Waldschritte stellt. Es muß nicht über 33 Pfund schwer seyn. Die Haken, Häftel und Forkeln werden nach Proportion klein und leicht gemacht. Auch gehören hiezu ein Paar eiserne Stichel oder Pfahleisen, um die Löcher in der Eile zu stoßen; wie auch auf jedem Flügel ein Paar Schlägel, die Häftel hinein zu schlagen. Bey dem Stellen hat man folgendes zu beobachten. Wenn einer von den Stellleuten das Netz aufgebunden, und den Häftel in der rechten Hand, auch das Garn zum Ablaufen gefasset hat, und den Haken verkehrt auf der linken Schulter trägt, so nimmt ein Anderer ihm den Häftel, und etwas Netz vom Haken, schlägt ein oder bindet an, und läßt Jenen mit dem Netze ablaufen. Hierauf wird solches scharf angezogen, hinten nach ausgeschlagen, damit es nicht verdrehet werde, und desto besser stelle. Sodann wird wieder ein anderes genommen, und auf gleiche Art damit verfahren, bis alle Netze nach Verlangen gestellet sind.

Diese Hasennetze, welche bey manchem Adelichen, oder Pachtinhaber der Niederjagd, gemeiniglich nur des Hasenhandels halber, in ziemlicher Menge anzutreffen sind, sollten, billig, weil das Hasenwildbret dadurch sehr vermindert wird, anders nicht, als nur auf den Gränzen, zu gebrauchen erlaubet, wenigstens nicht Jedermann, solche zu mißbrauchen, verstattet werden.

Um dieses Jagen einzurichten, stellt man zuvörderst des Nachts, wenn die Hasen aus den Vorhölzern ins Feld gerückt sind, auf zwey Flügeln der Heide und Vorhölzer, Federlappen auf; diese müssen ungefähr

50 Schritt vom Holze, und auf ganz niedrigen Forkeln, die nur so hoch sind, daß die Lappen nicht an die Erde stoßen und spielen können, stehen. In der Mitte ungefähr läßt man, in der Länge eines Tuches, das Jagen offen, und stellet dagegen mit 5 Tüchern, oder, in deren Ermanglung, mit dem Garne, ein Stück geraumes Feld und einen Theil des Vorholzes ein. Wenn nun die Hasen und Füchse, ihrer Gewohnheit nach, des Morgens wieder vom Felde zu Holze rücken wollen, und an die Lappen kommen, fahren sie längs denselben hin, bis in der Mitte wo es offen ist; daselbst rücken sie hinein, und gerathen also innerhalb des eingestellten Vorholzes. Weil indessen noch viel Hasen im Felde sitzen bleiben, oder sich in die Dornraine und Feldbüsche drücken, so müssen diese nach dem Jagen hinabgetrieben werden. So bald alles hinein oder abgetrieben ist, stellt man das Jagen auch vorn mit einem Tuche oder Netze zu. Stände das Jagen noch zu weitläuftig, so macht man es durch 1 oder 2 Triebe enger, und sorgt dafür, daß die Zeuge gut aufgehaket und fest gestellet seyn. Da auch bey dem Jagen ein freyer Platz oder ein Stück Feld mit eingestellet seyn muß, so wird in der Mitte, oder etwas mehr nach der Abjagungskammer hin, ein kleiner Schirm von grünen Reisern aufgeschlagen, aus welchem man 50 bis 60 Schritt um sich herum schießen kann. Soll nun das Abjagen geschehen, so begiebt sich die Herrschaft in den Schirm; die in Ordnung neben demselben stehende Jägerey zieht mit den Treibeleuten und Jagdhunden zu Holz, doch ohne Waldgeschrey, und lösen in demselben die Hunde. Diese jagen nun die Füchse und Hasen um den Schirm herum, da man sie dann aus demselben schießt. Zuletzt treibt man mit den Treibeleuten nochmals das Jagen vollends durch, gegen den Schirm zu. Wenn alles abgejagt ist, zieht die Jägerey mit den aufgekoppelten

ten Jagdhunden wieder vor den Schirm, und bläset das Jagen ab.

Hieher gehört auch die Abendjagd, Fackeljagd, oder Nachtjagd (das Nachtjagen), wenn man zu Winterszeit vor Mitternacht, wenn kein Mondschein, und der Hase aus dem Holze auf das Feld gegangen ist, ein Garn oder Netz vor das Holz stellt, auf jeder Seite einen Flügel zieht, hinter diese aber Mannschaft ordnet, welche die dahin gejagten Hasen fangen müssen. Es geht nämlich der Jäger mit seinen Leuten in aller Stille vor dem aufgestellten Netz eine gute Strecke in das Feld hinein, zündet alsdann seine bey sich habende Fackel an, welches ein Jeder mit der seinigen unverzüglich nachthun muß; und hierauf laufen sie schreyend aus einander zertheilt gegen das Netz zurück. Wenn nun der Hase solches Geschrey hört, und die vielen Lichter zugleich gewahr wird, will er zu Holze gehen, wird aber in dem davor gestellten Netze gefangen und erschlagen.

Zuweilen gefällt es auch der Herrschaft, die also gefangenen Hasen lebendig zu erhalten, um sie bey dem Fuchssprellen zu haben. Sie werden alsdann in so genannten Hasenkasten lebendig fortgebracht. Man macht nämlich Kasten von fichtenen Bretern, welche 1 Fuß 3 Zoll breit sind, werden also 4 Breter ins Gevierte zusammen genagelt, die Länge von 3 Fuß 6 Zoll. An beyden Enden sind Leisten, worin von oben herunter ein Bret vorgeschoben wird, und den Kasten beschließt. Oben ist eine eiserne Krampe. Das Vorschiebebret ist mit einem Loche durchbohrt, wodurch ein hölzerner Nagel vorgesteckt wird, damit die Vorschieber nicht von selbst auffahren können. Auch müssen 1 oder 2 ziemlich große Löcher oben in der Decke gemacht seyn, damit die Hasen Luft haben. In einem solchen Kasten kann man 2, auch 3 Hasen fortbringen. Zum Gefäß setzt man ihnen Wasser, Haser und Gras hinein, und

behängt die Seiten mit Leinwand oder Lappen, weil sie sich sonst leicht den Kopf einstoßen.

Noch bequemer sind die Hasenkasten nach der Angabe des Hrn. Grafen von Mellin, worinn man 8 Hasen fortbringen kan; Fig. 1240. Diese Kasten sind 8 Fuß lang, und $1\frac{1}{2}$ F. breit, und nehmen die ganze Länge eines Wagens ein. Sie sind mit acht Unterschieden, und als acht Kasten anzusehen, die ein gemeinschaftliches Ober- und Unterbret haben. Auf der einen Seite sind die Vorschiebebreter vor jeden Kasten, so wie auch oben auf jeden Kasten an dem Vorschiebebret, und an dem Bret gegenüber, ein 2 Zoll langes und 3 Z. breites Luftloch angebracht wird. Unter den Kasten sind zwo Latten genagelt, wobei man ihn anfassen, und wie an zween Bäumen forttragen kann.

Man hat endlich auch zarte Garne, welche man des Abends und Morgens vor die Hölzer stellet, Hasen und Füchse damit zu belauschen. Ein solches Garn oder Netz wird daher das Lauschgarn, oder Lauschnetz, im Oberdeutschen Lucknetz (vom lugen, sehen, oder beluchsen, belauern, belisten, berücken) genannt. Einige nennen es Lückennetz, weil es in den kleinen Feldhölzern oder Gesträuchen in eine Lücke oder in ein Loch und einen Schlupfwinkel gestellet wird, um die von den Feldern herbey kommenden, den Federlappen ausweichenden, und in die Lücke, welche offen scheint, hüpfenden Hasen oder trabenden Füchse vollends hinein zu schrecken, und also im Garne zu fangen. Dieses Netz ist zwar, wenn es an die rechten Wege und Orte, wo die Hasen ihren gewöhnlichen Lauf haben, aufgestellt ist, zum Hasenfange sehr bequem, weil man ohne Anwendung großer Mühe und besondern Jagens, und gleichsam nur mit Lauschen, dieses angenehme Wildbret fangen kann; wird aber für ein unweidmännisches Jagdzeug gehalten, und zur Aasjägerey mit gerechnet, weil es gar dünn, auch nur 50 Schritt zu stellen, gemacht.

macht, und ohne Haken zusammen gehoben wird, daß man es unvermerkt in einem Ranzen tragen kann, Fig. 1241. Wiewohl man es für einen Landmann, der nicht viel Unterthanen oder Fröhner auf der Jagd zu Hilfe hat, oder mit dem Schießen nicht wohl umzugehen weiß, allenfalls noch eher, als für einen Jäger, passiren läßt. Es wird von festem doppelten Zwirn, und zwar am besten von grünem, damit man es nicht erkennen oder gewahr werden könne, sehr subtil, und weil man es nicht hoch stellen darf, nur 9 Maschen hoch gemacht. Will man nicht so viel darauf wenden, so läßt man es nur von recht fein ausgehechelten Hanf verfertigen. Zu Forkeln nimmt man nur dünne, etwa 1½ Elle hohe, und wie starke Spießruthen dicke, Stellreiser. Weil man auch öfters im Herbste bey langen Nächten, da der Hase im Finstern sehr spät zu Felde, und frühzeitig zu Holze geht, nicht sehen kann, ob etwas einfällt: so pflegt man die Oberleine an diesem Netze, oder die so genannte Lockschnur, mit etlichen kleinen Schellen zu versehen, damit, wenn dieselben im Fangen und Abschlagen klingen, man zugreifen, und das Gefangene heraus nehmen könne.

Die Beschreibung und Abbildung einer Art, die Hasen vermittelst geflochtener Horden lebendig oder todt zu fangen, findet man in Joh. Tänzers der *Dianen* hohen und niedern Jagdgeheimnissen, Lpz. 1734, f. S. 123, fgg.

Eine sehr bequeme Art des Hasenfanges, für diejenigen, welche im Winter, wegen des harten Frostes, mit dem Hetzen nichts ausrichten können, oder welche sich und ihre Unterthanen mit dem Jagen nicht bemühen wollen, oder auch für die, welche gar keine Netze haben, ist folgende; welche Fig. 1242 vorstellt. A ist ein 30 Ellen langer und eben so breiter, Platz, welcher mit Plankenpfählen also umsetzt seyn muß, daß kein

Hase

Hase darüber, oder dazwischen hindurch, kommen kann, mit 2 Thüren, welche von eben solchen Pfählen gemacht, mit starken Latten zusammen genagelt, in ordentlichen Thürbändern angehängt, auch unten bei der eingegrabenen Schwelle gleich abgeschnitten sind, so daß alles zusammen wie ein Zaun aussieht. Den Platz in dieser Vermachung läßt man gehörig umgraben, düngen und mit weißem und braunem Kohl bepflanzen. Ein solcher Ort muß, wo möglich, in einem leichten Vorhölzchen gewählt werden, daß der Wind denselben nicht mit Schnee oben zulegen kann. Nach Michaelis werden, wie gewöhnlich, die Weißkohlköpfe abgeschnitten, die Strünke aber nebst den übrigen Blättern, und dem Braunkohl, ausgehoben, und daselbst wieder in etlichen Haufen in die Erde zierlich zusammen gesetzt. An der einen Ecke des Zaunes, welche nach dem Dorfe B steht, kann eine Schafhütte C hingestellet, und den ganzen Winter daselbst gelassen werden. An beyden Thüren sind nur Klinken, die, wenn sie eingefallen sind, ein Hase nicht aufmachen kann. Von den Thüren geht ein messingener Draht in die Hütte. Es ist am besten aufzupassen, wenn der Wind vom Holze D nach der Hütte C und dem Dorfe B zu, geht. Spüret man nun, daß Hasen darein gegangen sind, so rücket man die Thüren zu, und wirft sie bey Mondschein im Laufen mit Prügeln todt, oder holt sie des Morgens. Wollte man in der Hütte nicht darauf warten: so könnte man auch eine Invention, daß die Hasen die Thüre selbst zurücken, anbringen.

Das Hasenschießen einzeln im Felde, oder auf dem Anstande, erfordert die wenigsten Umstände, und giebt eine angenehme Lust, vornämlich in Revieren, wo viel Hasen sind; in Gegenden hingegen, wo wenig Hasen sind, daß man im Winter in einigen Wochen kaum einen Hasen im Schnee zu spüren bekömmt, ist es eine verdrießliche und langweilige Jagd.

Hat man ein wohlbesetztes Revier, und will sich mit Hasenschießen ein Vergnügen machen, so geht man Vor- oder Nachmittags in die Felder, Weingärten, Saaten, oder an solche Orte, wo der Hase um diese Zeit sich am liebsten aufhält, mit einer Flinte, und einem am Fangstricke, welcher am Hirschfängergehänge befestigt ist, geführten Hunde. Man geht die Feldstücke in den Furchen auf und ab, und bemerkt auf jeder Seite eine gewisse Anzahl Furchen, die man so deutlich übersieht, daß ein Hase im Lager darin gut zu erkennen ist, damit, wenn man die eine Furche herunter gekommen ist, man soweit längs dem Stücke gehe, bis man an die letzte Furche gelanget, die man sich zur Grenze des Absuchens genommen hatte, welche man alsdann wieder in der Länge herauf geht. Bey dem Auf- und Abgehen (Absuchen), muß der Jäger die Flinte gespannt auf dem linken Arm tragen, und die Rechte bey dem Griff am Abzuge immer fertig halten, damit er, sobald ein Hase heraus fährt, gleich fertig zum Schiessen sey. Sollte der Hase nicht gleich stürzen, läßt man den Hund los, damit er ihn einhole und fange. Der gewisseste Schuß im Laufen ist, wenn der Hase heraus fährt und sich wendet, daß man ihm vor dem Kopf halte und losdrücke; so wird er mehrentheils recht in den Schuß laufen; dieses nennt man vorhalten.

Zur Herbstzeit, und, nach einiger Jäger Meinung, im abnehmenden Monde, sitzt der Hase fest im Lager, daß man sich ihm bis auf 15 Schritt nähern kann; nur muß die Vorsicht dabey beobachtet werden, nicht gerade zu stehen, sondern ihm in einer Schneckenlinie immer näher zu kommen, und, so wie man ihm nahe genug ist, noch halb im Gehen, ihn zu schießen; denn gemeiniglich fährt er heraus, wenn man nahe bey ihm stehen bleibt und ihn ansieht; so lange man aber geht, drückt er sich, weil er glaubt, daß man ihn nicht gewahr werde.

Wer Geduld hat, des Morgens und Abends an den Vorhölzern und am Rande der Waldungen sich anzustellen,

zustellen, und daselbst entweder die vom Felde zu Holz rückenden Hasen zu erwarten, oder auch den aus dem Holze auf die Saat rückenden Hasen aufzupassen, welches mehrentheils kurz vor, oder gleich nach Sonnenuntergang zu geschehen pflegt, wird selten vergebens lauern; nur muß er sich beständig so anstellen, daß der Wind, von der Gegend wo der Hase herkommen soll, auf ihn stoße.

Die Methode fauler Jäger, Hasen bey tiefem Schnee, bey Mondschein, in den Kohlgärten aufzupassen, ist, so bequem sie ist, für das Gehäge höchst schädlich. Alle Hasen, denen es in solcher Jahrszeit an Aeßung auf dem Felde fehlt, ziehen sich aus dem Reviere nach den Gärten. Wenn man sie nun hier wegschießt, so werden nicht nur diejenigen, welche geschossen worden, dem Revier entzogen, sondern es ziehen sich auch die übrigen aus dem Revier weg, nach andern Gegenden, vornämlich wenn ein benachbartes Gehäge ist, in welchem die Hasen mit etwas Hafergarben und Heu gefüttert werden. Ein solches Gartenschießen ist also niemals, als nur mit vieler Einschränkung, und bey einem zahlreichen Gehäge, wobey auch noch dieses Wildbret um diese Zeit gefüttert wird, zu erlauben.

Hrn. Grafen von Mellin Anweisung von Wildbahnen, S. 321, f.

Wie Hasen vermittelst Schnellerfallen und Selbstgeschosses zu fangen seyn, werde ich im Art. Selbstgeschoß beschreiben.

Zur Schonung und Aufnahme der kleinen Wildbretreviere ist es nöthig, daß man bey dem Beschlusse der Jagdzeit, oder gegen die Setzzeit der Hasen, einen hinlänglichene Bestand an Häsinnen auf dem Reviere lasse, damit es den folgenden Sommer hindurch sich wieder ansehnlich vermehre, und bey Eröffnung der Jagdzeit wieder ein guter Vorrath zum Nutzen und

Vergnügen da sey. Ob gleich im Frühlinge und Sommer ein Rammler so geringe an Wildbret ist, daß er meistentheils nicht die Zuthat, gebraten zu werden, verdient: so thut man doch seinem Revier einen wahren Vortheil, wenn man auch zu dieser Zeit einen oder den andern Rammler wegschießt, den man leicht daran erkennen wird, daß einer oder mehrere eine Häsin vor sich herjagen, und daß er an Farbe weißlich ist, da hingegen die Häsinnen im Sommer roth sind. Denn, so wie, bey dem Rothwildbret, gar zu viel alte Hirsche einer Wildbahn schädlich sind, indem sie die jungen Hirsche nicht neben sich leiden, sondern aus dem Stande vertreiben, so hat es auch mit den männlichen Thieren bey den Hasen gleiche Bewandtniß. Ein alter Rammler leidet keinen jungen Hasen männlichen Geschlechts in seiner Nachbarschaft, sondern beißt sie als gefährliche Nebenbuhler bald weg; dabey wird er auch, wenn er eben gesetzte junge Hasen findet, diese zerkratzen und todt machen; nicht, wie Viele fälschlich vorgegeben haben, um sie aufzufressen, sondern damit er desto eher wieder mit der Mutterhäsin rammeln könne. Im Herbste und Winter ist es schwer, eine Häsin vom Rammler in der Geschwindigkeit zu unterscheiden: sonst wäre es freylich vortheilhaft, jene so viel als möglich zu schonen. Indessen muß man nur dieses genau zu beobachten suchen, wie viel Hasen man, bey Aufgang der Jagd, auf dem Reviere habe, und nach Verhältniß der Anzahl derselben, seine Nutzung bestimmen.

Die Hasen sind ein sehr angenehmes Wildbret, welches die Europäer gern auf ihren Tafeln sehen, da es von den Morgenländern hingegen eben nicht besonders geachtet wird. Das Gesetz Mahomeds und vor noch ältern Zeiten, das Gesetz der Juden, hat den Genuß des Hasen eben so gut, wie den Genuß des Schweines, untersagt. Die Griechen

hielten

hielten es aber eben so hoch, wie wir. Inter quadrupedes gloria prima lepus, sagt Martial. Sein Fleisch ist vortrefflich; auch sein Blut ist gut zu essen, und hat unter allen Arten des Blutes die größte Süßigkeit. Das Fett hat an der Delicatesse seines Wildbretes keinen Antheil; denn der Hase wird nie fett, so lange er in seiner Freyheit, in dem freyen Felde bleibt; und doch stirbt er vor allzu vielem Fette, wenn er in einem Hause gehalten wird. Insonderheit hat ein junger Hase ein zartes, leichtverdauliches, nahrhaftes Fleisch, welches man selbst Kranken nicht vorenthalten darf. Aus den ganz jungen, vom dritten bis achten Monat, macht man eine vorzügliche Delicatesse. Wenn sie über ein Jahr alt sind, ist ihr Fleisch trockener und etwas schwerverdaulich. Da nun die jungen Hasen besser schmecken, und gesunder sind, als die alten: so ist es dienlich zu wissen, woran man einen alten Hasen erkennen könne, da der Balg und die Größe nichts unterscheidendes enthalten. Man muß nämlich den Hasen die Ohren von einander ziehen; giebt das Fell nach, so zeigt solches an, daß der Hase noch jung sey; hält aber das Fell fest, so ist es ein alter Hase. Je älter er aber ist, desto länger muß man ihn hängen und mürbe werden lassen, ehe er gebraten wird. Wenn die Glieder an den vordern Läuften ziemlich groß sind, so kann man ihn ebenfalls für alt halten. Das Wildbret der Berghasen ist unter allen das niedlichste, wenn es gleich nicht so fleischreich und feist, als der übrigen Hasen ist; insonderheit ist das Fleisch der Hasen in den mit erhabenen Hügeln besetzten Ländern, oder auf bergigen Gegenden, wo Thymian und andere feine Kräuter im Ueberflusse wachsen, von vortrefflichem Geschmacke. Nächst diesem haben die Waldhasen den besten Geschmack, wenn die Waldungen, worin sie sich aufhalten, keine niedrige, sondern hohe Plätze sind. Das Wildbret der Feldhasen ist zwar größer und fei-

ster, als der Berghasen, aber sie kommen ihnen im Geschmacke nicht gleich. Die Sumpfhasen sind am Geschmacke die schlechtesten. Bey allen Arten von Hasen ist das Wildbret der Weibchen delicater, als der Männchen.

Was die mancherley Zurichtungen der Hasen in der Küche betrifft, so wird zuvörderst den Hasen der Balg abgestreift; und alsdann werden die jungen Hasen ganz gelassen, den alten aber werden die Vorderläufe, welche man das Hasenklein (an einigen Orten das Vorhäse oder Vordergehäse) nennt, bis an die Büge, nebst dem Kopfe und Halse, abgeschnitten, und daraus, nebst dem Eingeweide mit dessen Schweiße (Blute) zugerichtet, da dann ein solches Gericht eine schwärzliche Farbe bekömmt, und Hasenschwarz, in einigen Gegenden wegen des dazu nöthigen Pfeffers auch Hasenpfeffer, auch wohl selbst Hasenklein, genannt wird. Der Schweiß des Hasen wird zu diesem Behuf folgender Maßen aufgefangen. Wenn der Balg herunter gestreift ist, setzt man eine Schüssel unter den Hasen, und gießt Essig in denselben; so läuft aller Schweiß heraus. Dieses wird hernach auf folgende Art vollends zugerichtet. Wenn daß Hasenklein zu feinen Kochstücken gehackt, die Galle von der Leber abgesondert, der Kopf entzwey gespalten, das Gehirn bey Seite gethan, alles gesalzen, und mit Wasser, Essig und Bier durch einander wohl gekocht ist, läßt man dieses gekochte Essen auskühlen, richtet es in einem Tiegel an, seihet von der Brühe, worin es gekocht ist, etwas dazu, würzet es mit Ingber und Pfeffer, reibt etwas Pfefferkuchen daran, brennt braune Butter hinein, und läßt es alsdann nochmals aufkochen. Wenn man bald anrichten will, querlet man den aufgefangenen Hasenschweiß mit etwas Zucker ab, läßt, indem das Gericht in vollem Kochen ist, diesen durch einen Durchschlag hinein laufen, und rüttelt es

wohl

wohl durch einander. Bey dem Anrichten streuet man geschnittene Citronschalen und etwas Zucker darüber.

Das Hasenklein mit Zwiebeln, L. Cepatum, Fr. Cive Civet, wird auf eben die Art zugerichtet, nur daß an Statt des Pfefferkuchen braun gebranntes Mehl genommen, und eine Portion geschnittene Zwiebeln dazu gethan wird, welches durch einander kochen muß.

Hasenklein mit einer Musbrühe. Wenn ersteres weich gekocht worden, wird, in einem großen geräumigen Tiegel, Pflaumen- oder Kirschmus, mit einem Theile der Fleischbrühe, Butter, Landwein oder Weinessig und Zucker, fein geschnittener Citronschale und Lorbeerblättern aufgesezt, und das Hasenklein hinzu gethan, daß es von der Musbrühe durchzogen werde. Beym Anrichten wird zerstoßener Zimmet überher gestreuet.

Hasenklein als ein Ragout. Das Hasenklein wird fast gar gekochet, hierauf aber von der Fleischbrühe in einen Tiegel gegossen, hiemit fein zerschnittener Speck, braun Mehl, Weinessig, ein wenig Zucker, Nelken und Zimmet aufgesotten, und das Hasenklein in dieser Brühe vollends gar geschmoret (gestovet). Eben dieses Hasenragout wird noch besser, wenn Bratenbrühe und kochendes Wasser, klein gehackte Schalotten oder Zwiebeln, frische oder eingemachte und in ganz dünne Scheiben zerschnittene Gurken, etwas Weinessig, gehackte Champignons oder Champignonpulver und braunes Mehl zusammengethan, und das gar gekochte Hasenklein damit geschmoret wird.

Vom Hasen wird nur der Rücken und Hintertheil gebraten. Wenn der Hase abgezogen und etwas ausgewässert ist, wird er sauber gespicket, vorn durch den hohlen Leib, auch hinten durch die zwey Viertel gespeilert, und währendem gelinden Braten fleißig mit brauner Butter begossen. Wenn dem Hasen das Fell abgezogen worden, so hat er über dem Fleische noch

eine Haut, die ihm vor dem Spicken auch noch abgezogen wird. Diese Haut aber kann nicht, wie das Fell, ganz herunter gebracht, sondern nur immer fleckweise mit dem Messer abgenommen werden. Wenn man nämlich mit der Schärfe des Messers den Anfang der Haut, oder eines Theiles derselben, vom Fleische aufgehoben hat, wird der Daumen gegengesetzt, und der Anfang des Felles zwischen Messer und Daumen fest gehalten und fort gezogen, so weit es halten will. Reißt es ab, so fängt man die Operation von neuem an; und dieses heißt den Hasen häuteln. Bey dem Häuteln des Hasen muß man nicht vergessen, ihm das Schlußbein (Schloß) hinten entzwey zu schneiden, damit das Weidloch recht gereiniget werden könne. Ohne diese Vorsicht würde den anliegenden Theilen des Fleisches, durch das Braten, ein sehr übler Geschmack zugezogen werden. Die Hinterfüße müssen nicht abgehauen, oder verstümmelt, sondern ganz gelassen werden. Der Untertheil dieser Hinterfüße, oder die Pfoten, behalten ihr rauches Fell, welches zur Zierde des Bratens dienen muß. Man wickelt deswegen Papier umher, damit das Feuer die Haare am Bratspieße nicht absenge und schwarz mache. Kopf, Hals, Vorderfüße, Rippen des Vordertheiles, wovon die Hälfte, der Quere nach, etwa nur am Rücken des Hasen bleiben, Lunge, Herz und Leber, welche, erwähntermaßen, unter dem allgemeinen Namen Hasenklein begriffen sind, kommen nicht zum Braten, sondern werden besonders gekochet. Die Nieren allein werden an dem Braten gelassen. Wenn man den Hasen währendem Braten mit süßer Sahne begießt, so wird er davon sehr mürbe und saftig. Es muß aber dieses bald zu Anfange seines Bratens, und nicht zuletzt, geschehen. Außer dem, daß der zu späte Gebrauch der Sahne die gesuchte Wirkung nicht mehr haben könnte, würde es Unzeide, wo nicht den Unwissen-

wissenden gar Ekel erregen, wenn von der zu spät aufgegossenen Sahne, beym Anrichten, hin und wieder etwas Weises über und an dem Braten hervor scheinen sollte. Einige betröpfeln auch wohl den Braten am Spieße mit Citronsaft; es muß aber nicht zugleich mit der Sahne geschehen, weil diese dadurch käsicht werden könnte. Ein gebratener Hase liegt in der Schüssel mit dem Rücken oben. Seine größte Zierde muß er, wie viele andere Braten, vom Spicken haben. Es ist, wie ich an seinem Orte zeigen werde, unter grobem und feinen Spicken, unter schmalen und breiten, geraden und schiefen, zirkelmäßig und natürlich, und irregulär gebogenen Spicklinien ein Unterschied. Bey keinem Braten fällt das Natürliche und regelmäßige des Spickens so sehr in das Auge, als bey dem gebratenen Hasen, daher ein Koch oder eine Köchin in diesem Geschäfte hauptsächlich ihre Geschicklichkeit zeigen muß. Bey dem Anrichten des Hasen auf der Schüssel wird die Butter aus der Bratpfanne dazu gegossen, oder auch in einem besondern Geschirre aufgesezt. Uibrigens wird die Bratenschüssel nur mit Salz bestreuet, bey feyerlichen Gelegenheiten aber mit Blumen und Citronscheiben garniret.

Sehr gebräuchlich ist es, gebratenen Hasen mit sauerm Kohle zu essen. Gemeiniglich wird der für sich besonders gekochte Kohl in einer Schüssel angerichtet, und der Hase darüber gelegt. Noch gebräuchlicher und auch für manchen Mittelmann ökonomischer ist es wohl, daß der gebratene Hase am ersten Tage allein, an einem der folgenden Tage aber der übergebliebene Theil des Bratens mit sauerm Kohle gegessen werde. Man legt den Rest des Bratens entweder in die Schüssel, und schüttet den heißen Kohl darüber, oder man hauet den Rest durch, und läßt ihn in einem Tiegel, oder Schmortopfe, mit dem Kohle ein wenig durchkochen.

Auch ist es gewöhnlich, daß die von der ersten Mahlzeit übrig gebliebenen Hintertheile eines Hasenbratens, auf dem Roste, zu einer folgenden Mahlzeit gebraten werden. Man kerbet sie mit dem Messer ein, bestreicht sie mit Butter, und bestreuet sie mit zerstoßenen Wachholderbeeren, so wie man es mit den Gänse- und Kalekutenkeulen, die von den Braten übrig gelassen worden, zu machen pflegt; nur daß diese Keulen nicht mit Wachholdern, sondern mit zerstoßenem Pfeffer und geriebener Semmel bestreuet werden. Wenn die Hintertheile eines Hasenbratens durch Rösten oder Aufbraten in einem Tiegel mit Butter wieder aufgewärmet, und als ein neues Gericht in einer der folgenden Mahlzeiten aufgesetzt werden, müssen diese Theile so liegen, daß die auswendigen Seiten derselben die obere Seite in der Schüssel ausmachen.

Wenn von den Hasenbraten nicht viel Fleisch bey der ersten Mahlzeit hat übrig bleiben können, so zerhauet man sie, und nimmt sie mit unter das Hasenklein, welches auf oben beschriebene Arten gekocht wird.

Hasen zu braten, auf andere Art. Wenn der Hase abgezogen, wohl gehäutelt und gespickt ist, beizt man ihn mit Pfeffer und Gewürznelken, wie auch einigen Wachholderbeeren, über Nacht oder ein Paar Tage in Essig, bringt ihn am Spieß zum Feuer, beträufelt ihn mit dickem saurem Rahm, und läßt ihn nicht zu stark ausbraten, röstet etwas Mehl in Butter schön gelb, gießt etwas von der abgetröpfelten Bratenbrühe daran, läßt es aufkochen, gießt die Brühe in eine Schüssel, legt den Hasen darauf, begießt ihn auch ein wenig mit der Bratenbrühe, belegt ihn mit Citronscheiben, und thut etliche Kapern dazu. Oder, wenn es die Zeit nicht leidet, den Hasen etliche Tage in Essig zu beizen, beträufelt man ihn während dem Braten mit siedheißem Essig oder Wein; so wird er eben so mürbe, als wenn er gebeizt wäre.

Hasen auf noch andere Art gebraten. Man nimmt gerieben Rockenbrod, Wein und Weinessig, Zucker, kleine Rosinen, Kapern, Nelken, etwas heiße Butter und Citronscheiben, röstet das geriebene Brod in Butter, läßt es mit einander kochen, und gießt diese Brühe an den gebratenen Hasen.

Hasen gefüllt zu braten. Man schneidet einem Hasen den Bauch nicht gar zu weit auf, nimmt das Eingeweide heraus, wäscht den Hasen zuerst mit Wasser, und hernach auch mit Essig, rein aus, und bereibt ihn mit seiner eigenen Leber. Alsdann nimmt man ausgekörnte Rosinen, Weinbeeren, abgezogene und geschnittene Mandeln, wie auch geriebenes Brod, worunter einige eine gehackte Gänseleber thun, und zugleich mit in Butter rösten. Dieses wird mit den Rosinen, Weinbeeren und Mandeln vermischt, und alles zusammen mit Pfeffer, Muskatennuß, Cardamome und ein wenig Zimmet gewürzt. Nachdem endlich Eyer daran geschlagen worden, wird die Fülle in den Hasen gethan, der Bauch wieder zugenähet, der Hase gehäutelt und gespickt, eingesalzen, mit Pfeffer, Gewürznelken, auch anderm guten Gewürze gewürzt, an den Spieß gesteckt, mit warmen Essig und Butter beträufelt, saftig abgebraten, und angerichtet.

Hasen gefüllt, auf eine andere Art. Man legt den Hasen, wenn er abgezogen und abgebeizt ist, auf ein Bret, schneidet das Fleisch den Rückgrath hinunter auf, und löset es von den Rippen ab, aber nicht ganz hinaus; nimmt ferner das Fleisch von den vordern Läften, und verwällt es ein wenig; hacket dasselbe, nebst Sardellen, etwas Speck, Citronschalen, abgestreiften Thymian, und zerknirschten Wacholderbeeren; würzet dieses Gehackte mit Nelken, thut Kapern darunter, und rühret alles zusammen mit einem Ey ein. Dieses füllet man auf beyden Seiten des Hasen zwischen die Rippen und das abgelöseten Fleisch, nähet die Oeffnung wieder zu, spicket ihn, und läßt ihn braten. Unterdessen röstet man Brodkrummen in Butter schön gelb, löscht sie mit Wein ab, thut eine mit Nelken besteckte große Zwiebel, klein geschnittene Citronschale, ein Lorbeerblatt, etwas gestoßene Nelken, ½ Nößel Wasser, ein Stück Zucker, und ein wenig geschnittene Kapern darein, läßt es eine halbe Viertelstunde mit einander kochen, versüßt es nach Belieben, gießt es in die Schüssel, und legt den Hasen darauf. Eben diese Brühe kann man auch an ungefüllte Hasen gebrauchen.

Hasen gehackt zu braten. Man nimmt einen frischen Hasen, der nicht gebeizt worden, und löset das Fleisch ganz davon, daß die Knochen an einander bleiben. Alsdann wird das Fleisch, und der vierte Theil so viel Speck, klein gehackt, 8 Eyer daran geschlagen, mit Pfeffer, Nelken, Muskatenblüthe und Cardamome gewürzt, alles wohl unter einander gerührt, an die

Knochen

Knochen geschlagen, so formirt, daß es einem Hasen gleicht, und ein Faden darum gewunden, damit es besser beysammen bleibe. Hierauf thut man Butter in eine Bratpfanne, legt zwey dünne gespaltene Späne (Schleißen) darein, und den Hasen darauf, läßt ihn also in einem Backöfchen braten, übergießt ihn fleißig mit Butter, und bestreuet ihn, vor dem Anrichten, mit Pinien.

Hasen in einer Pastete. Wenn der Hase abgestreift und gehäutelt ist, löset man ihn die Läu te ab, salzt ihn ein wenig ein, legt ihn auf einen Rost, und setzt ihn auf das Feuer, damit er ein wenig anlaufe; thut ihn alsdenn in ein Geschirr, gießt Essig darüber, und läßt ihn ein Paar Tage darin liegen; nimmt ihn sodann heraus, schneidet Speck, und zwar dicke Stücke, würzt und salzt ihn ein, und steckt ihn in den Hasen nach Belieben hin und her. Hierauf nimmt man groben Teig, dergleichen man zu groben Pasteten macht, walzet ihn auf, legt das aufgewalzte Blatt auf Papier, bestreicht es mit Eyern, nimmt auch kleine Schnittchen Teig, und macht einen Rost, so weit man den Hasen zu legen gedenkt; unten auf den Boden thut man Lorbeerblätter und Rosmarin; hierauf legt man hernach Speck und Butter, streuet auch Ingber, Pfeffer, Nelken und Citronschalen darüber, legt den Hasen darauf, und führt von einem langen Stückchen Teig einen Rand um den Hasen, wie derselbe liegt, befestigt es, damit die Brühe nicht durchdringen könne, macht auch einen Blattteig, bedeckt damit den Hasen, fährt mit den Fingern an dem gesetzten Rande, womit der Hase eingefaßt ist, herum, und drückt das Blatt fein sauber an; alsdann schneidet man den Teig unten herum ab, daß nur zween Querfinger breit bleibt, und bläset das obere Blatt ein wenig auf; damit es eine Form bekomme. Endlich sind auch gewisse Pastetenbänder gestochen; darein drückt man einen Streifen Teig, daß damit die halbe Pastete umzogen werden kann, bestreicht die Pastete mit Eyern, und zieht das Band zierlich darum. Hierauf wickelt man den Teig, der unten um die Pastete gelassen worden, aufwärts an die Pastete, und zwickt es, so gut als man kann: macht oben einen ausgeschnittenen Deckel darauf, bestreicht sie mit Eyern, und setzt sie in den Ofen. Wenn nun die Pastete bräunlich zu werden anfängt, sticht man mit einem spitzigen Holze oben am Deckel ein Loch hinein, damit die Luft heraus könne. Hernach macht man folgende Brühe dazu. Man nimmt braunes Mehl, thut es in einen Tiegel oder Casserole, gießt Fleischbrühe, Wein und Essig

sig dazu, und läßt es durch einander kochen; nimmt alsdann einen kleinen Trichter oder Füllhals, macht ein Loch oben in die Pastete, und füllt die Brühe hinein, sezt die Pastete wieder in den Ofen, und läßt sie vollends gar backen. Will man sie glacirt haben, so reibt man feinen Zucker darauf, sezt die Pastete mit der Schüssel in eine Tortenpfanne, und giebt nur oben Feuer. Man muß fleißig zusehen, daß der Zucker nur eben geschmolzen sey, und zu laufen anfange, da es denn die rechte Zeit ist, die Schüssel mit der Pastete abzunehmen, und diese mit buntem Streuzucker zu bestreuen.

Hasenpastete, warm, auf eine andere Art. Das Hasenfleisch wird mit Fleische von einer Hammelkeule, und dem dritten Theile so viel Speck, klein gehackt, mit Salz, Pfeffer, gestoßenem Zimmet, Nelken, kleinen Zwiebeln und feinen Kräutern gewürzt, hierauf ein Pastetenboden von feinem Teige bereitet, das Gehackte in der Gestalt eines Hasen darauf gelegt, und darüber nach der Reihe mittelmäßiger Spickspeck, sodann wieder Gehacktes und Speck, von einer Distanz zu der andern, gethan. Hernach legt man Lorbeerblätter und Speckstreifen darauf, macht den Deckel von eben dem Teig, bestreicht ihn mit Eyerdotter, läßt die Pastete 3 bis 4 Stunden lang im Ofen backen, und thut, wenn sie gar ist, vor dem Anrichten, Citronen- und Schalotten-Saft daran.

Kalte Hasenpastete zuzurichten. Der Hase wird mit mittelmäßigen Speckstreifen gespickt, mit Salz, Pfeffer, Lorbeerblättern, Nelken und Muskatennuß gewürzt. Man kann schwarzen oder weißen Teig dazu nehmen.

Hasen mit Sauerkohl im Backofen. Man schneidet den Hasen, wenn er gestreift ist, vorn ab, löset ihm die hintern Läufte ab, wie bey der Pastete geschieht, häutelt und spickt ihn, wie zum Braten; läßt ihn nur halb gar braten, daß er fein saftig bleibe; nimmt hernach Sauerkraut, kocht es, jedoch nicht gar zu weich, seihet die Brühe ab, und schneidet es mit einem Schneidemesser klein; sezt ein Stück Butter in einer Casserole auf das Feuer, wirft, wenn sie heiß geworden ist, einen Eßlöffel voll Mehl darein, rührt es so lange, bis es sich ein wenig färbt, thut das Sauerkraut hinein, gießt auch ein Quart guten sauern Rahm daran, rührt es durch einander, und läßt es eine Weile schmoren. Ferner macht man von Teig einen Rand auf eine Schüssel, 2 Querfinger hoch, bestreicht die Schüssel mit Butter, schüttet von dem Kraute die Hälfte darein, legt den Hasen darauf, die andere Hälfte Kraut darüber,

daß

daß der ganze Hase damit überzogen werde, und streicht es mit einem breiten Messer zu. Ferner läßt man Butter zergehen, schlägt ein Ey daran, vermischt es durch einander, und überstreicht oben damit das ganze Kraut, streuet auch geriebene Semmel darüber, und sezt es in den Backofen: so wird es wie eine Pastete werden. Wenn es angerichtet werden soll, garnirt man es auf eine schickliche Art.

Dieses Kraut kann auch ohne Rahm eben so zugerichtet werden, nur muß man alsdann mehr Fett nehmen.

Hasen mit Sauerkraut, Austern oder Morcheln. Der Hase wird auf vor erwähnte Art gespickt und gebraten; alsdann thut man ein gutes Sauerkraut, und zulezt Austern, Morcheln und etwas süßen Rahm daran, und läßt es damit noch ein wenig durchkochen. Das Sauerkraut kann entweder in die Schüssel gethan, und der Hase darauf gelegt werden; oder man kann auch den gebratenen Hasen ein Paarmal durchhauen, und mit dem Sauerkraute durchkochen lassen, und es alsdann anrichten.

Beym Tranchiren oder Vorlegen eines gebratenen Hasen, stellt man denselben so, daß er mit den rauchen Läufen zur Rechten stehe, sezt die Gabel hinten quer über die Lenden, hacket mit dem Messer die rauchen Pfoten von den Läufen ab, und lezet sie auf einen Teller, damit nicht die Haare davon auf das Wildbret kommen. Alsdann sezt man die Gabel vorn ein, unterhauet mit dem Messer wieder, und drückt die vordersten 3 oder 4 Rippen (welche gemeiniglich etwas verbrannt zu seyn pflegen, und der Köchenbissen genannt werden,) ab, legt sie zu den rauchen Läufen, und giebt es von der Tafel. Man hält hernach mit dem Messer hinten wieder an das Schloß, und embrochirt den einen Gabelzinken, bis in das Heft, in das Rückgrathslöchlein, den andern aber läßt man unten weggehen, dreht den Hasen ein wenig schief zu sich, hauet das Schwänzchen ab, und macht 1) über dem Rückgrath auf beyden Seiten einen langen Schnitt, nebst etlichen Quer-Schnitten; und löset das Wildbret in 2 oder 4 Stücken herab; 2) zertheilt den Rückgrat in 3 oder 4

Stücke

Stücke, auch wie es zuweilen zu geschehen pflegt, samt dem Wildbret; 3) embrochirt aufs neue in das Rückgrathslöchlein, und schneidet 4) das Oberfleisch vom linken und rechten Markbeine; 5) hebet, nach Umwendung des Hasen die Markbeinlein mit Ober- und Gegenschnitt aus, und 6) spaltet endlich das Schloß oder die Mutterbeine von einander.

Oder, wenn, wie erwähntermaßen, die rauchen Beine von den Läufen abgehauen und auf einen Teller gelegt sind, auch die Gabel gehörig embrochirt ist, hebt man den Hasen mit untergeschlagenem Messer auf, legt ihn auf die rechte Seite, und schneidet 1) das auswendige Fleisch vom linken Laufe mit einem halben Mondschnitt, 2) das inwendige Fleisch vom rechten Laufe, wendet ihn um, schneidet gleichfalls 3) das auswendige Fleisch vom rechten Laufe, und 4) das inwendige vom linken ab, legt es vor sich nieder, hebt 5) das linke Markbein aus, legt es auf den Rücken, und schlägt es subtil entzwey; 6) mit dem rechten macht man es eben so; hernach wendet man ihn auf die rechte Seite, löset 7) das linke und rechte Mutterbein, und schneidet 8) die Nieren heraus; löset 9) die Leudenbraten auf beyden Seiten, bringt den Hasen mit Hülfe des Messers gerade vor sich, und schneidet 10) auf der linken Seite mit einem langen und einigen Querschnitten das Fleisch vom Rücken ab; 11) desgleichen auf der rechten Seite; zertheilt 12) den Rückgrath in beliebige Stücke, und zieht die Gabel allmählich heraus.

Bey dem Vorlegen, legt man 1) das Rückenfleisch mit dem Rückgrath auf etliche Teller vor, 2) ein Markbein nach dem andern, 3) ein Mutterbein nach dem andern mit der Niere; das übrige nach Belieben. Oder, man legt einen Teller voll allerhand Stücke, und giebt es zum Aussuchen herum. Weil eigentlich das Fleisch vom Rückgrath das beste ist, so kann man es entweder in verschiedenen Schnitten ablösen und zertheilen, oder auch das Fleisch auf dem Knochen sitzen lassen, und also zertheilen und herum geben. Wenn man es herum reicht, dürfen beyde Läufe eben nicht ganz zerschnitten, sondern es können nur von der einen Keule 2 bis 3 Stücke für Liebhaber mit aufgelegt werden.

Oder, es wird vorgelegt: 1) ein Markbein nach dem andern, mit etwas Rückenfleisch; 2) ein Mutterbein nach dem andern, mit etwas Rückenfleisch; 3) das übrige Rückenfleisch, so weit es reicht, allemal mit etwas vom Rückgratsknochen; 4) ein Lauftstück nach dem andern, und 5) das übrige nach Belieben.

Es ist fast kein Stück vom Hasen, welches man nicht in vorigen Zeiten auf eine sehr lächerliche Art zur Arzeney theils inn- theils äußerlich angepriesen hat, wiewohl nicht alles gänzlich zu verwerfen ist. Die Asche von einem ganzen im Frühlinge gefangenen und zu Pulver gebrannten Hasen, von 1 Scrupel bis zu 1 Quent eingenommen, soll wider den Blasen- und Nierenstein gut seyn. Andere verbrennen nur den frisch abgestreiften Balg samt den Haaren. Noch andere stecken einen lebendigen Hasen in einen Topf, verlutiren den Deckel, verbrennen ihn also, und geben 3 Löffel von dem Pulver in Wein oder einem andern bequemen Vehiculo, in gleicher Absicht, ein. Die Asche von einem verbrannten Hasenkopfe, entweder mit Honig und Bärenschmalz, oder mit Essig zu einem dünnen Sälbchen gemacht, dient wider das Ausfallen der Haare, und macht, unter Zahnpulver gemengt, die Zähne weiß. Das Blut äußerlich auf die Haut gestrichen, macht ein schönes Gesicht, vertreibt die Sommersprossen, auch andere Flecken und Mähler; und stillet, wenn es gedörrt und gepülvert eingenommen wird, den Durchfall, rothe Ruhr und Steinschmerzen. Es soll auch das wirksamste Hülfsmittel bey den Blutflüssen des andern Geschlechts seyn. In dieser Absicht soll man, so bald ein Hase gehetzt ist, denselben aufweiden, und ein neues Stück hänfene Leinwand, so wie es vom Webersstuhle kömmt, in das Blut tauchen, und dieses Stück trocknen lassen; alsdann einen Theil davon in der Größe eines halben Gulden abschneiden; es in ein Glas mit weißen Wein legen, und darin so lange lie-

gen

gen lassen, bis der Wein roth wird; diesen Wein soll die Kranke trinken. Die Lunge beißt man in Salzwasser, thut etwas Myrrhe dazu, und läßt diejenigen, welche engbrüstig oder mit der fallenden Sucht behaftet sind, einen Monat hindurch täglich ein wenig davon essen. Das Gehirn soll die Nieren stärken, und entweder in Wein getrunken, oder gebraten und gegessen, für das Zittern der Glieder dienlich seyn. Auf das Zahnfleisch der Kinder gestrichen, erweicht es dasselbe, und befördert das Hervorbrechen der Zähne, welches auch die Hasenzähne thun sollen, wenn das Zahnfleisch damit gerieben wird. Das Herz von einem gehetzten Hasen, in drey gleiche Theile zerschnitten, allmählich getrocknet, und jedesmal vor dem Paroxysmus eingenommen, soll das viertägige Fieber vertreiben; gedörrt, gepülvert und in warmen Wein eingenommen, die Mutterschmerzen stillen, und der Epilepsie widerstehen. Die Nieren, gekocht gegessen, oder gepülvert eingenommen, sollen wider den Stein gut seyn, den Samen mehren, und vornämlich denen, die den Urin nicht halten können, dienen; die Geilen aber allerley Gebrechen der Urinblase zu Hülfe kommen, und die Empfängniß bey Frauenspersonen befördern. Der Hasenkoth, zu Pulver gebrannt, treibt den Stein; hilft wider die rothe Ruhr; heilt, in Essig zerlassen und äußerlich aufgeschlagen, alte faule Schäden, und dient wider den heißen Brand. Der Urin wird mit Spieke in der Wassersucht empfohlen. Die Galle mit Zucker angerieben, benimmt die Flecken der Augen, und stellt das verlorne Gehör wieder her. Die Hasensprünge (die kleinen Knöchlein in den Hinterfüßen) und die Gelenke des Schwanzes, pulverisirt und von 5 bis 30 Gran eingenommen, sollen wider den Stein, die fallende Sucht, insonderheit aber wider die Kolik, von Nutzen seyn. Das Hasenfett zeitiget die Geschwüre, und soll nicht nur die in die Haut eingedrungenen

Splitter oder andere spitzige Körper heraus ziehen, sondern auch, hinter die Ohren geschmiert, in geschwollenen Mandeln Hülfe leisten, und die Zahnschmerzen stillen. Auch wird dasselbe zur Vertreibung der Felle auf den Augen gerühmt.

Rosf. Lentilii obs. de usu axungiae leporinae ad oculorum pannum, st. in *Tho. Bartholini* Act. med. & philos. Hafn. Vol. V. A. 1677—1679, Obs. 124, und in *Mangeti* Biblioth. chirurg. To. 3. Genev. 1721, f. S. 293.

Rud. Frid. Ovelgün obs. de pinguedinis leporinae, maris & feminae, ac oculorum leporinorum efficacia, st. in den Act. phys. med. Acad. Nat. Cur. Vol. X, Obs. 48.

Das Hasenhaar auf die Wunden gelegt, stillet das Blut. Die rauhe Seite eines Hasenfelles auf den schmerhaften bloßen Ort des Leibes, so entweder von einer Schärfe des Geblütes, oder von Erkältung herrührt, gelegt, soll ein bewährtes schmerzstillendes, und auch in der Schlaflosigkeit vorzüglich nützliches Mittel seyn.

Ehrenfr. Hagendorn obs. de pellis leporinae in vigiliis usu, st. in den Misc. Nat. Cur. Dec. II. A. 5, Obs. 94.

Die jungen Märzhäschen, aus Mutterleibe geschnitten, zu Pulver gebrannt und in Kirschwasser eingenommen, werden sehr in der Epilepsie gerühmt. Die Hasensprünge sollen die Kraft haben, daß ein Pferd, wenn man sie in den Tränkeimer wirft, daraus man es will saufen lassen, sich nicht verfängt, wenn es sich noch so sehr erhitzt hätte. In Ostgothland giebt man einer Kuh, wenn sie nicht zu rechter Zeit brünstig werden will, die äußerste Spitze eines Hasenschwanzes ein, da, nach viel richtig befundenen Versuchen, den andern Tag gewisse Wirkung verspüret wird.

Wolfg. Waldungi Lagographia, s. de natura leporum eorumque utilitate in re medica. Amberg. 1619, 4.

Von mehrerer Zuverlässigkeit und Wichtigkeit ist der öconomisch-technische Nutzen des Hasen und seiner Theile. Mit den Hasenbälgen, oder Hasenfellen, wird ein sehr starker Handel, sowohl in England und Holland, als auch in Deutschland, getrieben,

den, weil die Haare davon zu Strümpfen und feinen Hüten gebraucht werden. Es haben aber, in dieser Absicht, diejenigen, die man über Holland, desgleichen aus Rußland, Litauen und Böhmen erhält, den Vorzug. Die Hutmacher wissen durch eine gewisse Beize ihre Güte zu verbessern, so daß sie nur mit wenig Kaninchenhaaren vermischt werden dürfen, wenn sie filzen sollen. Es pflegen auch die Kürschner viel Hasenhaare zu verarbeiten, indem man sowohl die grauen als weißen Felle zum Futter unter Winterkleider und zu Aufschlägen gebraucht. Daher nennt man ein oder mehrere zubereitete Hasenbälge, in so fern sie das Futter eines Kleides oder Kleidungsstückes ausmachen, Hasenfutter. In Lincolnshire pflegt man in die zum Getraidebau bestimmten Felder Hasen- und Kaninchenbälge hinein zu pflügen. Der Hasenfüße, insonderheit der Hinterläufte, bedienen sich die Buchbinder und Goldschläger zu ihren Arbeiten, wie auch die Goldschmiede, das Silber damit zu glätten. Vom Gebrauche des Hasenfettes zu Vertreibung der Sperlinge, werde in dem diesen Vögeln gewidmeten Artikel sprechen.

Daß ein Hase, wenn er etwa an eine Stadt läuft, oder sonst an einem ungewöhnlichen Orte sich aufhält, Feuer vorbedeute, oder daß Jemanden, dem bey frühem Ausgehen ein Hase begegnet, oder über den Weg läuft, an demselben Tage seine vorhabende Geschäfte nicht glücklich von statten gehen sollen, gehört unter die lächerliche Einfalt des Aberglaubens.

Man hat von Alters her den Hasen lieber in der Schüssel, als von sich weg über den Weg springen, gesehen. Unter den berüchtigten Sätzen, welche die Augures bey den Römern zum Grunde ihrer heillosen Wahrsagereyen legten, war auch dieser: Inauspicatum dat iter oblatus lepus. Henpold, ein ehemaliger Rector zu Augsburg, beschließt sein Gedicht, worin er das Gespenst, welches dem Attila erschienen seyn, und denselben

zurück gehalten haben soll, als er über den Lechfluß setzen wollte, besingt, mit folgenden Versen:

Hoc territi sunt omine
Velut viatoris lepus
Transversa tentat limite
Sibi viator autumat
Instare casus pessimos.

Noch jetzt hält man es für eine üble Vorbedeutung, wenn einem ein Hase begegnet oder über den Weg läuft. Da man den Hasen zum Sinnbilde der Furchtsamkeit gebrauchte, so ist vermuthlich der Grund dieser Meinung wohl anfänglich der gewesen, daß man glaubte, wenn einem ein furchtsames Thier begegnete, so würde auch etwas Furcht erregendes vorfallen, eben so, wie man glaubte, daß man bald würde betrogen werden, wenn einem ein Fuchs begegnete.

Hase, (After-) siehe Meer-Schwein.

— — (Bach-) ein Zugemüse; siehe Th. III, S. 327.

— — (Berg-) siehe oben, S. 101.

— — (Bruch-) siehe oben, S. 102.

— — (Busch-) siehe oben, S. 101 und 121.

— — (Erd-) ein Thier, welches sich überall in den Sandwüsten der großen Tatarey, von dem caspischen Meere an, bis an die chinesischen Gränzen aufhält. Die Mongolen nennen es Olachtacha. Es ist mit der ägyptischen Bergratte Jerbuah, welche Hasselquist und andere beschrieben haben, wo nicht einerley, doch sehr nahe verwandt. Der eigentliche asiatische Erdhase, welcher hier verstanden wird, steht in den Commentarien der petersburger Akademie von Gmelin beschrieben, und wird von Linné unter dem Namen Mus jaculus mit jenem begriffen. Er ist kleiner als das wilde Kaninchen, dem er aber an Farbe der Haare und Gestalt des Kopfes gleich sieht; nur hat er kürzere und zartere Ohren. Sein Fell ist überall mit einem feinen, kurzen und glatten Haar, wie das vom Hamster, bedeckt. Die Farbe ist etwas grauer als am Hasen, und beynahe mäusefahl. Der Schwanz ist außerordentlich lang, weiß, und hat am Ende eine kleine fette und breite

breite Schaufel, welche aus langen Haaren besteht, die vom Anfange bis zur Hälfte weiß, von der Hälfte aber bis zu den Spitzen schwarz sind. Die Hinterfüße sind auch sehr lang, die Vorderfüße hingegen sehr kurz. Auf den Hinterfüßen hüpft er wie ein Vogel, und zwar so geschwinde, besonders in ebenen Feldern und bergan, daß es scheint, als fliege er, wenigstens ist kein Hund vermögend, ihn im Laufen einzuholen; daher er auch der Springhase und fliegende Hase genannt wird. Die Vorderfüße sind ganz kurz, und er hält damit bloß seine Speise. Er lebt theils in Höhlen, welche er sich selbst gräbt, theils in den Steinklüften. Seine Höhle hat krumm gehende Zugänge, wobey er auch eine Nebenhöhle hat. Den Tag über schläft er: des Nachts aber, oder wenn das Wetter kühl ist, hüpft er herum und sucht seine Nahrung. Wegen seiner Schnellheit ist er nicht wohl anders, als im Lager, zu fangen. Es ist schwer, ihn todt zu schlagen, weil er sich im Bogen schnellen, und nach allen Seiten laufen kann, und zwar vermittelst des Schwanzes, worauf er sich stützt, und womit er gewaltige Sprünge thut. Wenn man ihm den Schwanz nach und nach abhauet, kann er immer weniger springen; und wenn der Schwanz ganz weg ist, kann er gar nicht laufen, sondern wenn er sich auf die Hinterpfoten stellt, und am Schwanze keine Stütze mehr hat, schlägt er rückwärts über. Er wird sehr leicht zahm, und läßt sich mit Brod füttern. Die Baschkiren sollen den Schwanz dieses Thieres trocknen, zu Pulver stoßen, und als eine Pferdearzeney gebrauchen.

Hase, (Feld-) siehe oben, S. 101.
— — (fliegender) siehe oben auf dieser Seite.
— — (gehörnter) siehe oben, S. 104.
— — (gespickter) siehe oben, S. 100.
— — (Grund-) siehe oben, S. 101.
— — (Holz-) siehe oben, S. 101 und 121.

Hase, (Land-) siehe oben, S. 101.
— — (März-) siehe oben, S. 106.
— — (Meer-) siehe See-Hase.
— — (Mutter-) siehe oben, S. 100.
— — (Revier-) siehe oben, S. 115.
— — (Sack-) siehe Hasen-Nest.
— — (Sand-) siehe oben, S. 101.
— — (Satz-) siehe oben, S. 100.
— — (See-) siehe in S.
— — (Setz-) siehe oben, S. 100.
— — (Schnee-) siehe oben, S. 104.
— — (Spring-) siehe oben, S. 183.
— — (Stein-) siehe oben, S. 101.
— — (Streif-) siehe oben, S. 119.
— — (Sumpf-) siehe oben, S. 102 und 119.
— — (Wald-) siehe oben, S. 101 und 121.

Hasen-Ampfer, an einigen Orten ein Name des Buchampfers, Oxalis Acetosella *Linn.* weil die Hasen ihn gern essen. Siehe *Acetosella.*

Hasen-Apfel, eine Benennung, welche man im Cremsthale den borsdorfer Aepfeln giebt, weil einer, Namens Hase, sie daselbst zuerst angepflanzt hat.

Hasen-Auge, das Auge von einem Hasen; ein Auge, welches einem Hasenauge gleicht. Besonders eine solche Verziehung des Augenliedes, daß die Augen, wenn man sie schließt, so wie bey einem Hasen, nicht ganz bedeckt werden, oder da das Rothe der Augenwinnern hervor scheint, als wenn sie umgewandt wären; Gr. und L. Lagophthalmos, Oculus leporis oder leporinus. Solches rührt vielmals vom Schlage, von Narben nach einer Wunde, auch von übler Gewohnheit, her. Ist die Haut der Augenlieder verkürzt, so muß man dieselben durch öftere Bestreichung mit Mandel- oder einem andern gelinden und erweichenden Oehl zu verlängern suchen. Sonst aber ist auch wohl eine chirurgische Operation dabey nöthig.

Eben

Eben diese Benennung führt auch die im IV. Th. S. 186, beschriebene Benedictenwurzel.

Hasen-Balg, der Balg, d. i. das Fell eines Hasen, weil es abgestreiffet wird. Im gem. Leben wird es auch das Hasenfell genannt. Siehe oben, S. 180, f.

Hasen-Beitze, die Beitze auf Hasen, d. i. der Fang der Hasen mit abgerichteten Raubvögeln. Siehe oben, S. 115.

Hasen-Blitz, siehe unter Pilz.

Hasen-Brahm, Hasengeil, Hasenheide, eine Benennung des besenartigen Pfriemenkrautes, Spartium scoparium *Linn.*; siehe Th. XVII, S. 350.

Hasen-Braten, siehe oben, S. 169, fgg.

Hasen-Brod, siehe Hasen-Ohr.

Hasen-Fährte, die Fährte, d. i. die Spur von einem Hasen; die Hasenspur. Siehe oben, S. 115.

Hasen-Fell, siehe Hasen-Balg.

Hasen-Fett, das ausgelassene Fett von einem Hasen. Von dessen medicinischem Nutzen; siehe oben, S. 179, f.

Von einem possierlichen, spaßhaft thörichten Menschen sagt man im gem. Leben er habe in das Hasenfett getreten, oder gerütscht, oder er sey mit Hasenfett betropfet. Siehe Hase 2.

Hasen-Fuß. 1. Eigentlich der Fuß eines Hasen, besonders so wie ihn die Buchbinder und Goldschläger zu ihren Arbeiten gebrauchen; siehe oben, S. 181. Figürlich sagt man von einem possierlichen, aber auch spaßhaft thörichten Menschen im gem. Leben er hat einen Hasenfuß in der Tasche. Ja man pflegt einen solchen Menschen selbst auch wohl einen Hasenfuß zu nennen; Niederf. Hasenfood, Hasewits, Hasewitski, Hasentwern; siehe Hasen-Zwirn; im Hochdeutschen auch ein Hasenkopf.

2. In einigen Gegenden auch ein Name der Wald- Holz- Schnee- und Rebhühner, wegen ihrer rauchen

Füße, worin sie den Hasen ähnlich sind; Gr. und L. Lagopus. Siehe Rauch-Fuß.

3. In einigen Gegenden auch ein Name des Ackerklees, Trivolium arvense *Linn.* ohne Zweifel auch wegen der rauchen Blumenähren, daher er auch Hasenpfötchen, imgleichen Hasenklee genannt wird. Siehe unter Klee.

Hasen-Futter, siehe oben, S. 181.

Hasen-Garn, siehe oben, S. 157.

Hasen-Garten, } siehe oben, S. 112.
Hasen-Gehäge, }

Hasen-Geil, siehe Hasen-Brahm.

Hasen-Geyer, siehe Th. XVIII, S. 373.

Hasen-Gras, siehe Hasen-Ohr.

Hasen-Haar, siehe oben, S. 180 und 181.

Hasen-Heide, siehe Hasen-Brahm.

Hasen-Herz, siehe oben, S. 179.

Hasen-Horde, Hasenhürde, Hürden, welche man nach einem spitzigen Winkel aufstellt, die mit Krautstauden angekörnten Hasen darunter zu fangen. Siehe oben, S. 162.

Hasen-Jagd, siehe oben, S. 125, fgg.

Hasen-Kätzchen, siehe Hasel-Kätzchen.

Hasen-Kasten, siehe oben, S. 160.

Hasen-Klee, ein Name verschiedener dem Klee ähnlicher Pflanzen, vermuthlich, weil sie eine angenehme Speise der Hasen sind. 1. Das Trifolium arvense *Linn.* oder Ackerklees, welcher wegen seiner rauchen Blumenähren auch Hasenfuß, Hasenpfötchen, genannt wird; siehe unter Klee. 2. Der Anthyllis vulneraria *L.*; siehe Wund-Kraut. 3. Der Oxalis acetosella *L.*; siehe Th. I, S. 266, fgg.

Hasen-Klein, siehe oben, S. 168.

Hasen-Kohl, Sonchus *L.*; siehe Sonchen-Kraut.

Hasen-Kopf, eigentlich, der Kopf von einem Hasen; auch eine gewisse Gestalt des Kopfes bey Pferden; siehe

he Kopf der Pferde. Figürlich auch im g. L. sowohl ein einfältiger, oder vielmehr scherzhaft thörichter Mensch, als ein possierlicher, possenhafter Mensch.

Hasen-Lager, bey den Jägern, das Lager eines Hasen, d. i. der Ort, wo sich ein Hase nieder gethan hat, oder wo er sich gemeiniglich nieder zu thun pflegt. Siehe auch Hasen-Nest.

Hasen-Lattich, wildes Sonchenkraut, Prenanthes *Linn.*; siehe unter Sonchen-Kraut.

Hasen-Lippe, } **Hasen-Maul**, } s. Hasen-Scharte. **Hasen-Mund**, }

Hasen-Nest, eine im gem. Leben übliche Benennung eines Hasenlagers. Figürlich werden auch in der Landwirthschaft fehlerhafte Stellen eines gepflügten Ackers, welche von ungleicher Führung der Pflugsterze herrühren, Hasenneester, ingleichen Sauneester, an andern Orten aber Hanfböckinnen, Schafböckinnen, oder Sackhasen, genannt.

Hasen-Netz, s. oben, S. 157.

Hasen-Oehrlein, siehe das Folgende.

Hasen-Ohr, eigentlich, das Ohr eines Hasen.

Figürlich, 1. bey den Buchdruckern, ein gewisses orthographisches Zeichen, welches sonst das Gänseauge genannt wird; s. Th. XVI, S. 109.

2. Ein Name verschiedener Pflanzen, welche wegen einiger Aehnlichkeit einiger Theile derselben mit den Ohren der Hasen, im Diminut. Hasenöhrchen oder Hasenöhrlein genannt werden; L. Auricula leporis, Fr. Oreille de lièvre.

1) Einer Gattung Pflanzen aus der Classe der doldentragenden mit 5 Staubfäden und 2 Staubwegen, deren Blumenblätter eingehüllt sind, und deren Frucht rundlich, zusammengedrückt und gestreift ist; welche auch Ochsenrippe genannt wird, und von welchem es verschiedene Arten giebt; Bupleurum *Linn.*

Fr.

Fr. Bupleure. Die eine Art, Bupleurum rotundifolium *L.* habe bereits im IX. Th. S. 779, f. unter dem Art. Durchwachs beschrieben. Von den übrigen 15 Arten, welche Linné bestimmt, erwähne nur das sichelförmige Hasenöhrlein, Bupleurum folio subrotundo, f. vulgatissimum *C. B.* Bupleurum falcatum *Linn.* Diese Pflanze ist perennirend, und wächst in Meißen und dem Walliserlande, auch bey Basel, wild. Man rechnet ihr Kraut unter die Wundkräuter, und das von der Wurzel mit Wasser bereitete Decoct unter die Fiebermittel.

2) Einer andern Pflanze, welche bey den ältern Kräuterkennern Aegilops heißt, und in einigen Gegenden auch unter dem Namen des Hasenbrodes und Hasengrases bekannt ist; siehe Zitter-Gras.

3) Einer Art Schwämme, welche auch Bocksbart genannt wird, und in den Wäldern bey den Wurzeln der Fichten und Eichen wächst. Dieser Schwamm hat das Ansehen eines ausgebreiteten Kälbergekröses, und wird unter den übrigen Schwämmen von Liebhabern am meisten geachtet, weil er zum Genuß weniger zähe oder lederartig ist.

5. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1779, S. 39.

Hasen-Panier, ein nur im gem. Leben in der figürlichen R. A. das Hasenpanier aufwerfen oder ergreifen, übliches Wort, d. i. die Flucht ergreifen. Siehe Hase 2.

Die Niedersachsen sagen dafür den Hasenpad kesen, den Hasenpfad erwählen, suchen.

Hasen-Pappel, Malva sylvestris *Linn.* eine Art wilder Pappeln, welche eine angenehme Speise der Hasen ist. Siehe Pappel.

Hasen-Pastete, s. oben, S. 174, f.

Hasen-Pfeffer, s. oben, S. 168.

Hasen-Pfote, die Pfote eines Hasen. Figürlich auch der Name einer Pflanze; siehe Hasen-Fuß und Hasen-Klee.

Hasen-Pocken, s. Pocken der Hasen.

Hasen-Ragout, s. oben, S. 169.

Hasen-Scharte, eine Scharte, d. i. ein Spalt, welche der Hase in der Oberlippe von Natur hat; siehe oben, S. 130. Daher man auch bey Menschen eine entweder von Natur oder durch eine Verletzung zertheilte oder gespaltene Lippe eine Hasenscharte, Hasenlippe oder Hasen-Maul, L. Labium oder Os leporinum, Fr. Bouche oder Bec de lièvre, Schwed. Harmunt, nennt.

Dieses Uebel wird zuweilen und am öftersten angeboren, bisweilen entsteht es auch aus zufälligen Ursachen, als: nach einer beträchtlichen Verwundung u. s. w. Beyde können entweder einfach, oder doppelt, und mit mehrern oder wenigern Verlust der Substanz vergesellschaftet seyn. Einfach nennt man die Hasenscharte, wenn sich dieselbe nur an einer Lippe befindet; und doppelt, wenn sie beyde Lippen einnimmt. Bringt ein Kind eine Hasenscharte mit auf die Welt, so wächst solche nie von selbst wieder zusammen, sondern muß durch die Kunst geheilet werden. Doch darf solches, weil die fleischigen Theile noch zu schlaff sind, nicht eher geschehen, als bis das Kind sechs Monate alt ist. Man hat um so viel weniger Ursache, sich hiemit zu übereilen, da die Kinder dadurch am Saugen nicht verhindert werden, und die Warze mit dem noch ganzen Gaumen umfassen können. Ist hingegen auch dieser gespalten, wie solches nicht selten geschieht, so hat es mit dem Gebrechen weit mehr zu bedeuten. Es kann alsdann nur die Lippe, niemals aber der Gaumen, in den natürlichen Zustand wieder gesetzt werden. Die Kinder bleiben zwar am Leben, lassen aber die zu verschluckenden Feuchtigkeiten durch die Nase wieder heraus laufen; dabey bekommen sie eine schwere Sprache, und können die Buchstaben F und L niemals aussprechen. Fehlt der ganze Gaumen, so stirbt das Kind sehr bald. Eine doppelte Hasenscharte wird zuweilen

sehr

sehr gut geheilt, doch bleibt allezeit eine merkliche Verunstaltung zurück. An statt des Zäpfchens, ist in dem engen Durchgange der Kehle bisweilen nur ein großer Spalt, welches Gebrechen aber weder der Sprache, noch dem Schlingen hinderlich ist.

Das einzige Mittel, die Hasenscharte zu curiren, besteht darin, daß man die Wiedervereinigung der getheilten Ränder zu befördern, und ihr natürliches Aneinanderhangen wieder herzustellen suche. Hiezu gehört ein geschickter Wundarzt. Den Unterricht und die Anweisung dazu hat man in chirurgischen Werken zu suchen.

Hasen-Schrot, eine Art Schrotes, d. i. kleiner bleyerner Körner von mittlerer Größe, womit man die Hasen zu schießen pflegt; zum Unterschiede von dem gröbern Rehe- Wolfs- und Fuchsschrote, und feinern so genannten Dunste.

Von einem possenhaften, oder lustig thörichten Menschen sagt man auch im gem. Leben er sey mit Hasenschrote geschossen.

Hasen-Schwarz, siehe oben, S. 168.

Hasen-Sprung. 1. Eigentlich im gem. Leben der Sprung, oder Satz, welchen ein Hase thut.

2. Bey den Jägern führen die Hinterfüße eines Hasen den Namen der Hasensprünge oder nur Sprünge.

3. Eben daselbst wird auch die Fährte eines flüchtigen Hasen, und das Zeichen, welches am Ende eines Geräumtes in Gestalt einer Hasenfährte in einen Baum gehauen wird, ein Hasensprung genannt.

4. Der Sprung, d. i. ein kleines krummes Bein in dem Gelenke an den hintern Läufen eines Hasen, unten, wo sich die Läufte anfangen, welches bey den Menschen und andern Thieren auch der Lauf genannt wird; Os balistae, Astragalus, Calcaneus, Talus; von dessen medicinischen Nutzen, s. oben, S. 179 und 180.

Hasen-Spur, siehe Hasen-Fährte.

Hasen-Stößer, s. Th. XVIII, S. 373.

Hasen-Strauch, Prenanthes *L.*; s. Sonchen-Kraut.

Hasen-Zwirn, starker Zwirn, oder vielmehr Bindfaden, woraus die Hasengarne gestricket werden. In Niedersachsen pflegt man auch einen Possenreisser, einen Geck, Hans Hasenzwirn zu nennen.

Hasel, s. Hasel-Staude.

Hasel-Birn, s. Th. V, S. 444.

Hasel-Busch, im gem. Leben sowohl eine Haselstaude, als auch ein mit Haselstauden bewachsenes Gebüsch; ein Haselgebüsch.

Hasel-Eiche, s. Th. X, S. 208.

Hasel-Geflügel, ein Collectivum, Haselhühner zu bezeichnen.

Hasel-Huhn, im gem. Leben auch Hasselhuhn, in einigen oberdeutschen Gegenden Sigelhuhn, das gemeine Haselhuhn, Rothhuhn, Gallina corylorum *Gesn. Aldrov. Willughb. Raj.* Lagopus corylorum *Klein.* Attagen, Gallina rustica; Lagopus Bonasa *Brisson.* Tetrao Bonasia *Linn.* Fr. Gélinote, Gélinote des bois, Engl. Hazel-hen, Ital. Perdice alpestre, Fazanella, Schwed. Hiärpe, Hierpe, Poln. Jarzabek, Türk. Jabantau, eine Art wilder Hühner, mit rauchen Füßen, welches größer als ein Rebhuhn ist. Der Hahn sowohl, als die Henne, haben kurze, dicke und schwarze Schnäbel, graue Köpfe, und oben auf denselben schwarze Federchen. Die Federn an ihren Leibern sind theils aschgrau, theils schwarz, theils kastanienbraun, und weiß unter einander gesprengt. Am Bauche haben sie mehr Weißes als die Rebhühner, und am Rücken mehr Röthliches, doch alles mit Flecken vertheilt. Der Schwanz ist graulich, schwarz und weiß, mit einem fingerbreiten schwarzen Querstriche. Die längsten Schwingfedern sind beynahe aschgrau mit Schwarz vermischt. Die Füße sind bis an die Klauen mit Federn

dern bekleidet, die Zehen aber schuppig. Doch ist der Hahn von der Henne darin unterschieden, daß er etwas größer, auch schöner von Federn, am Kopfe und Halse etwas schwärzer ist, und merklich dickere Backen hat, auch über den Augen roth gezeichnet ist, wie ein Rebhuhn. Sie halten sich gern in schwarzem Holze, Tannen- und Fichtendickichten, jedoch meistens in solchen Gegenden und Gründen, wo viel Haselstauden zu finden sind, weil sie die Haselkätzchen oder Haselzäpfchen gern fressen, außer diesen aber auch von Wachholder-, rothen Hohlunder- wie auch von Eberäschenbeeren, Steinklee und andern grünen Blättern, auch allerley Insecten, sich nähren. Sie fliegen sehr rasch, begeben sich niemals aus dem Holze, setzen sich auf die untersten Aeste, und sehen, aus Furcht vor den Raubvögeln, allezeit mit einem Auge über sich. Ihre Balz geschieht im Frühlinge in der Fastenzeit, da sie einander pfeifen und sich zusammen rufen, zu welcher Zeit man die Männchen mit einer des Weibchens Stimme und Ruf gleichlautenden Pfeife zu sich locken, und schießen kann. Denn die Weibchen muß man, um der Nachzucht willen, billig schonen. Das Huhn brütet, wie das Auer- und Birkwildbret, auf der Erde, verbirgt sein Nest gemeiniglich unter Haselstauden oder in großem Bergfarnkraut, legt gewöhnlichermaßen 12 oder 15 bis 20 Eyer, welche etwas größer als die Taubeneyer sind, und aus dem Rostfarbigen in das Röthliche fallen, etwas gefleckt sind, und 2 größere Flecken gegen den schmalern Theil der Schale haben; es brütet 3 Wochen, bringt aber selten mehr, als 6, 7 bis 8 Junge aus, welche sogleich, nachdem sie ausgekrochen sind, laufen können, wie die meisten Vögelarten mit kurzen Flügeln. So bald die Jungen einigermaßen erzogen sind, und sich im Stande befinden zu fliegen, entfernen sie die Aeltern aus ihrem Reviere. Die Jungen halten

ten sich alsdann paarweise zusammen, und jedes Paar sucht einen sichern Aufenthalt, wo sie sich fest setzen, Eyer legen, brüten und Junge ziehen können, mit welchen sie hernach eben so verfahren. Dieser Vogel zieht nicht, wie anderes Federwildbret, zur Herbstzeit hinweg, sondern bleibt Jahr aus Jahr ein in seiner gewöhnlichen Gegend. Einige behaupten, er suche vorzüglich die Waldungen auf Gebirgen, man findet ihn aber auch auf Ebenen in den Wäldern; wie sie denn insonderheit um Nürnberg sehr zahlreich sind. Es giebt auch eine Menge derselben in den Wäldern am Fuße der Alpen, der apenninischen und der schlesischen Riesengebirge, in Polen, Schlesien, Litauen u. s. w. Am häufigsten trifft man diese Vögel in Lappland, und im Gebirge Kölen in Norwegen, an. Einst waren sie, nach des Varro Bericht, auf einer gewissen Insel des ligustischen Meeres, welche heut zu Tage den genuesischen Meerbusen ausmacht, in so großer Anzahl vorhanden, daß man sie, aus dieser Ursache, die Haselhuhninsel nannte.

Die Haselhühner werden, wie oben gedacht, geschossen, oder auch in ihrer Balzzeit vermittelst vorgedachten Pfeifchens, in Steckgarnen, wie die Wachteln, oder in Laufdohnen, wie die Schnepfen an der Erde, oder auch mit Eberäschenbeeren in großen Dohnen an den Bäumen, gefangen.

Will man die Haselhühner mit einer Pfeife zu schießen bekommen, so kann man die Pfeife auf zweyerley Art machen. Entweder nimmt man die Knötchen, welche auf dem Büchenlaube wachsen, und sondert diese von dem Blatte ab, doch so, daß es ganz und die Schärfe bleibe. Dieses Knötchen fasset man unten bey der flachen Hand zwischen den Zeige- und Mittelfinger, setzt die Kuebel von den Fingern an den Mund, und pfeift auf das Knötchen zu: so giebt es eben einen solchen Ton, als wenn die Haselhühner bischten. Im Herbste kann man dergleichen frische

Knötchen nehmen; im Frühlinge aber muß man deren schon zum voraus gesammelt haben. Wenn man nun Haselhühner schießen will, geht man an den Ort, wo sie sich aufhalten, stößt sie auf, wenn sie bey einander liegen, daß sie zerstieben und aus einander baumen. Hernach nimmt man dieses Knötchen, setzt sich in das Verborgene, und pfeift darauf: so kömmt eines nach dem andern auf den Ruf zugeflogen, insonderheit die Jungen, und setzen sich da herum auf die Bäume, da man sie denn gar leicht schießen kann. Man braucht auch dieses Pfeifen bey ihrer Balz. Oder man nimmt einen Gänseknochen, oder eine Röhre aus dem Hasenlaufte, aptiret solche fast wie die Pfeife an der Wachtelpfeife, jedoch muß die Röhre oder der Knochen an den Enden recht gerade und glatt geschnitten werden. Dieser Pfeife kann man sich sowohl in der Balz, als auch wenn sie im Volke (in der Kette) liegen, bedienen, und ist besser als das Knötchen; denn dieses gebraucht man nur im Nothfalle. In der Balz aber darf man sie nicht ausstoßen, sondern man pfeift nur im Verborgenen.

Will man die Haselhühner mit dem Steckgarne fangen, so begiebt man sich an den Ort hin, wo sie ihren Stand haben, stößt sie auf, und schließt auch wohl darunter. Hernach steckt man die Steckgarne durch das Holz, wie bey dem Rebhühnerfange. Wenn sie sich nun zusammen bischen, so fangen sie sich in den Netzen.

Will man sie in Dohnen fangen, so werden große Bügeldohnen gemacht, und Eberäschenbeeren darein gehängt.

Ihr Fleisch ist viel weißer, als das Rebhühnerfleisch, läßt sich auch weit mürber braten, und ist nicht nur ein gesundes, leichtverdauliches und gute Nahrung gebendes Wildbret, sondern auch von außerordentlich schönem Geschmack, aus welchem Grunde

es auch vermuthlich im Lat. die Benennung Bonasa oder Bonasia, und im Ungarischen Tschasarmadar, erhalten, welches so viel als Kaiservogel heißt, gleichsam als ob ein so feiner Bissen bloß für den Kaiser aufbehalten werden sollte. In der That gehört es unter die wahren und schätzbaren Leckerbissen, und ist, nach Gesner's Anmerkung, der einzige, der auf fürstlichen Tafeln zweymal aufgetragen werden durfte. Im Königreiche Böhmen werden die Haselhühner stark zur Fastenzeit, wie in Frankreich das Lammfleisch, genossen, und man schickt sie einander wechselweise zum Geschenk. Man pflegt sie, wie andere Hühner, zu braten, nur daß die Federn am Kopfe gelassen werden, theils zur Zierde, theils damit man den Vogel daran kenne. Sie werden auch mit ganzen Nelken und Petersilienwurzeln gekocht.

Um Haselhühner lange zu erhalten, bratet man sie, und besteckt sie mit Zimmet und Gewürznelken. Hernach muß man 1 Nößel Wasser sieden lassen, und entweder Zucker oder Pfeffer hinzu thun, die Hühner in ein eichenes Fäßchen enge zusammen legen, den siedenden Wein darauf gießen, das Fäßchen geschwinde zuschlagen, damit kein Dampf davon gehe, es in einen Keller setzen, daß es kalt werde, und es alle Tage umwälzen. Auf solche Art lassen sich die Hühner wohl ein halbes Jahr lang erhalten. Sie können aus dem Fäßchen kalt verspeiset, oder in einer Suppe gekocht, oder in Pasteten geschlagen werden.

Drey Haselhühnermagen, mit allem was darin ist, gedörrt und den engbrüstigen Pferden eingegeben, soll denselben wieder freyen Athem machen.

Von dem jetzt beschriebenen gemeinen Haselhuhn oder Rothhahn, ist noch das rothe Haselhuhn unterschieden, welches man in Martini allg. Geschichte

der Natur, 3 Th. S. 569, fgg. nebst mehrern Arten dieses Geschlechts, beschrieben findet.

Das weiße Haselhuhn, weiße Rebhuhn, weiße wilde Huhn, Schrathuhn, Weißhuhn, weißes Wildhuhn, das Schneehuhn, Klein's, der Schneevogel, das Berghuhn Frisch's, in der Schweitz das Steinhuhn genannt, Lagopus *Gesn. Will. Raj Edw. Briss. Klein.* Perdrix alba s. Lagopus *Aldr. Jonst. Charlet.* Attagen candida *Belon.* Tetrao Lagopus *Linn.* Fr. Arbenne, Perdrix blanche, Gélinote blanche, Ital. Perdice alpestre overo petrosa, macht sich in und unter dem Schnee Höhlen und Gänge. Im Winter ist es weiß, im Frühlinge gesprenkelt, im Sommer grau. Die Flügel sind allemal weiß. Es hält sich sowohl in den nördlichen Ländern als auf den Schneegebirgen der wärmern auf, wo es unter einem beständigen Schnattern in den Wäldern herum spazirt, und sich im Winter von den Knospen der Zwergbirke, im Sommer aber von Mücken nährt. Man sieht Tausende solcher Hühner auf den Märkten zu Bergen und Stockholm zu Kaufe, wo sie, halb gebraten und in Fäßchen gepackt, als ein schmackhaftes Essen sehr weit verschickt werden.

Hasel-Kätzchen, die Kätzchen, d. i. cylindrischen, mit Blättchen wie mit Schuppen überdeckten Körper an den Haselstauden, so die Blüthe enthalten. Sie werden auch Haselzäpfchen, und nach einer verderbten Aussprache Hasenkätzchen genannt.

Hasel-Maus, eine Art Feldmäuse, welche fast die Größe und Gestalt einer Ratze haben, über dem Rücken und an beyden Seiten aschgrau, am Bauche, den Füssen und dem untern Theile des Schwanzes aber röthlich sind. Es giebt eine größere und eine kleinere Art derselben. Beyde haben den Namen von den Haselnüssen, von denen sie große Liebhaber sind. Sie gehören zur Classe der Schlafratze, d. i. derjenigen ratzenartigen

artigen Thiere, welche, nach Art der Murmelthiere, den ganzen Winter mit Schlafen, oder vielmehr in einer durch die Kälte verursachten Erstarrung, zubringen.

Die große Haselmaus, wird auch Haselratze, Bilchmaus, (*) Bilch, (in einigen ältern Mundarten Bilge, Bille,) Gebirgmaus und Zieselmaus genannt; Mus avellanarum major *Gesn. Raj.* Sorex *Plinii.* Glis supra obscure cinereus, infra ex albo cinerescens, macula ad oculos nigra *Brisson.* Mus quercinus *Linn.* Fr. Loir, Loirot, Lerot, Engl. the greater Dormouse oder Sleeper; im Flämischen Slaep-Rate. Sie kömmt den Wieseln an Größe bey, und ist etwas kleiner als der Siebenschläfer. Der Schwanz, welcher eben so lang ist, als der ganze Körper und Kopf zusammen genommen, hat auf dem größten Theile seiner Länge nur sehr kurze, und bloß am Ende ein Büschel langer Haare. Die Farbe des Haares auf dem Rücken und der ganzen obern Fläche des Körpers, ist rothfahl mit einer graubraunen Mischung, an der Kehle und am ganzen Unterleibe hingegen weiß, mit gelben und aschgrauen Schattirungen. Die Augen sind mit einem schwarzen Streife eingefaßt, der sich vorwärts bis an den Knebelbart und unterwärts bis hinter die Ohren erstreckt.

Diese Thiere halten sich in allen gemäßigten Gegenden von Europa, und so gar in Preußen und Polen, in den gebirgigen Ländern, besondes in Krain, Kärnthen und Italien auf, wohnen gemeiniglich in den Gärten, und finden sich auch bisweilen in den Häusern ein. Sie nisten in den Löchern der Mauern, laufen auf die niederstämmigen, an Geländern gezogenen Bäume, suchen die besten Früchte aus, und benagen die-

(*) Diese Benennung stammet vermuthlich entweder aus dem slavonischen biel, weiß, her, weil sie ein weißliches Fell hat, oder von Berg, welches in einigen gröbern oberdeutschen Mundarten Belch lautet, so wie die Schweitzer Bilche zur Birche sagen.

dieselben, wenn sie reif zu werden anfangen. Vornämlich sind sie den Pfirsichbäumen, deren Früchte sie vorzüglich lieben, sehr gefährlich. Sie klettern auch auf die Birn-Aprikosen- und Pflaumenbäume. In Ermangelung der süßen Früchte, fressen die Mandeln, Hasel- und Wallnüsse, Eicheln, Bucheicheln und Getraide. Von den Nüssen schleppen sie eine große Menge in ihre Schlupfwinkel, welche sie in der Erde, vornämlich in Gärten, die wohl gepfleget werden, anlegen. In den alten Obstgärten findet man sie mehr in hohlen verjährten Bäumen, wo sie sich ein Lager von Kräutern, Moos und Baumblättern bereiten. Sie begatten sich im Frühlinge, hecken im Sommer, und haben zuweilen 5 bis 6 Junge, die in kurzem ihr Wachsthum erreichen, dem ungeachtet aber erst im folgenden Jahre sich vermehren. Die Kälte macht sie starr, und die Wärme belebt sie wieder, und es werden bisweilen 8 bis 10 an einem einzigen Orte ganz erstarrt, und wie eine Kugel zusammen gerollt, mitten unter ihrem Vorrathe von Nüssen gefunden. Wegen des Schadens, den sie in den Gärten, vornämlich an den Fruchtbäumen anrichten, muß man sie zu vertilgen suchen. Man bedient sich, in dieser Absicht, eben der Mittel, die man zu Vertilgung der Feldmäuse gebraucht.

Ihr Fleisch ist nicht eßbar, indem es den übeln Geruch der Hausratze an sich hat. Mit den Bälgen pflegte man ehedem die Kleider zu füttern; weil dieselben aber ihren häßlichen Geruch nicht verlieren, ist diese Mode mehrentheils abgekommen.

Die kleine Haselmaus, Mus avellanarum minor *Aldrov. Raj.* Glis supra rufus, infra albicans *Brisson.* Mus avellanarius *Linn.* Fr. Croque-noix, Muscardin, Ital. Moscardino, ist nicht viel größer, als die gemeine Hausmaus, nur etwas dicker. Sie hat hat blitzende Augen, einen dicht behaarten Schwanz, und ein Haar

von

von vorzüglicher Farbe, welches mehr blond als roth ist. Sie hat niemals in Häusern, und in Gärten nur selten, ihren Aufenthalt, sondern wird, wie der Siebenschläfer, am meisten in den Wäldern gefunden, wo sie sich in alte hohle Bäume verbirgt. Diese Gattung ist bey weitem nicht so zahlreich, als die von der grossen Haselmaus. Man trifft sie fast allezeit nur einzeln in ihren Löchern an. Sie ist in Italien ziemlich häufig, aber auch in den nördlichen Gegenden nicht ganz fremd. In Italien soll es zwo Arten geben, nämlich eine seltenere, die einen Bisamgeruch hat, und eine andere gemeinere, die gar nicht riecht. Sie nähret sich ebenfalls von Nüssen oder ähnlichen Früchten. Sie macht ihr Nest auf Bäumen, wie das Eichhorn, nimmt aber gemeiniglich einen niedrigen Ort, etwa zwischen den Zweigen einer Haselstaude oder eines Dornbusches dazu. Das Nest ist von Kräutern gemacht, welche durch einander geflochten sind. Es hat ungefähr 6 Zoll im Durchschnitte, und nur oben eine Oeffnung. Sie haben gemeiniglich 3 bis 4 Junge. So bald diese groß sind, verlassen sie die Nester, und suchen sich in den Aushöhlungen oder unter dem Stamme alter Bäume ein Lager, wo sie ihrer Ruhe pflegen, ihr Magazin anlegen und die Erstarrung erwarten. Denn sie bringen, eben so wie der Siebenschläfer und die große Haselmaus, den Winter in einer völligen Erstarrung zu, die sich bey nachlassender Kälte wieder verliert. Ungeachtet ihr Fleisch keinen übeln Geruch hat, so ist es doch nicht gut zu essen.

Hasel-Nuß, diejenigen Nüsse, welche auf den Haselstauden wachsen, zum Unterschiede von den wälschen und andern Nüssen. Im gem. Leben wird auch zuweilen die Staude selbst die Haselnuß genannt. Siehe Hasel-Staude.

Haselnuß-Farbe, Fr. Couleur de noisettes, ist bey den Färbern eine braune Farbe, welche aus der

Vermischung des Gelben, Falben und Schwarzen entsteht.

Haselnuß-Mandel, eine Art Aprikosen; siehe Th. II, S. 424.

Hasel-Oehl, das aus Haselnüssen gepreßte Oehl; siehe im Art. Hasel-Staude.

Hasel-Oehrlein, ein Name desjenigen Schwammes, welcher sonst auch, und vermuthlich richtig, Hasen-Oehrlein genannt wird; siehe oben, S. 188.

Hasel-Katze, s. Hasel-Maus.

Hasel-Staude, (*) Haselstrauch, (**) L. Corylus, Fr. Avelinier, Coudre, Coudrier, Noisettier, ein Staudengewächs, welches zu den Pflanzen mit halb getrennten Geschlechtern und vielen Staubfäden gehört, seinen Samen in Gestalt einer eyförmigen Nuß bringt, und in den Wäldern und Hecken wächst. Im gem. Leben wird die Haselstaude zuweilen auch nur schlechthin die Hasel genannt, welches Wort noch 1 Mos. 30, 37, vorkömmt: grüne Stäbe von Haseln. Daher häseln, was von der Haselstaude ist. Eine häselne Ruthe. Ein häselner Reif. Ein Gesträuch von Haselstauden, oder ein Ort, wo viele Haselstauden sind, wird ein Haselbusch, L. Coryletum, Fr. Coudraie, Coudrette, genannt.

Die Haselstaude gehört, ihrer Blüthe nach, unter die Zwitterpflanzen, d. i. unter diejenigen Pflanzen, die

(*) In der monseeischen Glosse Hasal, im Nieders. Hassel, im Angels. Haesl, im Engl. Hasle, Hazel, im Dän. Schwed. und Norweg. Hassel, im mittlern Lat. Hasla. Wachter leitet dieses Wort von dem Angels. Haesel, ein Reisehut, Helm, her, weil die Haselnüsse mit einer Haut als mit einem Hute bedeckt sind. Casaubonus und Frisch glauben, daß das deutsche Wort vermittelst der sehr gewöhnlichen Verwechselung des r und s aus dem Lat Corylus, Griech. κορυλος, entstanden, welches Ihre mit der alten isländischen Mundart bestätiget, wo die Hasel Hariel heißt. Im Nieders. werden die Haselnüsse auch Klaternüsse und die Staude Klaterbusch genannt.

(**) An statt Haselstrauch sagt man lieber Haselstaude, weil sie nicht verworren gewachsen ist.

die ihre männliche und weibliche Blumen zugleich und auf einem Stamme, aber nicht auf ein und eben denselben Stielen beysammen, sondern jede aus besondern Augen, bringen. Die männlichen stellen hängende, etwas über 2 Zoll lange, cylinderförmige, schuppige Blumenzapfen oder so genannte Kätzchen (Haselkätzchen, Haselzäpfchen) vor, und zwar so, daß die kleinen, röthlichen, wolligen Schuppen, welche nach außen breit und aufgebogen sind, und 3 Spalte oder Einschnitte haben, unter denen der mittlere, als der breiteste, die zwey andern bedeckt, an dem dünnen runden Stiel dieses Kätzchens rund herum, gleichsam in einander geschoben sind. An jeder Schuppe sitzen inwendig 6, 8 bis 10 länglich runde Staubbeutel, mit so kurzen Staubfäden, daß diese kaum zu erkennen sind, indem die Beutel dicht auf der Schuppe liegen. Der Samenstaub ist gelblich, und streuet sich bey Anrührung der Kätzchen in großer Menge aus. Die weiblichen Blüthen sitzen 10 und mehrere bey einander in dem Blätterwinkel, und sind von dem Auge (der Knospe) umschlossen. Die 3 Kelchblättchen sind bey der Blüthe kaum wahrzunehmen; man sieht nur 2 lange dünne, röthliche Griffel mit einfachen Staubwegen. Der Kelch wächst mit der Frucht zu einer ansehnlichen Größe, und bekömmt einen fleischichten Grund und eine zähe lederhafte Härte. Er bedeckt alsdann die Frucht meistentheils bis zur Hälfte, und sein Rand ist tief und auf eine ungleiche Art dermaßen zerschnitten, daß die Einschnitte gleichsam Fransen vorstellen. Die Gestalt der Früchte der Nüsse ist länglichrund, nach dem äußern Ende zugespitzt und ein wenig platt gedrückt, unten aber, wo sie in der vergrößerten Blumendecke oder dem Kelche fest sitzt, mehr rund und breit, und mit einem runzen, gleichsam abgeschabten Flecke bezeichnet. Innerhalb ihrer dicken, festen Schale ist ein, dem Geschmacke nach süßer, weis-

ser Kern befindlich, welcher noch mit einer besondern, mehr zarten oder dicken, Haut umgeben ist. Die Früchte oder Nüsse werden Haselnüsse, oder, weil sie aus dem Pontus nach Griechenland, und von da nach Italien kamen, pontische Nüsse, L. Nuces ponticae, leptocaryae, euboicae, heracleoticae, Nuces abellanae, oder avellanae (von der Stadt Avella oder Abella, in Campanien, woselbst diese Früchte von besonderer Güte häufig wachsen,) Fr. Avelines. oder Noisettes, genannt. Das grüne Gehäuse einer Haselnuß, heißt Fr. Chaton. In Bestimmung der Arten kommen die neuern Schriftsteller nicht mit einander überein. Linné nimmt nur zwo Hauptarten, die Herren Miller v. Münchhausen und du Roi mehrere an.

1. Die gemeine wilde Haselstaude Corylus sylvestris *C. B. & Duham.* Corylus Avellana, stipulis ovatis obtusis *Linn. & Mill.* Noisettier de bois, Coudrier, Eng. the wild Hazel. Diese baumartige Staude ist in ganz Europa einheimisch, und scheint die Stammart der übrigen zu seyn. Ihre Wurzel ist stark, dick holzig, faserig, knotig und fest; sie läuft weit aus, und treibt viel Nebenbrut und Wurzelstöcke. Die Zweige sind gerade, wollige Ruthen, welche sehr zäh, schlank und biegsam werden. Die äußere Rinde bey jungen Zweigen ist braun und rauh, bey ältern mehr aschenfahig und glatt. Das Holz ist weiß und fein. Aus den Zweigen wachsen im Herbste die vorerwähnten Zäpfchen oder Kätzchen, welche im April abfallen, da alsdann das Laub hervor kömmt, welches die Haselstauden lange behalten, ob gleich nicht mit der gewöhnlichen Schönheit, weil es früher gelb wird, als es abfällt. Es besteht aus großen, weichen, dunkelgrünen Blättern welche unterwärts heller und mit einer sehr feinen Wolle bedeckt sind, und mehrentheils fast rund mit einer kleinen Spitze. Am untern Ende, wo diese Blätter den Stiel haben, sind sie ausgeschweift,

und

und am Rande mit abwechselnden großen und kleinen Einschnitten versehen. Die Zeit der Blüthe ist bald früher, nämlich zu Ende des Febr. oder im Anfange des März bald später, nämlich in der Mitte oder zu Ende des März. Sie zeigt sich, wie gesagt, schon im Herbste, und verlängert sich im Winter. Die Früchte finden sich theils einzeln, theils in großen dicken Trauben, zu 8 bis 10 Stück auf einem gemeinschaftlichen Stiele, von welchen mehrentheils nur wenige gefüllt und gehörig ausgewachsen sind. Sie sind nicht sehr groß, bald rund, bald länglich, von Farbe bräunlich, und mit einer dicken Schale und einem kleinen Kerne versehen. Die Frucht hat anfänglich ein großes wolliges Mark, und der junge Kern einen säuerlichen Geschmack, welcher bey der Reife doch so fett, öhlig und süß befunden wird, ungeachtet alle übrige Theile der Haselstaude einen sehr herben und zusammen ziehenden Geschmack haben. Die große runde (Zeller) Nuß, die große lange Nuß, und die Mandelnuß kann man füglich als Spielarten dieser gemeinen annehmen.

a. Die (vom Kloster Zelle bey Würzburg also genannte) Zeller Nuß, Bamberger Nuß, Pfund-Nuß, große runde holländische oder spanische Nuß, Corylus sativa, fructu rotundo maximo *C. B. & Duh.* Avellana lugdunensis s. hispanica *Camerar.* Fr. Noisettier cultivé à fruit rond fort gros, Engl. The large Cob-Nut, ist groß, rund, mehr platt, als hoch, und oben platt gedruckt. Die dünne Schale, welche sich gemeiniglich, wegen des vollkommenen Kernes, oben an der Spitze von selbst öffnet, ist braun und weiß gestreift. Der Kern ist in wärmern Gegenden sehr groß und süß, mithin schmackhafter, als in den übrigen. Bey uns ist die Schale allezeit dick, und der Kern niemals voll gewachsen, folglich etwas unschmackhaft.

b. Die große lange Nuß, oder die lange spanische Nuß, Corylus hispanica, fructu majore angulo-

so

so *Pluk.* Engl. The great spanish Nut, ist die größte von allen. Wenn sie auf einem ablactirten Stamm an einer Mauer gezogen wird, erreicht die Nuß die Länge von beynahe 2 Zoll, und wird Daumens dick. Die dünne, oben gemeiniglich eckige, Schale bleibt mehr weißlich, und wird ungefähr bis auf die Hälfte von der grünen Decke eingeschlossen. Sie wird später, als die übrigen reif. Der Kern ist zwar von gutem Geschmack, aber nicht so süß, als die vorigen, füllt auch selten die Schale ganz aus. Die Größe macht sie am meisten geachtet.

c. Die Mandelnuß, Corylus fructu oblongo albo *Linn.* Avellana gracilis oblonga *J. B.* Fr. Longuette. Die Frucht ist, wie eine Mandel, lang, dünn, zugespitzt, kegelförmig, mit einer dünnen hellbraunen Schale und langen süßen Kern. Die äußerliche grüne Decke umgiebt die Frucht beynahe bis an die Spitze und ist nicht stark ausgezackt.

2. Die Lambertsnuß (Lampertsnuß,) welche den Namen von der Lombardey hat, aus welcher sie zu uns gebracht wird, (daher sie Andere richtiger Lombardsnuß, lombardische Nuß, nennen,) oder, weil sie um Lampertustag reif wird, die rothe Haselnuß, rothe Zeller Nuß, Corylus maxima, stipulis longis obtusis, ramis erectioribus *Mill.* Corylus sativa, fructu oblongo rubente *C. B.* Engl. The Filbert. Miller nimmt diese als eine eigene Art an, ob sie gleich von Vielen nur für eine Varietät der gemeinen gehalten wird. Die Gründe, welche er davon angiebt, bestehen darin, daß die Zweige der Staude mehr aufgerichtet stehen, als bey den andern, daß die Blattansätze länglich sind, und daß aus den Nüssen ähnliche Stämme, ohne sich zu verändern, gezogen werden können. Hr. v. Münchhausen ist gleicher Meinung, und giebt von ihnen noch überdem als ein wesentliches Unterscheidungszeichen an, daß die Blumendecke der Frucht

aus

aus einem hohlen, oben spitzig zugehenden, und die Nuß nicht allein ganz bedeckenden, sondern auch über derselben hervor stehenden Cylinder besteht, dessen Rand nur wenige Einschnitte hat. Man nennt sie daher auch Bartnuß. (*) Die Nuß ist länglich oval, geht oben spitzig zu, ist von Farbe etwas röthlich, und an der Spitze gleichsam mit einer feinen Wolle bedeckt. Die Schale ist dünn, und der Geschmack des Kernes am angenehmsten. Es giebt aber von diesen Lambertsnüssen zwo Untervarietäten.

a. Die rechten Lambertsnüsse haben einen mit einer dunkelrothen Haut umgebenen Kern. Diese nennt man daher rothe Lambertsnüsse, Blutnüsse, und, weil sie wider die rothe Ruhr heilsam seyn (nicht aber, wie Hr. v. Münchhausen schreibt, weil sie diese Krankheit veranlassen) sollen, Ruhrnüsse, rothe Ruhrnüsse, Fr. Noisettes rouges. Nux sativa rubra *J. B.* Corylus sativa, fructu oblongo rubente *C. B. & du Ham.* Noisettier à fruit rouge. Die Blätter fallen mehr in das Braunrothe.

b. Die andern sind ihnen völlig gleich, außer daß die Haut um den inwendigen Kern weiß ist; diese nennt man daher weiße Lambertsnüsse, Corylus sativa fructu oblongo rubente pellicula alba tecto *C. B. & du Ham.* Noisettier à fruit long, couvert d'une pellicule blanche. Die grüne Bedeckung pflegt nicht so weit daran herauf zu gehen, wie an den rothen.

3. Die baumartige Haselnußstaude, Baumhaselnuß, Traubennuß, Corylus arborescens, laceris perianthii pinnatifidis *Münchh.* Corylus nucibus in racemum congestis *C. B. & du Ham.* Corylus macedonica *Cord. & Gesn.* Fr. Noisettier dont le fruit vient en grappe, Engl. The Cluster-Nut. Diese wächst zu einem Baum von ansehnlicher Höhe und dicken

(*) Wenn anders dieser Name nicht aus Lombardennuß, mit Weglassung der ersten Sylbe, verderbt ist.

cken Schafte. Sie unterscheidet sich auch darin von den übrigen, daß sie oben eine schöne Krone bildet, und ihre Früchte büschelweise trägt. Die Frucht ist beynahe kugelrund, oben platt und unten etwas spitziger, mit einer überaus dicken und harten Schale, und vollem festen, süßen und runden Kerne. Die Einwickelung oder grüne Bedeckung der Nuß ist besonders fleischicht, mit vielen gefranseten Einschnitten. Zu Schwöbbern findet man Bäume, so hoch, als die größten Birnbäume, und unten über anderthalb Fuß im Durchschnitte.

4. Die byzantinische oder constantinopolitanische Haselnuß, Avellana byzantina *J. B.* Avellana peregrina humilis *C. B.* Avellana pumila byzantina *Clus.* Corylus byzantina *Herm. & Seb.* Corylus Colurna, stipulis linearibus acutis *Linn.* wächst um Constantinopel, ist gemeiniglich nur eine niedrige Staude; die kleinen am Anfange an den Stielen der rechten Blätter zum Vorschein kommenden Nebenblättchen (Blattansätze, stipulae) sind schmal und spitzig, an den vorigen drey Hauptarten hingegen oval und rund. Sie hat längliche Blätter. Die grüne Bedeckung ist auswendig rauh, und tief gefranset. Die Frucht ist klein, und gleicht den wilden Haselnüssen.

Die Haselstaude wächst zwar in jedem Boden, aber nicht gleich schnell, wie sie doch sonst in den ersten 8 bis 10 Jahren thut, oder zu gleichen ökonomischen Vortheilen thun kann. Den lockern, schattig feuchten und fetten Grund, am Fuße der Berge und Hügel, liebt sie vorzüglich; und wo sie dicht genug steht, treibt sie viele hohe, aber nur schwanke und dünne Stangen und Stöcke. Steht sie aber etwas höher, dünner, einzelner und freyer, so breitet sie sich sehr aus, und trägt mehr und reifere Früchte.

Alle Nüsse kann man leicht durch Stecken der Kerne, oder durch Ausläufer an den Wurzeln, oder auch durch Ablegen und Pfropfen, vermehren. Gemeinig-

lich

lich zieht man die Ableger vor, weil solche besser tragen und bessere Früchte geben sollen. Es werden nämlich die Ausläufer an den Wurzeln oder die untern Zweige umgebogen und in frische Erde gelegt, da sie denn bald Wurzeln schlagen. Man kann sonst die Ausläufer sogleich mit der Wurzel abstoßen. Die gepfropften und oblacirten pflegen größere Früchte zu tragen, man muß aber alsdann jährlich alle Ausläufer an der Wurzel wegnehmen.

Die wilden werden am besten durch Nüsse, welche im Sept. reif. werden, fortgepflanzt. Man sammelt sie alsdann, und legt sie auf Tische oder an die Erde in einem Zimmer, wo der Wind bey Tage durchstreichen kann, und wohin keine Mäuse kommen, damit sie trocken werden; hernach verwahrt man sie, den Winter über, in trocknem Sande, vornämlich im Keller. So bald der Frost aus der Erde ist, säet man sie. Man gräbt alsdann hin und wieder Gruben, $\frac{1}{4}$ Elle weit schüttelt von dem aufgenommenen Rasen alle Erde zurück, legt in jede Grube 3 oder 4 Nüsse, eine Hand breit von einander, und beynahe einen Daumen tief, und schüttet die Erde in die Löcher über sie. Zwischen jeder Grube läßt man 1 Elle Raum. Die Plantage muß wenigstens 3 bis 4 Jahre eingeschlossen seyn. Man kann auch ein solches Land, wo man einen Haselbusch anlegen will, aufpflügen, es 2 oder 3 Jahre mit Getraide besäen, bis der Rasen zu faulen angefangen hat, und hernach, so bald die Erde im Frühlinge aufgehauet ist, $\frac{1}{4}$ Elle tiefe Furchen, nach der Länge des Landes, 1 Elle von einander entfernt, ziehen, und darein die Nüsse, $\frac{1}{4}$ Elle von einander, legen, und sie mit Erde bewerfen. Eine solche Plantage muß wenigstens 4 Jahre vor dem Viehe verwahrt bleiben. Die von einem Jahrwuchse aufgeschossenen kann man im Nov. oder Febr. ausheben und verpflanzen. Die aus den Nüssen aufwachsenden Haseln vollenden ihr Wachsthum gewöhnlicher Maßen in 20 Jahren. Ob sie gleich oft

noch 40 Jahre und länger stehen, auch wohl 5 bis 6 Zoll stark werden, so ist dieses doch etwas seltenes, und bey diesem Holze auf so lange Zeit des Wachsthumes und solche Stärke nicht zu achten. Die aus den abgehauenen Stämmen aufschlagenden Loden nehmen in den ersten 8 bis 10 Jahren gar geschwinde zu; alsdann nimmt der Zuwachs sehr merklich ab, ja, man findet, daß die starken Haseln fast allezeit anbrüchig und hohl sind. Die Haselnüsse werden von den Eichhörnern, Nußhähern und andern Vögeln, weit und breit herum geschleppet. Die Nußhäher pflanzen solche mit dem Schnabel in die Erde. Und da die Hasel, wie gesagt, fast auf allen Boden, nur nicht in Sümpfen und Brüchen, fortkommt, da auch die Witterung dieselbe nicht leicht beschädigt, und sie vom zahmen Viehe gar nicht, vom Rothwildbret aber nur im Winter, wenn es der größte Hunger treibt, vorn abgebissen (verbeizet) wird, indem es sich sonst an den Kätzchen genügen läßt: so nimmt diese Staude an jungen abgetriebenen Orten, wenn die Loden von Büchen, Eichen und anderm Holze, nicht frisch vom Stamme wieder ausschlagen, meistens gar bald überhand. Ist dieses einmal geschehen, so kann davor kein anderes Holz aus dem Samen in die Höhe kommen. Die mit Blättern beschwerten langen und schwachen Stangen legen sich als Bogen über die umher stehenden geringern Loden, und verursachen, daß diese verbutten. Wo man nun andere Holzgattungen höchst nöthig hat, da verursachet die sonst gar nützliche Hasel großen Schaden. Wenn aber die Stämme von Büchen, Eichen und anderm Holze, frisch und im Dickicht wieder ausschlagen, können die Haseln keinen Schaden thun; denn sie werden von den schnell wachsenden Stammloden nach wenigen Jahren im Wachsthum zurück gehalten und vertrieben. Dem ungeachtet ist nicht zu läugnen, und widerspricht dem Obigen nicht, wenn man behauptet, daß die Hasel zur Erhal-

tung

ung und Wiederherstellung der übrigen Holzarten vieles beytragen könne. Denn wenn das Laubholz auf einer rauhen Höhe oder dürren Fläche sehr abzunehmen anfängt, oder ein solcher Ort ganz vom Holze entblößt ist, und man das Laubholz wieder in Anwachs bringen will, wird man nicht allein große Schwierigkeiten finden, sondern auch viel vergebene Kosten, Zeit und Arbeit anwenden. Harte Nachtfröste im Frühlinge, etwas anhaltende heiße und trockne Witterung vereiteln alles. Kann man aber an solchen Orten etwas Buschwerk von Haseln, Birken, Aespen oder Sahlweiden hervor bringen, welches gar leicht angeht, oft von selbst kömmt, und von solcher Witterung keine Noth leidet: so hat man schon gewonnen; denn die zarten Samenloden von anderm Laubholze bekommen dadurch von aller widrigen Witterung Schutz.

Sowohl die Stamm- als Samenloden der Haseln, welche aus den Nüssen kommen, wachsen weit schneller in die Höhe, als irgend eine Art Samenloden von andern Holzarten. Die häufigen und großen Blätter der Haseln biegen, wie vorgedacht, ihre eigene Stangen, welche in Verhältniß gegen ihre Länge gar dünn sind, nieder, und überschatten die darunter stehenden andern Holzloden dermaßen, daß sie in wenig Jahren verbutten und ausgehen. Sie sind also in diesem Falle schädlich, und auf keine andere Weise zu tilgen, als daß man sie einige Jahre hinter einander zu Ende des Maymonats und im Jun. abhauen lasse: so werden die Wurzeln von dem darin stehenden Safte faul, und die andern darunter stehenden Loden bekommen Luft. Es kann nämlich, wenn die Haseln oder ein anderes Holzgewächs mitten in der Saftzeit etlichemal hinter einander abgehauen werden, der eingetretene Saft nicht umlaufen, sondern bleibt in den Wurzeln stecken, und verursachet, daß sie faulen und absterben. Ist demnach die Hasel beym ersten Anwachs anderer Holzgat-

tungen an dürren und rauhen Orten zum Schutz gegen die Kälte, Hitze und Dürre nützlich gewesen, so wird sie endlich höchst schädlich, indem kein Holz das unter ihm stehende mehr niederhält, als dieses.

Weil die Haselstaude ein so nutzbares Holz, als irgend eine Gattung ist, aber auch in Abtreibung anderer Holzsorten sehr schädlich seyn kann; so ist hinlängliche Ueberlegung nöthig, ob sie auszurotten sey, oder nicht. Wo beträchtliche Salzwerke sind, oder sonst viele Reife oder Bandstöcke gebraucht werden, wo man vieler Schmiedekohlen bedarf, und die Haseln nicht häufig vorhanden sind, da geht die Hasel fast allen übrigen Holzgattungen vor. Wo hingegen sehr nutzbare Hütten- und Bergwerke im Betrieb sind, muß man dieselben zwar nicht gänzlich ausrotten, aber sie doch auch nicht zu sehr überhand nehmen lassen, und verhüten, daß sie nicht unter andere Holzgattungen kommen, aus welchen starkes Kohlen und Geräthehoiz gezogen werden soll.

Nirgends ist die Hasel schädlicher, und kann größeres Unheil anrichten, als wenn sie zwischen Tannen- und Fichtenanflug geräth. Was ihr zu nahe steht, läßt sie nicht aufkommen. Die Hasel selbst schießt in keine lange Stangen auf, sondern wächst krumm und ästig, weil sie zu viel Raum hat. Endlich wird sie, nach 20 oder mehr Jahren, durch die sich weit ausbreitenden Aeste der umher in den Zwischenräumen einzeln aufkommenden Fichten und Tannen wieder verdrückt. Hiedurch entstehen leere Plätze, auf welchen der sich setzende Anflug gleichsam verbuttet, weil das Nadelholz, welches zu vielen Raum hat, seine Aeste von Jahr zu Jahr weiter ausbreitet und den Anflug von seiner eigenen Art erstücket, oder wenigstens dermaßen im Wachsthume zurück hält, daß kein brauchbares Holz daraus wird. Die stärkern, einzeln stehenden Tannen, weil sie Platz bekommen, werden von Jahr

zu

zu Jahr rauher und ästiger. Wendet man da nicht in Zeiten die gehörigen Mittel an, so kann ein solcher Ort 100 und mehr Jahre stehen, ohne daß anderes, als rauhes unnützes Holz daraus wird.

Wie die Haselstauden vorzüglich an Gränzscheiden zu setzen, siehe Th. XIX, S. 644.

Bey den Gartenhaselstauden geschieht die Vermehrung füglicher durch das Einlegen oder Einsenken ihrer langen Ruthen, welche sowohl durch das Einschneiden, als auch ohne dasselbe, in der Erde Wurzeln schlagen; gewisser ist es aber, wenn man solche im April einschneidet, ein Grübchen daneben macht, und sie, wie die Weinreben, einlegt; doch muß der meiste Theil mit der Spitze aus der Erde hervor gehen. Die beste und sicherste Art der Vermehrung aber ist, bereits erwähntermaßen, wenn man ihre Nebenschosse, welche Wurzeln haben, im Herbste, oder im Frühlinge, so bald man in die Erde kommen kann, abnimmt und verpflanzt. Man setzt sie im Garten an einen Ort, an welchem nicht sonderlich viel gelegen ist, jedoch daß der Wind den überflüssigen Regen und Nässe abschütteln und trocknen kann, auch daß sie des Tages einige Stunden der Sonne genießen können. Die ältesten und dicksten Stauden, welche wenig und wurmstichige Nüsse bringen, hauet man an der Erde ab, damit die dabey stehenden jüngern Stauden besser wachsen und sich ausbreiten können. Auch muß die überflüßige Brut, welche der Hauptstaude an ihrem Wachsthume hinderlich, und zum Einlegen und Versetzen untauglich ist, hinweg genommen werden. Von den eingelegten langen Ruthen oder geraden Nebenschößlingen kann man auch Bäume ziehen, wenn man von denselben die Zweige nach und nach, und die Nebensprossen hinweg nimmt, und sie an beygesetzte gerade Pfähle anbindet, daß sie gerade Schäfte bekommen.

Da die Haselstaude fast in jedem Boden anschlägt, schnell und stark wächst, eine feste Befriedigung abgiebt, und zu mancherley Behuf nützlich zu gebrauchen ist: so schickt sie sich vorzüglich zu Hecken. Man nimmt, in dieser Absicht, von den jüngsten, an den Wurzeln alter Stöcke auslaufenden, Schößlingen; diese werden reihenweise, 1 Schuh breit, auch nach Beschaffenheit des Bodens noch weiter aus einander, im Frühlinge in frisch umgegrabenes Erdreich gesetzt, kurz über der Erde abgeschnitten, Anfangs rein gehalten, auch wohl bey eintretender Dürre begossen, und alsdann läßt man sie frey wachsen. Man setzt sie gern auf frisch aufgesetzte oder aufgeworfene Gräben, weil sie sich in der Ebene zu weit ausbreiten. Alte Stämme nimmt man hiezu nicht gern, sondern die jüngsten, wenn sie nur gute Wurzeln haben. Denn die alten ersterben leicht, oder geben Lücken, oder treiben auch zu breit nach einer Seite aus, und machen also keine gleiche Hecken; die jungen Schößlinge hingegen treiben schöne gerade ansehnliche Schüsse von gleicher Höhe, und geben ein besseres Ansehen. Für ein sehr gutes Erdreich schicken sich die Haselhecken nicht; denn ihre Wurzeln treiben um sich, und schlagen Nebenschößlinge aus; die Hecken nehmen also einen breiten Raum ein, wachsen zugleich hoch, und lassen sich nicht füglich einschränken. Die Haselhecken lassen sich weder beschneiden, noch einflechten; denn die Haseln treiben lauter gerade Ruthen ohne Nebenzweige, und da die jungen Reiser spröde sind, würden sie beym Durchflechten bald brechen. Stutzt man aber ein Reis, so bildet es eine unförmliche Gestalt.

Dergleichen Haselhecken findet man vornämlich im Holsteinischen und Mecklenburgischen, wo das Feld in Koppeln gelegt wird, mit Nutzen angelegt. Man pflanzt alsdann die Hecke um eine Koppel, wenn solche eben zur Besamung aufgenommen wird, also die Jahre der Bestellung über wenig oder gar kein Vieh darauf kömmt, mithin die neu gepflanzte Hecke davor in Acht genommen werden kann. Man setzt sie auf klei-

ne

ne aufgeworfene Wälle; und wenn in den Nebenkoppeln Vieh geht, wird vorher ein tiefer Graben gezogen. Alsdann hat die Hecke 5, 7 bis 9 Jahre, so lange die Koppel beackert wird, Ruhe zu wachsen; die Jahre über, da diese gehütet wird, giebt die Hecke eine hinlängliche Befriedigung, und das Vieh kann ihr keinen Schaden thun. Den Winter über, wenn die Koppel in der folgenden Bestellung wieder aufgenommen wird, hauet man die Hecke an der Erde ab, so behält man den davon kommenden Busch zum Gebrauch, und die Wurzeln treiben frische Schüsse, welche, wenn die Koppel von neuem zur Hut liegen bleibt, abermal die gehörige Dicke haben.

Bey dem Abhauen räumet man, wo die Hecke zur Seite weit ausgetrieben hat, das Unnütze hinweg, oder legt, wo etwa Lücken entstanden sind, einen Zweig in die Erde, der alsdann Würzel schlägt.

Da das Holz in einigen Gegenden rar, und das Haselholz zu mancherley Gebrauch anzuwenden ist: so kann man, bey Verfertigung des Anschlages von solchen Koppeln, schon mit auf die Abnutzung dieser Haselhecken rechnen.

Bey einer Haselhecke kann man nicht wohl auf die Nüsse rechnen; denn junge Stämme tragen wenig Nüsse. Um diese zu haben, muß man alte Stämme stehen lassen, und diese verderben das Ansehen der Hecke, und geben auch Lücken.

Es ist nicht genug, daß man die Haselhecken nur ein Paar Fuß hoch über der Erde stutze, sondern sie müssen, wie gesagt, dicht an der Erde abgehauen werden. Die gestutzten Stämme pflegen unten kahl zu bleiben, und oben an der Spitze breite Büsche zur Seite auszutreiben, geben also keine recht dichte Befriedigung. Ueberhaupt giebt es die schlechtesten Hecken, wenn man die alten Stämme stehen läßt, und ein Paar Schuh hoch über der Erde abstutzet, oder gar von den oben ausgewachsenen Reisern zur Seite nieder beuget. Einige nehmen wohl gar eine Menge solcher Reiser, beugen sie zur Seite, wo ein Loch ist, und binden sie mit Weiden zusammen; oder legen einen ziemlich dicken Stamm in der Länge der Hecke 2 Schuh hoch über der Erde hinaus. In beyden Fällen erstickt alles darunter; und Schafe und Schweine kriechen unten durch, wenn man nicht die Lücke mit todtem Busche ausfüllt.

Die Hasel erhält ihre Stämme über 30 Jahre, ob gleich ihr rechtes Wachsthum aus dem Samen, bereits

erwähntermaßen, nicht über 18 bis 20 Jahre dauert. Die Stämme werden 12 bis 15 Fuß hoch, auch höher, und 2 bis 3 Zoll dick. Wenn sie in einem Dickicht stehen, werden sie noch höher, auch wohl 4 bis 8 Z. stark; ihre braunrothe, weiß gesprenkelte Rinde aber wird alsdann aschgrau. Haben sie aber zum öftern Frucht getragen, so fangen sie an, im Holze zu verderben, und man darf alsdann weder eine größere Höhe noch Stärke erwarten.

Eine außerordentlich hohe und dicke Haselstaude soll vor Zeiten in Frankfurth am Mayn in des Jacob du Fay Garten gestanden haben, worunter der Kaiser Leopold, im J. 1657 an dem Wahltage, nach seiner Krönung gespeiset hatte. Sie war 87 Werkschuh hoch, und im Stamme 4 Klafter dick. Eben daselbst hat man in dem Hasseltischen Garten eine Haselstaude gesehen, welche 40 Fuß hoch war, und deren Stamm 10 Fuß 3 Zoll im Umfange hatte.

Die Haselstaude ist verschiedenen Insecten unterworfen, welche, nach der Lage, dem Alter derselben, und der Witterung, bey uns abwechselnd darauf angetroffen werden. Dahin gehören: die Spitzmotte, Papilio nymphalis, Maturna *Linn.*; das Pfauenauge, Phalæna Bombyx, Pavonia *L.*; die hellbraune ungefleckte Pappelmotte, Phalæna Bombyx, Populi *L.*; die Haselmotte, Ph. Bombyx, Coryli *L.*; der Rothschwanz, Ph. Bombyx pudibunda *L.*; die Buchenraupe, Ph. Bombyx Fagi *L.*; die Pfeilmotte, Ph. Bombyx, Pli *L.*; das Kalbfell, Ph. Geometra, marginata *L.*; der braune bandige Blattwickler, Ph. Tordrix, Avellana *L.*; der schwarze Afterrüsselkäfer, Attelabus coryli *L.*, die schwarze längliche Baumwanze, Cimex coryli *L.*; die Schildlaus, Coccus coryli *L.* und andere mehr, von welchen Hr. Gleditsch in seiner Forstwiss. S. 568, fgg. einige Nachricht ertheilt. Insonderheit hat der Kern an dem grauen langschnäbeligen Rüsselkäfer, Curculio nucum *L.* einen großen Feind. Es hält sich nämlich den ganzen August hindurch

durch, und zuweilen auch später, auf den Haselstauden eine Art kleiner Käfer auf, welche sich von andern Käferforten insonderheit durch ihren Rüssel unterscheidet. Diese Käfer sieht man gemeiniglich so emsig daselbst hin und her wandern, daß es scheint, als ob sie mit allem Eifer etwas aufsuchten, wie sie dann auch wirklich zum Theil ihren Gatten suchen mögen, indem man sie zu eben der Zeit hin und wieder gepaart antrifft, wobey das Männchen dem Weibchen allemal, wie bey andern Käferarten, auf dem Rücken sitzt. Gleichwie aber auch andere dieser Käfer auf den Haselstauden ihrer Nahrung nachgehen: so suchen die Weibchen derselben ihre Eyer, indem sie solche von sich geben, sogleich an einen sichern Ort zu setzen, in welchem die daraus hervor kommenden Würmer auch hinlänglichen Unterhalt und Nahrung finden. Dieser Ort nun ist jedesmal eine, zu solcher Zeit noch grüne und weiche Nuß, in welcher der Kern nur noch klein ist. Diese bohrt der Käfer mit seinem Rüssel an, und erforscht hiedurch nicht nur, ob die Nuß gesund und gut sey, sondern auch, ob nicht bereits ein anderer vor ihm sein Ey dahin gelegt habe. Findet er die Nuß so beschaffen, wie es zu seiner Absicht erfoderlich ist, so weiß er an derselben sein Ey so anzubringen, daß es fest daran hängen bleibt. Nach 14 Tagen kömmt aus demselben der Wurm hervor, welcher aber auch manchmal später, und erst im Sept. oder Oct. seine völlige Größe erreicht, da man dann, nicht ohne Verdruß, die Nuß öfters, anstatt des Kernes, mit dem Wurme und seinem Unrath angefüllt findet, manchmal aber auch den Kern nur halb verzehrt antrifft. Geschieht es, daß der Wurm aus dem Ey schlieft, ehe noch der Kern hinlänglich gewachsen ist, so nährt er sich von diesem nur so lange, als er währet, verdirbt oder stirbt aber hernach, weil er, aus Mangel der Füße, nicht fortkriechen, und in eine andere Nuß kommen kann. Die Nuß

ist alsdann leer, und steht ab. Ist aber der Kern bereits so groß, daß er die Schale ausfüllet, so hat der Wurm bis zu seinem völligen Wachsthum Nahrung genug, und hält sich in derselben auf, ohne daß man an einer solchen Nuß, außer etlichen kleinen braunen Puncten, etwas besonderes gewahr würde. Diese Puncte sind allzeit ein sicheres Kennzeichen, daß in einer solchen Nuß, sie möge nun gleich leer und abgestanden seyn, oder ein gutes Ansehen haben, ein Wurm gewohnt habe, oder noch wohne. Ist der Wurm in der Nuß zu seiner Vollkommenheit gelangt, so beißt, er sich endlich durch die harte Schale derselben durch, sie möge nun gleich noch an der Staude hängen, oder bereits abgefallen seyn; welches letztere mehrentheils geschieht, weil solche Nüsse, wie andere Früchte, in denen ein Wurm sich aufhält, eher als die übrigen reif werden, und also leicht abfallen. In solchen Nüssen findet sich alsdann allezeit ein rundes Loch; und wenn man dessen Weite mit der Dicke eines solchen Wurmes vergleicht, sollte man nicht glauben, daß er durch selbiges habe heraus kommen können. Bey diesem Wurme findet man, anstatt der Füße, auf allen Falten der Unterfläche an jeder Seite, kleine Warzen, und an den 3 ersten Gelenken sechs sehr kurze, kaum sichtbare Klauenfüßchen, vermittelst deren er jedoch auf einem ebenen Boden sehr langsam fortkriecht, daher er sich auch sogleich in die Erde zu wühlen sucht, indem er sich in solcher, außerhalb der Nuß, allzeit aufhält, und auch in selbiger besser fortkommen kann.

Wenn man diese Haselnußwürmer in ihrer Verwandlung beobachten will, muß man dergleichen im Oct. und Nov. sammeln, und in Zuckergläsern, welche halb mit Erde angefüllt sind, und worauf man oben einen Rasen legt, aufbehalten, da man dann wahrnehmen wird, daß sie sich sogleich in die Erde vergraben, und in derselben, den ganzen Winter hindurch, bis in das folgende Jahr, und zum Theil bis in den Junius, in ihrer Wurmgestalt liegen bleiben, alsdann aber sich in dem vor-

her

ber dazu bereiteten Kessel, in eine Puppe verwandeln. Ihre Farbe ist, wie vorher an dem Wurme, hell ochergelb, sonst aber findet man an demselben keine Aehnlichkeit mit dem Wurme mehr, sondern es zeigen sich an ihnen bereits alle Theile des zukünftigen Käfers. Am letzten Absatz stehen noch 2 kurze Spitzen, vermittelst deren sich die Puppe in ihrer Höhle sehr schnell umwenden und bewegen kann. Im August legen die in dieser Puppenhaut verschlossenen Käfer ihre zarte Hülle nach und nach ab, bleiben aber, weil ihre Theile die nöthige Härte noch nicht haben, ungefähr noch 8 Tage in der Erde verborgen; alsdann wagen sie sich aus ihrer dunkeln Wohnung hervor, und erscheinen als gelbbraune Rüsselkäfer, wovon das Männchen geschmeidiger als das Weibchen ist.

Man hat bemerkt, daß die Haselnüsse alsdann gemeiniglich madig werden und abfallen, wenn es, während der Zeit, da sie noch eine weiche Schale haben, stark regnet, und daß die weißen Lambertsnüsse alsdann eben so voll Maden sind, als die Haselnüsse. Hievon weiß ich keine andere Ursache anzugeben, als, weil die weiße Lambertsnuß, wie die Haselnuß, oben bloß, und gegen die Fliege, welche ihre Brut vermittelst des Stachels hinein legt, nicht bedeckt genug ist. Die rothen Lambertsnüsse hingegen sind in ihrer äußern Hülse ganz fest eingehüllt, und diese Hülse raget mit ihren Spitzen sehr weit über die Schale der Nuß hervor. Eben deswegen ist die Cultur der rothen Lambertsnüsse allen übrigen vorzuziehen.

Das haselne Holz ist weiß, geschmeidig und weich, doch dabey härter und zäher, als das von Weiden, Linden und Pappeln, so daß es dem Birkenholze sehr nahe kömmt, zumal die Wurzel, welche allzeit härter ist, und sich auch besser mit dem Hobel bearbeiten läßt, als die Stangen davon. Bey Salzwerken, und überall in großen Städten, wo die Reif- oder Bandstöcke von den Böttchern häufig verbraucht werden, zieht man die Haseln ordentlich zu Reifstangen. Sie geben, wie die Sahlweiden, auch Zaun- Fach- Sieb- und Korbstöcke, Kober- und Bienenstöcke, wie sie ehedem waren,

wozu man zwey- bis dreyzöllige Stöcke spaltet, die aber in dumpfiger und feuchter Luft bald vertrocknen. Auch gebraucht man die häselnen Stangen zu Harkenstielen, Handhaben, Dreschflegeln, Hürden, Angelruthen, auch zu vielerley kleinen Haus- Garten- und Handwerksgeräthe. Am merkwürdigsten sind die von jungen Haselzweigen geschnittenen Wünschelruthen, - von deren Zubereitung und Gebrauche ich an seinem Orte ausführlicher handeln werde. Der Haselzäbelein oder Zwiesel, als eines Mittels wider die Kornwürmer, wird im Art. Kornwurm Erwähnung geschehen. Die Späne des Haselholzes werden von den Weinküpern gebraucht, und sind zur Bereitung der Weine ein ganz unschädliches Ingrediens. Vom starken Holze und Wurzeln, von etwa 5 bis 6 Zoll, werden die besten kleinen Schlösser- und Schmiedkohlen, die nicht springen, und doch eine weit stärkere Hitze länger unterhalten können, als andere, daß sie deshalb, wo sie häufig zu haben sind, sogar bey hohen Oefen, mit andern vermengt, zu gebrauchen sind. Sonst werden die Haselstaudenkohlen auch zu Verfertigung des Schießpulvers für sehr gut gehalten, wie auch zum Zeichnen angewendet. Die Chemisten und Apotheker machen aus dem Holze das wider die Epilepsie und Würmer berühmte Haselholzöhl, L. Oleum corylinum oder heraclinum. Einige mit der Rinde angestellte Versuche zum Färben der wollenen Zeuge, erzählt Hr. D. Sieffert, im 2 St. seiner Versuche mit einheimisch. Farbematerien, Altenb. 1776, gr. 8. S. 118—132. Der auf den Haselstauden wachsende Mistel, Viscus corylinus, wird nebst dem Eichenmistel für den besten gehalten, aber selten gefunden. Das Staubmehl aus den vor Ausbruch der Blätter abgenommenen Haselkätzchen, Sulphur coryli, wird als ein kräftiges Mittel in der Epilepsie gerühmt. Daß die Bienen dieses Staubmehl häufig wegtragen, ist bekannt. Aus eben

diesen

diesen Haselkätzchen läßt sich auch ein wohlschmeckendes Oehl pressen.

Man läßt, in dieser Absicht, die Haselkätzchen, wenn sie voll gewachsen sind, und gelblich werden wollen, jedoch ehe sie ihren Staub verlieren, sammeln, in einem nicht zu heißen Backofen trocknen, und alsdann in der Oehlmühle schlagen oder pressen. Von einem Scheffel erhält man wenigstens 3 oder 4 Pfund.

Die Haselnüsse in den Wäldern gehören unter die Forstnutzungen, und es pflegt mit dem Sammeln derselben zuweilen, sowohl in Ansehung der Nutzung, als der Ordnung und Einrichtung dabey eben so, wie bey den Wachholderbeeren, gehalten zu werden. Es wird nämlich für das Sammeln derselben etwas entrichtet, welches entweder in einer gewissen Quantität Nüsse, oder, an deren Statt, in Gelde besteht. Damit aber bey dem Brechen der Nüsse in dem Walde kein Schade geschehe, pflegt man dazu einen gewissen Tag zu bestimmen, und alle Unterthanen in der Gegend zu bescheiden, welche alsdann von den Jägern, Förstern und Schulzen hinaus geführt werden, um an solchem Tage Nüsse zu brechen, außer welchem Tage sich ohne erhaltene Erlaubniß Niemand dabey ertappen lassen darf. Wer an dem angesetzten Tage nicht erscheint, und keine Nüsse bricht, muß dennoch sein Quantum liefern, oder das Geld dafür bezahlen.

Fürstl. Nassau-Usingische Wald- und Forstordn. §. 35.

An andern Orten dürfen die Leute, sobald die Haselhecken und Haselbüsche frey gegeben werden, zum Brechen der Nüsse hinaus gehen, ohne dazu angeführt zu werden; doch müssen sie sich bey den Forstbedienten melden, um aufgeschrieben zu werden, damit man wissen könne, wer sein Quantum liefern müsse. Man theilt ihnen auch wohl Zeichen aus, um sich damit bey den visitirenden Förstern legitimiren zu können.

Die Haselnüsse werden roh gegessen. Auf den Nachtisch bringt man nur die großen Zeller und Bart-

oder Lambertsnüsse, welche sowohl frisch, als trocken, verspeiset, und bis jetzt immer noch um so mehr als Delicatesse angesehen werden, da sie noch nicht häufig genug angebaut, und in großen Städten von den Italiänern scheffelweise theuer gekauft, von diesen aber noch theurer pfundweise (noch in Schalen, das Pfund zuweilen für 8 Gzr.) wieder verkauft werden. Man muß diese Früchte nicht eher von den Stauden abnehmen, als bis sie am Kerne am völligsten geworden sind. Denn sonst schwindet der Kern beym Trocknen gar sehr, und die Nüsse werden bey langer Aufbewahrung leicht ranzig, da dieselben hingegen, wenn sie in ihrer höchsten Reife abgenommen, und darauf getrocknet sind, einige Jahre lang gut bleiben können. Es kommen aber die Zeller und Lambertsnüsse sowohl in ihren grünen Schalen, als auch ohne dieselben, getrocknet, auf den Nachtisch. Will man aber diese Nüsse noch einige Zeit in ihrer grünen Decke aufbehalten, so muß man sie im Keller auf den Boden in Sand legen. Man kann auch den trocknen Kern, wenn sich die Haut nicht mehr davon ablösen läßt, eine Nacht in Milch weichen, wiewohl sich damit ihr erster frischer Geschmack nicht wieder ganz herstellen läßt. Bey den Lambertsnüssen aber achtet man auch nicht hierauf, da die den Kern umgebende rothe Haut dünn, und nicht so dick und rauhschelfig ist, als bey den gemeinen Haselnüssen; gedachte Nüsse auch im trocknen Zustande noch den besten Geschmack haben. Wenn die aus ihren grünen Decken ausgelöseten Bartnüsse getrocknet werden sollen, muß man sie dünn aus einander legen, damit die Luft überall einen freyen Zutritt haben könne. Legt man sie dick auf einen Haufen über einander, oder wohl gar in ein Gefäß, so nehmen sie bald einen dumpfigen übeln Geschmack an. Hat man sie wohl getrocknet, so können sie in Beuteln aufbewahrt werden. In Kisten

sen oder Schränken von Kienholz ziehen sie den Kiengeschmack ein.

Alle Kräfte der Haselnüsse sind von ihrem milchichten Oehle und Schleime herzuleiten; und das hierauf sich gründende Lob, daß sie nahrhaft seyen und die Schärfe dämpfen, muß mit eben denselben Einschränkungen, wie bey den Wallnüssen, angenommen werden. Sie verursachen auf gleiche Weise Rauhigkeit des Halses, und vermehren den Husten. Ihre Haut ist ein wenig zusammenziehend, und ersetzt einigermaßen die erschlaffende Eigenschaft ihres Oehles im Magen; allein, der Hals wird davon desto rauher. Daher sind die trocknen Haselnüsse der Brust und dem Halse nachtheiliger, theils, weil ihr Oehl älter geworden ist, theils auch, weil sie die Haut nicht fahren lassen. Von den allzu jungen und unreifen Haselnüssen hingegen will man beobachtet haben, daß sie den Durchlauf und die Ruhr veranlassen.

Man richtet das Obstessen, wofern man von demselben Durchfälle oder Blähungen zu befürchten hat, sehr diätetisch ein, wenn man die Nüsse nach dem Obst zuletzt verspeiset. Denn sie halten an, und verstatten sogar, wenn man sich, wie es seyn sollte, des Trinkens nicht enthalten könnte, daß man solches ziemlich ohne Nachtheil thun kann. Diejenigen, welche bey einem schwachen Magen doch so gern Weintrauben essen wollen, sollten nach den Trauben allemal Bartnüsse essen, und sich dadurch wider die darauf folgenden Blähungen in Sicherheit setzen.

Die rothen Lambertsnüsse stopfen den Bauchfluß oder Durchlauf ganz sicher. Man kann öfters Kindern mit Medicamenten, wenn sie davor einen Widerwillen oder Abscheu bezeugen, gar nicht beykommen. Man reiche ihnen daher, wenn es Zeit ist, Nüsse von dieser Art, nur nicht zu viel auf einmal, um ihnen keine Verstopfung zuwege zu bringen: so werden sie von ihrem

rem Zufalle bald befreyet werden. Eben so nützlich sind diese Nüsse den Erwachsenen, die nach Milch, oder sauern Speisen, zum Durchfall geneigt sind. Wenn sie nach Tische eine Hand voll Lambertsnüsse essen, wird ihnen ganz wohl seyn. Endlich, wenn man sich täglich an ein gewisses, ihm zuträgliches, Maß von Getränke gewöhnt hat, und, der Witterung, oder der genossenen Speisen halber, keinen Durst empfindet, darf man nur, seinen Durst zu reizen, von diesen Nüssen essen.

Man pflegt auch die Bart- oder Lambertsnüsse mit Zucker zu überziehen, und sodann, als eine sehr geachtete, und einem Glase Wein aufs beste angemessene Confitüre zu essen. Es werden aber die getrockneten Kerne gedachter Nüsse, nachdem die Haut mit einem Federmesser behend abgenommen worden, mit Zucker überzogen, wenn man den geläuterten Zucker bis zum dritten Grad der Verdickung, (d. i. wenn man durch die Löcher eines hinein getunkten Schaumlöffels bläst, und der Zucker an der andern Seite ordentliche Blasen macht) gebracht hat. Dieser Confect dauert aber nicht lange, indem der Zucker, vornämlich bey feuchter Luft, bald abschmilzt.

Die Lambertsnüsse können auch, statt der Mandeln, an Suppen und Speisen klein geschnitten gebraucht werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach, würden sie, bey gleicher Behandlung, eben so gute Torten geben, als die Mandeln, wenn sie nur nicht seltener und theurer wären, als diese.

Die Zuckerbäcker machen von den Haselnüssen auch folgende Zubereitungen.

Haselnuß-Conserve. Ein halbes Viertelpfund Nüsse werden abgebrühet, und, so dünn als möglich, in die Quer geschnitten. Hernach läßt man 1 Pfund Zucker nach großer Federart sieden, nimmt ihn vom Feuer, rührt, wenn er etwas erkaltet ist, die Haselnüsse

nüsse mit einem Rührlöffel darunter, und gießt es in papierene Formen. Wenn es kalt ist, zerschneidet man es in Tafeln von beliebiger Größe.

Zuckerbrod von Haselnüssen. Man stößt ¼ Pfund Haselnüsse in einem Mörser klein, und feuchtet sie, währender Arbeit, mit Eyweiß an. Hiezu thut man ¼ Pf. Zucker, und stößt es, bis beydes wohl unter einander gemengt ist. Ferner mischt man das wohl geschlagene Weiße von 4 Eyern darunter, und formirt daraus das Zuckerbrod.

Die gemeinen kleinen Haselnüsse werden eben nicht für den Nachtisch, sondern mehr zum Oehlschlagen genützet. Das daraus gepreßte Oehl wird Haselöhl, Haselnußöhl, auch nur Nußöhl, genannt. Man nimmt geschälte und gedörrte Nüsse, stößt sie in einem Mörser mit einer hölzernen Keule ziemlich sacht, daß sie wie ein Kuchen werden, gießt alsdann ein wenig heißes Wasser daran, und läßt es eine Stunde lang also stehen. Hernach stößt man sie stärker als zuvor, und preßt sie zwischen zwey kleinen Bretern, oder vermittelst einer Presse, aus: so bekömmt man von 3 Pfund geschälter Nüsse gemeiniglich 2 Pfund Oehl, dessen Geschmack an Süßigkeit und Annehmlichkeit das beste Baumöhl weit übertrifft, und welches nicht nur zum Brennen, sondern auch an Speisen, mit Nutzen gebraucht werden kann. Auch bedienen sich dessen die Maler bey der Bleyweißfarbe mit Vortheil. Andere gebrauchen es zu wohlriechenden Salben.

Wie Haselnüsse zu einem Mäusegift zuzubereiten, siehe unter Maus.

Von der ehemaligen Gewohnheit, bey Krönung der Könige in Böhmen ein Maß Haselnüsse auszuwerfen, s. Köhlers Münzbelustig. 16. Th. Nürnb. 1744, 4. S. 68.

* * *

Der Zauberhaselstrauch, oder Zauberstrauch, Hamamelis *Gronov. Colden. Catesb. Duham.* Trilo-

pus

pus *Michel.* Pistacia Virginiana nigra, coryli foliis *Pluken.* Engl. The With-Hazel, hat die Ursache seiner Benennung in der Frucht, welche denjenigen betrügt, der nach den Blättern eine Haselnuß erwartet. Dieser Strauch wächst ursprünglich in Virginien, daher er auch der virginische Zauberstrauch genannt wird. Die Blätter gleichen, ihrer Gestalt nach, wirklich den Blättern der Haselstaude, außer, daß sie auf beyden Flächen glatt sind. Ihre Farbe ist gelblich grün, und sie stehen wechselsweise an den Stielen. Der Stamm ist holzig, wird 2 bis 3 Schuh hoch, hat eine braune Rinde, und treibt viel zarte Aeste. Die gelben Blumen kommen in der Mitte des Octobers, an den Seiten der Aeste in traubenförmigen Büscheln auf langen wolligen Stielen hervor. Die Frucht besteht in einer hellbraunen Nuß, die einen glatten, glänzend schwarzen, oben weißgefleckten Kern hat, welcher wie Haselnüsse schmeckt. Dieser Strauch liebt einen feuchten Boden und eine schattige Lage, dauert auch unsere Winter in freyer Luft aus, und kann entweder durch junge Zweige, die man im Herbste einlegt und gehörig begießt, oder durch den Samen fortgepflanzt werden, welcher ein ganzes Jahr unter der Erde bleibt, und den man in Töpfe säet, diese aber an einem schattigen Ort in den Boden gräbt, vom Unkraut rein hält, und bey trocknem Wetter zuweilen begießt; im Herbste an einen wärmern Ort, z. B. an eine warme Hecke in den Boden gräbt, und bey einem strengen Winter oben leicht bedeckt. Wenn die Pflanzen im Frühlinge aufgegangen sind, muß man die Töpfe bey warmem Wetter so stellen, daß sie bis 11 Uhr die Morgensonne genießen, bey trocknem Wetter gehörig begießen, und die Pflanzen im Herbste entweder in kleine Töpfe, oder in ein Pflanzenbeet, und nach 1 oder 2 Jahren dahin setzen, wo sie bleiben sollen. Dieses Gewächs taugt in Herbstlustwälder.

Hasel-Wurz, Hasel-Wurzel, Asarum *Linn.* s. Th. II, S. 493, fgg.

— — — (unächte) Asarina. *Linn.* s. Th. II, S. 491, fgg.

Haseliren, scherzen, besonders scherzhafte oder possenhafte Bewegungen machen, spaßen. Zuerst ist dieses Wort wohl von den Hasen gebraucht worden, wenn sie mit einander scherzen und spielen.

Haselung, ein Fisch; siehe Elritze und Häseling.

Haspe, oder Häspe, (*) (die) ein in den gemeinen Mundarten übliches Wort, eine besondere Art Haken zu bezeichnen. So werden diejenigen Haken, welche man in die Thür- und Fensteröffnungen schlägt, um die Bänder daran zu hängen, und in deren Gewinden der Zapfen geht, damit man die Thüre auf- und zumachen kann, im g. L. eine Haspe oder Häspe, Fr. Gond genannnt. Siehe Thürangel.

Im Bergbaue sind die Haspen oder Fahrthaspen halbe Klammern, womit die Fahrten befestiget werden, und welche von den Fahrthaken, womit die Fahrten an einander gehänget werden, noch verschieden sind.

In den Salzwerken haben die Pfannen unten am Boden Häspen oder Haspeln, welche wie Krampen heraus stehen und von den Haken gefasset werden, die Pfanne damit an die Hakscheite zu befestigen. Siehe das Folgende.

(*) Das Schwed. Haspe das Angelf. Hæpse, das Isländ. Hespa, das mittlere Lat. Haspa, das Flandr. Gaspa, und Holl. Ghespe, kommen in der Bedeutung mit dem Deutschen überein. Im Englischen hingegen ist Hasp ein eiserner Riegel. Wachter leitet es von heben oder heften, und Junius von dem Griech. ἅπτω ab. Frisch hingegen glaubt, daß es vermittelst der so gewöhnlichen Verwandlung der t in s mit ἅρπη übereikomme.

1. Haspel, (*) (die) welches an einigen Orten für das vorige Haspe üblich ist, und eben dieselbe Art Haken bedeutet. So werden die Haspen an den Salzpfannen auch Haspeln genannt. An andern Orten führen die Thürhaspen oder Thürangeln, imgleichen dasjenige Eisen an der Thür, worein die Klinke fällt, den Namen der Haspeln.

2. Haspel, (der) in einigen Gegenden die Haspel, (**) ein Werkzeug, welches aus zween oder mehr in das Kreuz befestigten Armen besteht, so um ihren gemeinschaftlichen Mittelpunct beweglich sind.

Von dieser Art ist dasjenige Werkzeug, auf welches das gesponnene, leinene, baumwollene, oder wollene Garn, von der Spindel oder Spule gewunden, und in Gebinde, Strähnen und Stücke, vermittelst eines dazwischen geschlagenen Zwirnfadens gebracht, und welches daher ein Garnhaspel, im Oberdeutschen eine Weife, L. Ala-

(*) Es ist nicht das Diminutivum von Haspe, wie Frisch glaubt, weil es alsdann ungewissen Geschlechtes seyn müßte, sondern vermittelst der Endsylbe — el von dem Zeitworte haspen gebildet, ein Werkzeug zu bezeichnen, welches etwas haspet, d. i. ergreifet oder hält. Billig sollte es daher, wie die meisten Wörter dieser Art, männlichen Geschlechtes seyn; indessen ist doch das weibliche das üblichste.

(**) Im Dän. Haspe, im Franz. Haspe, im Engl. Haspe, im Ital. Aspo, Naspo, Naspolo. Das — el an dem deutschen Worte bezeichnet ein Werkzeug, daher das männliche Geschlecht, welches die meisten Wörter dieser Art haben, das richtigste ist, obgleich auch das weibliche häufig, und im Oberdeutschen auch das ungewisse vorkömmt, das Haspel. Nur die Bedeutung der ersten Sylbe hat bisher Schwierigkeiten gehabt. Frisch leitet sie von Haspe, ein Haken ab, obgleich dieses Hebezeug nichts mit einem Haken gemein hat. Andere Wortforscher bekennen ihre Unwissenheit. Doch diese kann das Schwedische heben, wo ein Haspel Harfwel heißt, welches durch Verwechselung der Hauch- und Blaselaute aus Wirbel und werben, im Kreise herum drehen, entstanden ist. Vermittelst einer ähnlichen Verwechselung, und der so sehr gewöhnlichen Vertauschung des r und s ist daraus auch unser Haspel entstanden, dessen wesentliche Eigenschaft gleichfalls die kreisförmige Bewegung ist. Schon die Griechen nannten ein Rad an einer Welle ἀρτεδόνην. Siehe Haspelpumpe und Haspeln.

Alabrum, Girgillus, Fr. Dévidoir, Aple oder Haple, genannt wird. Der gemeine, oder so genannte Hand-Haspel, oder Handweife, ist ein einfacher Haspel, und besteht aus einem langen hölzernen Stiele, an dessen beyden Enden kürzere Querhölzer, welche kreutzweise gegen einander stehen, befestigt sind, und worüber das Garn von der Spindel durch Wendung des Haspels, oder Umführung der Spule unter einer gewissen Anzahl Fäden, welche gemeiniglich auf 20 sich beläuft, und die jedesmal abgebunden werden, geweifet oder gewunden wird. Der Schnapphaspel, Schnellhaspel oder Zählhaspel (Die Schnapp- Schnell- oder Zählweife) Fig. 1243, ist eine bequemere und künstlichere Gattung, welche die Zahl der geweiften Fäden durch das Schnappen eines dünnen elastischen Brettchens, oder durch den Klapp eines daran hängenden hölzernen Hammers, anzeigt. Es besteht nämlich dieser Haspel aus einem weiten Rade, oder vielmehr aus etlichen Speichen, so mit der Hand umgedrehet, und wodurch solchergestalt das Garn von der Spule oder Spindel darauf genommen wird; am Ende der Achse greift eine Schraube ohne Ende a b in ein Stirnrad, b c, von 40 Zähnen, welches, so oft es herum kömmt, einen Schnapp oder Klapp thut, zum Zeichen, daß die Zahl der Fäden eines Gebindes (einer Fitze), nämlich 40, erfüllet sey.

In Preußen soll ein Haspel auf $3\frac{1}{2}$ Viertel berl. Ellen im halben Diameter, so 1 volle Elle, nach dem alten preuß. polnischen und ermländ. Maß lang ist, im Umkreise aber $3\frac{1}{2}$ berl. Ellen seyn, welche nach dem alten preuß. Maß im Umkreise 4 deraleichen Ellen ausmachen.

Im Fürstenthum Halberstadt soll der Haspel von $3\frac{1}{2}$ berl. Ellen seyn, jedes Stück Garn 20 Gebinde, und jedes Gebinde 60 Faden halten.

Königl. preußisches Circulare, wegen Einführung egaler Weifen d. d. 15 Febr. 1746, ſ. im Nachtrag zu der Samml. schles. Ordn. a. d. J. 1746.

Verbot der Verfälschung der Garne in Ansehung der Länge und Gebinde, d. d. 9 Jul. 1746, eb. das.

Circulare wegen des Gebrauches der gebrannten Weifen, d. d. 24. Mart. und 11. Dec. 1747, eb. daf.

It. wegen der Strafgelder von unrichtigen Weifen, d. d. 18 Apr. 1748, eb. daf. a. d. J. 1748.

Referirt und Approbation, betreffend den Aufkauf und Verschiffung des einländischen Leinengarns nach fremden Landen, wie auch die Länge des Haspels in Preußen, d. d. 13. May 1771, ſt. im 1 Th. des Nov. Corp. Conſt. March. S. 94.

Edict wegen des Garnhandels und Abſchaffung des falſchen Haſpels im Fürſtenthum Halberſtadt und dazu gehörigen Graf- und Herrſchaften, d. d. 24 Jan. 1754, eb daſ. S. 615.

Erneuertes und geſchärftes Edict wegen des Garnhandels und Anſchaffung egaler Garnhaſpel in der Neumark und den mit derſelben combinirten Sternbergiſchen, Kroſſenſchen, Züllichauſchen und Cottbußiſchen Kreiſen d. d. Berl. 8. Mart. 1756, eb. daſ. No 33.

Edict wegen des Garnhandels und Anſchaffung egaler Garnhaſpel in der Neumark, d. d. 8 Mart. 1756, im 2. Th. deſſ. S. 46.

Reſcript dieſerwegen, d. d. 22. May 1756, eb daſ. S. 90.

Publicandum für die Zeugfabricanten, die Steurung des Betrugs von Garnſpinnern betreffend, d. d. Berl. 2. Apr. 1770, ſt. in der Edictenſamml. v J. 1770, No. 29.

Publicandum wegen Einführung eines egalen Haſpels in der Grafſchaft Mark d. d. Berl. 6. Sept. 1775, Ed. Samml. v. J. 1775, No. 40.

Im Hannövriſchen iſt ein Stück Garn 4 Kalenberger Ellen weit, hält 10 Gebinde, jedes von 100 Fäden; beträgt alſo 4000 Ellen Fäden. Zuweilen werden auch 14 Gebinde, mit 5600 Ellen Fäden in ein Stück gehaſpelt.

Der kleine Haſpel zum Kaufgarn hält 3 ½ Ellen in der Weite. Ein Stück Kaufgarn hat 10 Gebinde, jedes von 90 Fäden, mithin 3150 Fäden, alſo 850 Ellen weniger als das vorige. An einigen Orten haſpelt man auch 20 Gebinde, und in jedes 66 Fäden von 4 Ellen, alſo 5280 Ellen Fäden.

Churfürſtl. braunſchw. lüneburgiſche Haſpelordnung, v. 28. Jan. 1698, ſt. in Marpergers Beſchreib. des Hanfes und Flachſes, S. 049.

Wiederholte und declarirte Verordnung, den Garnhandel nebſt richtigem Haſpel, im Fürſtenthum Lüneburg, wie auch den Grafſchaften Hoya und Diepholz betreffend, d. d St. James, d. 24. Jun. 1779, ſt. im 62. St. der Hannov. Anz. v. J. 1779, Col. 1068—1072.

In Sachſen iſt, durch eine neue Verordnung vom 19 Aug. 1763, (ſ. Leipz. Intell. Bl. v. J. 1764, S. 29,) das Garnmaß folgendermaßen beſtimmet worden:

Ein Stück leinen Garn hält 6 Strähnen; die Strähne 2 Zaspel oder Zahlen, oder 40 Gebinde, jedes von 20 Fäden,

über-

überhaupt also 800 Fäden. Die Weite des Haspels oder der Weise ist in einigen Gegenden zu 3, in andern zu 4 Ellen.

Vom baumwollenen und wollenen Garn hält ein Stück 12 Zaspel oder Zahlen, jedes von 20 Gebinden, ein Gebinde zu 20 Fäden. Die Länge eines Fadens baumwollen Garn um die ganze Weise, ist 3 Ellen, also die ausgestreckte Zahl oder Zaspel $\frac{3}{4}$ Ellen. Vom schafwollenen Garn hält der Faden 4 Ellen, und vom wollenen so genannten setten Gespinnste 4 Ellen.

In Leipzig hielt sonst ein Stück Garn 4 Strähnen oder 12 Zaspel; 1 Zaspel zu 20 Gebinde; 1 Gebinde zu 20 Fäden; 1 Faden zu 4 Ellen; mithin 1 Zaspel zu 400 Fäden und 1600 Ellen.

Von feinem Gespinnste rechnete man 6 Strähnen auf ein Stück, die Strähne zu 2 Zaspel oder 40 Gebinde; die Zaspel zu 20 Gebinde; das Gebinde zu 20 Fäden; den Faden von der kleinen Weise zu 3, von der groken zu 4 Ellen.

In den Tuch- und Zeugmanufacturen wird das wollene Garn von den Spindeln auf einen Haspel, Fig. 1244 gebracht, und daraus Zaspel oder Zahlen zur Kette oder zum Einschlag gemacht. Aus den Kettenzahlen macht man Spulen, um hernach zum Aufscheren zu schreiten; die Einschlagzahlen findet man auf andern Spulen, welche in die Schiffchen geleget werden. Der Umfang eines solchen Haspels ist in Deutschland 2 $\frac{1}{4}$, in Frankreich nur 1 $\frac{1}{4}$ Elle weit. An der Seite des Haspels, und auch an dessen Achse, befinden sich verschiedene kleine Räder mit Zähnen, welche in einander greifen. Der Durchschnitt dieser Räder ist dergestalt proportionirt, daß sich die Achse des letztern nur einmal umdreht, unterdessen daß sich der Haspel 60mal umdreht. Indem aber das kleine Rad seine Wendungen vollendet, trifft es einen kleinen Hebel an, welcher verursacht, daß eine Glocke oder ein kleiner Hammer schlägt. Dieses Geräusch zeigt dem Arbeiter an, daß sein Haspel 60mal herum gegangen ist. Diese Länge von Fäden wird ein Gebinde (eine Fitze) genannt. So bald die Glocke geschlagen oder der Hammer geklappt hat, bemerkt der Arbeiter diesen Schlag

mit einem hölzernen Nagel, welchen er in eins von den Löchern, die in den Tisch oder an ein Ende des Haspelgestelles gebohrt sind, steckt. In Deutschland machen 44, in Frankreich aber 60 Fäden ein Gebinde; und man braucht, nach der Gewohnheit der verschiedenen Manufacturen, mehr oder weniger Schläge, oder Nägel oder Gebinde zu einer Zahl; gemeiniglich aber nimmt man in Frankreich deren 12. Da eine Zahl also aus 12mal 60 Wendungen besteht, so betragen sie zusammen 720. Die Zahlen zum Einschlag haben einen Schlag weniger, so daß sie nur aus 660 Fäden oder Wendungen bestehen. In den Manufacturen zu Louviers bestehen die Zahlen zur Kette aus 660 Wendungen des Haspels, die zum Einschlag aber aus 600. Der Umfang des Haspels hat $\frac{1}{4}$ Ellen.

Man hat auch Haspel, welche die Anzahl der Schläge an einem Weiser bemerken, so daß man der Mühe, den hölzernen Nagel bey jedem Schlage fortzurücken, überhoben ist; und die Zahl wird für voll erkannt, wenn die Nadel, welche die Schläge zeigt, 1mal auf dem Weiser herum gegangen ist.

Fig. 1244. A die Achse des Haspels. Der Theil B ist so geschnitten, daß Zähne von einem andern Rande eingreifen können. C ein Rad mit Zähnen, dessen Achse D ebenfalls so geschnitten ist, daß Zähne von einem andern Rade eingreifen können. E ein grokes Rad, vermittelst dessen die Schläge geschehen. F der Hammer, der sie thut. G die Querhölzer an dem Haspel, worauf die Zahl I nach und nach entsteht, so wie nämlich die gesponnene Wolle von der Spindel H abgewunden wird. K zusammengeschlungene Zahlen oder Stücke.

Auch das horizontale Drehkreuz, die Fußwege damit für Pferde und Wägen zu versperren, führt an einigen Orten den Namen eines Haspels.

Noch häufiger bedient man sich des Haspels als eines Hebezeuges, Lasten damit zu bewegen und in die

Höhe

Höhe zu heben, insonderheit beym Bauen und in Bergwerken; Fr. Guindal, Guindale, Guindeau, Guindas, Vindas.

Der Haspel ist, nach dem Hebel und Flaschenzuge, das einfachste Hebezeug, und besteht aus einer auf zwey Stützen liegenden Welle, welche vermittelst einer Kurbel, oder kreuzweise durchgesteckter Stäbe umgedrehet wird. Es ist derselbe eigentlich ein Hebel ohne Ende, oder ein geschlossener Hebel, d. i. ein Hebel, welcher so lange als die Seile oder Kette, woran die Last befestigt ist, zureicht, fortgetrieben werden kann; da hingegen der Hebel entweder, wenn er einmal niedergedrückt ist, fortgesteckt oder die Last unterbauet werden muß.

Die Haspel sind entweder liegende, d. i. wenn die Welle mit dem Horizont parallel geht, als: der Berghaspel, der Radhaspel und der Kreuzhaspel; oder stehende, d. i. wenn die Welle auf dem Horizont parallel steht, als: der Bodenhaspel, und die Erdwinde.

Der Berghaspel ist ein mit einer bevorstehenden Handhabe, oder einem so genannten Horne, versehener Haspel, dessen man sich im Bergbaue bedient, Erz und Steine aus der Grube zu ziehen. Von gedachtem Horne wird er auch der Hornhaspel, imgleichen der Kennbaum oder Rundbaum genannt, welches letztere Wort aber eigentlich nur die Welle bezeichnet. Es giebt keine Maschine, welche öfter und mehr gebraucht wird, als diese; denn, so bald der Bergmann nur eine Lachter tief abgesenkt hat, oder der Schurf so tief geworden ist, ist er schon beschäftigt, Kübel und Seil einzuwerfen, d. i. einen Haspel zu setzen, ohne welchen der Kübel und das Seil nicht gezogen werden kann.

Ein Berg- oder Hornhaspel, Fig. 1245 a), besteht aus einer Welle, welche der Haspelbaum oder Rundbaum genannt wird, und an beyden Enden so genannte Bläuel oder Bläueleisen hat, woran die

Handhaben oder Kurbeln (Haspelhörner) befestigt sind. Um den Baum wird ein Seil geschlagen, und vermittelst dessen wird Berg und Erz durch die Haspel-Knechte oder Haspelzieher aus der Grube gewunden.

AB der Rundbaum. cd, die Bläueleisen, welche mit der flachen Spitze a b im Rundbaum befestigt, von b bis c rund, (damit sie in der Pfanne oder dem Pfadeisen M willig und gern umgehen,) und von c bis d flach sind, um das Haspelhorn EF mit dem Ende E daran zu befestigen.

Das Gestell, worauf der Haspel mit einer Welle ruhet, (das Haspelgestell,) Fig. 1145 b, besteht aus zwey senkrechten Hölzern, worin die Welle liegt, oder den so genannten Haspelstützen, GH; zween horizontalen Balken, worin die Haspelstützen eingezapft sind, oder den so genannten Pfuhlbäumen, I und dem Orte über dem Schachte wo die Kübel ausgestürzet oder ausgeschüttet werden, oder der so genannten Hängebank oder Hangelbank, KL. M ist das so genannte Pfad-Eisen, oder Pfuhleisen, oder die Pfanne, worin der Zapfen der Welle oder des Rundbaumes läuft, und in die Haspelstützen bey N eingelassen ist. Um den Rundbaum wird das Bergseil O geschlagen, und an beyden Orten ein Kübel eingehängt, damit, wenn der eine hinab geht, der andere aufsteige. Der Raum zu beyden Seiten des Hornhaspels, neben den Hörnern des Haspels, wo die Haspelknechte stehen, wird die Hornstatt genannt.

Bey diesem Berghaspel ist noch folgendes zu bemerken. 1) Die Dicke des Rundbaumes muß gegen die Länge der Haspelhörner so proportionirt seyn, daß zween Haspelknechte mit Gemächlichkeit und ohne ihren Schaden ziehen und eine Schicht aushalten können. 2) Die Haspelstützen und Haspelhörner müssen nach der Länge des Haspelknechtes eingerichtet seyn.

Mit einem solchen Haspel fördert man die Erze und Steine durch einen Haspelknecht in seigern Schächten, bis auf 15 Lachter tief, und bringt, nach Beschaf-

fenheit

senheit der Schwere der Mineralien, ½ bis 1 Cntn. Erz, oder Steine, zu Tage.

Wenn ein seigerer Schacht oder ein Gesenke über 15 und bis 30 und 32 Lachter tief ist, stellt man bey demselben zween Haspelknechte, nämlich auf jeder Seite des Haspels einen Knecht, an. Können aber weder bey einem, noch bey zween Haspelknechten, die Erze und Steine sämtlich gefördert werden: so stellt man zween Haspel neben einander, und zwar so, daß die Rundbäume, nach Beschaffenheit des Ziehschachtes, den langen oder kurzen Stößen dieses Schachtes parallel sind; Fig. 1246 a) und b). Zween solche Haspel neben einander leisten auch ihre Dienste, wenn man in Triebsande, oder in starkem Wasser, zwo Schächte, um desto eher nieder zu kommen, in der Entfernung von 6 Lachter, neben einander nieder macht, und einen um den andern weiter absenket, da sich dann das Wasser stets in den tiefern zieht.

Außer dem jetzt beschriebenen einfachen und zweymännischen Berghaspel, hat man dergleichen viermännische und mit einem Schwungrade verstärkte. Fig. 1247.

Man macht, in dieser Absicht, über den Ziehschacht ein Viereck von zusammen gesetzten Schachthölzern (ein Gevierc) a b c d, mit seinen Haspelstützen, e f und g h. Der Rundbaum f h ist 10 bis 12 Zoll dick. In jedes Ende schlägt man ein Haspelhorn, und zwar ein doppeltes, welches aus den beyden Knieen, d i und k l und den Hörnern, i k und l m besteht, woran aber das Knie d i 1 Fuß und 8 Zoll, das Knie k l hingegen 3 F. 4 Z. hoch ist, und die Hörner i k, l m, 2½ Fuß lang sind. Alsdann schlingt man ein Seil, welches einen starken Zoll dick ist, um dem Rundbaum, und hängt an jedes Trumm einen zweymännischen Kübel, so hat man einen so genannten viermännischen Haspel, wobey man an jeder Seite zween Haspelknechte anstellen kann, so daß zween an einem Horne auf einer Seite, und zween an dem andern Horne auf der andern Seite, neben einander stehen, daß also, wenn einer an einer Seite von oben herunter drückt, der andere von unten herauf zieht, mithin

stets zween, der eine an diesem, der andere an dem andern Horne zugleich von oben herunter drücken, wenn die andern zween, der eine an diesem, der andere an jenem Horne, zugleich von unten herauf ziehen.

Mit einem solchen viermännischen Haspel fördert man 2 Ent. Erz und Steine auf einmal, und zwar mit mehrerer Geschwindigkeit, als mit dem einmännischen Haspel, auf 20 bis 30 Lachter tief seiger heraus.

Man kann auch zween solche Haspel neben einander stellen, und, wenn sehr tief zu fördern ist, etliche Haspel stets 10 Lachter tief unter einander anbringen. Diese Art Haspel leistet besonders alsdann ihren Nutzen, wenn man zwo Schächte neben einander abteufet, um desto eher nieder zu kommen.

Man macht zuweilen an den ein- oder viermännischen Haspel ein Schwungrad n o. Dieses wirkt nur so viel, daß die Maschine desto gleichförmiger geht, keinesweges aber erleichtert es die Kraft.

Bey einem, wie bey dem andern Haspel bedient man sich zuweilen auch in sehr nassen Schächten, worin die hänfenen Seile bald verfaulen, statt des Seiles einer Kette, (eines so genannten eisernen Seiles,) allein dieses beschwert den Haspel.

Der Rad-Haspel ist eine Maschine, welche von dem gemeinen Hornhaspel weiter nicht unterschieden ist, als daß, an statt der Haspelhörner, an der Welle oder an dem Rundbaume eine runde Scheibe (ein Haspel-Rad) befestigt ist, an dessen Peripherie so viel Stäbe, die man Hörner nennt, in einer solchen Weite von einander eingesetzt sind, daß eine Person bequem von dem einen Stabe bis zum andern langen kann. Fig. 1248 a). Dieser Haspel hat den Vortheil, daß viel größere Lasten damit gehoben werden können, nicht nur, weil die Scheibe weit mehr Stärke und bessere Haltung hat, als das Haspelhorn und schwache Zapfen, sondern auch weil mehr Personen daran arbeiten, auch durch die Schwere des Leibes mehr Gewalt anwenden können, als mit den bloßen Armen am Hornhaspel geschehen kann.

Man findet auch Radhaspel, da die Scheibe oder das Rad mit den Hörnern außerhalb den Haspelstützen,

an

an statt des Haspelhornes, angebracht ist; Fig. 1248 b). Allein, weil der Zapfen in solchem Falle sehr stark seyn muß, ist er auch einer starken Friction unterworfen.

Besondere Arten von Radhaspel beym Bergbau, bilden Fig. 1249 a) und 1251 ab.

Man baut, wie gewöhnlich, über den Ziehschacht ein Gevierte mit seinen Haspelstützen; macht den Rundbaum, a b, Fig. 1249 a), 14 Zoll dick, und befestigt an denselben ein mit Spillen versehenes Rad c d, welches 6 bis 7 Fuß hoch ist. Man macht, in dieser Absicht, aus 6 Stücken, aus so genannten Krümmlingen oder Felgen, a b, b c, c d, d e, e f, und f a, Fig. 1249 b), die im äußern Zirkel 6 bis 7 Fuß im Diameter haben, 3 Zoll dick und 6 Z. breit sind, zween Kränze, dergestalt, daß man die Krümmlinge in a c e b d und f. an den so genannten Wechseln, wo sie nämlich zusammen gestoßen werden, wie bey c und d zu sehen ist, 1 Fuß lang über einander blattet, und mit hölzernen ¾ Zoll dicken Nägeln zusammen nagelt, in der halben Breite diese Kränze aber im Kreise herum, und zwar in der Entfernung von 1 Fuß bis 16 Zoll, Löcher bohret, welche 1½ Z. weit sind. Alsdann macht man aus Holz, welches 3 Z. dick und 6 Z. breit ist, drey einfache durch die Welle gehende Arme a b, c d und e f, Fig. 1249 c), die so lang sind, als das Rad hoch ist; bey a, c, e, b, d und f aber schneidet man 3 Z. tief und 6 Z. lang, also so dick und breit, als der Kranz ist, das Holz aus der breiten Seite der Arme heraus, damit man in diesen Einschnitt den einen Kranz von dem Spillenrade legen könne. Damit aber kein Arm über den andern vorstehe, sondern dieselben alle in einer durch die Mittellinie der Breite der Arme gedachten seigern Fläche stehen: so schneidet man diese Arme bey g dergestalt über einander, daß sie in gedachter Fläche stehen. Man schneidet nämlich aus dem ersten Arm a b Fig. 1249 d), in der Mitte c, das Holz bis auf ⅓ seiner Breite nach der Figur heraus, wie ihn der zweyte oder mittlere Arm überschneidet, wenn dieser nach dem Gertanten über ihn gelegt wird. Diesen, den mittlern Arm a b nun, Fig. 1249 e), schneidet man in der Mitte, bey c und d von beyden Seiten, bis auf ⅓ seiner Breite, ein, da denn in der Mitte noch ⅓ von der Holzbreite stehen bleibt; man macht aber den Einschnitt bey c nach der Figur, wie den mittlern Arm der erste Arm, den Einschnitt bey d hingegen nach der Figur, wie diesen mittlern Arm der dritte oder Schlußarm, wenn er auf den

Gev-

Sertanten gelegt wird, überschneidet. Endlich schneidet man auch den Schlußarm a b, Fig 1249 f), bey c bis auf $\frac{1}{3}$ seiner Breite, und zwar nach der Figur ein, wie ihn die andern Arme schneiden, damit alle diese Arme an dem Orte, wo sie überschnitten werden, in den Schluß gehörig verstirnt werden, und sich in der Welle nicht verschieben (verschießen) können. An den Enden der Arme, wo sie auf dem Kranze liegen, bohrt man drey, $\frac{3}{4}$ Z. weite, Löcher durch sie und den Kranz. Auf gleiche Art macht man noch drey Arme, damit zween auf diese, und zween auf die andere Seite des Rades kommen.

Wenn an dem Rade nur ein Haspelknecht ziehen soll, macht man dasselbe im Lichten nur 1 Fuß und 2 Zoll, wenn hingegen an demselben zwo Personen drehen sollen, 2 F. 6 Zoll weit. Ist diese Weite festgesetzt, so bestimmt man auf dem Rundbaume den Kreis a b, Fig. 1249 g), worin die Mitte des Rades fällt, so, daß solches nur 1 F. 8. Z., um nur für die Armlöcher in dem Rundbaume Raum zu behalten, von der Haspelstütze k entfernt ist, auf der Welle selbst aber schnürt man durch eine mit Kohlen, Kreide oder, Röthel bestrichene Schnur, nachdem man die Puncte e und d durch ein auf beyden Seiten von dem Kopfe des Rundbaumes durch den Mittelpunct n gehängtes Loth d k gesucht hat, die Linie e d auf, und sticht von dem Puncte c, in welchem die Linie e d die Linie a b schneidet, bis in g die halbe Weite des Rades im Lichten gemessen, und die Dicke des Kranzes; um diesen Punct g aber reißt man ein Rechteck auf, welches die Dicke der Arme zur Breite, die Breite derselben aber zur Länge hat, und zwar so, daß die langen Seiten dieses Loches der Axe des Rundbaumes parallel seyn. Nach diesem Rechteck nun meißelt man senkrecht ein Loch durch den ganzen Rundbaum: so hat man das Loch zu dem ersten Arm. Vor dem Kopf des Rundbaumes theilt man den größten Zirkel, der sich vor ihm aufreißen läßt, aus dem Puncte d in 6 gleiche Theile d m, m p, p k, k l, l q und q d; eben so theilt man aber auch auf der andern Seite den Wellbaum vor dem Kopf ein, und schnürt die Linie q r auf; mißt alsdann auf dieser Linie von dem Kreise a b bis in s die halbe Weite des Rades im Lichten, die Dicke des Kranzes, und $\frac{1}{3}$ von der Breite eines Armes ab, zeichnet um diesen Punct, wie vorhin, ein Armloch, giebt solchem aber nach e zu in der Länge $\frac{1}{3}$ von der Breite der Arme zu, und meißelt solches durch die Welle: so hat man das Armloch a zum mittlern Arm. Man schnürt ferner die Linie m r auf, und mißt von dem Kreise a b bis in u die halbe Weite des

Rades

Rades im Lichten, die Dicke des Kranzes und $\frac{1}{3}$ von der Breite der Arme; um diesen Punct reißt man wieder ein Armloch u auf, giebt ihm aber, nach e zu, $\frac{2}{3}$ von der Breite der Arme zu, und meißelt solches durch die Welle: so hat man das Loch zum Schlußarm. Durch diese Einrichtung der Arme und Armlöcher ist man also in den Stand gesetzt, daß man, wenn man den ersten Arm in die Welle gesteckt hat, alsdann mit dem mittlern Arm einfahren, und solchen in dem ersten in seinen Einschnitt legen, hernach aber auch mit dem Schlußarm bis auf die Hälfte seiner Länge einfahren, und solchen in seinen Einschnitt in dem mittlern Arm legen; mithin alle drey Arme in eine seigere Fläche stellen kann. Damit nun diese Arme fest an einander geschlossen bleiben, macht man zween viereckige Schlußkeile, welche genau in die übrig gebliebene Oeffnung der Löcher s und u passen, und beym Aufschlagen des Rades fest in den Rundbaum getrieben werden können. So wie man aber bey g die Welle gelochet hat, so thut man ein gleiches auf der andern Seite bey e, setzt in dem Fall aber jedes Loch um 1 Zoll weiter nach den gegenüber stehenden Armlöchern, wenn die Arme auf der Breite des Kranzes um 1 Z. tief eingelassen werden sollen.

Hierauf macht man Spillen, $1\frac{1}{2}$ Zoll dick, welche so lang sind, als das Rad mit den Backen oder Kränzen gemessen weit ist. Ist solchergestalt das Rad fertig, so bringt man den Rundbaum auf die Haspelstützen, und schlägt das Rad auf, indem man die durch die Welle gesteckten und fest gekeilten Arme mit hölzernen, $\frac{1}{4}$ Z. dicken, Nägeln an die Kränze befestiget, und die Arme nebst den Spillen fest zusammen keilet. Alsdann umwindet man den Rundbaum mit einem 1 bis $1\frac{1}{4}$ Z. dicken Seil, und schlägt einen zweymännischen Kübel oder eine Tonne daran, deren jede 3 Ctn. enthält. Endlich macht man an den Schacht in die Mitte des langen Stoßes einen Tummelbaum g h, Fig. 1249 a), welcher oben und unten in einer Spur beweglich ist, und einen in i beweglichen Hebel k l hat, wodurch man alsdann den Kübel oder die Tonne aushängen, und durch Drehen auf die Seite setzen kann. Damit aber auch das Rad still stehen bleibe, wenn die Tonne heraus ist, so macht man an jeder Seite auf den Boden, worauf die Haspelknechte stehen, eine in einem Gewerbe bewegliche, schräg in die Höhe stehende, eiserne Stange mit einem Haken p, welcher über die Spillen greift, und über eine solche Spille fällt, wenn man mit dem ziehen einhält, und eine an ihm befestigte Kette, die in der Hö-

he eines Mannes eingekraft ist, aushänget. Damit auch bey dem Ausheben der Tonne, wenn dieselbe in einer Schlinge hängt, der Haspel zurück gehen, und sich der nöthige Theil des Seiles abwickeln könne, macht man an jeden Haken einen Zug p, q, r, s, der wie ein Schellen-(Klingel-) Zug beschaffen ist, wodurch man, unterdessen da man mit der Brust die in den Hebel gefaßte Tonne hält, den Haken in die Höhe ziehen, und den Zug in einen Nagel krapfen, nach gestürzter Tonne aber den auf diese Art eingekrapften Haken los machen, und vermittelst seiner Kette anhängen kann. Einen solchen Zug aber macht man nur in dem Falle, wenn man einmännisch fördert, weil, wenn zwey- und viermännisch gefördert wird, ein Haspelknecht den Haken aus-, und mit seiner Kette aufhängen kann.

Mit einem solchen Radhaspel fördert man 3 Centner, bis 20, 30 und mehr Lachter tief.

Macht man das Rad nur 1 F. 2 Z. im Lichten weit, und will doch zweymännisch fördern, so muß man noch ein Rad e f, Fig. 1249 a), anbringen. Es ist aber besser, wenn man nur ein Rad, und solches im Lichten 2 F. 6 Z. weit macht, weil der Rundbaum alsdann nicht so schwer wird, mithin die Maschine leichter zu bewegen, und bey den Zapfen weniger Friction ist. Macht man 2 Räder an den Rundbaum, jedes aber im Lichten 2 F. 6 Z. weit: so hat man einen viermännischen Radhaspel, und bey diesem kann man den Rundbaum 1 F. 6 Z. dick machen.

Man kann die Räder auch außerhalb den Haspelstützen anbringen, Fig. 1250 a); alsdann aber muß man den Rundbaum bey a unterbrechen, und mit einem Zapfen verbinden, welcher, damit er sich in dem Rundbaume nicht drehe, mit zwey Bläueln a und b, Fig. 1250 b), und etlichen eisernen Ringen an diesen Bläueln, versehen werden muß.

Man thut wohl, wenn man diesen Haspel, die Räder mögen inn- oder außerhalb den Haspelstützen stehen, so einrichtet, daß der Rundbaum in der Höhe eines Mannes liege, weil alsdann die Schwere des Körpers mitwirken, und die Kraft unter einem rechten Winkel angebracht, folglich mit dieser Maschine mehr ausgerichtet werden kann. Bey dieser Einrichtung erhält man außerdem aber auch den Vortheil, daß man höhere Räder, von 8, 10 bis 12 Fuß, anbringen kann.

Weil sich bey einem Rade die Kraft zur Last, wie der Radius der Welle zum Radius des Rades, verhält, der Radius

des

des Rades bey einem Radhaspel aber viel größer ist, als der Radius des Hornes bey einem Hornhaspel: so begreift man leicht, daß man mit einem Radhaspel weit mehr ausrichten kann, als mit einem Hornhaspel. Man fördert wirklich in einerley Zeit 2, 3 bis 4 Ctn. mit jenem, da man mit diesem etwann 1 fördert.

Man kann dieser Radhaspel etliche neben einander, auch verschiedene unter einander anbringen.

Eine andere Art von Radhaspel beym Bergbau, welchen man einen Trethaspel nennen kann, findet man Fig. 1251 abgebildet. Man kann deren auch etliche unter einander anbringen, und mit einem solchen Haspel 3 bis 4 Centner, 20, 30 und mehr Lachter tief fördern. Macht man auf jeder Seite an den Rundbaum ein Tretrad, so kann eine solche Maschine durch vier Mann bewegt, und damit eine große Last auf einmal gefördert werden. Man kann auch das Rad so weit machen, daß vier Mann darin gehen können.

Verschiedene durch Drillinge, Kumpfe, Stirn- und Kammräder verstärkte Berghaspel, findet man in Hrn. Kammerrath Cancrinus ersten Gründen der Berg- und Salzwerkskunde, 7. Th. 2. Abth. Frf. M. 1778, 8. S. 34, fgg. beschrieben und abgebildet.

Der liegende Kreuzhaspel, L. Succula, ist dem Horn- und Radhaspel in allem gleich, außer daß, an statt der Haspelhörner und der Scheibe, an beyden Seiten des Wellbaumes, kreuzweise Bäume oder Hebel durchgesteckt sind, Fig. 1252. Dieser Haspel ist vornämlich bey Bäuen bequem zu gebrauchen, weil man dadurch eine ziemliche Last heben, und wenigstens vier Personen anstellen kann, welche sämtlich ihre Kraft anwenden können. Wenn man den halben Diameter des Rundbaumes 4 Zoll, und ein Horn bis zur Anfassung mit der Hand 24 Zoll rechnet: so bekömmt man sechsfache Kraft, welche auf einen Mann 50 Pfund gerechnet, auf vier Personen fast an 11 Centner beträgt.

Bey dem stehenden Kreuzhaspel, Badenhaspel, oder der Winde, dergleichen man gemeiniglich auf den Böden, wo man Getraide oder andere Last von der Straße oder dem Hofe hinauf zu schaffen hat, antrifft, sind nur in der Mitte des verticalen Wellbaumes, Bäume oder Hebel kreuzweise durchgesteckt, und das Seil geht von dem Wellbaume, über eine oder mehrere Scheiben A, auf die Straße oder den Hof hinab, da dann solchergestalt die Last, vermittelst zweer oder mehrer Personen, durch Umtreibung der stehenden Welle hinauf gewunden wird; Fig. 1253. Man hat bey dieser Einrichtung den Vortheil, daß, wenn eine grosse Last zu heben ist, aber wenig Personen dazu vorhanden sind, diese nur den äußersten Theil der Arme oder Hebel fassen dürfen, so erhalten sie durch einen solchen weiten Zirkel auch große Kraft; hingegen bey geringer Last und überflüssiger Kraft, darf man nur an den Armen näher nach dem Centrum zugreifen, und man kann solchergestalt durch einen kleinen Umkreis die Arbeit beschleunigen, so daß weder Zeit noch Kraft verloren geht. Wenn dieser Haspel die Last sehr hoch heben, und mithin viel Seil aufwinden muß, ist die Welle desto weiter von der Scheibe A zu setzen, damit das Seil nicht einen so scharfen Winkel mache, und sich auf einander zu Schanden reibe.

Einen noch vortheilhafter eingerichteten stehenden Haspel, die Getreidesäcke auf den höchsten Boden sicher und bequem zu ziehen, nach der Angabe des ehemaligen Abtes im Kloster Berge, Hrn. Hähn, bildet Fig. 1254 ab.

Im Kloster Berge wurde alljährlich eine große Menge Getreide, welches theils aus der eigenen Oekonomie und Feldbau gewonnen, theils von den Klosterunterthanen und Pachtleuten gebracht wurde, auf den Boden gelie ert. Der Boden war über dem Speisesaale des Conventes, über den alten Stuben des Abtes und über den Stuben der Conventualen, welche in gemein mit Scholaren, und zwar mit gräflichen und adelichen

Kin-

Kindern besetzt waren. Da nun, wenn die Säcke auf den Boden an einem darauf gestandenen stehenden Haspel von 6 bis 8 Bauerknechten aufgezogen wurden, das Trappen und Stampfen beynahe unausstehlich war, Mauer, Kalk und Staub von der Decke in die Stube herab fiel, Präceptoren und Scholaren aber unruhig und verdrießlich wurden, und man darüber beständige Klagen hören mußte: so dachte man mit Ernste darauf, dieser schädlichen und verdrießlichen Aufwindung der Getreidesäcke abzuhelfen.

Dazu kam noch eine viel dringendere Bewegungsursache. Es war ein altes Gebäude, auf dessen Boden das Getreide geschüttet wurde, und die Balken waren zum Theil morsch. Einige derselben befand man an dem Ende, wo sie auf der Mauer lagen, schon ziemlich angefault, weil wegen einiger schadhaft gewordenen Kehlen am Dache, von vielen Jahren her, das Regenwasser sie stockend und faulend gemacht hatte. Ein sehr hohes und schweres Dach war es auch. Mehr als 100 Wispel Getreide lagen manchmal auf dem Boden. Die 6 bis 8 Bauerknechte traten und stampften gewaltig, und oft unbändig. Daher war es hohe Zeit, theils an eine Reparatur dieses Daches zu denken, theils die Art, Säcke aufzuziehen, zu verändern, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, daß ein großes Unglück entstehen, und der Boden mit dem Dache einstürzen möchte.

Weil nun die Bauerknechte schwer auf den Boden zu bringen waren, um einander die Säcke aufziehen zu helfen, und darüber Streit, Versäumniß und viele unangenehme Weitläuftigkeiten entstanden: so gab auch dieses eine Veranlassung mit ab, diesen stehenden Haspel auf dem Boden abzuschaffen, und dafür einen neuen unten auf der Erde zu errichten, welcher weit vortheilhafter wäre.

In dieser Absicht ließ man unten auf den Erdboden, nahe an der Hausthüre, 2 eichene Balken, A und B, Fig. 1254 a) 1 Fuß ins Gevierte und 14 F. hoch, fest in die Erde, 5 bis 6 Fuß tief, einsetzen. Ueber denselben war ein eben so dicker Querbalke H K eingesetzt. In der Mitte dieser beyden aufrecht stehenden Balken brachte man eine stehende Welle D an. Oben gieng sie mit ihrem eisernen Bolzen in dem Querbalken H K, unten aber lief sie mit dem andern Bolzen in einer Büchse (Pfanne) g, welche in ein Stück Eichenholz gelegt war. Durch diese Welle giengen 2 starke Hölzer a b, c d, als die Drehbergel, jedes 12 Fuß lang, die man einstecken und wieder ausnehmen konnte, wenn man nicht mehr Säcke aufzog. Ueber diesen

beyden Hölzern wurde an der Welle D ein Kranz e von Latten gemacht, auf welchem sich das Seil, welches durch die, in eine der stehenden Säulen eingesetzte Rolle f oder Kloben gieng, aufwickelte. An der obersten Luke des Kornbodens bey E machte man an dem aus der Luke hervor ragenden Balken einen starken, festen, eisernen Haken m an, setzte eine messingene Rolle n in diesen Balken ein, hakte das Seil in den Haken ein, ließ es über die messingene Rolle n gehen, applicirte aber in der Mitte nach einen Kolben o mit einer ebenfalls von Messing gemachten Rolle, um welches sich das Seil wand; Fig. 1254 b).

Wenn nun die Säcke mit Getreide in die Höhe gewunden werden sollten, dreheten 2 bis 3, auch 4 Personen, nachdem man viel oder wenig Säcke aufzuwinden hatte, mit den Drehbengeln a b, c d um. Das Seil wand sich durch die Rolle f an der stehenden Welle D auf, und man konnte mit weniger Kraft 3 Säcke mit Weizen sicher und bequem aufwinden. Denn gesetzt, die 3 Säcke Weizen, jeder von 3 Scheffel, wären 10 Centner: so hielt nach den Regeln der Mechanik, wegen des angebrachten einzelnen Klobens, der Haken in m 5 Ctn. und die Arbeiter hatten nur noch 5 Ctn. zu überwältigen. Weil nun aber der Radius oder der halbe Drehbengel sich zu der Dicke der aufrecht stehenden Welle wie 1 zu 6 verhielt: so gehörte zu Hebung der 550 Pfund nur der 6te Theil Kraft, und es wurde also nur eine Kraft von $91\frac{2}{3}$ ℔. erfordert. Wenn nun 2 Arbeiter an diese Maschine gestellt waren, so hatte jeder $45\frac{5}{6}$ oder 46 ℔. (wir wollen wegen der Friction 50 ℔. annehmen) anzuwenden. Waren es 4 Arbeiter, so durfte jeder nur 22 ℔. (wir wollen dafür aber 26 ℔. Kraft setzen) anwenden, die Maschine zu bewegen. Hieraus erhellet zur Genüge, wie viel Kraft blos durch die einzelnen Kloben und die Drehbengel erspart worden, die Säcke auf den Boden zu bringen. Es gieng deswegen nicht langsamer, als bey voriger Maschine; denn obgleich das Seil doppelt war, so giengen doch die Arbeiter, indem sie nur wenig Kraft anzuwenden nöthig hatten, desto hurtiger herum, und wanden das Seil eher auf, als sonst.

Der Nutzen und die Vortheile, welche man von dieser Maschine hatte, waren vielfach und ganz erheblich. Denn erstlich wurde dadurch der Kornboden nicht mehr mit so vielen plumpen Bauerknechten angefüllet, zerstampfet und schadhaft gemacht; mithin fiel die obgedachte Beschwerlichkeit wegen des Getöses und herab fallenden Kalkes gänzlich hinweg. Der

Gefahr

Gefahr wegen des schadhaften Daches war dadurch auch mit vorgebeugt worden. Was sonst 6 bis 8 Personen thun mußten, konnten jezt 3 oder 4 verrichten. Die Knechte wenigstens, die aus einem Dorfe waren, wenn sie Pachtkorn brachten, halfen einander willig drehen; die Maschine gieng also deto leichter, und man wurde mit dem Aufwinden eher fertig. Die Gefahr wegen Herablassung der Säcke vom Boden, wenn das Getreide nach der Stadt zum Verkauf gefahren wurde, fiel auch weg; weil, wenn man bey der alten Maschine sich nicht wohl vorsah, die Kornsäcke ins Fallen kamen, und die Arbeitsleute an dem Drehbengel herum schlenkerten, welches aber bey dieser wegen des Klobens nicht zu besorgen war. Wenn man Tagelöhner zum Auf- oder Abwinden der Getreidesäcke nehmen mußte, so brauchte man statt 6 bis 8, nur 3 bis 4, und ersparte das Tagelohn.

Damit die Arbeiter im Trocknen stehen, und vom Regen und Schnee nicht so sehr leiden, und zur Arbeit unlustig werden möchten, wurde von starkem Sackzwillich die Maschine mit einem conischen Zeltdache F bedeckt, welches bey dauerhaftem schönen Wetter, oder im Sommer, wenn nicht viel Getreide aufzuwinden war, leicht weggenommen werden konnte.

Wäre auf dem Kirchhofe genugsamer Plaz gewesen, so hätte man den stehenden Haspel gar nicht errichten, sondern nur ein Stück Holz fest in die Erde graben, in dasselbe eine hölzerne Rolle einsezen, das Seil r s durchziehen, und entweder durch Menschen, Pferde oder Ochsen die Säcke auf den Boden bringen lassen. Wiewohl diese Art nicht allemal sicher ist, indem Menschen und Vieh entweder zu schnell ziehen, auch wohl jählings nachlassen, wodurch die Säcke ins Fallen kommen, und nicht zu erhalten sind.

Kurzgefaßte Beschreibung verschied. Maschinen ꝛc. Leipz. 1772, gr. 8. S. 109, fgg.

Der senkrecht auf der Erde stehende Erdhaspel, die Erdwinde, der Göpel oder Tummelbaum, L. Ergata, ist eine sehr nöthige und nüzliche Maschine, welche man bey Fortschaffung großer Lasten fast nicht entbehren kann, und welche man gemeiniglich andern Maschinen beyzugesellen pflegt. Diese Maschine wird darum Erdwinde oder Erdhaspel genannt, weil sie mehrentheils nur auf der Erde gebraucht, und auf selbi-

ger mit Pfählen befestiget wird. Fig. 1255 a). Das Seil darf nicht an die Walze A fest gemacht werden, sondern es fasset nur eine Person das eine Ende B, und zieht solches fest an, so wird sich das übrige nicht nur ab, sondern auch niemals in die Höhe winden, weil es allzeit vom dicken Bauche A herab rutschet. Je länger nun die Hebel CD sind, desto mehr Kraft kann damit ausgeübet werden.

Eine andere Kraft dieser Maschine hat Furtenbach in seinem mannhaften Kunstspiegel, S. 139, beschrieben. Er nennt sie auf Ital. den Argano, oder römischen Zug. Ihre Form und Beschaffenheit ist aus Fig. 1255 b) zu ersehen. Die 4 Arme A, welche an der Grundschwelle der Maschine B befindlich sind, dienen dazu; daß sie an die daselbst in die Erde eingeschlagenen Pfähle befestiget werden kann, damit sie sich nicht ziehe oder rücke. Das Vermögen dieser Maschine und die Berechnung derselben ist auf die Gesetze des Hebels gegründet. Der Wellbaum C darf nicht ganz rund gemacht werden, weil sonst das Seil zuweilen rutschet. Deswegen rieth *Galilæus de Galilais*, denselben unten und oben zwar rund zu drehen, an dem Orte hingegen, wo sich das Seil aufwickelt, in sechs flache Ecken zu brechen. Damit auch das Seil beständig in der Mitte bleibe, muß die Welle in der Mitte etwas vertieft werden, damit es nicht höher steigen könne, sondern von selbst immer an einander herunter rutsche. Denn das Seil muß im Aufwinden niemals doppelt über einander zu liegen kommen, weil es dadurch nicht nur Schaden leidet, sondern weil auch alsdann die Maschine schwerer geht. Deswegen muß allemal Jemand, dabey sitzend, sich mit den Füßen anstämmen, das Seil anhalten und gleichsam leiten.

Ein Mehreres von dieser Maschine findet man in Leupolds Theatr. machinar. S. 83, sqq.

In

In der am 10. Jun. 1780 gehaltenen Versammlung der königl. Societät der Wi ſ. zu Göttingen zeigte Hr. Prof. Lichtenberg ein sehr niedlich gearbeitetes Modell von einer verbesserten Erdwinde, wovon Hr. Bauschreiber Paul in Gotha der Erfinder ist. Es ist ein gemeiner Fehler der Erdwinden, daß das Tau sich immer so an der verticalen Welle auf= oder abwärts anlegt, daß man sich genöthigt sieht, sobald die Welle voll ist, alles los zu wickeln, um die Arbeit mit dem Tau wieder von vorn anzufangen. Bey dieser wickelt es sich um ein mit Gabeln versehenes Rad, so, daß man nunmehr fortarbeiten kann, bis das Tau zu Ende ist. Die Wirkung der Maschine wird durch einen Kloben verstärkt, dessen obere Rollen sehr geschickt in dem Gesellpfosten der Maschine selbst angebracht sind. Auch sind, um das Reiben der Welle zu vermindern, Frictionsrollen angebracht.

Von dem Haspel oder der Winde in den Färbereyen siehe Th. XII. S. 75, f.

Von dem Haspel oder der Winde der Jäger, worauf die Federlappen gewunden werden, oder dem sogenannten Federhaspel, siehe Th. XII. S. 412.

Auch die Kupferdrucker haben einen Haspel an ihrer Presse, die obere Walze zu bewegen, Fr. Croisée.

Von dem Haspel oder der Winde der Nadler siehe den Art. Giebe.

Haspel, (Berg=) siehe oben S. 231, fgg.
— — (Boden=) s. oben S. 240.
— — (Erd=) s. oben S. 243.
— — (Feder=) s. oben auf dieser Seite.
— — (Garn=) s. oben S. 226.
— — (Hand=) s. oben S. 227.
— — (Horn=) s. oben S. 231.
— — (Kreuz=) s. oben S. 239.
— — (Rad=) s. oben S. 234.

Haspel, (Schiff=) siehe Schiff=Winde.
— — (Schnapp=)
— — (Schnell=) } s. oben S. 227.
— — (Seiden=) s. in S.
— — (Tret=) s. oben S. 239.
— — (Zähl=) s. oben S. 227.
Haspel=Baum, s. oben S. 231.
Haspel=Gestell,
Haspel=Horn, } s. oben S. 232.
Haspel=Knecht, siehe Haspeler.
Haspel=Pumpe, im Bergbaue eine Pumpe oder Wasserkunst, welche von Menschenhänden gezogen wird; wo Haspel in der weitesten Bedeutung eine jede Bewegung zu bezeichnen scheint.
Haspel=Rad, siehe oben S. 234.
Haspel=Ramme, siehe unter Ramme.
Haspel=Stütze, siehe oben S. 232.
Haspel=Wurz, siehe Meer=Zwiebel.
Haspel=Zieher, siehe Haspeler.
Haspel=Zug, siehe Schraube ohne Ende.
Haspeler, ein Arbeiter, welcher den Haspel bewegt, welcher haspelt, und welcher im Bergbaue ein Haspelknecht oder Haspelzieher genannt wird; siehe oben S. 232.
Haspeln, den Haspel umdrehen, imgleichen vermittelst des Haspels bewegen. Erz aus der Grube haspeln. Das Garn haspeln, Fr. dévider, es von der Spule auf den Haspel bringen.

Von Jemanden, der sich sehr geschwinde bewegt, imgleichen sehr geschwinde plaudert, sagt man in Niedersachsen, er haspele, so wie man auch in Obersachsen die kreisförmige Bewegung der Füße im Gehen haspeln nennet.

Auch von Pferden sagt man in den Reitschulen: das Pferd haspelt, Fr. ce cheval dévide, d. i. es macht bey der Volte die Bewegung mit den Vorderfüßen

füßen zu geschwinde, mit den Hinterschenkeln aber zu langsam, entweder, weil es den Sporn nicht leiden will, oder weil es vom Reiter übereilt wird.

Hassel, ein Fisch; siehe Häseling.

Hasta, siehe Spieß.

Hasser, ein niederländisches Kornmaß, welches besonders in der Gegend von Gent gebräuchlich ist. 1 Hasser zu Gent hält 30 Pariser Septiers, weniger $\frac{1}{50}$.

Hastig, (*) ist nur in den gemeinen Mundarten, besonders Niedersachsens, üblich. 1. Eilfertig, eilig, geschwinde, hurtig. Hastig gehen, reden, essen. 2. Figürlich, jähzornig. Einen hastigen Kopf haben.

Hastula, ein Gewächs; siehe *Asphodelus*.

Hateletten, aus dem Fr. Hatelettes, nennt man in der Kochkunst gewisse auserlesene Stückchen (z. B. vom wilden Schwein, von jungen Hühnern, von fetten Lebern, von Hammelzungen, von Kalbsmilch, von Austern ꝛc.) welche, nachdem sie vorher in der Casserolle mit Butter, Salz, Pfeffer, Champignons, Petersilie, Schalotten u. d. gl. eine gewisse Zubereitung erhalten, und mit geriebenem Brode oder gebranntem Mehle bestreuet worden, an kleinen hölzernen oder silbernen Spießchen (welche ebenfalls Hatelettes heißen, auf dem Roste gebraten werden, um hernach eine Entreeschüssel oder eine Bratenschüssel damit zu garniren.

(*) Im Schwed. gleichfalls hastig. Im Nieders. hat man auch das Hauptwort, die Hast, die Eil, zu bezeichnen, Engl. Haste, Fr. Haste, Hate, Dän. und Schwed. Hast, imgl. das Zeitwort hasten, eilen, Engl. und Schwed. hast, Fr. hater, welches im Schwed. so wie das bretagnische hasta auch active für antreiben, beschleunigen, vorkömmt, und, wie Ihre bemerkt, mit dem Lat. castigare überein kömmt, welches die römischen Schriftsteller mehrmals in dieser thätigen Bedeutung brauchen. Sieht man das t in hasten als ein Zeichen eines Intensivi, Frequentativi oder einer ähnlichen Form an, so bleibt für die einfache Eil oder Geschwindigkeit has oder hasen üblich, wovon nicht nur unser haschen, sondern vielleicht auch Hase abstammen. Indessen behält auch Frischens Ableitung ihre Wahrscheinlichkeit, der es von heiß, Hitze abstammen läßt.

Hatereau, nennen die französischen Köche auf dem Roste gebratene, mit Pfeffer, Salz und Petersilie überstreute Leberschnitten, welche sogleich vom Roste weg gegessen werden.

Hatschier, ein nur noch an dem kaiserlichen Hofe zu Wien übliches Wort, einen kaiserlichen Leibtrabanten zu Pferde zu bezeichnen. Daher die Hatschierleibgarde, die kaiserliche Leibwache zu Pferde, zum Unterschiede von der Trabantenleibgarde, oder der Leibgarde zu Fuße.

Es ist vom Ital. und Span. Arciere, Fr. Archier, ein Bogenschütz, und dies vom Lat. Arcus, ein Bogen, weil diese Leibwache in den ältesten Zeiten aus Bogenschützen bestand.

Hatstatt, siehe Halt-Statt.

Hatz oder Hatze, so von hetzen im Oberdeutschen und bey den hochdeutschen Jägern am üblichsten ist, eine Hetze zu bezeichnen, d. i. eine Jagd, wo man wilde Thiere mit Hunden hetzet oder fängt. Auf die Hatz gehen. Die mehresten Hatzen geschehen auf Sauen und nach Hasen. So auch die Bärenhatz, Hasenhatz, Schweinshatz u. s. f. Figürlich werden auch so viele Hetzhunde, als zusammen eingehetzet sind, eine Hatze Hunde genannt, welches bey den Windhunden ein Strick, und bey den Jagdhunden eine Kuppel heißt. Siehe Hetzen.

Hau, (der) von dem Zeitworte hauen. 1. Die Handlung des Hauens, als ein Individuum betrachtet, doch nur in den niedrigen Sprecharten, wofür in den anständigern Hieb üblicher ist. Jemanden einen Hau geben, einen Hieb. Einen Hau in dem Gesichte haben. 2. Der Ort, wo gehauen wird, wo dieses Wort nur im Forstwesen üblich ist, einen Wald, oder denjenigen Theil eines Waldes zu bezeichnen, in welchem Holz geschlagen oder gehauen wird, ein Gehau. Einen Wald in gewisse Haue oder Gehaue theilen. Siehe Gehau.

Hau=Amboß, bey den Feilhauern, ein kleiner viereckiger Amboß, die Feilen und Raspeln darauf zu hauen; siehe Th. XII. S. 487.

Hau=Beere. 1. In einigen Gegenden ein Name der Mehl= oder Schlingbeeren; daher der Strauch, welcher sie trägt, auch Haubeerenstrauch oder Haubeerenholz genannt wird; Viburnum Lantana *Linn.* Vermuthlich wegen der an der Spitze der Zweige in grossen Dolden wachsenden weißen Blumen, sofern man sich dabey einige Aehnlichkeit mit Weiberhauben gedacht hat. Siehe Schling=Baum. 2. Der Elsebeeren oder Vogelkirschen; deren Strauch gleichfalls an einigen Orten Haubeerenstrauch genannt wird; Prunus Padus *Linn.* Siehe Vogelkirsche im Art. Kirsche.

Hau=Berg, in den Marschländern in Schleswich, ein mit einem hohen Dache von Rohr oder Schilf versehenes Gebäude, welches auf 4, 6 oder 3 Balken ruhet, und welches nach friesischer Art Wohnhaus, Scheure und Stall zugleich ist.

Hau scheint hier zu dem alten ha, hoch, berg aber zu bergen zu gehören, so daß es überhaupt ein hohes bedecktes Gebäude bezeichnen würde.

Hau=Block, ein Block, darauf zu hauen, oder etwas darauf zu zerhauen, ein Haukloz, Haustock, Hackblock, Hackkloz; Hackstock. Dergleichen haben z. B. die Fleischer, worauf sie das Fleisch aushauen und Wurst machen; die Bürstenbinder, worauf sie den Schwanz oder die Spitze der sämtlichen Borsten einer Bürste abhauen, u. a. m.

Hau=Degen, ein Degen zum Hauen, zum Unterschiede von einem Stoßdegen.

Hau=Eisen, nennen die Sattler, Riemer und Täschner dasjenige scharfe Eisen, womit sie zur Zierde das Leder am Umfange auszacken. Man hat Haueisen von verschiedener Gestalt und Größe. Fig. 1256 a) stellt ein ausgezacktes halbrundes vor, welches auch zuwei=

len ohne Zacken ist; und Fig. 1256b), ein Haueisen, welches in der Schneide nach einer Schlangenlinie gekrümmt ist.

Die Feilenhauer nennen auch ihr Gesenke ein Haueisen; siehe Th. XVII. S. 532, f.

Hau=Geld, im Bergbaue, dasjenige Geld, welches die Hauer für ihre Arbeit bekommen, und auch das Gedingegeld genannt wird.

Hau=Hammer, im Bergbaue, ein Hammer, welcher auf der andern Seite ein Beil oder eine Axt hat, und daher auch ein Hammerbeil oder eine Hammeraxt genannt wird.

Bey den Feilenhauern ist der Hauhammer derjenige Hammer, welcher bey dem Hauen der Feilen den Meißel treibt; siehe Th. XII. S. 487.

Hau=Hechel, Heuhechel, Heuhachel, Anonis s. Ononis *Linn.* eine Gattung Hülsengewächse mit zehn, in zween Haufen verwachsenen Staubfäden. Von den 25 Arten, deren Linné erwähnt, bemerke ich nur die gemeine Hauhechel, Ackerhauhechel, Hachelkraut, Häkelkraut, Hartelheu, Heuschel, Katzenspeer, Pflugsterz, Questenkraut, Schmelzhefen, Stachelkraut, (verderbt Stahlkraut, Stallkraut,) Stuhlkraut, Weiberkrieg, Weipen, in Oesterreich Aglarkraut, Ononis arvensis *Linn.* Fr. Bugrane, Bugrande, Bugrate, Bugrante, Bugronde. Man findet sie in ganz Europa, auf den Triften und Feldern, und neben den Landstraßen, wo sie vom Heu- bis in den Herbstmonat blühet. Die daurende, kriechende, zähe, weißliche Wurzel treibt einen starken, doch mehr kriechenden als aufgerichteten röthlichen, selten über 1 Fuß hohen, durchaus mit Zweigen besetzten Stängel. Im ersten Sommer, wenn die Pflanze noch jung ist, hat sie gar keine Stacheln oder Dornen, und sie ist alsdann klebrig und stinkend; sobald sie aber älter wird, endigen sich die Aeste und Zweige in holzige harte Stacheln;

cheln; daher man ehedem zwo Arten davon angenommen hat: Ononis mitis s. inermis, und Ononis spinosa. Die Blätter entspringen aus einer besondern großen, blätterhaften, gespaltenen, eingezackten Scheide, und bestehen nach Art des Klees aus 3 eingekerbten Blättchen; öfters trägt der Stiel nur 2, und oben an den Zweigen gar nur 1 Blättchen. Die Blumen stehen am Ende des Stängels auf beyden Seiten ährenweise bey einander, an den untern Zweigen aber seitwärts zwischen dem Blätterwinkel; alle sitzen ohne Stiel fast platt auf, und gemeiniglich zwo nahe bey einander. Die Blumenblätter sind röthlich. Aus den Blumen werden kleine runde Schötchen, wie Linsen, worin man einen Samen findet, welcher an Gestalt und Geschmack den Wicken ähnlich ist. Wo dieses Gewächs einmal Platz gewinnt, da ist es wegen seiner weit sich verbreitenden Wurzeln schwer zu vertreiben. Weil diese Wurzeln das Pflügen aufhalten und beschwerlich machen, hat das Gewächs die Namen Ochsenborche, Ochsenbrech, Ochsenburre, Ochsenkrant, L. Resta s. Arresta bovis, Remora aratri, Fr. Arrête-boeuf, bekommen.

Man kann sie zu niedrigen Hecken, oder vielmehr zu Ausfüllung der Lücken in Hecken, welche unten nackt sind, gebrauchen. Ihre jungen Sprossen geben ein gutes Zugemüse, und wurden vormals in dieser Absicht gebraucht. Die ganze Pflanze, insonderheit die Wurzel, hält man für eröffnend, und hat solche bey Verstopfung der Leber und Milz, vornämlich zu Beförderung des Urins, angerühmt, wovon sie auch den Namen Harnkraut, Urinaria, führt. Letztere Wirkung ist durch viele Erfahrungen bestätiget worden. Auch den Pferden, wenn sie nicht stallen können, wird der Trank von dieser Pflanze gegeben. Den Nieren- und Blasenstein aufzulösen, ist sie viel zu schwach; doch hat Hr. v. Haen von dem aus dem

Kraute

Kraute mit Wasser bereiteten Tranke in den schmerzhaften Zufällen des Steines viele Erleichterung erfahren. Aus dem Kraute wird ein Wasser und Salz, aus den Blumen aber eine Latwerge oder Conserve bereitet.

Wenn sie noch jung ist, frißt alles Vieh das Kraut sehr gern. Insonderheit genießen die Schafe, des widrigen Geruches in den Blumen ungeachtet, die Blätter überaus begierig, sowohl wenn die Pflanze noch jung, als auch hernach, wenn sie schon etwas älter ist. Es wird dadurch bey diesen Thieren der Urin stark abgetrieben. Nur muß man sich hüten, sie an die damit bewachsenen Orte zu treiben, wenn sie schon starke Stacheln hat, weil sie daran ihre Wolle hängen lassen. Den Bienen scheint der Geruch nicht angenehm zu seyn, und die Blumen geben auch wenig Stoff zum Honig.

Hau = Holz, im Forstwesen, Holz, d. i. mehrere Bäume, welche zu seiner Zeit gehauen oder geschlagen werden soll. Imgleichen ein Wald oder Theil desselben, welcher zum Holzfällen oder Abraume bestimmt ist. In beyden Fällen auch Splitterholz. Im Gegensatze des Hain = oder Hägeholzes.

Hau = Klinge, die Klinge eines Haudegens, oder zu einem Haudegen, im Gegensatze einer Stoßklinge.

Mit eben dieser Benennung belegen die Huf = und Waffenschmiede ein Stück von einem alten Säbel, womit sie das alte Eisen und die Nägel an dem abgenutzten Pferdehuf abnehmen.

Hau = Klotz, siehe Hau = Block.

Hau = Meißel, s. Meißel der Windenmacher.

Hau = Messer, s. Messer der Bürstenbinder und der Kammmacher.

Hau = Schlag. 1. Ein Schlag, d. i. ein Revier Holzes, ein bestimmter Theil eines Waldes; in welchem Holz gefällt worden oder noch gefällt wird; ein Hau, Gehau.

2. Bey

2. Bey den Müllern die strahligen Rinnen oder Schärfen, welche in die Mühlsteine gehauen werden, welche zusammen genommen die märkische Schärfe genannt werden, zum Unterschiede von der einschlägigen Schärfe, wo der Stein nur mit ungleichen Hieben behauen wird. Einen Stein in Hauschlägen hauen. Die Hauschläge abreiben, den Grath durch aufgeschüttete Kleye wegschaffen.

Hau-Stämpel, s. Meißel der Gürtler.

Hau-Stock, s. Hau-Block.

Hau-Zähne, die großen hervorstehenden Zähne der Schweine, womit sie um sich hauen, und welche im gem. Leben auch Hauer genannt werden; Fr. Défenses.

Hau-Zinn, s. Meißel der Gürtler.

Hauban, s. Wand in der Schifffahrt.

Haubanier. In Frankreich nannte man ehemals Haubaniers du Roi gewisse privilegirte Krämer, welche, ohne zünftig zu seyn, die Freyheit hatten, in der Stadt Paris und in derselben Bezirke mit allerley altem und neuem Geräthe Handel zu treiben; für welche Erlaubniß sie an die Domänenkammer oder an den Schatzmeister des Königs (Grand-Chambrier) eine gewisse Abgabe, die von einigen Auban, und von andern Hauban oder Haut-ban genannt wird, entrichten mußten. In den neuern Zeiten hat man dergleichen unzünftige Krämer, wie die Haubaniers waren, Maitres de lettre genannt, weil sie nur vermöge besonderer königl. Erlaubnißbriefe handeln dürfen.

Haubar, was sich hauen läßt. Besonders im Forstwesen, haubares Holz; völlig ausgewachsenes Holz, welches gehauen oder gefällt werden kann, und welches auch hiebig, hauig und schlagbar genannt wird.

Haube. (*) Dieses Wort scheint überhaupt eine jede oberste

(*) Dieses Wort lautet in der ersten Bedeutung im Niederl. Huve, im Dän. Hue, Huve, im Schwed. Hufwa, im Engl. Hood,

oberste rundliche Bekleidung eines Dinges zu bezeichnen; besonders in folgenden Fällen.

1. Eine Bekleidung des Hauptes bey Menschen, eine Mütze. In der Oberpfalz und andern oberdeutschen Gegenden wurden auch die Mützen des männlichen Geschlechtes Hauben genannt, in welcher Bedeutung dieses Wort schon im Schwabenspiegel vorkömmt. Daher die im g. L. üblichen figürlichen R. A. Jemanden auf die Haube greifen, ihm scharf zusetzen; einem auf der Haube seyn oder sitzen, genau auf ihn Acht haben, ihn genau beobachten. Die Söhne Aarons mußten Hauben, d. i. Hauptbinden tragen, 2. Mos. 28, 46. 29, 9. 3. Mos. 8, 13; wo Luther dieses Wort in der oberdeutschen Bedeutung aus ältern oberdeutschen Uebersetzungen beybehalten hat. In den Zusammensetzungen Bickelhaube und Sturmhaube hat es gleichfalls noch die alte Bedeutung einer jeden Bekleidung des Kopfes. Im Hochdeutschen ist es nur von einer Bekleidung des Hauptes des andern Geschlechtes üblich, wo man in manchen Gegenden bald eine jede Bekleidung des Hauptes, ein Kopfzeug, bald nur eine Art einfacher und ungekünstelter Mützen, bald aber auch nur die leinwandene und gemeiniglich mit Spitzen besetzte Bekleidung unter der Mütze eine Haube, L. Vitta, Fr. Coëffe, Coiffe, zu nennen pflegt.

Ehemals war die Haube diejenige Bekleidung des Kopfes, welche nur die verheuratheten Weiber trugen; da

im Wallis. Hwf, im Ital. Coffia, im mittlern Lat. Coiffa, Cuphia, daher das Franz. Coeffe. Durch Vorsetzung des Zischlautes ist daraus das Ital. Scuffia und alte Deutsche Schaube entstanden. Wachter leitet es von dem Griech. ὑφον, ein Gewebe, Irisch von Kufe, ein hohles Geschirr. Ihre aber von dem Gothischen Vaib, eine Hauptbinde, Haube, und vaiban, bekleiden, her. Allein da dieses Wort in allen Fällen, in welchen es gebraucht wird, sich auf das Obertheil einer Sache beziehet, so scheint es vielmehr zu Haupt und Haufe zu gehören, sofern sie überhaupt etwas, das in seiner Art das oberste oder höchste ist, ausdrücken. Siehe auch Hoch.

da hingegen die Jungfern mit bloßem Kopfe giengen, und an den Feyertagen Kränze aufsetzten; daher auch dieselben zuweilen mit einem daher entlehnten Zusatze Weiberhauben genannt werden. Jetzt aber ist es bey allen Frauenspersonen theils ein zierlicher Aufsatz, theils auch nur eine schlechte Bedeckung für das Haupt. Sie wird nach den bey jeder Landesart gebräuchlichen Moden auf vielerley, und zwar sehr veränderliche Gestalt gesteckt, bald schlecht, bald mit Spitzen, bald mit, bald ohne Band, bald einfach, bald zwey- drey- und mehrfach, und was dergleichen Veränderungen mehr sind. Die Haube ist entweder von Flor, von Schleyer, oder von Nesseltuch, genäht oder ungenäht, mit geklöppelten oder gestrickten Spitzen, (welcher letztern es zweyerley giebt, nämlich entweder Filet, oder mit Stricknadeln gestrickte) mit Band, Blumen oder Alongen, oder mit bloßen Spitzen frisirt. Die Trauerhauben werden mit Flor oder Lahn frisirt. Ferner sind die Hauben entweder ganz- oder halbtief. Unter jene gehören die Nachthauben, Schlafhauben oder Dormeusen.

Bockelhaube oder Buckelhaube nennt man zu Augsburg eine Art Hauben, deren sich sonderlich junge Frauenspersonen im Winter zu bedienen pflegen. Sie sind, fast nach Art der Leipziger Schleppen, von allerhand seidenen Zeugen geschnitten, und haben vorn über der Stirne weiße, breite, gefaltene, und in Düten gelegte Spitzen. Das Nest hat oben und unten eine Schleife Band. In Ulm tragen die Weiber dergleichen Hauben täglich im Hause.

Bodenhaube, Fr. Fond, ist eine Art weiblichen Kopfputzes, die in einigen französischen Provinzen, auch hie und da in Schwaben gebräuchlich ist, und in einem Netz besteht, welches über einen breiten Aufsatz (Coiffure) gezogen wird.

Böhmische Haube, nennt man zu Augsburg und Ulm eine Art hoch und rund erhabener, fast in Form eines Muffes zubereiteter Wintermützen, oben mit einem kleinen runden Teller von Sammet, und hinten mit einer Masche (Schleife) Band; dergleichen aber nur Weiber und Wittwen tragen.

Bundhaube, siehe Gatterhaube.

Faltenhauben, nennt man die Hauben mit gebrochenen Falten.

Fehhaube, s. Th. XII. S. 420.

Flügelhauben, sind eine Art freyer Hauben, an welchen Flügel von Spitzen und Flor hinten sonst frey herunter hiengen, die aber jetzt meistentheils hinauf gesteckt werden.

Gatterhaube, eine netzförmige Haube, von Seide, Gold oder Silber, welche in einigen Gegenden, z. B. zu Salzburg, von dem weiblichen Geschlechte zur Zierde getragen, und auch eine Bundhaube genannt wird. Siehe Th. VII. S. 418.

Haarhaube, eine ehemalige Art mit fremden Haaren besetzter Hauben oder Mützen beyder Geschlechter. Diese Hauben sind der Grund der heutigen Perrücken.

Polnische Haube, s. Th. XII. S. 420, Fehhaube.

In einigen niedersächsischen Gegenden tragen noch die Jungfrauen bloße leinwandene Hauben, die geschwächten und verehelichten Personen aber Mützen, Nieders. Hüllen. Daher sagt man in Niedersachsen, mit Ehren unter die Hülle kommen, d. i. mit Ehren eine Ehefrau werden, wofür man im Hoch- und Oberdeutschen mit Ehren unter die Haube kömmt, und alsdann eine Weiberhaube oder Mütze darunter versteht.

Die Kappe, welche dem Falken aufgesetzt wird, ihn zahm zu machen, heißt bey den Falkeniren gleichfalls die Haube; s. Th. XII. S. 140; so wie die Jäger den

zu-

zugespitzten Sack, worin sie den Dachs in seinem eigenen Loche fangen, eine Haube nennen, s. Th. VIII, S. 630.

Daher häubeln, oder hauben, mit einer Haube bekleiden, die Haube aufsetzen. Eine Braut hauben, ihr am andern Tage der Hochzeit die Weiberhaube mit gewissen Feyerlichkeiten aufsetzen. Einen Falken hauben, oder häubeln, ihm die Haube oder Kappe aufsetzen.

Einige nennen den zweyten Magen der wiederkäuenden Thiere, vermuthlich wegen einiger Aehnlichkeit mit einer Mütze, die Haube, und im Niedersächs. die Hülle.

2. Verschiedene Arten der Bedeckung, oder der Bekleidung des obersten Theiles lebloser Körper. So wird der obere Theil des Mühlengehäuses an den holländischen Windmühlen die Haube genant.

Bey den Kohlbrennern ist die Haube eines Meilers, die obere Schicht, welche aus kleinem Holze gemacht wird.

Haube, L. Operculum, Fr. Dome, wird auch der oberste Theil der Oefen, und besonders der beweglichen Oefen, deren man sich in der Chymie und Probierkunst bedient, genannt. Dieses Stück hat die Gestalt einer hohlen Halbkugel, läuft schräge zu, und hat zu oberst eine Oeffnung, wodurch die Flamme und Luft heraus gehen kann. Wenn man die Haube von dem Ofen abnimmt, wird das Feuer gemäßigter, so wie es hingegen allzeit stärker wird, wenn man sie aufsetzt. Gemeiniglich läßt man die oberste Oeffnung an der Haube also einrichten, daß man noch ein cylindrisches Rohr aufsetzen, und dadurch den Zug und die Hitze nach Belieben noch mehr vermehren kann. Solche Oefen sind vorzüglich bey chemischen Arbeiten, wo man das Feuer wechselsweise zu vermehren, und zu vermindern hat, nöthig. Die Gestalt der Haube macht die-

selbe auch sehr geschickt, daß sie einen Theil der Flamme auf die Materien, welche in dem Ofen sind, zurück schlägt; daher auch ein solcher Ofen mit dergleichen Haube ein Reverberir-Ofen genannt wird.

An den Glocken wird der oberste Theil, oder die Platte, ebenfalls die Haube genannt; s. Th. XIX, S. 107.

In der Baukunst sind die wälschen Hauben Arten von Kuppeldächern, welche nach zierlichen ausgeschweiften und eingebogenen krummen Linien zusammen gesetzt sind, am häufigsten bey Kirchthürmen und Lusthäusern gebraucht und auch Helmdächer genannt werden; s. Th. VIII, S. 521. In weiterer Bedeutung pflegt man auch ein jedes Kuppeldach zuweilen eine Haube zu nennen; s. Kuppel.

3. Der oberste Theil mancher Dinge, in einigen einzelnen Fällen. So wird an den Vögeln der obere Theil des Kopfes, so aus der Stirn, der Scheitel und dem Hinterkopf besteht, die Haube genannt. In einem andern Verstande führt im g. L. diesen Namen der Schopf Federn, welchen einige Vögel auf dem Kopfe haben. S. Haubendrossel, Haubenfink, Haubenlerche, Haubenmeise.

An den Hämmern hat der oberste mittelste Theil, in welchem sich das Auge befindet, den Namen der Haube. An den Messern wird der unterste Beschlag die Haube, so wie der oberste oder vorderste das Vorderbündchen, und das Eisen, womit die hohle Platte der Haube gebildet wird, das Haubeneisen genannt.

Hauben-Band, (das) eigentlich ein Band, die Haube damit zu binden, oder es über die Haube zu binden. An einigen Orten, z. B. im Holsteinischen, werden die fräulichen Gerechtigkeiten, die Gerechtsamen des andern Geschlechtes mit allem, was dahin gehört, im männlichen Geschlechte der Haubenband genannt.

Hauben-Draht, ein dünner mit Seide umwundener Eisendraht, der an den Frauenzimmerhauben oder Kopfzeugen oben, und an den Seiten, unter die Spitzen gebähet wird, um dieselben steif, und die ganze Haube oder das Kopfzeug in der gehörigen Form zu erhalten. Siehe auch Carcasse.

Hauben-Drossel, eine Art Drosseln mit einer Haube oder einem Busche auf dem Kopfe, Turdus cristatus, *Klein*; s. Seiden-Schwanz.

Hauben-Eisen, bey den Messerschmieden, siehe oben S. 258.

Hauben-Fink, eine Art indianischer rother Finken mit einer Haube oder einem Büschel auf dem Kopfe; Coccothraustes Indica cristata *Klein*.

Hauben-Gewölbe, s. Th. XVIII, S. 336.

HaubenLerche, ein Art Lerchen mit einer Haube oder einem kleinen Büschel Federn auf dem Kopfe, Alauda cristata *Klein*; s. Lerche.

Hauben-Macher, Haubenmacherin, eine Person, welche Hauben oder Kopfzeuge für das andere Geschlecht verfertiget, und auch eine Haubensteckerin, Putzmacherin, im Oesterreichischen ein Visierschneider, eine Visierschneiderin genannt wird.

Hauben-Meise, eine Art Meisen mit einer schwarz und weißen Haube oder Federbusche auf dem Kopfe, Parus cristatus *Linn.* s. Meise.

HaubenNetz, in der der Fischerey, ein großmaschiges, sehr weites Netz, welches vor den Eingang eines engern Netzes gestellt wird; s. Th. XIII, S 648.

Von der so genannten **Wurfhaube**, s. Th. XIII, S. 626.

Hauben-Steckerin, s. Hauben-Macher.

Hauben-Stock, eine von Thon, von Pappe, oder meistens von Holz gebildete oder geschnitzte Figur, in Gestalt eines Frauenzimmerkopfes mit dem Halse, worüber die Haubensteckerinnen oder Putzmacherinnen die

Frauenzimmerhauben oder Kopfzeuge zu stecken und zu knüpfen, und ihnen die gehörige Form zu geben pflegen.

Hauben-Strich, Fr. Fond, ein Streifen von Flor, Musselin, Kanten u. d. gl. den die Weiber von geringerm Stande vorn an ihre Hauben angenäht tragen.

Hauben-Taube, eine Art cyperscher Tauben mit Hauben oder Büscheln auf dem Kopfe, wohin auch die Trommeltauben und andere Arten gehören; Columba cucullata *Klein*; s. Taube.

Haubereau, der Baumfalk; s. Th. XII, S. 132.

Haubergeon, *Haubert*; s. Panzer.

Haubitze, ein grobes Geschütz, welches eine Kammer, wie ein Mörser, aber einen längern Lauf hat, der doch kürzer ist als an einem Kammerstücke. Man bedient sich ihrer, große steinerne Kugeln von 30 Pfund, Hagel, Kardätschen, Granaten u. s. f. daraus zu werfen. Es soll den Namen von einiger Aehnlichkeit mit einer Haube haben.

1. **Hauch**, das Zäpfchen im Halse, imgleichen eine Krankheit des Viehes; s. Hauk.

2. **Hauch**. 1. Eigentlich, die Ausstoßung des Athems mit stark geöffnetem Munde; imgleichen der auf solche Art ausgestoßene Athem; wie auch der Ton, der Laut, womit solches geschieht, der Laut des h, der Hauchlaut, und dessen Zeichen, das h, der Hauchbuchstab. In weiterer Bedeutung pflegt man in der Sprachkunst alle Buchstaben, welche mit einem merklichen Hauche vorgebracht werden, wohin außer dem h auch das ch, g, k, und q gehören, Hauchlaute und Hauchbuchstaben zu nennen.

2. Figürlich, besonders in der höhern Schreibart, sowohl ein jeder Athem, als auch die sanft bewegte Luft.

1. **Hauchen**, den Athem mit stark geöffnetem Munde von sich stoßen. In die Hände hauchen. An die Fensterscheibe hauchen. In weiterer Bedeutung für blasen, wehen, wie Weish. 17, 19, wo etwa ein

Wind

Wind hauchte, ist es im Hochdeutschen ungewöhnlich. Wohl aber braucht man es zuweilen in der höhern Schreibart active für aushauchen.

Dieses Wort, welches im Poln. chacham lautet, ahmet dem Laut nach, der mit dem Hauche verbunden ist, und drückt denselben aus.

2. **Hauchen**, sich auf den Füßen niederthun, s. Hocken.

Haudern, oder nach obersächsischer Mundart Rollen, wird bey den nach der Messe reisenden Kaufleuten genannt, wenn sie unter Weges von einem Dorfe oder Flecken zum andern, oder bey jeder Ausspannung, insgemein von 3 zu 3 Meilen, frische Pferde nehmen, es mögen solche zufälliger Weise vorhanden seyn, oder nicht; wie sich dann an vielen Orten die Gastwirthe in großen Dörfern schon danach zu richten wissen; oder es ist von der hohen Landesobrigkeit dergleichen angeordnet, also, daß die Fuhrleute oder Bauern, welche gute Pferde haben, und in der Matrikel stehen, auch wider ihren Willen fort, und bey gutem und bösem Wetter, in der Saat- und Aerndezeit, so oft nur Passagiere kommen, dieselben fortschaffen müssen; wofür sie alsdann ein gewisses Meilengeld, welches, nachdem sie 2, 3 oder 4 Pferde vorspannen, taxiret ist, zu empfangen haben.

Dergleichen löbliche Ordnungen sind hin und wieder in Deutschland, Dänemark und Schweden, vornämlich aber in diesem letztern, zu finden, da, vermittelst der so genannten Schußpferde, ein Reisender für ein gar billiges durch ganz Schweden kommen kann.

Auf dem Judenbach in Thüringen haben die nach der Leipziger Messe reisenden Kaufleute dergleichen Bequemlichkeit auch zu gewarten, und laufen die Eigenthümer des Pferdes, welches vermiethet wird, oft etliche Meilen zu Fuße, um ihr vermiethetes Pferd wieder zurück zu bringen.

Haue, (die) ein Werkzeug zum Hauen, doch nur im engern Verstande, ein Werkzeug, damit in die Erde zu hauen, oder die Erde damit aufzuhauen; welches auch wohl ein Karst, imgleichen eine Hacke genannt wird.

Im Bergbaue ist die Haue ein hölzerner Hammer, womit die Eisensteine gepocht werden. Nur in der Bedeutung einer Art, in welcher es 1 Sam. 13, 20. 21. vorzukommen scheint, ist es im Hochdeutschen ungewöhnlich.

Haue, (Gät-) siehe Th. XV, S. 645.
— — (Gerinn-) s. Th. XVII, S. 403, f.
— — (Beil-) s. Th. XX, S. 586.
— — (Letten-) s. Th. XX, S. 587.
— — (Mörtel-) s. in M.
— — (Rade-) } s. Th. XX, S. 579.
— — (Reut-) }
— — (Schärf) }
— — (Spitz-) s. Th. XX, S. 586 und 587.
— — (Wein-) s. in W.

Hauen. (*) 1. Eigentlich, wenigstens in der gemeinsten und häufigsten Bedeutung, mit einem schneidenden Werkzeuge und am häufigsten mit einem Degen oder Schwerte schlagen, und dadurch verletzen. Mit der Axt, mit dem Degen, mit der Sense nach Jemanden hauen. Jemanden in das Gesicht hauen. Er ist gehauen worden, d. i. auf solche Art verwundet worden, zum Unterschiede von dem Stechen. In Stücke, zu Stücken hauen. Einen Ast von dem Baume hauen. Mit dem Degen in das Pflaster hauen.

(*) Bey dem Ottfried und Notker houuen, im Schwabensp. hauen; im Nieders. houen und houwen, im mittlern Lat. houare, im Angels. heawian, im Engl. hew, im Holl. houwen. Andere Mundarten haben statt der Blaselaute einen starken Hauchlaut, wie das Dän hugge, das Schwed. hugga, und unser hacken. Das Isländ. hoggva hat beyde zugleich. Es ist schwer auszumachen, welches die eigentliche Bedeutung dieses Wortes ist. In einigen alten Mundarten wird es häufig für schneiden gebraucht, von welcher Bedeutung auch unser Hobel noch ein Ueberrest ist. Daß es auch spalten und zermalmen bedeutet haben müsse, erhellet theils aus dem Angels. heawan, theils aus unserm Hauen; und daß man es ehedem häufiger für schlagen gebraucht habe, als jetzt, läßt sich aus dem Worte Heye, Pochheye, ein Schlägel, beweisen.

hauen. Jemanden krumm und lahm hauen. Ueber die Schnur hauen, figürlich, in allen Dingen ausschweifen, oder zu weit gehen, das gehörige Maß überschreiten, Sprichw.

Das Bild in dieser Redensart ist von den Holzarbeitern, insonderheit den Zimmerleuten, entlehnt, die, wenn sie einen Baum oder ein Stück Holz behauen, die gerade Linie, nach welcher sie hauen müssen, vermittelst einer mit Kreide, Röthel oder Kohle bestrichenen Schnur zu bezeichnen, und diese Linie selbst die Schnur zu nennen pflegen. Wie es nun ein großer Fehler ist, wenn Jemand über diese Schnur, nämlich den weißen, rothen oder schwarzen Strich, und also zu weit in das Holz hinein hauet: so hat man auch in der gemeinen Sprechart, von andern Fehlern, wobey Jemand zu viel thut und zu weit geht, in einem figürlichen Sinn diese Redensart gebraucht und gesagt: Er hauet über die Schnur.

Es ist weder gehauen noch gestochen, es ist weder halb noch ganz. Das ganze Regiment wurde in der Schlacht in die Pfanne gehauen, figürlich und im g. L., nach einem von den Köchen entlehnten Bilde, es wurde nieder gehauen. Sich durch die Feinde hauen, sich durch Hauen Platz machen.

Figürlich für abhauen, in einigen Fällen. Holz hauen, im g. L. zuweilen für Holz fällen, stehende Bäume umhauen; siehe Hau und Gehau. Sie hauen im Walde einen Baum, Jer. 10, 3. In Meißen wird hauen mehrmals für mähen, abmähen gebraucht. Gerste, Haser, Gras, Erbsen hauen. Imgleichen für zerhauen. So heißt Holz hauen oder Holz hacken, das gefällte Holz mit der Axt klein hauen. Fleisch hauen, es in der Fleischbank zerhauen, daher die Fleischer an einigen Orten auch Fleischhauer genannt werden. Wie auch für behauen, hauend bearbeiten. Daß man mir Cedern aus Libanon haue, 1. Kön. 5, 6. Daß bey uns Niemand ist, der Holz zu hauen wisse, eb. das. Ferner, durch Behauung oder durch Hauen hervor bringen. Balken hauen.

2. In weiterer Bedeutung, mit ausgehohltem Kopfe oder Schnabel verwunden oder schlagen. So sagt man von den zahmen und wilden Schweinen, daß sie hauen, oder um sich hauen, wenn sie mit ihren hervor stehenden Zähnen, nach Jemanden schlagen. Ein hauendes Schwein, bey den Jägern, ein wildes Schwein, wenn es über fünf Jahr alt ist, weil es alsdann am gefährlichsten um sich hauet. Auch die Vögel hauen oder hacken mit ihrem Schnabel Löcher in die Bäume u. s. f. Die Katze hauet mit ihren Klauen nach der Maus. Bey den Jägern hauet auch der Biber, wenn er beißt. Aber von Scorpionen und andern Thieren sagt man im Hochdeutschen stechen, beißen u. s. f. ungeachtet es Offenb. 9, 5. heißt: und ihre Qual war wie eine Qual vom Scorpion, wenn er einen Menschen hauet, (hauet).

3. Noch häufiger versteht man unter diesem Worte die Gewinnung oder Bearbeitung eines Körpers vermittelst des Meißels und Schlägels; entweder weil diese Arbeiten ehedem mehr im eigentlichen Verstande durch Hauen hervor gebracht worden, oder auch so fern hauen zuweilen für schlagen gebraucht wird. Erz hauen, im Bergbaue, es vermittelst des Eisens und Fäustels gewinnen, losmachen. Daher diejenigen Bergleute, welche in den Gruben und auf dem Gesteine arbeiten, auch eigentlich Häuer heißen. Steine aus den Bergen hauen, Bar. 6, 38. so fern solches mit dem Meißel und Schlägel geschieht. Außerdem sagt man Steine brechen. Imgleichen auch mit dem Schlägel und Meißel bearbeiten. Steine hauen oder behauen, ihnen auf solche Art eine regelförmige oder zierliche Gestalt geben, daher diejenigen, welche solches thun, Steinhauer genannt werden. Ein Grab in einen Fels hauen, Matth. 27, 60. Eines Namen in Marmor hauen. Hingegen in Stein, in Marmor hauen, künstliche Bildwerke vermittelst des Meis-

fels und Schlägels hervor bringen, ist eine Beschäftigung der Bildhauer, welche auch Bilder aus Stein oder aus Holz hauen. Aber etwas in Erz, in Metall hauen, wie man zuweilen in der dichterischen Schreibart lieset, ist sehr oft unrichtig, weil die Metalle nur selten auf diese Art bearbeitet werden. Doch hauen die Schwertfeger nicht allein den Grund, sondern auch Figuren in die Degengefäße, aber alsdann bedienen sie sich gleichfalls eines Meißels und Schlägels, so wie die Feilenhauer, wenn sie Feilen hauen, d. i. die Furchen, worin das Wesen einer Feile besteht, vermittelst eines Meißels und Hammers hinein schlagen.

4. In manchen Fällen wird es für schlagen gebraucht, besonders für das Schlagen mit Ruthen. Einen Verbrecher mit Ruthen hauen. Ein Kind mit der Ruthe hauen. Im g. L. braucht man es auch wohl von dem Schlagen mit dem Stocke, oder mit der Fläche einer Degenklinge.

Siehe auch Hacken.

Das Hauptwort die Hauung ist in den Zusammensetzungen häufiger als in dem einfachen Worte, ob man gleich im Forstwesen einiger Gegenden einen Hau oder ein Gehau auch wohl eine Hauung zu nennen pflegt.

Hauer, (der) von dem vorigen Zeitworte.

1. Der da hauet, doch außer der Zusammensetzung nur in einigen Fällen. So sind im Bergbaue Hauer oder Häuer diejenigen Bergleute, deren eigentliche Beschäftigung es ist, das Erz in der Grube zu hauen, d. i. von dem Gesteine abzusondern; Böhm. Hawyr. Daher Doppelhäuer, ein Häuer, der, anstatt 4 Stunden, 6 bis 8 Stunden an der Arbeit ist, und 27 Groschen Lohn bekömmt; Erbhäuer, ein Häuer, der seine Kunst rechtmäßig erlernt hat, zum Unterschiede von den Lehrhäuern, den Lehrlingen unter den Häuern, welche das Häuerwerk noch lernen;

Ganghäuer, s. Th. XVI, S. 17; Häuergeld, oder Anfahrgeld, dasjenige Geld, welches der neugeworbene Häuer dem Geschwornen und Steiger derjenigen Zeche, bey welcher er angenommen wurde, ehedem geben mußte; Häuerglocke, diejenige Glocke, mit welcher die Bergleute und besonders die Häuer zusammen berufen werden, und welche auch die Bergglocke heißt; Häuerlohn, der Lohn der Häuer; Häuersteg, ein Steg d. i. Fußweg der Häuer zu den Zechen und Gruben.

2. Chron. 2, 18, wird es auch für Steinhauer oder Steinmetz gebraucht, in welchem Verstande es aber im Hochdeutschen ungewöhnlich ist; ob man es gleich in den Zusammensetzungen Bildhauer, Feilenhauer, Fleischhauer, Holzhauer u. s. f. in dem ganzen Umfange der Bedeutungen des Zeitwortes braucht. Ein wildes Schwein männlichen Geschlechtes, besonders wenn es fünf Jahr alt ist, da es auch ein hauendes Schwein genannt wird, führt bey den Jägern den Namen des Hauers.

2. Ein Werkzeug, womit man hauet. So wird ein Haudegen im g. L. oft ein Hauer genannt; und die Gürtler und Klempner nennen ihre runden Meißel gleichfall Hauer; siehe Meißel der Gürtler und Klempner.

Im Oesterreichischen sind die Hauer eine Art Landleute, welche nur zu Hand- und Fußfrohnen verpflichtet sind. Es scheinen Tagelöhner zu seyn, welche sich von dem Hauen oder Hacken in den Weinbergen nähren, und an andern oberdeutschen Orten Häcker genannt werden.

Haufen, (der) in manchen Fällen auch der Hafe (*), L. Acervus, Cumulus, Fr. Amas, Tas.

1. Ei-

(*) Bey dem Ottfried Houfe, bey dem Willeram und Notker Huffo, im Poln. Huf, im Böhm. Hauff. Andere Mundarten ziehen dem f das b und p vor, wie das Niederf. Hoop, Hope, Hupe und Hupen, das Angelf. Heape, Hype, das Engl. Heap, das Dän. Hob, das Schwed. Hop; wohin auch das

1: Eigentlich, eine Versammlung mehrerer Dinge auf und über einander. Ein großer Haufen Erde. Ein kleiner Haufen Sand. Ein Maulwurfshaufen, Steinhaufen, Kothhaufen u. s. f. Die Garben, das Holz, die Steine in Haufen legen. Alles auf einen Haufen legen oder werfen. Einen Haufen aus etwas machen. Es liegt alles über einen Haufen, d. i. auf einem Haufen, im g. L. Etwas über den Haufen stoßen, es umstoßen, gleichsam, es so stoßen, daß es in einen Schutthaufen zerfällt. Ueber den Haufen fallen, umfallen. Ueber den Haufen schießen, niederschießen. Zu Hause bringen, in Menge versammeln, wo man nicht leicht Haufen sagt.

2. Figürlich, die Versammlung mehrerer Dinge neben einander, doch nur von lebendigen Geschöpfen. Ein zahlreicher Haufen Soldaten. Ein unordentlicher Haufen Volkes. Sich durch den Haufen drängen. Sie sitzen da alle auf einem Haufen, alle nahe um und neben einander. Die Leute in gewisse Haufen stellen, in Haufen abtheilen. Der ganze Haufen kam in die Stadt gerannt; im g. L. der helle Haufen, von dem Niederf. heel, ganz. Die Noth kömmt mit Haufen, zahlreich. Mit Haufen, oder haufenweise zulaufen. Ein starker Haufen Kühe, Frösche, Vögel u. s. f. Der große Hause, oder Haufen, der gemeine Haufen, der Pöbel, der größte Theil der Menschen dem Stande und den Einsichten nach. Mit dem Haufen gehen.

3. Nach

das Lat. Copia, und copulare, gehören, so wie das Niederf. Hümpel, ein Haufen, mit Cumulus übereinstimmet. Der herrschende und Stammbegriff in diesem Worte ist wohl die Höhe, daher man es füglich zu dem Geschlechte der Wörter hoch, heben, Hübel für Hügel, Hüfte, und besonders auf rechnet. Im Hochdeutschen lautet dieses Wort, einige wenige R. A. ausgenommen, am häufigsten Haufen; im Ober- und Niederdeutschen aber, ist, wie aus dem oben stehenden erhellet, Hauf nicht nur üblicher, sondern auch älter, und alsdann hat es im Plural in einigen Gegenden auch wohl die Häufe.

3. Nach einer noch weitern Figur wird ein Haufen, doch nur im g. L. und adverbialiter sehr oft für viel gebraucht, und da kann es auch von leblosen Dingen gebraucht werden. Es war ein Haufen Leute in der Komödie, viele Leute. Ein Haufen Geld, vieles Geld. Einen Haufen Kinder haben.

Haufen, (Gränz-) siehe Th. XIX, S. 641.

— — (Holz-) siehe unter Holz.

— —, (Maal-) siehe Th. XIX, S. 641.

Haufwerk, im Bergbaue, allerley auf einen Haufen gestürzte Erde oder Steine. In engerer Bedeutung nennt man Haufwerke außer und neben einander zusammen gewachsene Steine verschiedener Arten; Steinhäufungen, Aggregata lapidum.

Haug, siehe Hauk.

Hauig, ist nur im Forstwesen üblich, und wird so wie haubar gebraucht. Ein hauiger Wald, in welchem Holz gefället werden kann.

Hauk, (der) ein im g. L. übliches Wort, welches in einigen Fällen gebraucht wird, eine gewisse Erhöhung anzuzeigen. So wird 1. das Zäpfchen im Halse, der Hauk, Hauch, Heuch oder Huch genannt. 2. Ein Gebrechen der Augen bey den Pferden und dem Rindviehe, welches aus einer Haut besteht, so sich aus dem innern Augenwinkel erzeuget, und auch der Haug oder die Hauke genannt wird; siehe Th. III, S. 27, f.

Das Wort gehört ohne Zweifel zu der Familie der Wörter Hoch, Höcker, Hügel u. s. f. welche eine Erhöhung überhaupt bedeuten.

Hauken-Blatt, im g. L. ein Name des im XXI. Th. S. 304, beschriebenen Halskrautes, Ruscus Hypoglossum *Linn.* weil es von dem gemeinen Manne gebraucht wird, wenn ihm der Hauk oder das Zäpfchen geschossen ist.

Haupt. (*) 1. Eigentlich, oder vielmehr am häufigsten, der

(*) In dem übersetzten Isidor Haubide, bey dem Kero und Otfried Haubit, bey dem Notker Houbet, bey dem Wessram

der oberste Theil der menschlichen und thierischen Körper, wo dieses Wort für Kopf nur in der edlern und anständigern Sprechart gebraucht wird, besonders, wenn man von Personen redet, denen man Achtung und Ehrerbietung schuldig ist. Am häufigsten von Menschen. So sagt man in der anständigern Sprechart, das Haupt thut mir weh, Schmerzen im Haupte empfinden, im Haupte verrückt seyn, sein Haupt entblössen, bedecken, so viel ich Haare auf meinem Haupte habe, Jemanden das Haupt abschlagen, vom Haupte bis auf die Füße, u. s. f. wo man im g. L. das Wort Kopf braucht. Dahin auch die figürliche R. A. den Feind aufs Haupt schlagen, ihn völlig, gänzlich, schlagen, wo das Wort Kopf nicht gebräuchlich ist. In der edeln Schreibart auch von Thieren. Und die Häupter der Rosse wie die Häupter der Löwen, Offenb. 9, 17. Dieser Unterschied gilt auch von den folgenden Zusammensetzungen, indem sie insgesamt edler und anständiger sind, als diejenigen, welche mit Kopf — gemacht werden.

2. Figürlich.

1) Derjenige Theil des Bettes, des Sarges, oder des Grabes, wo das Haupt ruhet, im g. L. der Kopf. Etwas zum Haupte des Bettes legen. Wo es auch

in

ram Hoibet, im Niederf. Höfd, Höved, in einigen gemeinen Mundarten Ober- und Niederdeutschlandes nur Heet und Höt, im Altfries. Hand, bey dem Ulphilas Haubith, im Angelf. Heafod, im Isländ. Hofod, im Schwed. Hufwud, im Engl. Head, bey den krimmischen Tartarn Hoosk, und Haef, stammet gewiß nicht, wie Jemand behauptet hat, von Haube her, so daß es eigentlich einen mit einer Haube bekleideten Kopf bedeutet, sondern vermittelst des Ableitungszeichens, de d oder t von heben, oder einem ähnlichen veralteten Zeitworte, so daß es überhaupt das Höchste, das Oberste an einem Dinge bedeutet. Es gehört daher zu dem zahlreichen Geschlechte der Wörter Haube, auf, Haufen, heben, hoch u. s. f. Das Lat. Caput, das Griech. κεφαλὴ, und die Deutschen Kopf, Kuppe, Gipfel, Giebel, und hundert andere sind genau damit verwandt.

in dem veralteten Plural zu den Häupten, der alsdann an statt des Singulars steht, gebraucht wird. Und er nahm einen Stein, und legte ihn zu seinen Häupten, 1. Mos. 28, 11. 18.

2) Die Person oder das Thier selbst, doch unter verschiedenen Einschränkungen.

(a) Die vornehmste Person unter mehrern, besonders so fern ihr wegen dieser ihrer Würde die Macht zu herrschen, zu befehlen zukömmt, daher es auch nur von solchen Personen männlichen Geschlechtes üblich ist; Fr. Chef. Der Mann ist des Weibes Haupt. Ein hohes Haupt, ein Fürst. Ein gekröntes Haupt, ein König. Eine Zusammenkunft von drey gekrönten Häuptern. Das Haupt der Kirche. Die Häupter eines Landes, des Volkes, einer Stadt, eines Geschlechtes, die Vornehmsten. Das Haupt der Rebellen, ihr Anführer. Sich zum Haupte aufwerfen. Kopf ist in dieser Bedeutung gar nicht üblich. Siehe Ober-Haupt.

(b) Eine jede Person. Nehmet die Summa der ganzen Gemeine — alles was männlich ist, von Haupt zu Haupt, 4, Mos. 1, 2. 18. In diesem Verstande kömmt es nur noch zuweilen im Oberdeutschen vor. Im Hochdeutschen braucht man dafür im g. L. das Wort Kopf, und in der anständigern Sprechart das Wort Person, oder andere ähnliche Ausdrücke. Doch nennt man einen Greis auch in der edlern Schreibart ein graues Haupt, ein ehrwürdiges Haupt.

(c) Im g. L. besonders Niedersachsens, wird Haupt sehr häufig von dem Rindviehe gebraucht; in welchem Verstande Kopf ungewöhnlich ist. Hundert Häupter Rindvieh auf der Weide gehen haben. Imgleichen mit Auslassung des Wortes Rindvieh. Es sind ihm zehn Häupter gefallen. Wo es denn auch wohl nach Art anderer Wörter, welche eine Zahl, ein Maß, und ein Gewicht bedeuten, wenn es ein Zahlwort

Wort bey sich hat, im Singular gebraucht wird. Es sind ihm zehn Haupt gefallen.

Im mittlern Lat. kömmt Caput in diesem Verstande häufig vor, nicht nur von dem Rindviehe, sondern auch von Pferden und Schafen. Decem equorum capita *Greg. Magn.* l. 10, ep. 41. Legitimus pastor ovium li 80 capita in grege habet, *Lex Alemann.* tit. 79, §. 2. Wo es zuweilen auch allein ohne allen Beysatz gebraucht wird, ein jedes Stück zahmes Vieh zu bezeichnen. Ja in noch weiterm Verstande wird es auch von leblosen Dingen gefunden, ein Stück zu bezeichnen. Auch Capitale wurde sehr früh von einem jeden Gute, welches man besitzt, besonders aber von dem Viehe, dem vornehmsten Stücke des Reichthums in den ältern einfältigern Zeiten, gebraucht. Das Niederl. Hófd wird auf eben dieselbe Art von dem Rindviehe, das Schwed. Hufwud aber von einem jeden Individuo oder Stücke gebraucht.

3) Von leblosen Dingen, wo das Bild theils von der Ründe des Hauptes, theils von dessen Stelle und Würde hergenommen ist; in der edlern und anständigern Schreibart.

(a) Von der Ründe, besonders so fern sie zugleich den obersten Theil eines Dinges ausmacht. So nennet man an dem Kohle und Salate die in einen runden Körper geschlossenen Blätter, und die runden Samenkapseln des Mohnes, im Oberdeutschen und in der anständigern Schreibart, das Haupt, und im g. L. den Kopf. Drey Kohlhäupter. Ein Mohnhaupt.

(b) In weiterer Bedeutung, das oberste eines Dinges, am häufigsten in der edeln Schreibart, wo im g. L. Kopf gebräuchlich ist. Die Blume hebt ihr sinkendes Haupt empor. Das Haupt des Nagels, dessen Kopf. Das Haupt des Schildes, in der Wappenkunst, dessen oberster Theil. In der Landwirthschaft wird das unterste Stück Holz an einem Pfluge, worauf der ganze Pflug gleichsam gebauet ist, dessen Haupt genannt. Ehedem wurde die Quelle eines Flusses im Oberdeutschen sehr häufig das Haupt genannt,

nannt, theils so fern sie allemal am höchsten liegt, theils auch so fern sie der Anfang des Flusses ist.

(c) Verschiedene hervor ragenden Theile eines Dinges, besonders so fern sie die Gewalt anderer Dinge abhalten sollen. So wird an den Deichen und Wällen der abhängige mit Rasen bekleidete Theil das Haupt genannt. In dem Wasserbaue sind die Häupter in das Wasser hineingehende Bollwerke von Mauerwerk, Pfählen oder Flechtwerk, die Gewalt des Wassers zu brechen. Niederf. Höfd, Holl. Hoofd, welche auch ein Vorgebirge bezeichnen, nach dem Muster des Ital. Capo, und Fr. Cap.

(d) Der Würde nach, das Vornehmste eines Dinges, in einigen Fällen in der edlern Schreibart. Diese Stadt ist das Haupt des Landes. In den folgenden Zusammensetzungen kömmt diese Bedeutung am häufigsten vor. Man kann in derselben das Wort Haupt fast mit allen Substantivis zusammensetzen, das Wichtigste, das Vornehmste seiner Art auszudrücken, welches den Grund anderer Dinge seiner Art enthält; von welchem diejenigen, welche im Folgenden vorkommen, nur eine kleine Probe sind. Kopf kann auf diese Art nicht gebraucht werden. In etwas engerer Bedeutung braucht man das Wort Haupt — in einigen Zusammensetzungen für Erz —. Ein Hauptnarr, ein Narr der ersten Größe; so auch ein Hauptschelm, ein Hauptdieb, ein Hauptgut, d. i. ein vortreffliches, sehr wichtiges Gut u. s. f. wofür man im g. L. auch Capitalnarr, Capitaldieb, Capitalgut u. s. f. sagt. In beyden Fällen wird Haupt in der Zusammensetzung mit einem stärkern Tone ausgesprochen, als wenn es den Kopf bedeutet. Eine Hauptarzney, eine vortreffliche, vorzügliche, sehr wichtige Arzney, hat auf der ersten Sylbe einen stärkern und längern Ton, als die Hauptarzney, so fern sie wider Krankheiten des Hauptes gut ist.

Haupt-

Haupt-Ader. 1. Eine Ader am Haupte, im g. L. die Kopfader. Zuweilen auch eine Ader, welche nach dem Haupte geht, oder mit dem Haupte in Verbindung steht; L. Vena cephalica. So wird ein Zweig der Medianader zwischen dem Daumen und Zeigefinger von einigen die Hauptader genannt, welche bey andern die Augenader oder Salvatellader heißt. 2. Die vornehmste Ader unter mehrern.

Haupt-Balken, die vornehmsten und stärksten Balken in einem Gebäude, besonders diejenigen Balken unter dem Dache, welche von einer Wand des Gebäudes bis zur andern reichen, und worauf das ganze Dach ruhet. Siehe Th. III, S. 446, und Blatt-Stück.

Haupt-Bau. 1. Ein Bau von Wichtigkeit, der ein ganzes Gebäude nach seinen vornehmsten Theilen betrifft. Einen Hauptbau vornehmen. 2. Im g. L. zuweilen auch das Hauptgebäude, zum Unterschiede von einem Nebenbaue oder Nebengebäude.

Haupt-Baum, im Forstwesen, eine Benennung der stärksten und vollkommen ausgewachsenen oder überständigen Bäume in einem Walde, von 50, 60, 70, 80 bis 100 Jahren, welche auch Oberbäume genannt werden; siehe auch Th. XIV, S. 572.

Haupt-Binder, siehe Th. VIII, S. 523.

Haupt-Brief, so fern Brief eine jede Urkunde bedeutet, an einigen Orten noch, die vornehmste, wichtigste Urkunde, das Haupt-Document; zum Unterschiede von den Nebenbriefen oder Nebendocumenten. Imgl. der vornehmste, wichtigste Brief unter mehrern.

Haupt-Buch, ein vornehmes, sehr wichtiges Buch. Besonders, bey dem doppelten Buchhalten, das vornehmste und wichtigste unter mehrern Handlungsbüchern der Kaufleute, in welchem sie, als in einem kurzen Auszuge aller Bücher, und insonderheit des Journals, den ganzen Zustand ihrer Handlung in weniger Zeit finden und übersehen können, nämlich: wie sie

mit sich selbst und mit andern Personen stehen, und wie viel gewonnen oder verloren worden, und ob ihr Vermögen ab- oder zugenommen habe. Alles das sind Hauptsachen für einen Kaufmann, deswegen führt auch das Buch den Namen Hauptbuch oder Capitalbuch, imgl. Auszugs- oder Extractbuch, und Rechnungsbuch. Weil bey dem Hauptbuche des einfachen Buchhaltens der eben beschriebene Nutzen desselben größtentheils wegfällt, indem ich da nur sehen kann, wie ich mit dieser und jener Person insonderheit stehe: so kann dasselbe auch eigentlich kein Hauptbuch, sondern nur ein Schuldbuch, oder Schuldenscontro heißen.

Von der Art und Weise, wie die Posten aus dem Journal monatlich in das Hauptbuch übergetragen werden, ist zu merken: 1) daß solches in doppelten Conten oder Rechnungen geschehe, d. h. die ausgeworfene Summe des Journals wird doppelt oder zweymal in das Hauptbuch, und zwar erstlich in des Schuldners, hernach in des Gläubigers Conto eingeschrieben; 2) daß folglich in dem Hauptbuche einer jeden in dem Journal vorkommenden Sache und Person eine Rechnung von Debet und Credit gegeben werden müsse; 3) daß, um solche Rechnungen von Debet und Credit gehörig einzutragen, man sich der beyden gegen einander über stehenden Seiten desjenigen Folium, wo man die Rechnung hinsetzen will, also bedienet, daß auf der linken Seite dieses Folium das Debet, und auf der rechten Seite das Credit zu stehen kömmt; 4) daß beyde Seiten, oder das Debet und Credit, dessen ungeachtet, einerley Numer führen müssen; 5) daß in dem Hauptbuche das Debet durch das Wort Soll, Fr. Doit; das Credit aber durch das Wort Haben, Fr. Avoir, ausgedrückt werde, welche beyde Wörter auf die beyden Seiten des Folium, jedes auf die linke, hinter dem Namen des Schuldners, und dieses auf die rechte Sei-

te,

te, hinter dem Namen des Gläubigers, gesetzt werden. Wiewohl diese Wörter nicht durchgängig bey Formirung der Rechnungen im Hauptbuche gebräuchlich sind, sondern nach eines jeden Einfall und Gutdünken auf verschiedene Art verändert werden; 6) daß jeder Artikel des Hauptbuches aus 5 Stücken bestehen müsse, welche sind: a) der Monatstag und das Jahr; b) der Name desjenigen, der uns schuldig ist, oder den wir bezahlen sollen; c) die Ursache der Schuld, nämlich warum man debitiret oder creditiret; d) das Folium, wo im Journal die Post steht, und e) die Summe der Schuld; 7) daß daher jede Seite 7 Linien bekommen müsse, nämlich 2 vorn am Rande, und 5 hinten, und zwar deswegen, damit vor die erste Linie das Jahr, zwischen der ersten und zweyten der Monatstag, zwischen der zweyten und dritten der Name des Schuldners, nebst der Ursache der Schuld, zwischen der dritten und vierten das Folium des Journals, auf welches sich das Hauptbuch bezieht, und zwischen den übrigen die Geldsumme gesetzt werden könne. Bey Waarenrechnungen sind vor den Feldern zu Fol. und den Geldsummen wieder Linien mit Rubriken, für Tonnen, Stücke, Lasten ꝛc. ꝛc. gezogen; desgleichen bey ausländischen Rechnungen, wo fremde Währung sich findet, für die Münze des Ortes. Die erstern, bey den Waaren, dienen dazu, daß man allezeit ohne Nachschlagung mehrerer Bücher sehen kann, was verkauft und vorhanden ist; die letztern, bey den fremden Geldrechnungen, schaffen ihren großen Nutzen bey Empfang und Conferirung einer Courantrechnung; und da ausserdem sich auf eine solche Rechnung durch den unbeständigen Wechselcours entweder Verlust oder Gewinn hervor thut, so würde solches sehr mühsam nachzusuchen seyn, wenn die fremden Gelder weggelassen würden; 8) daß man bey der Uebertragung aus dem Journal in das Hauptbuch die buchhalterischen Rechnungen genau

zu beobachten habe, welche ordentlich folgende 6 sind: das Cassaconto, das Capitalconto, das Waarenconto, das Personenconto, das Gewinn- und Verlustconto, und das Bilanzconto; die ausserordentlichen aber sind: das Bancoconto, das Cambioconto, das Conto di tempo, das Agioconto, das Conto mio corrente, das Handelsunkostenconto, und das Haushaltungsconto.

Unter das **Cassaconto** wird in Debet und Credit der Name des Gläubigers mit vorgesetztem Wörtchen An geschrieben, als von wem oder für was die baaren Gelder eingenommen worden; in Credit aber des Schuldners Name mit dem vorgesetzten Wörtchen Per, wodurch angedeutet wird, an wen oder wofür die baaren Gelder ausgegeben sind.

Unter das **Capitalconto** wird in Debet alles notiret, was unser Capital schuldig ist; in Credit aber werden alle ausstehende Schulden, welche dem Capital einverleibet worden, geschrieben.

Unter das **Waarenconto** werden in Debet die Waaren, nebst ihrem Maße, Gewichte und Zahl, welche wir eingekauft oder von andern Orten empfangen haben, notiret; imgleichen der Gewinn, oder was an solcher Waare verdient worden; in Credit hingegen werden die Namen sowohl der verkauften und unverkauften Waaren, als auch derjenigen, die wir auf andere Oerter gesendet haben, gezeichnet.

In dem **Personenconto** zeigt das Wörtchen Soll in Debet auf der ersten Zeile des Schuldners Namen, und auf der andern Zeile bemerkt das Wörtchen An den Gläubiger, oder dasjenige, was und für was der Schuldner bezahlen soll; darum werden nun alle unsere Schuldleute und ausstehende Schulden ꝛc. notiret. Im Credit präsentirt sich oben der Name des Gläubigers, nebst den zwey Worten Soll haben; durch das darunter stehende Wörtchen Per aber wird des Schuldners Name, oder dasjenige, um welches willen wir bezahlen sollen, angezeigt. Hieher gehören unsere Gegenschulden; imgleichen, was unser Gläubiger per Bilanz restirt.

Unter das **Gewinn- und Verlustconto**, notirt man in Debet allen Verlust und Einbuße der Handlung, vornämlich die Fallimente; imgleichen die Unkosten, welche die Casse während der Handlung hergeschossen hat, wie auch die Bilanz des reinen Gewinnes; im Credit aber allen Gewinn, welcher dem Capital oder der Casse zuwächst, als: die uns zustehenden Interessen,

teressen, Rabat- und Agiogelder, nebst der Summe aller Gewinnste, welche laut Waarenconto hieher getragen werden.

Unter das Bilanzconto schreibt man in Debet zuförderst den Ueberschuß der Casse; ferner alles, was an verkauften Waaren und ausstehenden Schulden vorhanden ist, und also noch nicht baar verrechnet werden kann; in Credit aber, was an Capital und Gegenschulden da ist.

Endlich hat man, wenn man die Posten des Journals in das Hauptbuch übertragen will, zu merken: 9) daß man nicht nach der Ordnung der Titel, sondern nach der Ordnung derjenigen Conti gehen muß, welche unter einen Titel des Hauptbuches fallen. Wenn man z. B. von der Cassaconto anfängt, so muß man die Conti des ganzen Journals vom Anfange bis zu Ende durchsehen, und was darin unter der Casse Debet oder Credit steht, wird ordentlich unter das einzige Cassaconto in dem Hauptbuche eingeschrieben. Auf gleiche Art verfährt man auch mit den Capital- Waaren- und übrigen Rechnungen des Hauptbuches.

Um aber den Gebrauch dieses Buches desto bequemer zu machen, wird vorn zu Anfange desselben ein Register oder Alphabet, Fr. Alphabet, Index, Repertoire, Table, gemacht; dieses muß nach den 24 Buchstaben des A B C eingerichtet seyn, und zwar bey grossen Handlungen auch aus so vielen Blättern bestehen, daß mithin ein jeder Buchstab sein besonderes Blat hat; bey kleinen Handlungen aber ist es genug, wenn nur 2, 3 oder 4 Blätter zu diesem Alphabet genommen werden. Unter diese Buchstaben werden die in dem Haupt-Buche ihre Rechnung habenden Namen der Casse, des Capitals, der Güter, der Waaren, der Personen (mit welchen gehandelt wird, oder mit welchen man ein offenes Conto hat), der buchhalterischen Rechnungen ꝛc. nach ihren Anfangsbuchstaben, nebst der Numer des Blattes oder dem Folium, wo dieses Conto im Hauptbuche debitiret und creditiret, und also zu finden ist, eingetragen. Weil aber bey den Personen auch der

Vor- und Taufname ebenfalls in das Regiſter gehört: ſo wird eine Seite vermittelſt einer Linie in der Mitte abgeſondert, damit vorn der Tauf- und hinten unter den Buchſtaben der Zuname eingeſchrieben, und alles um ſo viel leichter hernach gefunden werden könne; und man muß ja nicht vergeſſen, ſo bald ein Name in das Hauptbuch eingeführt worden, denſelben ſogleich in das Regiſter einzuſchreiben.

Die Art und Weiſe, wie eine im Hauptbuche gefüllte Rechnung transportiret werden muß, beſteht in Folgendem.

1. In allen Rechnungen, wobey keine Zeit, Maß, Gewicht, oder ausländiſche Währung zu beobachten iſt, kann Debet und Credit addiret, das Mindere von dem Gröſſern abgezogen, und der Ueberſchuß alsdann auf neue Rechnung gebracht werden, mit dieſen Worten:

An (in Debet) oder *Per* (in Credit) *Conto novo* iſt vorhanden . . . Rthlr.

Hingegen in der neuen Rechnung:

An (in Debet) oder *Per* (in Credit) *Dito Conto veteri* bringe anhero Rthlr.

2) Bey Güter- oder Waaren- und ausländiſchen Rechnungen, wo ſich Maß, Gewicht und fremde Währung befinden, wird Debet und Credit zugleich mit dieſen Worten transportiret:

In *Debet* an *Dito Conto novo* bringe Laſt, Stück, Pfund ꝛc. . . . Rthlr.

oder Fl., L St., Mk. L. ꝛc. Rthlr.

In *Credit Per Dito Conto novo* bringe anhero Laſt, ꝛc. . . . Rthlr.

oder Fl. ꝛc. Rthlr.

Hingegen auf neuer Rechnung:

In *Debet an Dito Conto veteri* bringe Laſt, ꝛc. . . . Rthlr.

oder Fl. ꝛc. Rthlr.

In *Credit Pr. Dito Conto veteri* bringe anhero Laſt, ꝛc. . . . Rthlr.

oder Fl. ꝛc. Rthlr.

Die Urſache, warum bey einer Waaren- und ausländiſchen Rechnung Debet und Credit transportiret wird, iſt dieſe, weil in

in den Summen solcher Rechnungen ein Gewinn oder Verlust steckt, wodurch die zu transportirende Summe unrichtig werden würde, wenn Debet von Credit, oder Credit von Debet subtrahirte. Dieses besser zu verstehen, setze man Folgendes:

Debet.	Alburger Häring.	Credit
eingekauft 10 T. à 4 Rthl. 40 Rthl.	verkauft 5 T. à 4½ Rthl.	22½ Rthl.
	transportirte 5 T.	17½ Rthl.
	Rthlr.	40.

Nach welchem Satze nur 17½ Rthlr. auskömmt oder übrig bleibt, da doch 5 Tonnen im Vorrath sind, welche nach dem Einkauf 20 Rthl. betragen.

3) Bey Transportirung der Personenrechnungen, ist zu merken: daß, wenn nur allein eine unverfallene Post entweder in Debet oder Credit offen stünde, eine solche Rechnung wie bey der Casse angewiesen worden, transportiret wird. Sollten aber ein oder mehrere Posten auf ungleiche Termine in Debet, hingegen auch ein oder mehrere Posten ebenfalls auf ungleiche Termine in Credit sich befinden: alsdann muß eine solche Personenrechnung transportiret werden, wie von der Waarenrechnung gezeigt worden ist, indem man sonst nicht wissen könnte, wenn eine Post fällig ist, und ohnedieß bey Bezahlung Confusion entstehen würde; welches folgender Satz erläutert.

Debet	Philipp Redlichs Zeitrechnung		Credit
an A fällig d. 2 Jan.	Rthlr. 200	pr. C. fällig d. 1 Febr.	300
an B — d. 3 März	— 300	pr. D. — d. 11 Jun.	100
	500	pro Conto novo	100
			500

Debet. Dito Conto novo Credit.
an d°. Conto veteri Rthl. 100

Nach diesem Satze bleibt Redlich Schuldner für 100 Rthlr. er bezahlt aber kurz darauf 200 Rthlr. wie käme dieses heraus?

Von der Art und Weise, wie die bey dem Uebertragen aus dem Journal in das Hauptbuch vorgegangenen Fehler zu verbessern seyn, ist zu merken: 1) daß, wenn etwas versehen und unrecht geschrieben worden, nicht dürfe radiret oder cancelliret werden (s. Th. XXI, S. 704); 2) daß, wenn der Fehler allein im Journal begangen worden, so, daß man den Schuldner mit dem Gläubiger verwechselt, und z. B. gesetzt hätte:

Pr. Philipp Glaskopf an Gillis Lobles,

da doch Lobles Schuldner, und Glaskopf Gläubiger wäre, solcher Fehler, so lange die Post oder die Partey nicht in das Hauptbuch übergetragen worden, mit Zahlen folgender Gestalt zurecht gebracht werden könne:

1 5 6 4 2 3

Pr. Philipp Glaskopf an Gillis Lobles.

Im Gegentheil, 3) daß, wenn der Fehler allein im Hauptbuche begangen ist, z. B. es wäre etwas in Debet gebracht, das in Credit gehörte, man nur in Credit also schreibt:

Pr. Debito schreibe ab, so abusiret nächststehende am *dato* — eingeführte Rthlr.

Hierunter aber bringt man solche Post ordentlich in Credit. Endlich 4) daß, wenn der Irrthum sowohl im Journal, als im Hauptbuche begangen worden, z. B. wenn obige erste Post bereits im Hauptbuche übertragen wäre, der Fehler alsdann durch eine Contrapartey verbessert, und dann eine richtige und nicht fehlerhafte Partey im Journal formiret, und diese beyde in das Hauptbuch ordentlich übergetragen werden müssen, welche Arbeit Contraponiren genannt wird; s. Th. VIII, S. 362.

Von Saldir- und Bilanzirung des Hauptbuches, siehe die Art. Saldo und Bilanziren.

Das Hauptbuch muß entweder von dem Principal selbst, oder von dessen bey seinem Comtoir bestellten Buchhalter, eigenhändig geschrieben werden.

Haupt-Dach, siehe Th. Th, VIII, S. 517.

Haupt-Deich, s. Th. VIII, S. 675.

Haupt-Fall. 1. Ein wichtiger Fall, der den Grund vieler andern in sich enthält; zum Unterschiede von den Nebenfällen.

2. Besonders in dem Lehenswesen, einer der vornehmsten Lehensfälle, daher der Tod sowohl des Lehensherrn, als auch des Lehensmannes, Hauptfälle genannt werden. In den Reichskanzelleyen wird der

Tod

Tod eines Kaisers sehr häufig mit dem Namen eines Hauptfalles beleget. 3. In noch engerer Bedeutung ist es an einigen Orten der Todesfall des Leibeigenen oder Unterthans, und das Recht des Grundherrn, in diesem Falle das beste Stück Vieh aus dessen Verlassenschaft an sich zu nehmen. Siehe Haus-Recht.

Haupt-Farbe, siehe Th. XII, S. 179.

Haupt-Gang, der vornehmste, breiteste, wichtigste Gang unter mehrern; zum Unterschiede von den Bey- und Nebengängen. Im Bergbaue wird sowohl ein mächtiger Gang, als auch ein Gang, welchem mehrere andere Gänge zufallen, ein Hauptgang genannt: s. Th. XVI, S. 14.

Haupt-Geld. 1. Ein gutes, im Hochdeutschen aber ungebräuchliches Wort, ein Capital zu bezeichnen; welches im Oberdeutschen auch das Hauptgut, der Hauptstamm, die Hauptsumme, der Hauptstuhl genannt wird; siehe Capital

2. Im Oberdeutschen führt auch das Kopfgeld den Namen des Hauptgeldes; s. Kopf-Steuer.

Haupt-Gesims. Dieses Wort wird oft in der Bedeutung genommen, welche das Wort Gebälk hat, ob es gleich in dem genauesten Sinne bloß von dem obersten Theile desselben, oder dem Kranze, gebraucht werden sollte. Denn ein Gesims ist allemal etwas hervorstehendes, welches zur Bedeckung und Begränzung dient; folglich ist das Hauptgesims das Gesims des ganzen Gebäudes, zum Unterschiede der kleinern Gesimse, die über einzelen Theilen desselben stehen. Siehe Gesims, und Kranz in der Baukunst.

Haupt-Gestell. 1. Das vornehmste Gestell, von welchem andere abhängen, zum Unterschiede von dem Nebengestelle.

2. In der anständigen Sprechart wird auch das Riemenwerk, welches den Kopf eines Pferdes umgiebt,

und im g. L. auch das Kopfgestell heißt, das Hauptgestell genannt; s. Th. XVII, S. 737.

Haupt-Gewende, siehe Th. XVIII, S. 130.

Haupt-Glieder, sind, in der Baukunst, die wesentlichen Glieder oder Theile einer Säulenordnung, welche nothwendig seyn müssen, z. B. die Platte in dem Fußgesimse; zum Unterschiede von den Bey- oder Nebengliedern.

Haupt-Gut, das vornehmste wichtigste Gut unter mehrern. Besonders in folgenden Fällen. 1. Ein Land- oder Bauerngut, auf welchem der Eigenthümer wohnet, zum Unterschiede von einem Nebengute, welches in das Hauptgut eingebauet, d. i. von dem Hauptgute ausgebauet und bestritten wird. In weiterer Bedeutung ist ein Hauptgut, ein wichtiges, ansehnliches Land- oder Bauerngut. 2. Im Oberdeutschen wird auch das Capital das Hauptgut genannt; s. Hauptgeld.

Haupt-Haar, ein Haar von dem Haupte, im g. L. das Kopfhaar. Noch mehr als ein Collectivum, sowohl im Singular allein, als auch im Plural allein, alle Haare des Hauptes zu bezeichnen; s. Th. XX, S. 485.

Haupt-Hafer, an einigen Orten eine gewisse Menge Hafers, welche die Unterthanen dem Grundherrn zur Erkenntniß des Hauptrechtes, oder der Baulebung, jährlich entrichten müssen. Wenn statt desselben ein Huhn gegeben wird, so heißt dasselbe das Haupthuhn Leibhuhn oder das Halshuhn. Siehe Haupt-Recht.

Haupt-Handel, Haupthandlung; siehe Th. XXI, S. 640.

Haupt-Hirsch, siehe unter Hirsch.

Haupt-Holz, siehe unter Holz.

Haupt-Hufe, s. unter Hufe.

Haupt-Huhn, s. Haupt-Hafer.

Haupt-Jagd, s. unter Jagd.

Haupt-Kohl, im g. L. Kopfkohl; s. unter Kohl.

Haupt-Kissen, s. unter Kissen.

Haupt-Lade, bey den Handwerkern; s. Lade.

Haupt-Leute, siehe das Folgende.

Haupt-Mann, (*) die Hauptleute, der Oberste unter mehrern Personen, der Oberste eines gewissen Bezirkes, der gleichsam das Haupt desselben ist, wenigstens in gewissen Angelegenheiten. In diesem weitern Verstande ist es nur in gewissen Fällen üblich, welche durch die Zusammensetzung näher bestimmt werden, als: Amtshauptmann, Berghauptmann, Landeshauptmann, Schloßhauptmann u. s. f. In der deutschen Bibel kömmt es in dieser allgemeinern Bedeutung eines Vorgesetzten sehr häufig vor. In engerer Bedeutung wird es im Kriegswesen von einem Befehlshaber über hundert Soldaten zu Fuß, von dem Obersten einer Compagnie, gebraucht, der im mittlern Lat. Capitaneus, und im Franz. Capitän genannt wird.

Daher die Hauptmannschaft, die Würde eines Hauptmannes, imgl. das Gebiet, welchem er vorgesetzt ist; doch nur in den Zusammensetzungen Amtshauptmannschaft, Berghauptmannschaft, u. s. f.

Haupt-Recht, das Recht des Hauptfalles, d. i. das Recht nach dem Tode eines Zinsmannes oder Unterthans, das beste Haupt, d. i. das beste Stück Vieh, aus dessen Verlassenschaft zu nehmen, welches, so fern man

(*) Nieders. Höfdmann, im Schwed. Höfdig, im Böhm. und Poln. Heytman. Ehe das Wort Hauptmann im Deutschen in der Bedeutung eines Befehlshabers über hundert üblich wurde, findet sich dafür bey dem Tatian Centenar, nach dem Lat. Centurio, und Hunteri, von hundert. imgl. Waltambahto, gleichsam Gewaltamtmann, bey dem Notker aber Hunno von dem alten hun, chunno, hundert, welches noch in der jülischen Polizeyordn. vorkömmt, wo Honne einen Befehlshaber von der geringsten Art bedeutet. Auf der andern Seite bedeutet Hauptmann im Schwabenspr. und andern Schriften der vorigen Jahrhunderte, den Befehlshaber eines ganzen Kriegsheeres, welche Bedeutung auch das Poln. und Slavon. Heytman, Hetmann, hat.

man das beste Kleid zu nehmen befugt ist, der Gewandfall, Kleiderfall, oder das Gewandrecht heißt. Siehe Kurmede.

Haupt-Salat. im g. L. Kopfsalat; s. unter Salat.

Haupt-Schlüssel, siehe unter Schlüssel.

Haupt-Schmerzen, s. Kopf-Schmerzen.

Haupt-Schwein, s. Schwein.

Haupt-Stadt, s. unter Stadt.

Haupt-Stamm, s. Haupt-Geld.

Haupt-Stein, eine Art Gränzsteine; s. Th. XIX, S. 632.

Haupt-Steuer, s. Kopf-Steuer.

Haupt-Stuhl, s. Haupt-Geld.

Haupt-Sucht, s. Kopf-Schmerzen der Pferde.

Haupt-Summe, die vornehmste Summe, welche sich zu mehrern kleinern Summen als das Ganze zu seinen Theilen verhält. In engerer Bedeutung wird, besonders im Oberdeutschen, auch das Capital, im Gegensatze der Interessen und Renten, die Hauptsumme genannt.

Haupt-Treiben, im Jagdwesen, ein Treiben, wo das Wild aus einem ganzen Walde zusammen getrieben wird. Auch das letzte Treiben bey einem Hauptjagen, wenn das Wildbret in die Enge zusammen getrieben wird, wird das Haupttreiben genannt.

Haupt-Weh, s. Kopf-Schmerzen.

Haus. (*) 1. In der weitesten Bedeutung, ein Behältniß, ein eingeschlossener Raum, in welchem Verstande es

(*) Bey dem Ulphilas, dem Uebersetzer Isidors, dem Kero, Ottfried und allen alten oberdeutschen Schriftstellern Hus, in den gemeinen Mundarten Oberdeutschlandes, im Nieders. Dän. Schwed. selbst bey den krimmischen Tatarn auch nur Sus. Das au in unserm Hochdeutschen ist neuern Ursprunges. Im Engl. House, im Slavon. und Wendischen Hisha, im Kroat. Kuzha, im Ungar. Haz. Das Lat. Casa ist genau damit verwandt. Wachter leitet es mit Haut und Hutte, von dem alten Zeitworte hüthen, bedecken, her, so daß es eigentlich einen bedeckten Ort bedeuten würde. Gewiß

es nur noch in einigen einzelen Fällen vorkömmt. So wird das Samenbehältniß der birn- oder apfelförmigen Früchte das Kernhaus, Kerngehäuse, und im g. L das Häuschen genannt, s. Griebs; wohin auch das abgeleitete Gehäuse in der Bedeutung eines Behältnisses gehört. Besonders, so fern ein solcher eingeschlossener Raum zum Aufenthalte für Menschen oder Thiere bestimmt ist. 2 Kön. 23, 7. werden die Gezelte auf eine nunmehr ungewöhnliche Art Häuser genannt. Bey den Jägern führt die Wohnung des Bibers den Namen eines Hauses, und Sprichw. 30, 26. legen die Kaninchen ihr Haus in Felsen. Die Könige der Heiden liegen mit einander ein jeglicher in seinem Hause, d. i. in seinem Grabe, Es. 14, 18. Wohin auch die Zusammensetzungen Bienenhaus, Hühnerhaus, Schilderhaus, Schneckenhaus, Taubenhaus, Vogelhaus u. s. f. gehören.

2. In engerer Bedeutung, ein bedecktes Gebäude, d. i. ein nach den Regeln der Baukunst eingeschlossener und bedeckter Raum, allerley Verrichtungen darin vorzunehmen. So pflegen Kinder ein jedes Gebäude ein Haus zu nennen. Eine Kirche wird häufig ein Haus Gottes, das Haus des Herren, und im g. L. das Gotteshaus genannt, so wie in der deutschen Bibel der Tempel zu Jerusalem mehrmals unter dieser Benennung vorkömmt. Indessen ist es in dieser Bedeutung in Zusammensetzungen am häufigsten, welche dessen Absicht und Gebrauch näher bestimmen, dergleichen Backhaus, Brauhaus, Ballhaus, Beinhaus, Gartenhaus, Kornhaus, Bethaus, Waschhaus, Blockhaus, Gewächshaus, Glashaus, Schießhaus, und hundert andere mehr gehören. Der Abtritt oder das heimliche Gemach, wird im g. L. vieler Gegenden im Diminut. das Häuschen genannt.

3. In

wiß ist es, daß o und t beständig mit einander abwechseln Für Geschlecht, Familie, braucht schon Raban Maurus Huscha.

3. In noch engerer Bedeutung, ein Wohnhaus, ein zur Wohnung für Menschen bestimmtes Gebäude.

1) Ueberhaupt. Ein Haus bauen. Die Tataren wohnen nicht in Häusern, sondern in Gezelten. Ein Haus beziehen, in dasselbe ziehen. Ein eigenes Haus haben. Von Haus zu Hause gehen, von einem Hause zum andern. Mit der Thüre in das Haus fallen, im g. L. und figürlich, nicht die nöthige Klugheit und Behutsamkeit anwenden. Jemanden zu sich in sein Haus nehmen, ihm einen Aufenthalt darin geben. Ein großes, ein prächtiges, ein kleines, ein elendes Haus u. s. f. Prächtige Häuser führen gemeiniglich den Namen der Paläste, und feste Häuser den Namen der Schlösser. Ehedem wurden auch die letztern, nämlich die Bürge und Schlösser des Adels häufig nur Häuser genannt, welcher Gebrauch in einigen Gegenden, besonders in Westphalen, noch statt findet; daher ein Ganerbenschloß auch unter dem Namen eines Ganerbenhauses vorkömmt. In einigen Fällen wird Haus im g. L. den Zimmern im Hause entgegen gesetzt, und da bedeutet es das Vorhaus, die Hausflur.

2) In engerer Bedeutung, dasjenige Haus, wo Jemand wohnet, es mag ihm nun eigenthümlich oder nur miethweise gehören, wo der bestimmte Artikel das die Stelle der Fürwörter mein, dein, sein u. s. f. vertritt. Aus dem Hause gehen, aus seinem Hause. Ich bin in acht Tagen nicht aus dem Hause gekommen, aus meiner Wohnung. Jemanden aus dem Hause jagen. Einem das Haus verbieten. Er soll mir nie wieder vor das Haus, oder in das Haus kommen. Das Haus hüten, auch figürlich, im Hause bleiben, nicht aus dem Hause gehen können, so wie man auf ähnliche Art sagt, das Bett hüten.

Im g. L. und der vertraulichen Sprechart, wird es mit den Vorwörtern nach, von und zu, auch ohne Artikel gebraucht, wo

wo dann die ganze R. A. ein adverbialisches Ansehen hat. Nach Hause gehen, reiten, fahren, reisen, sich begeben in sein Haus, und in weiterer Bedeutung auch, an den Ort seiner Wohnung, seines Aufenthaltes. Er ist noch nicht nach Hause gekommen. Er wird bald nach Hause kommen. Etwas mit nach Hause nehmen, mit in sein Haus. Jemanden nach Hause führen, einen Freund nach Hause begleiten, in dessen Haus. Nach Hause eilen. Jemanden von Haus und Hof treiben, aus seinem gesamten Eigenthume. Ich komme von Hause, d. i. ich komme unmittelbar aus meiner Wohnung. Ich bin lange von Hause gewesen, sowohl eigentlich, aus meinem Hause, als auch figürlich, von den Meinigen, aus meinem Geburts- oder Wohnorte, aus meinem Vaterlande. Einen Brief von Hause bekommen, von den Seinigen, aus seinem Geburts- oder Wohnorte. Etwas von Hause aus verrichten. Ein fürstlicher Rath von Hause aus, der dem Fürsten in Geschäften dient, die er von seinem Hause aus bestreiten kann, der nicht bey Hofe angestellt ist. Er ist ein Schalk von Hause aus, im. gem. L. ein durchtriebener Schalk. Die Tochter, der Sohn, die Frau, der Herr vom Hause, d. i. des Eigenthümers des Hauses, zuweilen auch der Familie. Zu Hause seyn, in seiner Wohnung. Es ist Niemand zu Hause. Den ganzen Tag zu Hause bleiben. Wir haben den ganzen Tag zu Hause gesessen. Mit etwas zu Hause bleiben, figürlich, es nicht vortragen, bey sich behalten, verschweigen. An einem Orte zu Hause seyn, sowohl daselbst wohnhaft, als auch daher gebürtig seyn. Wo gehört er zu Hause? Er ist nirgends zu Hause, hat nirgends eine dauerhafte Wohnung. Imgleichen figürlich, auch von leblosen Dingen. Früchte, welche in Italien zu Hause gehören, daselbst einheimisch sind. Auch mit einigen Zeitwörtern der Bewegung nach einem Orte, für nach. Zu Hause gehen, nach Hause. Er wird bald zu Hause kommen. Es wird dir wieder zu Hause kommen, oder zu Hause gebracht werden, figürlich, es wird dir wieder vergolten werden. Jemanden zu Hause bringen, begleiten, führen, nach Hause. (*)

3) Fi-

(*) Gottsched und andere haben diesen Gebrauch des Vorwortes zu getadelt, ihn für Niedersächsisch erklärt, und behauptet daß mit den Zeitwörtern der Bewegung nicht zu stehen könne. Allein, sie haben vermuthlich nicht bedacht, daß man sehr häufig sagt; zur Hochzeit, zum Tanze, zur Kirche, zu Sel-

de,

3) Figürlich, die in einem Hause wohnenden Personen.

(a) Alle in einem Hause wohnende Personen, wo es nur im Singular üblich ist. Das ganze Haus lief vor das Thor. Sein ganzes Haus war zugegen, alle Personen, die mit ihm in einem Hause wohnen. Das ganze Haus ist aufgeschrieben worden.

(b) In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, eine Gesellschaft, welche ohne unmittelbare Beyhülfe einer andern, die Erhaltung des natürlichen Lebens und die Bequemlichkeit ihrer Glieder besorget, diejenigen Personen, welche eine häusliche Gesellschaft ausmachen, zusammen genommen, eine Familie, eine Haushaltung; wo dieses Wort bald im engsten Verstande von Eheleuten und ihren Kindern und Verwandten, so fern sie in einem Hause beysammen wohnen, allein, bald in weiterm auch mit Einschließung des Gesindes gebraucht wird. Seinem Hause gut vorstehen. Sie steht des Nachts auf, und giebt Futter ihrem Hause, Sprichw. 31, 15. Das Paulische Haus, die Paulische Familie. Was man in das Haus braucht, zur Nothdurft und Bequemlichkeit seiner Familie. Eine Person aus einem guten Hause, von guten Aeltern, und in der folgenden weitern Bedeutung, auch aus einem guten Geschlechte. Sehr häufig braucht man es auch in engerer Bedeutung von einem Handelshause, d. i. von einem angesehenen Kaufmanne. Wechsel aus einem guten Hause. Es haben drey angesehene Häuser bankerott gemacht, es sind drey ansehnliche Häuser gefallen.

Dahin gehört auch die R. A. Haus halten, d. i. ein Haus regieren, einem Hause vorstehen, mit Inbegriff

de, zu Weine, zur Ruhe, zu Bette gehen, Jemanden zu Bette, zur Ruhe bringen, ihn zur Erde bestatten, und hundert andere Fälle mehr, welche noch von Niemanden geradelt oder für Niedersächsisch erklärt worden sind.

griff aller dazu gehörigen Veranstaltungen; welche N. A. von einigen irrig als ein zusammen gesetztes Wort behandelt wird, obgleich die Neutwörter das Haushalten, die Haushaltung u. s. f. mit allem Rechte so gebraucht werden können. Er hat schon zehen Jahre Haus gehalten, d. i. eine eigene Familie gehabt, und dieselbe regiert und versorgt. In engerer Bedeutung ist Haus halten, die zur Unterhaltung eines Hauses nöthigen Ausgaben verwalten, und den häuslichen Geschäften vorstehen. Einem Haus halten, seinem Hauswesen vorstehen. Wo es dann auch wohl überhaupt für verwalten, administriren gebraucht wird. Uebel, gut Haus halten. Mit vielen hält man Haus, mit wenigen kömmt man auch aus. Mit etwas Haus halten, auch zuweilen, sparsam damit umgehen. Siehe auch die Art. Haushaltung, Haushalter, Haushältig.

(c) In noch weiterer Bedeutung, ein Geschlecht, d. i. alle von einem gemeinschaftlichen Stammvater herstammende Personen, bald im weitesten Verstande mit Einschließung der Seitenverwandten, bald aber auch, und zwar am häufigsten, mit Ausschließung derselben. Ich weiß, er (Abraham) wird befehlen seinen Kindern und seinem Hause nach ihm, 1 Mos. 18, 19. Im Hochdeutschen braucht man es nur noch in einigen Fällen, bald mit mehr, bald mit weniger Einschränkung. Eine Person aus einem guten Hause. Das ganze königliche Haus, d. i. die Verwandten. Das Haus Brandenburg, Sachsen u. s. f. Hr. Stosch behauptet, daß es sich zugleich auf Ehrenämter, Würden und Verdienste beziehe; allein in dem Worte Haus ist zu diesem Nebenbegriffe keine Veranlassung, ob man es gleich in diesem Verstande im Hochdeutschen freylich nur von angesehenen Familien und Geschlechtern braucht. Zahlreiche adeliche Geschlechter pflegen sich zuweilen nach Häusern ein-

zutheilen, und alsdann bedeutet dieses Wort den Zweig eines Geschlechtes.

* * *

So wohl die erhabenen Wissenschaften, als die nutzbaren und vortheilhaften Künste, wie auch die bearbeitenden Geschicklichkeiten, führen ihren Ursprung und geringen Anfang auf das jugendliche Weltalter zurück. Der Mensch sahe sich in seinem Bezirke und Standorte von einer Menge Nothwendigkeiten entblößt, und in Ansehung gewisser Bedürfnisse fast mehr erniedrigt, als die wilden Thiere. Nur ein gewisses inneres Etwas unterschied beyde, welches die Menschen vollkommenere Betrachtungen anzustellen vermögend machte, welcher Vorzug bey den Thieren nicht bemerkt wurde, als die von dem gütigen und weisen Schöpfer nur einen abgemessenen Instinct, Thiere zu seyn, erhalten hatten, und daher, unter einem unterscheidenden Ausdrucke, unvernünftige Thiere gegen die Menschen genannt werden. Die Empfindungen der ersten Menschen waren zwar nicht so fein gestimmt, als es dieselben in unserm verfeinerten Zeitalter sind. Gleichwohl waren ihre Empfindungen in der Grundlage vorhanden, ob gleich die sanften und rauhern noch nicht so genau nach den Verhältnissen zu unterscheiden waren, da noch keine vorhergegangene zum Maße konnten angeführt und angenommen werden. Eine Menge auf einander folgender Bedürfnisse häufte sich in kurzer Zeit bey den ersten Bewohnern des Erdbodens. Sie empfanden nur gar zu bald das Angenehme, das Widrige oder Unangenehme, so wohl in Absicht auf ihre innere Verfassung, als insonderheit auf ihren Körper. Die Sonne war ihnen beydes, angenehm wegen Licht und Wärme, und auch unangenehm und zuwider, wenn sie sich wegen der auf ihre Blöße wirkenden Strahlen nicht hinlänglich verbergen konnten. Sie suchten Hülfe in der Natur dagegen, und ein schattiger Baum ließ

sie

sie das Angenehme wieder finden. Die Nacht war eine unangenehme Empfindung. Nicht sicher seinen Fuß fortzusetzen, daß nicht ein böses Thier in seinem Lager zum Zorn und Rache wegen gestörter Ruhe gereizt würde; nicht sicher vor gewaltsam reißenden Thieren, die ihrer Nahrung nachspürten, um sich vor deren Annäherung zu entfernen und zu entfliehen; nicht sicher vor den Begebenheiten der Atmosphäre, als: Regen, Wind, Blitz, Donner und Stürmen; ja, wenn man weiter nachdenken will, nicht sicher vor seinen ähnlichen Mitgeschöpfen. Alles dieses waren Empfindungen, worüber der Erdbewohner der ersten Welt zu Betrachtungen angereizt wurde, oder auch wo der große Lehrmeister, die Noth, dazu Anleitung gab, Betrachtungen anzustellen, das Angenehme länger zu genießen, dem Unangenehmen aber durch allerhand Gegenanstalten so viel möglich auszuweichen, oder es wenigstens in mindern Grade zu empfinden.

Noch wenig bekannt mit seinen innern Kräften, bemerkte der Mensch, daß die Thiere in einem und dem andern Falle, in Beziehung auf sich, einen Vorzug hätten. Einige hatten Höhlen, einige Gruben, einige Nester, einige andere natürliche Bedeckung, wodurch sie eine gemächliche Sicherheit wider allerley Zufälle, die sie treffen konnten, erhielten. Nur er, der Mensch, sahe sich entblößt, und ohne Sicherheit gegen die Zufälle. Er fieng an, einen Nachahmer der Thiere zu machen, suchte Höhlen auf, oder, wann keine gefunden wurden, Höhlen, wie die Thiere, auf eine ähnliche Art in die Erde auszuwühlen. Allein, auch in dieser Einrichtung empfand der Mensch allerhand unangenehme Erwartungen. Die Sicherheit ihres Körpers gegen die Witterung und wilden Thiere von verschiedenen Arten, war noch nicht die zustimmende und gewünschte. Der leidende Gesundheitszustand, eine oft empfindliche Nässe und Dunkelheit in den Höhlen, der

enge Raum zu einem gesellschaftlichen Leben, erregten neue Betrachtungen, um eine freyere Luft und Gegend zu genießen. Man versuchte Hütten von laubigen Aesten wider die Sonnenhitze, den Wind, den Regen ꝛc. zu verbinden. Auch diese Erfindung wollte nicht für alle Zeiten des Jahrlaufes gleiche Dienste leisten; die Blätter wurden welk, ließen Sonne, Regen, Wind und Stürme durchstreichen, und die Vorsicht, eine volle Sicherheit zu finden, zerfiel zu der Zeit, als es die Menschen am allernöthigsten hatten, und die strengen Witterungen eintraten, nämlich im Herbste und Winter, in ein fast gänzliches Nichts. Neben den äußern Empfindungen wurden nach und nach auch die innern rege. Man empfand das Bequeme, und suchte durch die Nachahmung der Thiere verschiedene Materialien mit einander zu verbinden. Man suchte einen Aufenthalt oder eine Hütte zu machen, welche so wohl die Witterung, als die bösen und wilden Thiere abhalten, und eine vollkommene Sicherheit vor beyden zugleich leisten könnte. Man umschloß einen größern Raum, um dem gesellschaftlichen und Familienleben eine bessere Bequemlichkeit zu verschaffen, welche weder die Höhlen noch die Laubhütten verschafften. An den Höhlen bemerkte man Erde und Steine, in den Lauben aber blätterreiche Aeste. Man suchte beydes zu verbinden, und wählte Plätze, wo dergleichen am leichtesten konnten ausgeführet werden, in so fern es die einfachen Werkzeuge, die doch in nichts weiter, als den Händen, Füßen, und etwann einem schicklichen Steine, oder einem Knochen eines todten Thieres, bestanden, erlauben wollten. Eisen und Stahl waren in diesem Weltalter noch ganz unbekannte Naturgaben. (*)

Als

(*) Man weiß, daß die ehemaligen Einwohner von Mexiko, als die Spanier dahin kamen und dieselben unter das Joch brachten, noch keine Kenntniß von Stahl und Eisen hatten, gleichwohl die Festung Cusco von entsezlichen Steinen quadermäßig aufgeführt haben.

Als Nachahmer der Thiere sahe der Mensch, daß die Thiere weiter keine Werkzeuge, als den Schnabel, Krallen, Pfoten ꝛc. hätten, und damit für ihre Bequemlichkeit und Sicherheit ihre Nester anlegten, und nach verschiedener Art auch verschiedene Materialien zu verbinden geschickt wären. Diesem zu Folge bemerkte der Mensch an der Bauart der Hamster in ihren Höhlen, dem Biber in seinen Bauen, den Schwalben, den Aelstern und dem Remitz ꝛc. in ihren Nestern, verschiedene in die Sinne fallende anscheinende Absichten. Die Biber insonderheit arbeiten gemeinschaftlich und gesellschaftlich mit und für einander. Vielleicht ist die Nachahmung der Menschen in ihrem ersten Bauwesen von dem Biber entlehnt. In diesem dürftigen und geringartigen Verhältniß befand sich das menschliche Geschlecht, in Ansehung der Bauart, als dasselbe mit den Hülfsmitteln aus Eisen und Stahl noch nicht bekannt war. Es war, gedachtermaßen, diesen Menschen zum Werkzeuge nichts übrig, als die noch ungeübten Hände, und etwann ein scharfer Stein und Knochen. Die Zähne konnten sie nicht, wie einige Thiere, z. B. der Biber, zum Durchschneiden und Fällen der Bäume gebrauchen, da deren Einrichtung bey dem Menschen dahin nicht abzielt. Man konnte also weiter nichts in der Bauart derselben Zeit für allgemein möglich erwarten, als in den jungen Gebüschen eine Menge schwacher biegsamer Schößlinge zusammen zu biegen, und, so viel es die Gelegenheit erlaubte, einen Raum zur Sicherheit gegen die Witterung einzuschließen. Die Schößlinge wurden wie ein Gewölbe zusammen gebogen und verbunden, die Zwischenräume mit Reisern ausgeflochten, und, zu mehrerer Abhaltung des Wetters, mit Laub und abgestorbenen Grase umschüttet. In einem solchen Gebäude lebte der elende Bewohner derselben schon weit zufriedener, und wichtige Empfindungen, die von der Witterung auf die Blöße

dieser Menschen wirkten, wurden von der Seite gewiesen. Die Gelegenheit, junge Bäumchen oder Aufschößlinge zu finden, die zu dieser Absicht in einer bequemen Entfernung von einander standen, um dieselben in eine Hütte durch das Zusammenbiegen und den festen Stand in der Erde zu verbinden, wurde freylich nicht überall nach Wunsche angetroffen. Man mußte also zu den innern Kräften seine Zuflucht nehmen, und Versuche wagen, geschlanke Aeste von Bäumen in die Erde nach einem angenommenen Plage zu stecken und pflöcken, und, so viel möglich, zu befestigen. Wenn denn eine Menge solcher geschlanken Reiser oder Aeste nahe genug an einander gepflöckt, und nach oben zu zusammen gebunden waren, konnten dieselben mit leichtern Ruthen oder Aesten, die wegen ihrer Schwäche noch biegsamer waren, nach Art unserer Zäune durch- und ausgeflochten werden. Da aber immer noch das Durchstreichen der unangenehmen Witterung Statt haben konnte, so wurden die noch übrigen Oeffnungen mit Erde und Lehm verschmieret, daß weder Regen, Sturmwind, noch eine andere Ungemächlichkeit den Bewohnern schaden konnte. In der Verfeinerung dieser Bauart belegte man dieselben, um eine längere Dauer von diesen Gebäuden zu erwarten, mit Stroh, Rasen, und zuweilen gar mit Thierhäuten. Licht und Luft zu erhalten, ließ man Löcher, die man nach Beschaffenheit des Windstriches öffnete oder verstopfte. Die Thür konnte mit einer geflochtenen Hürde ebenfalls zu und aufgemacht werden.

Da auf diese Weise gleichwohl kein übermäßiger Raum für mehrere Menschen oder Familien umschlossen werden konnte, die Menschen aber, wie die Biber, zu einem gesellschaftlichen Leben eine angeborne Neigung spüren ließen, setzten sie mehrere dergleichen Gebäude in der Nähe zusammen. Ein einzelnes solches Gebäude, findet man Fig. 1257 abgebildet. Die

Rei-

Reisenden geben uns noch viele Weltgegenden an, wo dergleichen Dörfer (nach unserer Art es auszudrücken,) angetroffen werden.

Einer andern Art, durch Zusammenfügung verschiedener Materialien einen Bau für die nothwendige Sicherheit aufzuführen, bedient sich eine andere Völkerschaft. Sie graben oder schlagen Pfähle, oder gerade junge Bäumchen, die sich oben in gehöriger Höhe in eine Gabel endigen, in die Erde. In diese Gabeln legen sie querüber gerade Stangen oder Aeste, nach der Art als wir in unsern Gegenden die Balken legen. Ueber diese Querlager kamen kleine zarte Aeste; und auf diese kam endlich die Bedachung von Stroh, Schilf, Gras, Laub, auch wohl Erde. Die Wände, welche hier perpendiculär stehen, wurden, wie bey vorerwähntem runden Gebäude, ausgeflochten, und alsdann, um Wind und Wetter abzuhalten, mit Lehm oder Erde verschmiert. Auf diese Weise konnte ein Gebäude, so lang als man wollte, oder es der Raum und die Absicht erforderte, fortgeführt werden, welchen Vortheil das halb kugelförmige nicht leisten konnte. Die Gestalt eines solchen Gebäudes, Fig. 1258, war also eine parallelepipedische, die sich denn bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Im Bezirke dieses Gebäudes konnten schon mehrere Menschen gesellschaftlich wohnen, und wegen der perpendiculären Wände aufrecht und bequem ihre Verrichtungen vornehmen, und beysammen bleiben. Wurde der Raum zu klein, so wurde in der Linie oder in der Wiederkehr angesetzt. Thüren und Luftlöcher konnten auf vorige Art, wie bey dem halb kugelförmigen, angebracht werden.

Völker, die keinen beständigen Aufenthalt liebten, und der Jagd und Fischerey nachzogen, setzten ihre nothdürftige Hütten auf Räder, dergleichen man in Amerika, am gewöhnlichsten aber und noch jetzt bey den nördlichen Tatarn findet. In diesen geringen

Hütten war ihre Familie vor Wind und Wetter bedeckt. Da die Mannspersonen meistentheils zu Pferde waren und die Witterung nicht scheueten, so spannten sie ein zweytes Pferd an, um auch ihr Weib und Kind mit fort zu bringen, und ihre Beute der Jagd und Fischerey mit ihnen zu theilen. Der ganze Bau sieht einem großen umgestürzten Korbe ähnlich, ist von geschlanken Zweigen geflochten, und mit den Häuten der auf der Jagd erlegten Thiere bedeckt. Eine Menge dergleichen Hütten auf Rädern machen ein Dorf oder eine Horde aus, daher auch der Name der tatarischen Horden seinen Ursprung hat. Die Bauart einer einzelen Hütte auf Rädern ist aus Fig. 1260 zu ersehen.

Die an einem Orte beständig bleibenden Tatarn bauen wieder auf eine andere Art, fester, dauerhafter und auch bequemer, als die amerikanischen Wilden. Sie können es auch mit mehrerer Leichtigkeit und Geschicklichkeit verrichten, da ihnen schon seit langer Zeit Werkzeuge aus Eisen und Stahl bekannt waren: (*) daher auch hernach, nachdem die Bekanntschaft mit den zustimmenden Werkzeugen zunahm, ihre Gebäude verfeinert wurden.

Die sibirischen Hütten verrathen indessen eine fast eben so elende Bauart, als der Amerikaner und Indianer, nur daß dieselben größer und dauerhafter sind. Die dortigen Einwohner hauen einige gerade Stangen oder junge geschlanke Bäume ab, pfählen dieselben in die Erde, daß die Spitzen pyramidalisch oben zusammen kommen, binden Latten von Aesten oder Stangen von unten bis in die Spitze, und bedecken es endlich mit Schilf, Stroh und Baumrinden. Diese Art nähert sich den phry-

(*) Daß diese Völkerschaften das Metall, als Eisen, Stahl ꝛc. zu ihrem Gebrauch zu behandeln wußten, beweisen die vielen mit Spieß und Säbeln geführten Kriege der Scythen, als woher die Tatarn ihren Ursprung haben.

phrygischen Hütten, welche Vitruv als die erste Bauart anführt; Fig. 1259 und 1261. Die Form dieser Hütten ist entweder conisch oder pyramidalisch. Eine Aehnlichkeit dieser Gebäude geben uns in den neuern Zeiten die Kohlenbrennerhütten in den großen Waldungen, die wenigstens alle Witterungszufälle aushalten, und eine für dieses Volk bequemere und sichere Wohnung abgeben.

Die Bauart der Wohnungen der Kalmücken, oder ihrer Filzhütten und so genannten Kibitken, Fig. 1262, ist, der Beschreibung zu Folge, welche Hr. Pallas davon liefert, schon weit sinnreicher. Das Gerüst oder Skelett zu diesen Hütten besteht zuerst aus einem Flecht- oder Hürdenwerke von Stroh oder langem zusammen gedrehten Grase oder Schilf, von 7 oder mehrern Stücken, deren jedes aus etwa 30 Zoll dicken Weidenstäben, in Gestalt eines Netzes beweglich zusammen gefügt ist, so daß diese Stücke, welche aus einander gezogen ein Gitter, etwann 1 Faden lang und 2 Fuß breit, ausmachen, dergestalt zusammen geschoben werden können, daß ein Stock dicht an den andern zu liegen kömmt. Diese Stöcke werden in einem Kreis, so groß als die Hütte ist, gesetzt, und da, wo sie einander berühren, mit Haarseilen oder Bändern verbunden. Wo die Thür der Hütte seyn soll, wird ein Rahmen, mit 1 oder 2 beweglichen Thürchen eingesetzt, und mit den nächsten Stücken der Hürde verbunden; auch wird von diesen Namen noch ein starkes härenes Seil um den ganzen Kreis der Hürde gelegt, um dieselbe fester zusammen zu halten und in eine recht runde Form zu bringen. Alsdann wird ein hölzerner Kranz, welcher aus zween etwas von einander stehenden Ringen besteht, auf etwa drey der langen Weidenstäbe, woraus das Dach der Hütte bestehen soll, über die Hürde empor gehoben, und darauf alle übrige Weidenstäbe zwischen die Reife des Kranzes eingesteckt, mit dem untern En-

de auf die Gabeln der aufgerichteten Hürde gestellt, und mit Schnüren gleichsam eingehängt. Alsdann ist das Gerüst, dessen Theile roth gefärbt zu seyn pflegen, fertig. Ueber das Dach derselben wird ein großer, darnach zugeschnittener Filz, (dessen Bereitung ich im XIII. Th. S. 351, f. beschrieben habe,) wie ein Regenmantel herum gelegt, und mit darüber geschlungenen Seilen befestigt. Die Seiten bleiben im Sommer offen; wenn es aber kalt ist, werden Stücke Filz, oder Schilfmatten, oder auch beyde darum gelegt, und mit einem herumgezogenen Seile befestigt, vor die Thür aber ein Vorhang von Filz gemacht. Die Oeffnung des hölzernen Kranzes, welcher die Spitze der Hütte einnimmt, bleibt gemeiniglich, als ein Rauchloch, offen; wegen des Windes und Regens aber sind Kreuzbogen von Weidenzweigen darüber befestigt, auf welche ein Stück Filz von der Windseite, oder, wenn das Feuer ausgebrannt ist, zu mehrerer Wärme, über die ganze Oeffnung gedeckt wird.

In der Mitte dieser Hütte steht zu allen Zeiten ein großer eiserner Dreyfuß, unter welchem beständig Feuer, oder doch glimmende Kohlen vorhanden sind, und worauf sie ihre Speisen in großen flachen eisernen Schalen zu kochen pflegen. Dergleichen Schalen werden in den russischen Eisenhütten in großer Menge gegossen, und unter die Steppenvölker verkauft. Außer einigen solchen großen und kleinen Schalen besteht das gemeine Hausgeräth in einigen hölzernen Schüsseln oder Trögen, in Trinkschalen, in großen und kleinen aus Leder verfertigten Schläuchen und Gefäßen, und endlich noch einer großen, 3 bis 4 Maß haltenden Theekanne, welche die Gemeinen auch wohl von Leder, Wohlhabende aber sauber von Holz gemacht, und mit kupfernen oder silbernen Reifen und Blechen belegt, zu haben pflegen. Das Bett pflegt der Thür gegen über hinter dem Feuerplatz zu stehen, und sie haben gemeiniglich kleine hölzerne Gestelle dazu; Polster und Kissen aber bestehen aus Filz.

Von den Wohnungen oder Hütten der Völker in Amerika, oder den so genannten Cabanen, siehe Th. VII, S. 492, f33.

In

In der folgenden Zeit, und nach dem Gebrauche der zu dem nothdürftigen Bau erfundenen Instrumente, lernte man von ganzen vollen runden Holzklötzen viereckige oder parallelepipedische Wohnungen bauen, und zwar auf die Art, daß, wenn es einem Bewohner nicht mehr gefallen sollte, sein Haus auf der oder jener Stelle stehen zu lassen, er es aus einander nehmen, und an einem andern beliebigen Orte aufsetzen könnte. Bey dieser Bauart wurden ganze gerade runde Bäume von einerley Stärke ausgewählt, und Klötze davon geschnitten oder vielmehr gehackt. Die langen waren von der Größe, als das Gebäude lang sollte angelegt werden, die kürzern aber waren der schmalen Seite gleich. Damit nun eine Verbindung erhalten würde, und die Klötze eine gute Lage auf einander bekämen, auch der durchdringenden Kälte und Witterung widerständen, wurden die Klötze auf der obern Seite nach der Rundung des folgenden Baumes ausgehölt, und damit die schmale Seite mit der langen in den Ecken gehörige Verbindung erhielte, wurde jeder Stamm von der obern und untern Seite nach dem Maße des quer liegenden Stammes eingeschnitten oder vielmehr ausgehauen, wie Fig. 1263 zeigt. Wenn eine Ecke in ihrem Verbande steht, sieht dieselbe wie Fig. 1264 aus, und endlich die ganze Zusammensetzung, wie Fig. 1265 zeigt. Ueber diesen Kasten von ganzen Stammklötzen legte man einen starken Stamm nach der Länge, welcher die Giebelhöhe ausmachte; auf diesem Stamme ruheten die kleinern Sparren und das aufgebundene Lattenwerk, auf welches zuletzt die Bedachung von Stroh, Schilf, Baumrinden ꝛc. angebracht und befestigt wurde.

Einige legten quer über das Gebäude lauter runde Hölzer oder Stämme, die aber einen Theil überragten. und überschütteten dieselben mit Erde, bis ein Abschuß des Regens erfolgen mußte. Thüren und Fensterlöcher wurden ausgeschnitten. Damit ein solches Zimmer

mer erwärmet werden könnte, und das Feuer seinen Rauchgang erhielte, wurde auch eine von Erde und Steinen zusammen gekleibte Feuerstätte angebracht, und nach der Höhe durch eine Oeffnung geführt. Dergleichen Gebäude setzt man mehrere an einander, bis oft ein ganzes Gehöft davon erwächst.

Diese Bauart ist nach und nach verfeinert worden, und man findet in cultivirten Provinzen fast ganze Städte, wo verschiedene Stockwerke über einander, und fast Thürme auf diese Weise aufgeführt sind. (*) Rußland, Liefland, Polen, Böhmen, Mähren ꝛc. haben noch jetzt solche Bauart im Gebrauch, weil in diesen Ländern an Holz kein Mangel ist. Daß diese Bauart noch viele Verfeinerung in unsern Ländern erhalten hat, sieht man hin und wieder an Landgebäuden. Man legt aber jetzt nicht mehr ganze Stämme, nach Fig. 1264, über einander, sondern läßt dieselben auf der Sägemühle trennen, und, wo sie auf einander zu liegen kommen, abschwarten, wodurch man den Vortheil erhält, daß man nur die Hälfte Holzstämme dazu nöthig hat; siehe Fig. 1266. Die Verbindungen werden auch bey uns auf eine bessere Art, als in Rußland und an vorgegachten Orten, gemacht. Die Stuben von dieser Bauart sind reinlich, glatt und warm, wie man z. B. in Schlesien, Lausitz, Böhmen, Thüringen, noch häufig dergleichen Bauart findet, wo man die steinernen verabscheuet, die von Riegelwänden oder Fachwerk aber für zu kalt hält.

In gewissen Gegenden des Königreiches Ungarn hat man noch eine armselige Bauart, die meistens in die Erde gegraben ist, im Gebrauch; Fig. 1267. Wenn man eine Gleichart der Bauart von den Thieren

(*) In Astrachan, Mitau, Muskau und vielen andern Orten des russischen Reiches findet man ganze Palläste von dieser Bauart von zusammen geschrotenem Holze. Sogar die Verwahrungen der Städte, welche bey uns durch Mauern geschieht, sind von dergleichen Arbeit.

ren hernehmen will, so ist diese gewiß die ähnlichste mit der Bauart und den Höhlen der Hamster. Ein solcher ungarischer Bau ist eine in lehmige Erde gegrabene Grube, deren Form rund, cylindrisch, oder parallelepipedisch ist, nach einem Verhältniß als der Bewohner mit seinen Leuten und Vorräthen Raum nöthig hat. Wenn die Grube über Mannslänge tief ausgeworfen ist, und die Wände als in einem fetten Lehm ziemlich perpendiculär abgestochen sind, wird dieselbe mit allerley brennbaren Materialien angefüllt, und ausgebrannt, bis die Wände durch das Feuer fest und nach unserer Art ziegelartig gebrannt sind. Diese ausgebrannte Grube überdachen sie mit wenig zugerichtetem Holze, damit nur einige Oeffnungen über dem Horizont erhalten werden, daß Luft und Licht eindringen könne, auch der Rauch vom Feuer einen Ausgang finde. Die Vorräthe aufzubewahren, werden nebenliegende Kammern auf eben die Art ausgestochen, und durch das Feuer ausgebrannt, daß also mancher 3 bis 4 Kammern um seine Wohngrube hat. Die Bedachung bekömmt ihre Rösche, zum Ableiten des Regenwassers, von einem oder etlichen über einander gelegten Bäumen, welche quer über die Grube reichen. Die Bedachung selbst ist Stroh, Schilf und Erde. Wer diese Gegend im Winter, wenn Schnee liegt, durchreiset, kann kaum die Merkmale eines Dorfes entdecken, wenn es nicht der Rauch verriethe.

Aus der bisher beschriebenen nothdürftigen Bauart erhellet wenigstens so viel, daß dieselbe gestiegen ist, und von Zeit zu Zeit eine Verfeinerung erhalten hat, nach dem Verhältniß, als die Menschen einen mehr beständigen Ort zu ihrem Aufenthalt erwählten, und unter sich ein gewisses Eigenthum fest zu setzen anfingen, oder auch mehrere und ausgebildete Begriffe zu bauen mit einander verbanden, das Bequemere vor dem bloß Nothdürftigen schätzen lernten, mehr Empfindun-

gen für das gesellschaftliche Leben erlangten, Habseligkeiten und Reichthümer durch Jagd, Fischerey und Viehzucht erwarben, und einander durch ihre natürliche Fähigkeiten gegen Tausch und Belohnung zu dienen gewohnt wurden. Man wagte es, durch Verbindung verschiedener Materialien, mehr Raum und mehr Bequemlichkeit, wegen Luft und Licht, durch vereinigte Kräfte über und unter der Erde zu beschließen. Nicht selten geschah es, daß solche Gebäude, die gemeiniglich aus Holz verfertigt und errichtet waren, ein Raub der Flamme wurden, da die Unterhaltung des Feuers nicht immer auf die beste und vorsichtigste Art angeordnet war. Die Erfahrung war hier der große Lehrmeister, mehr Vorsicht und Mittel dagegen anzuwenden. Man fieng an, gegen das Feuer eine Art von Materialien zu erwählen, welche nicht so leicht von demselben angegriffen und verzehret werden konnte. Man verband Stein, Lehm und Holz mit einander, und erhielt eine dauerhaftere Bauart gegen den innern Feind des Feuers. Mancher Landesbezirk bot freylich nicht alle Naturproducte dar, daß man von lauter Steinen die Gebäude hätte aufführen können, die dem Zufalle des Feuers trotzen konnten. Ueberdieß war die Bauart mit Steinen mühsamer, langwieriger und kostbarer; und vielleicht waren die ersten Versuche mißlungen, weil man das Wesen der Materialien, wie sich dieselben in der Verbindung und gegen Wind und Wetter verhielten, noch nicht gehörig kannte. Nässe und Vertrocknung, Frost und Sonnenhitze, Wind und Stürme, sind vom Anfange der Welt her die großen Zerstörungsmittel gewesen, welche die Verbindung der groben Baumaterialien zerrüttet und aufgelöset haben. Unter diesen strengen Gesetzen mußten nothwendig auch die nothdürftigen Bauarten leiden, und ihren Verfall erfahren. Die Urtheile der damaligen Bewohner der Welt über diese Zufälle waren noch zu unreif, und es

mußte

mußte also eine Reihe nach und nach gesammelter Erfahrungen zur Regel gemacht werden, bis endlich Leute besonders darauf aufmerksam wurden, und es zu einer eigenen Beschäftigung machten, für Gegendienste und Belohnung, Wohnungen von einer oder der andern Art oder Materie aufzuführen.

Die höher gelegenen oder gebirgigen Gegenden hatten gemeiniglich Steine genug, in den ersten Zeiten der Weltbewohner aber suchte man nicht die Gebirge zum Aufenthalt aus. Die flachen und ebenen Gegenden hingegen waren oft in weiten Districten ohne Steine, mit Holz aber überflüssig versehen. Die Bequemlichkeit, in den flachen Gegenden die nöthigen Nahrungsbedürfnisse aufzusuchen, war unstreitig gegen die Gebirge vorzüglicher. Man bemerkt es noch in allen Weltstrichen, daß die niedrigen und flachen Gegenden die ältesten Einwohner gehabt haben, und eher bevölkert worden sind, weil Fischerey und Jagd hier nahe an einander gränzten. Bey der Fischerey an den großen Flüssen machte man, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Erfindung, mit Flößen und Bothen von ausgebrannten Bäumen Bedürfnisse herbey zu holen, welche Erfindung dem Bauwesen der ehemaligen Zeit sowohl, wie unserer, großen Nutzen geschafft hat, und noch schaffet.

In diesem Verhältnisse konnte man schon allerhand Baumaterialien auf dem Wasser herbey schaffen; und da die großen Flüsse für Tausch und Handel den Vortheil eröffneten, so brauchte mancher einen größern Raum, die zum Umtausch bestimmten Dinge aufzubewahren, und vor dem Verderben, welches die Witterung und andere Zufälle verursachen konnten, zu sichern. Dadurch wurden schon Anlagen zu mehrern Gebäuden gemacht; mehrere Menschen bekamen Beschäftigung und Unterhalt, mithin wurde auch die Bauart mehr und mehr in Aufnahme gebracht, weil schon verschiede-

ne Absichten für das eine und andere mit einander vereiniget werden mußten. Es entstanden also Gebäude, oder eigentlich größere Hütten, welche gemeiniglich einen parallelepipedischen Raum einschlossen, und sowohl Menschen, als Vieh, Vorräthe, und Handlungs- oder Tauschartikel, wider alle Zufälle der Witterung in Sicherheit setzten.

In manchen Weltstrichen hat sich die Bauart geschwinde und in starken Schritten verbessert; in andern hingegen sieht sie noch gar zu sehr den grauen Zeiten ähnlich. Dahin möchte man fast die westphälische rechnen. Die gemeinen Häuser (ich nehme die zu unsern Zeiten neu aufgeführten aus,) sind in der That nichts anders, als Hütten ohne Abtheilung für die Nothdurft und Bequemlichkeit. Menschen und Vieh sind in einem Raume beysammen. Wenn, nach Fig. 1268 a), der umschlossene Raum ABCD ist: so findet man in demselben eine Bucht a für das Vieh; eine dergleichen, b, für die Menschen; einen Feuerheerd, c, ohne Rauchfang und Schorstein. Ueber dem Heerde hängt ein Kessel, in welchem für Menschen und Vieh gekocht wird. Ein erhabenes Stück Lehm oder Mauer, mit einem Bret belegt, macht den Tisch d. Kein Gebälk, als etwann ein Spannbalken, keinen Boden zu abgesonderten Vorräthen, findet man in diesen Gebäuden. Eine Thür und etliche Löcher, einiges Licht zu erhalten, und den Rauch mehr in Bewegung nach der Höhe unter das Dach zu setzen, sind die wesentlichen Theile eines solchen Hauses. Unter dem Dache oder Sparrwerke, welches eine ziemliche Höhe hat, räuchern die Einwohner ihre schmackhafte Schinken, als je in einer aufs beste angelegten Rauchkammer geschehen mag. Fenster und Glas ist dortigen Einwohnern noch ein theures Baumaterial. Eine runde Scheibe von Glas in einem eben so geformten Loche ist schon ein Stück der größern Bequemlichkeit, wo sonst es ein Stroh-

Strohwisch verrichtet, welcher nach Gutbefinden vorgesteckt, oder wegen des Lichtes und der Luft heraus gezogen wird. Die Höhe des Rumpfes ist niedrig, und kaum von eines langen Menschen Höhe; die Bedachung, Stroh, oder Schilf, oder an manchen Orten Schindeln. Siehe Fig. 1268 b).

Eine fast noch elendere Bauart ist die polnische, und an manchen Orten die pommerische. Menschen und Vieh sind in einem Fach versammelt, schlafen und wachen beysammen und verrichten manches zusammen, was sonst gern abgesondert vorgenommen wird. Dergleichen Gebäude werden sich vielleicht noch lange erhalten, wenn sie nicht durch Krieg und Brand vertilget werden. Ein Besitzer eines solchen Gebäudes, wenn es auch in den Vermögensumständen ist, ein besseres, und nach einer bequemern Bauart ein neues aufzuführen, sieht sein Vermögen für nutzbarer an, als es in ein neues Gebäude zu verwenden.

Wie sich der moralische Character bey den Nationen ausbildet, so nimmt man auch wahr, daß der Einfluß daher auch auf Tracht und Bauart wirket. Je gesitteter eine Völkerschaft ist, je mehr ist sie auch gereizt, in den nothdürftigen und Nebendingen vor andern Völkerschaften sich hervor zu thun. Handel und Wandel verband die Menschen, gesellschaftlicher zu seyn, mit einer gewissen Annehmlichkeit einander in Tausch und Vertauschen zu begegnen, die eingetauschten Dinge wieder mit Gewinn zu veräußern, den Gewinn zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen des Lebens anzuwenden, mithin auch eine besondere Anwendung für die Bauart ihrer Wohnung zum Augenmerk zu nehmen. In denjenigen Ländern, wo Nahrung und Gewerbe blühen, Geld und Reichthümer circuliren, sind die Verfeinerungen der Bauarten mit dem Menschenalter gewachsen. Armuth hat zu allen Zeiten die Kräfte des menschlichen Verstandes und Witzes nieder gedrückt. Der allgemeine Verstand der Menschen, so ungebildet derselbe auch angenommen wird,

lernt bey forfallenden Gelegenheiten nur gar zu bald das Schlechte, das Mittelmäßige und das Bequeme von einander unterscheiden. Noth, Erfahrung, Betrachtung und Beurtheilung lernen erfinden, und haben erfunden, verändert und verbessert. Die innern Kräfte der Menschen sind bey dem Bande der Geselligkeit gegen einander gereizt worden; der eine machte sein Genie in diesem, ein anderer in einem andern Falle oder Wissenschaft geltend. Und nach gerade bekamen auch die ländlichen Wohnungen eine verfeinerte Bauart.

Bey der oben angeführten elenden Bauart, wo Menschen und Vieh in einem unabgetheilten Raume und unter einander waren, empfand man die damit verknüpften Unannehmlichkeiten nur gar zu bald. Einige, welche Handlung und Gewerbe mit ihren Landesproducten trieben, wollten doch nicht einen jeden ihrer Untergeordneten sehen und hören lassen, was für Vortheile daraus zu ziehen wären; mithin erkannten sie das Bequemere, eine Absonderung zu diesem Betriebe zu haben. Einige bemerkten das Nachtheilige für den Gesundheitszustand, welches aus so vielen unter einander wirbelnden Dünsten und Unreinigkeiten erfolgen mußte, da sie sich in der freyen Luft besser befanden, als in den verschlossenen und mit Dünsten erfüllten Löchern. Einige bemerkten das Verderben, welches in ihren Vorräthen sich ereignete, und in einer abgesonderten Hütte nicht erfolgte. Die mehr Bemittelten fiengen an, Abtheilungen zu machen, damit jede Verrichtung ihren bestimmten Raum haben möchte. Man sonderte vors erste Menschen und Vieh von einander, imgleichen die Vorräthe, die so wohl zur Unterhaltung der Menschen, als zur Verpflegung und Nahrung des Viehes im Winter, dienen sollten. Zum Beweise will ich nur zwo Bauarten, die alte westphälische oder auch polnische, und die sächsische, anführen, als welche beyde noch in

ihrem

ihrem wesentlichen und natürlichen Zustande gefunden werden.

Die ersten Abtheilungen konnten wohl nicht anders, als sehr einfach, ausfallen. Man machte eine Zwischenwand, welche die Wohnstube und das Vorhaus von einander absonderte. Man bedeckte das Gebäk mit Stangen und Lehm, damit die Wärme beysammen bliebe. Man gab der Stube einen Kamin oder Ofen; jener ward in der Stube, dieser aber in dem Vorhause geheizt; und der Rauch wurde durch einen Rauchfang über das Dach hinaus geführt. Um dem Vieh seinen Platz zu geben, wurde noch eine Wand durchgeführt, welche den Stall und das Vorhaus von einander absonderte. Die Decken waren von Stangen und Lehm verdichtet. Auf den Böden konnten Vorräthe für Menschen und Vieh aufbehalten werden. Eine Leiter oder Treppe führte auf die Böden. Jedem Fache wurde gehöriges Licht durch Oeffnungen oder Löcher gegeben. Die für die Stube bekamen geöhltes Fell, um den Schein des Tageslichtes zu gewinnen, bis nach und nach Glasfenster an deren Stelle eingeführt wurden.

Ein solches Gebäude sieht, in seiner Einrichtung und Vertheilung der Fächer und Gemächer, so aus, wie Fig. 1269 a) und b) im Grund- und Aufriß vorstellt. a, die Hausthür; b der Hausraum oder die Hausflur; c, die Wohnstube; d, der Ofen, oder ein Kamin; e, der Stall; f, die Treppe; g eine Kammer. Küche und Heerd waren noch nicht in dieser Abtheilung bis man das Vorhaus wieder mit einer Zwischenwand vertheilte, und eine Küche mit einem Heerde erhielt, aus der Küche noch eine Thür in den Garten machte, und also die Bequemlichkeit auf einen weit höhern Grad gegen ein Gebäude oder Bauerwohnung der entgegen gesetzten Bauart brachte.

Die niedersächsische Bauart hat in den ersten und ältern Verbesserungen folgende Einrichtung. Die Einfahrt ist zuweilen auf der schmalen, zuweilen auf der langen Seite; Fig. 1270 a) und b). a, die Einfahrt; b, die Wohnstube; c, eine Kammer oder Stube; d, Hausflur, welche zuweilen eine Durchfahrt ist; e, Stand der Kühe; f, Stand des Zugviehes; g, Behältniß und Lager für die Mägde; h, Behältniß und Lager für die Knechte; i, der Heerd und Ofen. Das Fach d oder die Hausflur ist nicht bedeckt, sondern der Rauch vom Heerde und Ofen geht in die Höhe, und ohne Schorstein ist es ihre Rauchkammer. Ueber b und c liegt das Getraide in Körnern; über den Kühen und Pferden liegen Stroh, Heu und Futter.

Nachdem aber höhere und weitläuftigere Nahrungsgeschäfte, von Handlung und Gewerbe, mehr Menschen an einen Ort zusammen zogen, und dieselben nicht allemal die Besorgung des Unterhaltes von Ackerbau und der Viehzucht über sich nehmen wollten und konnten, folglich die Nahrungsgeschäfte sich in ländliche und städtische vertheilten, das Geld aber zum Antrieb des Gewerbes, es mochte ländlich oder städtisch seyn, alle Vortheile an die Hand gab: so machten sich dieses die nahe gelegenen Besitzer der Ländereyen zu Nutze, brachten ihren Ueberfluß an ländlichem Ertrag an diejenigen, die in den Städten diesen Nahrungszweig nicht betreiben konnten, oder auch nicht achteten, tauschten und kauften dafür andere Bedürfnisse ein, die sie zum Theil selbst nöthig hatten, zum Theil aber andern überließen, im Ganzen aber immer den Gewinn zur Absicht, und die Ausführung anderer Dinge zum Augenmerk hatten; woraus denn wiederum dieses eine Folge war, daß einer und der andere, bey seiner sonst engen Wohnung, auf eine Erweiterung, oder auf Anlegung eines ganz neuen Gebäudes, nach seinen Vermögensumständen, bedacht war. Alsdann wurden neben der

Wohn-

Wohnstube eine Kammer, eine Küche, etliche Kammern für seine Vorräthe und hülfreichende Personen oder Gesinde, angebracht. In dieser Einrichtung unterscheidet sich ein Bauerhaus gar merklich von einem alt westphälischen, welches zwar eben den Raum, aber keine Bequemlichkeitsvertheilungen hat, wie Fig. 1271 a) anzeigt.

a, Wohnstube; b, Stuben- oder Schlafkammer; c, Küche mit Heerd und Geheize; d, Vorhaus; e, Durchgang; f, Gesindekammer; g, Vorrathskammer; h, Treppe; i, Stall.

Der Dachraum blieb noch für allerley Nothwendigkeiten übrig, als: Fütterung und Korn aufzubewahren, Werkzeuge und Meublen dahin zu stellen; weshalb denn statt einer Leiter, die Bequemlichkeit zu befördern, eine Treppe mit vollen Stufen dahin geführt wurde. Der Stall konnte nicht mehr nach der ehemaligen Eintheilung, wo dessen Raum kleiner war, seinen Platz finden; daher wurde selbiger angebauet, und das Gesinde konnte aus ihrer Kammer dahin gelangen, wenn etwa Unordnung oder andere Begebenheiten bey Nachtzeit vorfielen. Der Eingang in den Stall konnte, nach Belieben, von der vordern, hintern oder breiten Seite angebracht werden. Die in der nöthigen Bequemlichkeit noch weiter gehen wollten, vertheilten einen Raum k an der Küche zu einer Speisekammer. Ferner setzte man einen Kessel in die Küche, Wasser für das Vieh warm zu machen, und auch bey der Wäsche Dienste davon zu erhalten. In den Ofen kamen ebenfalls so genannte Blasen, Wasser zum Brühfutter warm zu machen. Endlich, alles möglichst bequem zu machen, legte man auch einen Backofen an, welcher entweder von der Gartenseite angehängt, oder unter den gewöhnlichen Einheitzofen gebracht wurde. Den Auf- oder Standriß eines solchen Hauses, stellt Fig. 1271 b) dar.

Bis hieher gründet sich diese Bauart auf die Nothwendigkeit und den Nutzen, unter einer angebrachten Eintheilung zur Bequemlichkeit, auf einerley Horizont, oder nur auf ein Stockwerk auf der Erde. In der Folge ahmten einige die städtischen Baumaximen nach, wo man, in Ansehung des Raumes, sich nicht nach den Seiten ausbreiten konnte, sondern über einander den Raum aus- und einzutheilen versuchen mußte. Man baute ein Geschoß auf das untere oder auf den Erdstock, weil es doch mit einem und demselben Dache und weit wenigern Kosten, als wenn zur Seite angebauet oder vergrößert werden mußte, geschehen konnte. Theils geschah es aus Nothwendigkeit, um für eine zahlreiche Familie Platz zu gewinnen, theils die Nahrungsgeschäfte mehr und mehr mit Bequemlichkeit zu erweitern, wenn es nicht einzig und allein der Ackerbau war; theils auch aus Begierde, den Städtischen in der Bauart ähnlich zu werden; da dann ein Gebäude, wie Fig. 1272 darstellt, entstand.

Ein Haus für einen Bauer, von 6 bis 10 Hufen Landes, die Hufe zu 24 Acker oder Morgen, der Morgen zu 180 Quadratruthen gerechnet, muß mit einer sehr geräumigen Stube versehen seyn; besser aber ist es, wenn zwo Stuben angebracht werden können, damit gewisse Verrichtungen getheilt werden, auch Gesinde und Herrschaft von einander abgesondert wohnen können. In kalten Herbsttagen, und im Winter, fallen allerley Verrichtungen vor, die, wegen der rauhen Witterung, nicht, wie im Sommer, unter freyem Himmel vorgenommen werden können; z. B. Rüben, Möhren, Kohl, einzulegen, zu schlachten, u. s. f. die doch immer neben andern in der Stube vorkommenden Arbeiten ihren Raum erfordern. Wo 6, 8 bis 10 Personnen beysammen seyn, und jede in Verrichtung stehen soll, und wo, außer dem Ofen, für den Herrn und die Frau noch eine Bettstelle ihren Raum ein-

einnimmt, auch das Butter- und Käsemachen geschieht, ist, wofern jedes ungehindert geschehen soll, eine mäßige Stube nicht hinreichend, sondern es sind hiezu wenigstens 140 bis 160 Quadratellen anzuwenden. Wäre das Gebäude 18 Ellen tief im Gebälke, so würde die Stube 12 Ellen in der Weite, und 12 bis 13 in der Breite bekommen müssen. Können aber nur 12 und 10 Ellen zu beyden Ausmessungen gegeben werden, so würden die Verrichtungen durch die Zeit getheilet werden müssen; man würde nämlich eine Behandlung der Producte heute, eine andere aber morgen vornehmen müssen. Unter dieser Anordnung wäre auch noch eine Stubenkammer anzubringen. Bey Bauerhäusern, die noch nach der alten Art gebaut sind, ist die Tiefe im Gebälke oft nur 12 bis 13 Ellen, und die Stuben nehmen von 3 Wetterseiten die Abtheilungen; es sind aber auch Stuben, in denen man sich wenig der Wärme erfreuen kann, und die über dies, weil keine Mittelwände darin sind, in Ansehung der Dauer wenig taugen. Wenn auf beyden Seiten des Durchganges Stuben angebracht werden, ob gleich dieselben auch nicht so geräumig, wie vorbemeldete, ausfallen: so können die Verrichtungen getheilt werden, daß gleichwohl beyderley Geschlecht von Dienstleistenden ihren Aufseher bekommt; alsdann sind die Stuben nach den Verhältnissen 10: 10; 12: 9; auch 10: 9, anzulegen. Das Geheize kostet freylich etwas mehr, aber der Nutzen kömmt in der Arbeit wieder heraus. Die Gebäude bekommen durch diese Einrichtung mehr Mittelwände, eine größere Dauer, und mehr Bequemlichkeit. Auch zu Kriegszeiten können im Nothfall der Soldat und Wirth einander ausweichen, und jeder seinen Raum für sich erhalten.

Da sich der Grundraum des Hauses in 2 Haupttheile, oder, wenn wir den Durchgang (die Hausflur) mit dazu rechnen wollen, in 3 Theile zertheilt, so

wird auf der andern Seite eine Vorrathskammer angebracht werden können. Die Hausflur ist ein zwar bequemer und angenehmer Raum; wenn man aber verschwenderisch in dieser Vertheilung verfährt, wird man nöthigern Fächern und Gemächern den Platz entziehen. Es sind keine ganz besondere Verrichtungen auf der Hausflur vorzunehmen; denn sie ist gemeiniglich der Zugang zu allen Gemächern, die man auf der Erde gegen einander vertheilt hat. Man muß von der Hausflur in die Stuben, in die Küche, und auch, vermittelst einer Treppe, unter das Dach, oder, wenn noch obere Stockwerkseintheilungen vorhanden sind, dahin kommen können. Solchemnach kann dieser Raum zu keiner, als etwa zufälligen, Bestimmung weiter genutzet werden. Wenn man einen Durchgang, nach angenommenem Entwurfe, anbringen will, muß selbiger 5 Fuß oder 2½ Elle Weite erhalten. Da ferner noch eine Küche angebracht werden soll, welche für die wirthschaftlichen Bedürfnisse hinlänglich wäre: so ist neben dem Durchgange der übrige Raum zur Küche zu bestimmen. Diese kann 8 Ellen Länge, und 5 E. Breite, inclus. der Wände, erhalten. Mithin wäre die Weite des Vorhauses 8 bis 9 Ellen, und eben so tief, welches 64 Quadratellen Raum beträgt. Aus der Küche wird der Ofen für die große Stube geheizt, wie auch der Backofen, welcher seinen Raum in die Stubenkammer ausdehnt, und oben platt gebauet wird, damit der auf demselben entstehende Platz noch zu nutzen sey. Die andere Hälfte neben dem Durchgange ist in 2 Kammern durch einen Mittelgang getheilt, durch welchen Gang man gerade in den Stall kommen kann, um wegen der Beschickung, Melk- und Nutzung des Viehes beständig in der Nähe und aufmerksam zu seyn.

Wenn der Stall mit einem Mittelgange zur Fütterung angelegt wird, daß die Köpfe der Kühe gegen ein-

einander zu stehen kommen, so kann eine Lampe, Laterne oder eine andere Erleuchtung, angebracht werden, die den ganzen Futtergang erleuchtet, ohne daß das Gesinde mit einem Lichte, Lampe, Laterne, oder gar mit brennenden Spänen, in den Stall gehen darf. Bey solcher Einrichtung, welche insonderheit die Holländer bey ihren Ställen anzubringen pflegen, bleibt in den Ställen alles reinlich, das Futter wird nicht in den Mist vertreten, und bey sich ereignenden Vorfällen unter dem Vieh kann geschwinde Hülfe geleistet werden.

Das Lager der Mägde wird dergestalt angebracht, daß sie, bey dem geringsten Lärm unter dem Vieh, so gleich bey der Hand seyn. Wenn die Ställe hoch sind, können diese Kammern durch einen Zwischenboden veranstaltet werden, so, daß unten die Graskammer, und oben die Mägdkammer ihren Platz habe. Aus gedachter Kammer müssen die Mägde durch ein Fenster, oder eine Oeffnung, in den Stall sehen und hören können, was unter dem Vieh vorgeht. Sind hingegen die Ställe nicht hoch, so kann von der Graskammer etwas an Höhe abgenommen werden, damit jene wenigstens eine Höhe von 6 Fuß bekomme. Allzu niedrige Ställe taugen nichts, wie ich an seinem Orte ausführlicher darthun werde. In Fig. 1273 wird man die jetzt beschriebene Einrichtung vorgestellt finden.

a, Eingänge oder Thüren; b, Eingang aus dem Wohnhause; c, Gesindekammer, worunter die Graskammer; d, Träber und Angemenge, darüber die Kammer c fortgeht; e, der Futtergang; f, g, Stände der Kühe; h, Gang für das Vieh; i, anstoßendes Wohnhaus.

Sollen dergleichen Gebäude mehrern Gelaß bekommen, so ist das Ueberfäulen, oder das Aufsetzen eines mittelmäßigen Stockwerkes von 5 Ellen, von vieler Bequemlichkeit. In Ansehung des Daches, sind die Kosten nicht größer; denn das mußte man vorher auch haben. Die obern Fächer und Gemächer werden als

Kammern für das Gesinde, und für Früchte, die man von den Böden abgesondert haben will, gebraucht. Da in voriger Einrichtung auf dem Erdstocke zwo Stuben angeordnet waren: so kann man eine Stube, mit aller Bequemlichkeit, in Absicht auf Geheiz und Stubenkammer, eine Treppe hoch über der untern Stube anbringen.

Die Lehmhäuser, oder, wie man sie mit mehrerm Rechte nennt, unverbrennlichen Lehmhäuser, sind bey landwirthschaftlichen Geschäften eine so wohl besondere als nützliche Bauart. Ein Lehmhaus ist ein Gebäude, wo der Rumpf von Lehm und eingemischtem Stroh, einem hohen altgothischen Dache, welches gleichfalls mit Lehm überzogen ist, und gemeiniglich noch ein Strohdach über dem Lehmdache hat, wenn es nicht mit Ziegeln gedeckt wird. Diese Gebäude gehören, da sie unverbrennlich sind, unter die vorzüglichen Behältnisse, worin der Landwirth das ihm am wichtigsten scheinende wider alle Gefahr aufbewahren, auch die abgesonderten Räume, jeden nach seiner Art, mit vieler Bequemlichkeit nutzen kann. Ein solches Lehmhaus dient dem Landwirthe zu einem Keller; zu einer Wäsch- und Kleiderkammer für sich und sein Gesinde; zu einem Kornmagazin, wo das Getraide vor dem Wurm sicher ist; zu einem Behältniß, worin verschiedene Wirthschaftsproducte ohne Dünste und Feuchtigkeiten vollkommen trocken aufbehalten und verwahret werden können; und endlich zu einem Schutzgebäude wider Feuer. Mehr als 4 Abtheilungen über einander, findet man selten. Bey diesen Gebäuden kann weiter nichts vom Feuer angegriffen und zerstöret werden, als die äußerste Bedachung, welche aber mit weniger Mühe, vermittelst Feuerhaken, herunter gerissen werden kann. Denn diese Gebäude haben, erwähntermaßen, gemeiniglich zwey Dächer über einander. Das erste ist durch seine Lattung über und über mit

Stroh-

Strohlehm belegt, und wie ein Lehmästerich gemacht. Auf diesem Dache hängt ein anderes, welches nur im Forste über einander geschleift ist, und, damit die Luft durchstreichen könne, auf untergelegten Klötzen von dem ersten abgesondert hängt. Brennt ja das obere Dach, welches meistens Stroh ist, herunter, so bleibt doch das von Strohlehm darunter liegende unversehrt.

Jeder Ort hat freylich den hiezu erforderlichen guten Lehm nicht. Ist derselbe zu sandig, oder mit zu viel Dammerde vermischt, so erhält die Arbeit keine Festigkeit. Ein mit etwas Thon gemischter, ist vorzüglich hiezu gut. Findet sich ein guter Eisenkies darunter, so kann dieser, vermöge seiner Natur, den Verband und Festigkeit befördern. Wo sich der Lehm zur Ziegelbrennerey schickt, da kann er auch zu dieser Arbeit gebraucht werden, nur muß das Stroh nicht geschont, und der Lehm, ehe man das Stroh einmischt, mehr als einmal wohl durchgearbeitet, gehackt, mit Wasser angefeuchtet und getreten werden.

Zu Aufführung eines Lehmhauses wählt man einen im Bezirke des Gehöftes erhabenen Platz, damit der Grund am trockensten seine Anlage erhalte. Gemeiniglich wird 1 gute Elle, oder wenigstens $\frac{3}{4}$ Elle, tief die Dammerde weggeräumet oder ausgegraben. Die Breite des Grundes ist $2\frac{1}{2}$, bis 3 Ellen. In diesen gegrabenen Grund werden große Feldsteine (Feldwaken) gelegt, und die Zwischenräume derselben mit Strohlehm ausgefüllt. Der Höhe des Grundes über die vorgefundene Erdfläche giebt man insgemein $\frac{3}{4}$ Ellen. Die obere Fläche des Grundes wird nicht geebnet, sondern ungleich gelassen, damit der Aufsatz des Wellers besser in die Ungleichheiten eingreife. Der Raum, den man auf dem Horizont dazu erwählt, ist, nach Beschaffenheit der Güter, größer und kleiner.

Die

Die Stockwerke sind $4\frac{1}{2}$ bis 5 Ellen mit dem Gebälke hoch.

Auf vorbeschriebenen Grund werden, bey großen Gebäuden, die Umfassungs- und Zwischen- oder Mittelwände aufgeführt. Der Lehm wird, zu dieser Arbeit, eine Zeitlang vorher aus den Gruben gestochen, und nach dem Bauplatze geschafft. Wenn er eine Zeitlang auswittern kann, wird er zäher, und verliert von den etwann in ihm befindlichen salinischen Theilen vieles; die Lehmwände werden trockner, und es schlagen keine salpeterige Theile aus. Wenn also der Lehm eine Zeitlang gelegen hat, wird er mit einer breiten Hacke durchgearbeitet, und von Steinen gereiniget, wieder mit Wasser begossen, und fleißig mit den Füßen durchgetreten; dadurch erlangt er eine gewisse Zähigkeit, und die etwa gröbern Klöße werden zertheilt, daß eine einförmige Masse daraus wird. Alsdann wird Rocken- oder anderes Stroh, welches, wenn es etwa gar zu lang ist, einmal zerhackt worden, hinein getreten, und vermittelst einer dreyzackigen Gabel, welche etwas länger als die gewöhnliche Mistgabel ist, durch einander gezogen, um die Mischung von Lehm und Stroh fein gleichförmig zu erhalten. Wenn diese Arbeit einigemal wiederholt worden, so ist die Masse, woraus die Wellerwände aufgeführt werden, fertig. Um festere Wände zu machen, läßt man das Stroh nur einmal hacken; diejenigen aber, die sich ihre Arbeit erleichtern wollen, hacken es zweymal. Allein, das zu kurze Stroh taugt nicht zu dieser Bauart. Das Stroh muß hier den Verband machen, weil der Lehm an und für sich wenig Zusammenhang hat. Die Mischung des Strohes in den Lehm wird, bey einer nicht sandigen Art, nach folgender Proportion genommen, daß auf 1 Fuder von 3 Kubikellen, oder 24 Kubikfuß, 1 Bund lang Stroh genommen wird. Ist das Stroh gar zu grobhalmig, so pflegt

man

man es wohl zu bläuen oder zu klopfen, damit die Lagen besser auf einander binden, auch bey dem Eintreten nicht den Arbeitern die Füße verwundet werden. Wird zu wenig Stroh genommen, so trocknet eine Lehmwand sehr langsam, sinkt zusammen, wird öfters in den Seiten bauchig, tritt aus dem lothrechten Stande, und fällt, wenn man nicht Hülfe dagegen anwendet, gar um. Wenn der Lehm nicht gut durchgearbeitet und getreten wird, daß oft große Klöße ganz bleiben, mithin auch kein Stoh hinein kommt, so erhält die Wand keinen Zusammenhang, bekommt Risse, und fällt bald ein. Aus dieser zubereiteten Masse werden von dem Lehmentierer einzelne Theile, welche man Kauten oder Zöpfe nennt, mit der dreyzackigen Gabel gemacht; welches eine Arbeit ist, die sich besser durch den Augenschein begreifen, als deutlich beschreiben läßt. Eine solche Kaute ist an dem dicken Ende $\frac{1}{4}$ Elle dick, und, nach der Länge des Strohes, $\frac{3}{4}$ auch wohl zuweilen über 1 Elle lang. Diese werden nun auf den mit Feldwaken gelegten Grund bundweise, d. i. nach der Länge und Breite, aufgeschichtet. Einer der Arbeiter macht die Kauten, und ein anderer setzt dieselben nach einander fort, wie sonst mit Mauersteinen verfahren wird. Es kommt nach der Länge niemals Fuge auf Fuge; und wenn nach der Länge fort gesetzt worden, werden quer über wieder Lagen gemacht, doch niemals horizontal, sondern in Gestalt einer abhängigen Fläche (Planum inclinatum,) Fig. 1274 a). Wenn eine Schicht oder etliche gesetzt sind, werden dieselben mit Schlägeln, oder einer dazu eingerichteten Platsche, von innen und außen fest geschlagen.

Gemeiniglich wird in den starken Wänden, wie sie in den Lehmhäusern angenommen werden, nur eine Höhe von 1 Elle zu einem Satze aufgeführt. Diese geschieht rings herum, und zwar aus der Absicht, damit die Sätze austrocknen können, und, wenn man herum

um ist, man wieder daselbst, wo angefangen worden ist, fort arbeiten könne. Sind die Wände nicht so dick in der Anlage, giebt man auch 3 Fuß Höhe zu einem Satze. Hier muß nach den Umständen geurtheilt werden, wie die Masse, wie die Witterung zum Trocknen beschaffen ist, und wie stark die Dicke der Wände seyn soll. In einem trocknen Jahre werden die Lehmwände allemal dauerhafter, als in einem nassen, gerathen. Sollte die erste Schicht, oder der erste Satz, wenn herum gearbeitet ist, noch nicht völlig trocken seyn, und wäre zu befürchten, daß die erste Schicht von der neu aufgesetzten gedrückt würde, daß eine Ausbauchung erfolgte, so muß einige Zeit inne gehalten werden. Bey schwachen Wänden ist dieses Innehalten nicht nöthig, es müßte denn die Witterung besonders zuwider seyn.

Auf diese Weise fährt man fort, bis man die ganze bestimmte Höhe an Umfassungs- Zwischen- und Giebelwänden aufgeführt hat. Im Halberstädtischen wird von unten bis zur Höhe der Wände nach und nach geschalet, um die Wände zwischen der Schalung aufzuführen. In der Leipziger Gegend hingegen wissen die Lehmentierer ihre Arbeit aus freyer Hand, ohne irgend eine Beyhülfe, zu setzen und zu vollenden. Oefters kommen 9 Ellen hohe Wände vor, welche 2 Stockwerke ausmachen, und es werden keine weitere Hülfsmittel dazu angewandt.

Diese Lehmwände werden niemals auswendig lothrecht gesetzt, sondern bekommen, auf 1 Elle Höhe, 1 bis 1½ Zoll Böschung (Einziehung oder Rösche.) Inwendig wird zuweilen abgesetzt, zuweilen auch 1 Zoll auf die Elle Böschung gegeben; in den Scheunen aber giebt man inwendig nicht gern viel Böschung. Der Grund wird so breit angelegt, als die Lehmwand dick ist; es ist aber besser, wenn er etwas breiter gefaßt wird, wie ich weiter unten zeigen werde. Wenn eine

Stock-

Stockwerkhöhe aufgeführt ist, muß für das Gebälk Einrichtung gemacht werden. Die gut ausgebauten Lehmhäuser haben ihr Gebälk auf Mauerlatten, welche 1 Fuß tief in der Wand liegen, ruhend, so daß sie zugleich eine Verankerung der Wände in die Länge und Breite ausmachen. Wenn die Stockwerkhöhe völlig aufgeführt, und halb getrocknet ist, werden die Mauerlatten eingelassen, und die Balken aufgekämmt. So bald dieser Satz trocken ist, wird weiter fort gearbeitet, bis wieder ein Stockwerk vollendet ist, da dann die Mauerlatten, wie vorher, mit ihren darauf liegenden Balken eingebracht werden. Die Balken von weichem Holze sind hier nicht recht tauglich, es müßte denn der Lehm fast gänzlich trocken geworden seyn. Die eichenen Balken hingegen halten sich besser; und man hat wenig Beyspiele, daß die Köpfe abgefault wären, welches bey weichem Holze gar oft erfolgt, so daß man, Unterzüge wider das Herabstürzen des Bodens einzulegen, genöthigt ist. Die untere oder Erdetage ist hierin diesem Zufall am ersten unterworfen, weil mehr wirkende Feuchtigkeiten vorhanden sind, welche die Balken angreifen und zestören, welcher Umstand in den höhern Stockwerken nicht Statt hat.

Die Einschnitte oder Oeffnungen der Thüren sind, nach Verhältniß des Bauherrn und seiner Vermögensumstände, entweder von Lehm, oder mit Mauerziegeln ausgesetzt und überwölbt, oder zuweilen gar von gehauenen Steinen. Die ganz schlechte Art ist, wo die Stürze von starkem Holze gemacht sind. Die Luftlöcher (denn Fenster kann man dieselben nicht nennen,) sind in dem Erdstocke bald dreyeckig, bald rund, bald länglich viereckig, nur nach einem indessen eingelegten Stücke Holz geformt, welches hernach, wenn alles trocken ist, heraus geschlagen wird. Einige lassen auch diese Löcher, auf eine feinere Weise, von gehauenen

Stei-

Steinen bis nahe an die äußerste Fläche der Wände einsetzen, das äußerste Loch aber wird vom Lehm umschlossen. Die Fenster in den obern Stockwerken sind etwas größer, um mehr Bequemlichkeit des einfallenden Lichtes zu erhalten; selten aber über 8 bis 10 Zoll weit, und 1 Elle hoch. Zuweilen werden diese Fenster mit eisernen Klappen, oder auch mit Blech beschlagenen Vorsätzen versehen; wie denn auch die Thüren auswendig mit der Wand bindig eisern, inwendig aber hölzern, und mit Blech beschlagen sind. Sind die Umfassungswände mit den Zwischenwänden, wo solche vorhanden sind, aufgeführt, so wird, wie bey andern Gebäuden, das Sparrwerk aufgesetzt. Dieses ist ein hohes gothisches Dach, dessen Perpendicularhöhe gleich der Balkentiefe ist, nach seiner Form schlechtes Ansehen macht, in aller Absicht aber das schicklichste Dach zu diesen Gebäuden ist. Die Balkentiefe ist selten über 12 Ellen. Wenn das Dach darauf liegt, hält es die Wände zusammen, wie das Dach auf den Wolfsscheunen. Ferner ist inwendig noch ein ganzer Stock volle Lehmwand unter dem Dache, welcher erst nach aufgesetztem Sparrwerk bis an die Sparren aufgeführt und gelehmet wird l, Fig. 1274 b). Die Böden werden mit verglichenen Schwarten, und darüber einem Lehmanstrich, oder mit Stangen, welche mit Strohlehm umhüllt sind, belegt. Solchergestalt ist jeder Boden an und für sich schon feuerfest. Die alten Lehmhäuser haben gemeiniglich einen stehenden Stuhl in dem Sparrwerke, die neuern aber werden auch mit einem liegenden Stuhl eingerichtet. Nach aufgesetztem Sparrwerk wird ziemlich enge, wie bey einem Ziegel-Dache, gelattet. In den alten Lehmhäusern findet man meistens gerissene Latten; wenn aber die Sparren nicht zu weit gestellt sind, können auch geschnittene Latten, welche aber etwas stärker, als sonst gebräuchlich ist, seyn müssen, genommen werden. Dieses mit Latten beschla-

gene

gene Dach wird nun mit Lehmzöpfen ausgeflochten, daß weder Sparren noch Latten zu sehen sind. Die ganze Umhüllung mit den Lehmzöpfen wird 2 bis 4 Zoll dick gemacht, wo kein Feuer durchwirken wird. Die etwa gebliebenen Ungleichheiten werden nachgebessert, damit die ganze Dachfläche eine volle Ebene werde, auf welcher auch bey Feuersgefahr kaum die Asche von dem darauf kommenden Wetterdache liegen bleiben kann. Das Wetterdach besteht aus schlechten dünnen Sparren, die nur im Forste zusammen geschleift sind, und von einem hölzernen Nagel gehalten werden. Da diese Bedachung gemeiniglich mit Stroh geschieht, so wird auch die Lattung danach eingerichtet, und mit Schoben gedeckt. Maß läßt aber dieses Dach nicht dicht auf dem Lehmdache aufliegen, sondern erhält es durch unterzesetzte Stützen 2 bis 3 Viertel unten vom Dache ab. Dieser Zwischenraum dienet dazu, daß das untere Lehmdach beständig trocken erhalten werde, weil sonst das obere verfaulen und das untere mit anstecken könnte; da aber die Luft durchstreichen kann, bleibt das untere trocken, und wenn auch das obere falsch wird, kann das untere dennoch in seinem guten und dauerhaften Zustande bleiben, bis man das obere wieder auszubessern Zeit und Gelegenheit hat. Bey Feuersgefahr, wenn das obere Wetterdach in Brand gerathen ist, kann man mit den Sprizen dazwischen kommen, daß öfters das Stroh wegbrennt, und die Sparren unbeschädigt bleiben. Wenn die Stützen jählings wegzerissen werden, prallt der Sparren oben aus seiner Verbindung oder Scheere, und fällt samt dem Strohdache herunter. Wenn man einen Sparren mit dem Feuerhaken ergreift, und nach einer Seite zieht, bricht die Scheere auch entzwey, und der Sparren fällt herunter. Auf der Erde kann die Gluth nicht so hoch gegen andere Gebäude wirken, und ist man eher im Stande, d. selbst

zu löschen, und den Fortgang des Feuers zu hemmen, wie auch dem Flugfeuer Einhalt zu thun.

Die alten Gebäude dieser Art sind, wie gesagt, mit Stroh gedeckt; in den neuern Anlagen aber hat man das Wetterdach von Ziegeln gemacht, damit auch der erste Angriff vom Feuer oder auch Flugfeuer nicht so gefährlich ausfallen könne. Die Hitze müßte außerordentlich stark seyn, wenn die Latten unter den Ziegeln in Brand gerathen sollten, da selbige doch zu wenig spielende Luft haben, welche das Feuer nach physikalischen Gründen nothwendig haben muß, wenn es zur Flamme ausbrechen soll.

In Ansehung der Giebel ist noch Folgendes zu bemerken. Der Rumpf eines Lehmhauses geht bis an das Dach. Von da sezt der Giebel ab, und wird von einer Etage zur andern dünner, daß er über dem Kehlbalken nur 1 Elle, zuweilen auch nur $\frac{3}{4}$ dick bleibt, der Giebel aber inwendig von Holz ausgebunden, und mit dem Lehm des Giebels vereiniget wird. Aermere Eigenthümer machen einen vollen Bundgiebel, und verbleuden nur die äußern Seiten mit 6 bis 9 Zoll Lehm. Allein wenn diese das Feuer nicht zerstört, so thut es das Wasser, nämlich der Regen; und man bemerkt, daß die Länge der Zeit den Lehm bis auf das Holz abgezehrt hat. Will man den Lehmhäusern eine lange Dauer verschaffen, so lasse man die Wetterbedachung, es sey Stroh oder Ziegel, weit überragen. Die Traufe wird dadurch weit abgehalten, und die Giebel kann der Regen auch nicht so leicht treffen. Lehm zieht die Feuchtigkeiten ohnedies sehr an, mithin werden die Sohlen weich, und die Wände unterhöhlen sich. Das Stroh fault an diesen Orten am ersten aus, folglich verliert der Fuß der Wände seinen festen Aufsitz, und erzeugt wohl gar der Festigkeit nachtheilige Folgen.

Obgleich ein Lehmhaus nur ein dem Ansehen nach schlechtes Gebäude ist, so ist es doch von ungemeinem Nutzen. Ihren wahren Werth kennen diejenigen Einwohner der Dörfer am besten, die bey entstandener Feuersbrunst von ihrem Gehöfte weiter nichts, als das Lehmhaus, jedoch mit ihren Habseligkeiten und einem guten Theile Nahrungsmittel übrig behalten haben.

Zu mehrerer Deutlichkeit will ich einige der nothwendigsten Theile durch eine Zeichnung zu erläutern suchen.

Fig. 1274 a). a, die großen Feldwaken, auf welche die Lehmwände gesetzt werden; b, die Lehmkanten oder Zöpfe, nach der Länge der Wand geschichtet; c, dergleichen, nach der Quere durchgelegt.

Fig. 1274 b) und c) die Wände. e, der Eingang, von aussen mit einer eisernen, von innen mit einer hölzernen Thüre verschlossen; f, die Böden mit Stangen oder Schwarten belegt, und mit einem darüber geschlagenen Lehmkuperich; g, stehender Dachstuhl; h, das eigentliche Sparrwerk mit der Lattung, so mit Strohlehm ausgestakt ist; i das Wetterdachgesparre mit seiner Lattung; k, die untergesetzten Stützen, damit das Wetterdach nicht unmittelbar auf dem Lehmdache liege; l, Fortsatz der Lehmwand unter dem Dache.

Fig. 1274 d) der Grundriß eines Lehmhauses.

In Ansehung der Bequemlichkeit sind die Lehmhäuser, wenn es Wohnhäuser sind, im Winter warm, und im Sommer kühl, da man in Gebäuden von Steinen frieren und Feuchtigkeiten empfinden muß, in Gebäuden von Fachwerk und Riegelwänden aber nie warm werden kann. Die Lehmwände für Wohnungen sind trockner und gesünder, als irgend eine andere Art von Wänden. Diese läßt das Feuer unzerstört; sie werden, wenn sie den Brand ausgehalten haben, dauerhafter, und erleichtern den Wiederaufbau gar sehr, da bey den Riegelwänden und Mauern eine fast gänzliche Zerstörung durch das Feuer erfolgt. Läßt man die Lehmwände abweißen, so kann man kaum erkennen, ob es Lehm oder eine steinerne Mauer ist.

Die Aufführung der Häuser und wirthschaftlichen Gebäude unterscheidet sich meistens nach den Materialien, welche in einem gewissen Bezirke gefunden werden, und am wohlfeilsten auf den Bauplatz zu schaffen sind. Die dauerhaftesten Gebäude sind wohl die von Bruchsteinen und Holz. Sind die Steine rar, so sucht man den künstlichen, nämlich die gebrannten Mauersteine oder Ziegel anzuwenden. Wenn diese zu kostbar ausfallen, werden die Umfassungswände von Lehm aufgeführt, oder man bediene sich des Fachwerkes oder der Riegelwände, nämlich einer Zusammensetzung von Holz und Ziegeln, oder auch nur Holz und Lehm allein. Wände, welche auf die Erde zu stehen kommen, sollten billig von Mauer seyn, sie mögen nun von Bruchsteinen, oder von guten festen Ziegeln errichtet werden. Die Ausdünstungen aus der Erde, die Feuchtigkeiten, welche von der Witterung, als: Regen, Schnee ꝛc. entstehen, sind gegen andere Materialien die mächtigsten Feinde. Kann man nicht die ganze Höhe der Gebäude von Steinen aufführen, so muß wenigstens dafür gesorget werden, daß sämtliche Wände einen tüchtigen ausgemauerten Grund oder Füllmund erhalten.

Von den Bruchsteinmauern werde ich im Art. Stein; von den Mauern von gebrannten Mauerziegeln oder Backsteinen, im Art. Ziegel, und von Lehmwänden, im Art. Lehm, handeln.

An Orten, wo die Steine nicht in Menge, oder die Lehmwände nicht beliebt sind, bauen die Einwohner von Holz- und Fachwerk. Die Fache werden alsdann entweder nur mit hölzernen Stöcken (Staken) ausgesetzt, und mit Strohlehm ausgekleibet, welches man Stakwerk nennt; oder sie werden mit so genannten ägyptischen Ziegeln (Lehmbacksteinen, von Lehm an der Sonne getrockneten Ziegeln,) welche der Landmann selbst zubereitet, oder mit wenigen Kosten verfertigen

läßt,

läßt, ausgesetzt. Die beste Art aber die Fache auszusetzen, geschieht mit gebrannten Mauerziegeln, wobey, zu Erleichterung der Kosten, auch die Bruchstücke oder unvollkommene Ziegel angewandt werden können. Die Aussetzung geschieht aufs Viertel, oder den breiten, oder auch nur auf den hohen Stein, also 3 Zoll stark. Dieser Bau ist zwar ansehnlicher, als die Lehmwände, aber von minderer Dauer und wenigerm Widerstande gegen Wind und Wetter. Die Fachwände sind von keiner beträchtlichen Dicke, die ausgestakten Felder sind aber auch dünner, als die mit Ziegeln ausgesetzen; und die ausgesetzten haben selten über 6 Zoll Dicke, zuweilen (auf den hohen Stein ausgesetzt,) nur 3 bis 4 Zoll, wo aber die Kälte bald durchdringen kann. Ist das Holz zu dem Fachwerke nicht trocken genug, so zieht es sich noch im Stande zusammen, und trocknet ein, wodurch diese Wände klüftig werden, daß der Wind durchstreichen kann. Bey den Wohngebäuden und Ställen, insonderheit Kühställen, sollte man, so viel möglich, alle Riegelwände verbannen.

Da die Riegelwände (Bundwände) auf die Erde zu stehen kommen, Holz und Erde aber in einer beständigen Feindschaft gegen einander sind, so muß man alle mögliche Vorsicht anwenden, daß der Bauherr nicht mit seinem Schaden in diese Wirkungen der Natur eingeflochten werde. Ein solches Gebäude, es möge eine Bestimmung haben, welche es will, muß auf dem Horizonte tüchtig verschwellt werden. Da die Schwellen von Holz, und die Holzarten nicht von einerley Güte, diese Hölzer aber am meisten diesen Feuchtigkeiten ausgesetzt sind, auch zugleich das Gebäude tragen sollen: so kann man leicht von dem Holze zu den Schwellen, und dessen Beschaffenheit auf die Dauer der Wände schließen. Der Arme, oder der durch den Zufall in die Nothwendigkeit zu bauen gesetzt wird, nimmt was er hat, oder was er am wohlfeilsten haben kann, und

denkt nicht allemal an die daher entstehenden schädlichen Folgen. Auch die Landesart erlaubt nicht allemal eine Auswahl des bessern Holzes zu Schwellen zu machen. Wer seine Gebäude mit eichenem Holze unterschwellen kann, wird das beste Theil erwählen. In Ermangelung des eichenen muß man dasjenige, welches am meisten Holz hat, als: kiefernes und fichtenes, nehmen. Das Tannenholz ist zu schwammicht, und wird leicht von den Feuchtigkeiten angegriffen und zerstöret. Eine fernere Vorsicht ist, die Schwellen auf einen gut ausgemauerten Füllmund 1½ Fuß über dem Horizont zu legen. Dadurch bekommen die Schwellen ein trockenes Lager; und wenn auch ein Anlauf angepflastert werden muß, so erhalten die Feuchtigkeiten einen stärkern Ablauf, daß sie die Schwellen nicht berühren können. Wird diese Vorsicht nicht bey der ersten Anlage beobachtet, so ist man in kurzer Zeit genöthigt, neue Schwellen einzubringen; in welcher Absicht die auf den Schwellen verfaulten Zapfen, um neue zu gewinnen, weggeschnitten, und die Schwellen höher gelegt und untermauert werden müssen, in welchem Zustande man alsdann eine Riegelwand noch viele Jahre erhält. Wäre es nicht zuträglicher gewesen, dieses Verfahren gleich bey der ersten Anlage zu beobachten, wo alles in völligen Verband und Zusammenhang kommen konnte, als dasselbe nun wie Flick- und Stückwerk mit doppelten Kosten auszuführen? Bey neuen Anlagen folgt eine Verbindung, wie sie seyn muß, nach einander; bey Flickwerken und Reparaturen kann man nicht mit Bequemlichkeit beykommen, mithin geht Zeit und Geld verloren.

Man bedient sich zu den Schwellen sowohl des geschnittenen als ungeschnittenen Holzes, nachdem es Länge und Stärke erfordert. Das geschnittene ist aber niemals von der Güte, zumal wenn die vom Schnitt entstandene Fläche auf die Mauer oder das Fundament

zu liegen kömmt. Die Schnittfläche besteht aus Kern und Splint; der Kern quillt auf, der Splint nicht, mithin muß eine schiefe Auflage entstehen, welche öfters die ganze Wand aus dem lothrechten Stande dreht und drängt. Nimmt man einen gerade gewachsenen Stamm, und läßt eine Schwelle daraus beschlagen und zubereiten, so ist die auf das Fundament gelegte Fläche von einerley Art, und die Schwelle bleibt unveränderter, als im ersten Falle, und mithin auch die Wand, welche auf der Schwelle ruht.

Zuweilen trifft es sich, daß die Bäume, welche man zum Unterschwellen wählt, sonnenschief gewachsen sind. Wenn solche Schwelle eine ziemliche Länge ohne Zwischenverbindung erhält, zu schwach genommen wird, oder sonst ungleich getrocknet ist: so kann ebenfalls ein schlimmer Erfolg vorgedachter Art entstehen.

In den Scheunen kommen gemeiniglich die längsten Schwellen vor. Will man dem Schlefflaufen und Drehen vorbeugen, so können die Hauptschwellen durch Ankerschwellen mit Schwalbenschwänzen oder Kämmen verbunden werden, wodurch weder Schwelle noch Wand weichen und ausbauchen kann.

Was in Ansehung der Schwellen bey den Ställen von Fachwerk zu bemerken ist, werde ich im Artikel Stall beybringen.

Eine zwote Holzbedürfniß ist, nach den Schwellen, das Säulholz, zu den Eck- Bund- Thor- und Mittelsäulen. Billig sollten die Eck- und Thorsäulen die stärksten seyn. Die Säulen werden gemeiniglich eingelocht, damit die Riegelzapfen zur Verbindung eingebracht werden können. Die Ecksäulen bekommen eine doppelte Einlochung, welche einander nach verschiedenen Richtungen durchkreuzen, welches mithin die Dauer und Stärke einer solchen Säule schwächt. Die Thorsäulen bekommen zwar nur eine einfache Einlochung; an den Thoren aber haben sie eine doppelte Gewalt auszustehen. Erstlich müssen dieselben, wie andere, tragen und verbinden; zweytens

müssen sie die Thorflügel, die zuweilen eine ziemliche Erschütterung zu erdulden haben, halten. Die Thorsäulen können daher füglich doppelt so stark, als eine Mittelsäule, gemacht werden, damit die Thorläufer eingelassen werden könne. Die Bundsäulen müssen allemal stärker, als die übrigen Mittelsäulen, seyn, weil sie, wegen des auf ihnen ruhenden Binders, mehr zu halten haben. Will man nicht das äußere Ansehen, wenn es nicht Wohngebäude sind, beleidigen, so setzt man die Bundsäulen auf die hohe Kante einwärts hinein, welches insonderheit bey den Scheunen einen ungemeinen Vortheil leistet. Die Mittel- oder Fällsäulen müssen, wegen ihrer Einlochung, auch nicht zu schwach angelegt werden, weil sie sich sonst ausbauchen. Gemeiniglich pflegen die Landzimmerleute, wenn sie die Einlochung für die Riegelhölzer machen, dieselbe durch die ganze Säule zu schlagen, und also der Säule ihre Kraft zu nehmen. Sind die Säulen für sich nicht sehr stark, so sind sie kaum zum Tragen, geschweige gegen das Ausbauchen der Wände, vermögend genug. Besser wäre es, wofern man nicht stärkere Säulen nehmen wollte, mit den Riegellöchern zu wechseln, wie Fig. 1275 zeigt. Hier sind in einem Säulenfache die Riegel a a, in den nebenstehenden aber b b, und zwar dergestalt, daß die Zapfenlöcher nicht auf einander treffen. Hohe Säulen, wie z. B. an Scheunen, sollten billig stärker nach der hohen Kante einwärts gesetzt werden. Wenn die Säulen auswärts 8, und nach einwärts 9 ½ bis 10 Zoll stark sind, so käme so viel Holz wieder zu gute, als das Zapfenloch beträgt, und man wäre vor dem Ausbauchen der Wände mehr gesichert.

Bey den Riegelwänden niedriger Stockwerke, dergleichen die überfälzten Gebäude sind, leidet dieses eine Ausnahme, weil in diesem Falle die Ursachen wegfallen, auch selten bey Wohngebäuden eine solche

Höhe,

Höhe, wie hier bey den Scheunen, vorkömmt. Die Fenster wollen hier bey den Sohlriegeln eine gewisse Bestimmung haben, die übrigen Riegel aber können höher oder niedriger liegen, um dem schädlichen Entgegenlochen und der Schwächung der Säulen auszuweichen. Manche Zimmerleute pflegen die Sohlriegel an den Fenstern schlotternd einzulegen und zu vernageln, welches aber mehr schädlich als nützlich ist. An den Fenstern entsteht auf mancherley Art Nässe, welche sich in die Löcher zieht, und eine Säule eher zum Bruche bringt, als bey einem ungenagelten Riegel geschieht.

Bey der Auswahl der Säulen und Riegel von geschnittenem Holze, muß der Kern auswendig gegen die Wetterseite gebracht werden, weil dieser der Witterung kräftiger widersteht, als der Splint.

Bey dem Verriegeln der Gebäude pflegen die Zimmerleute zuweilen alle Riegel schlotternd mit zugespitzten Zapfen einzusetzen, um sich eine Erleichterung bey dem Richten der Gebäude zu verschaffen. Wenn die Fache ausgemauert sind, kann man diesen Fehler nicht entdecken; daher muß ein Bauherr die Zulage und den Werksatz fleißig besuchen, um dergleichen fehlerhafte Arbeit nicht zu gestatten. Gute Zimmerleute arbeiten Zapfen und Löcher bündig und passend, und ziehen ihr Fachwerk mit Schlag, Anwuchs und Ketten zusammen. Bey solchen aufgerichteten Wänden ist man nicht im Stande, eine Erschütterung zu machen, ungeachtet sie nur einseitig im Zapfen stehen.

Die Riegel dürfen nur von weichem Holze seyn. Wenn man, wie sehr oft bey Veränderungen und Erweiterungen der Wirthschaftsgebäude geschieht, die alten wegreißen muß, und noch vieles gutes brauchbares Holz findet, so giebt dieses wenigstens das beste Riegelholz; ein solches Holz ist trocken, das neue aber noch feucht. Werden die Riegelzapfen in das noch

grüne Holz eingebracht, so zieht sich das grüne bis zu seiner völligen Austrocknung zusammen, und schließt an die Zapfen an, daß kein Riegel wieder heraus zu bringen ist, man müßte denn den Zapfen wegschneiden. Die schwalbenschwanzförmige Verbindung mit altem trocknen und grünen Holze erhält eine ungemeine Festigkeit, und ist insonderheit bey den Ankerschwellen in den Scheunen nicht außer Acht zu lassen.

Sind Schwellen, Säulen, Riegel und Plattstücke in Verbindung gebracht und aufgestellt, so erfordert das Gebäude ein Gebälk. In Gebäuden auf dem Lande sollten die Balken nicht zu schwach gewählt werden, weil sie gemeiniglich mehr, als in den Stadtgebäuden, zu tragen bekommen. In den Stadtgebäuden lasten die leichten Meublen nur an den Wänden herum, wo die Unterlagen nahe sind; auf den Böden der Landwirthe wird auf die Mitte mehr, als an die Ränder, gelegt und geschüttet. Jede Getreideart muß ihren abgesonderten Raum haben. Manche Art lastet viel, manche wenig; die eine verträgt es, daß man sie höher, als eine andere, über einander schüttet, eine andere hingegen nicht. Das harte Getreide, als: Korn, Weizen, Erbsen, Linsen, Lein lastet beträchtlich, daß man auf den Quadratraum einer Elle öfters 2 bis 3 Centn. Last rechnen kann. Gesetzt, ein Boden sey 36 Fuß oder 18 Ellen lang und 15 E. tief, so würden an 600 Ctn., und mehr, daselbst aufgeschüttet werden können, welche Last, wenn sie auf die Mitte des Gebälkes, als den schwächern Theil desselben, zu liegen kömmt, von nicht geringer Wirkung ist. Kömmt auch, wie es seyn soll, auf 18 Ellen Balkentiefe ein Unterzug, so wird er zuweilen so schwach gewählt, daß keine große Hülfe davon zu erwarten ist. Werden vorerwähnte Getreidesorten dick über einander geschüttet, so ist die Last noch größer. Sind nun die Balken zu schwach, und die Unterzüge von

einer

einer zu weiten Tracht, so entsteht eine Biegung, welche die Wände aus einander preßt, auch die Balken wohl gar aus den Kämmen der Mauerlatten oder Plattstücke zieht. Ein solcher Zufall ist schwer zu reparieren. Die Balken sind durch eine langsame anhaltende Wirkung der Last verwöhnt worden, daß man sie nicht wieder in geraden Stand und Lager bringen kann. Unterstützungen anzubringen, erlaubt der darunter befindliche Raum nicht. Wird aber bey der ersten Anlage dahin gesehen, daß Balken und Unterzüge tüchtig und stark genug angelegt werden, so verhütet man diese schädliche Folgen.

Die Balken auf die hohe Kante zu legen, ist in unsern Tagen eine bewährte gute Maxime; es muß aber auch mit Klugheit geschehen, weil sonst ein Balken auf 12 Ellen freye Tracht eben das würde leisten müssen, als auf 18 Ellen. Der Balken baucht in dieser Lage gern zur Seite aus. Diesem Uebel muß in der ersten Anlage vorgebeugt werden. Zu den ländlichen Gebäuden müssen die Balken auf 10 Ellen Weite, auch 10 Zoll am dünnen Ende Höhe haben; die Breite kann 7 bis 8 Zoll seyn. Weil auch die Zopfenden gemeiniglich eher, als die Stammenden, angehen oder faulen, so muß man bey Legung der Balken dahin sehen, daß die Kopfenden nach derjenigen Seite, wo die meisten Wetter anschlagen, zu liegen kommen. Wo die Balken bey steinernen Gebäuden mit ihren Köpfen in die Mauer mit nassem Kalk, ohne vorhergegangenes Brennen und Theeren, oder auch Vitriolbad eingelegt werden, kann man sichere Rechnung machen, daß in 20 Jahren die Balkenköpfe an den Zopfenden angegangen, auch wohl gar weggefault seyn. Der graue Kalk ist in diesem Falle, die Balkenköpfe zu vermauern, nicht so fressend, als der Leder- oder Bitterkalk, da jener eine mit einer Säure gesättigte Masse ist, welche der Fäulniß wider-

widersteht; dieser hingegen ist ein alkalisches Wesen, welcher das Resinöse und Salinische des Holzes aussauget, und unter einer fortdauernden Gährung, weil die Luft keinen Zugang haben kann, das Holz in Fäulniß bringt. Das wohlfeilste Mittel, die Balkenköpfe wider die Fäulniß zu bewahren, ist ein guter Lehm.

Ein eben so wichtiger Theil des Gebäudes, als Grund, Wände und Gebälk sind, ist das Dach. Von dessen verschiedenen Arten ist bereits im VIII. Th. S. 516, fgg. ausführlich gehandelt worden.

In Ansehung der überdeckten Oeffnungen, wodurch bey jedem Gebäude Licht und Luft in die Böden, oder Dachräumer, Fächer und Gemächer kommen kann und soll, oder der so genannten Dachfenster, findet, wie im XII. Th. S. 574, fgg. gezeigt habe, eine große Mannigfaltigkeit Statt. In den Städten, wo man die Böden zu Kammern, oder auch zu Stuben, einrichtet, wird die Menge des Lichtes mehr geschätzet, als bey den landwirthschaftlichen Gebäuden, wo man mehr auf die Luft bedacht seyn muß; mithin sind die Dachfenster in letzterm Falle nie von einer beträchtlichen Größe. Bey diesen Gebäuden ist der vornehmste Zweck eine frey spielende Luft, damit weder die Vorräthe, noch selbst die festen Theile des Gebäudes durch Nässe, faule Dünste ꝛc. Schaden leiden. Hier braucht man wenig Licht für seine Arbeiten. Ein Boden wird für die daselbst vorfallenden Geschäfte, durch das zusammengebrachte Licht von niedrigen Kappfenstern oder Dachluken hinlänglich erleuchtet; mithin bedürfen sie keiner beträchtlichen Größe. Ein Fenster, welches 3 Fuß weit und 2 F. hoch ist, giebt für Luft und Licht Oeffnung genug, und darf nur mit einem Taschen- oder Pultdache mit überragenden Flügeln versehen werden. Die Fenster müssen vom Fußboden so wenig als möglich erhoben werden, damit die Luft gehörig auf die Getraidehaufen treffe. Sind die Boden lang,

und

und man will mit dem Lichte der niedrigen Fenster nicht zufrieden seyn, so läßt man in gewissen Entfernungen zwischen die niedrigen noch hohe gewöhnliche anbringen, und mit flaschenförmiger Bedachung belegen.

Die Kalkleisten werden bekanntermaßen mit Kalke verfertiget. Nun ist hier der Ort, wo Kalk und Holz gegen einander einen Verband machen sollen, welches wegen der Natur dieser beyden Dinge nicht möglich ist. Das Holz ist resinös, mit einigen salinischen Theilen gemischt, der Kalk aber alkalischer Eigenschaft. Kömmt der Kalk dem Holze nahe, so saugt er das Resinöse und Salinische an sich, oder erzeugt durch die von Zeit zu Zeit andringende Feuchtigkeit Fäulniß und Zerstörung. Sollen die Kalkleisten dauerhaft seyn, so muß man mit Oehlkitte zu Hülfe kommen. Eine leichtere und für den Landmann zuträglichere Methode und Masse sind die von Hammerschlag kleingestoßenen Dachziegeln, die schon auf dem Dache der Sommerseite gelegen haben, etwas Gypskalk, und zur Flüssigkeit Rindsblut, mit Spreu, Kälberhaaren oder Flachsagen vermischt. Diese Masse ist wohlfeil, dauerhaft, und greift das Holz nicht, wie der Lederkalk, an. Mischt man eben so viel Lehm bey, als die ganze Masse beträgt, so kann man einen Verstrich damit machen, welcher länger, als der Ziegel auf dem Dache dauert.

Zuweilen pflegt man auch die Wände zu verblenden, worunter diejenige Arbeit zu verstehen ist, da man mit einem härtern Material über einem weichern eine Verkleidung macht, damit das dahinter liegende Material weder von der Witterung, noch von dem Feuer angegriffen und zerstört werde. Eine auf dergleichen Art verkleidete oder verblendete hölzerne Wand oder Fachwerk erhält von außen das Ansehen einer vollen steinernen Wand, weil kein Holz daran wahrzunehmen

nehmen ist. Giebel, welche gegen ein anderes Gebäude liegen, und wo man wegen Feuersgefahr billig steinerne Giebel hätte aufführen sollen, können fast mit eben dem Nutzen durch Verblendung auf den breiten Stein, oder $\frac{1}{4}$ Elle dick gegen die Flamme in Sicherheit gesetzt werden; s. Th. XVIII. S. 397, f. Eine etwas wohlfeilere Art ist, wenn nur auf den hohen Stein verblendet wird. Diese Art findet Statt, wenn die unersten Wände nicht stark genug sind, eine gröfere Last zu tragen, oder wenn der Eigenthümer sparsam verfahren will oder muß, oder wenn die Giebel sehr hoch sind, wo man es wegen der Last, sie aufs Viertel zu verblenden, nicht wagen will. Die geringste Art geschieht mit Dachsteinen, welche über die Säulenriegel und Plattstücke ꝛc. genagelt, und mit einem Bewurf oder einer Verappung verglichen werden. Die Verblendung mit Stuck ist gegen Witterung und Feuer von keiner langen Dauer, und ist allenfalls nur für das Innere der Gebäude dienlich, wo man eine Gleichförmigkeit und ein gutes Ansehen zu erhalten wünscht.

Soll die Verkleidung mit Ziegeln gemacht werden, es möge nun auf den breiten oder hohen Stein geschehen: so glauben einige, daß zur Ausbindung der Wände oder Giebel das schlechteste Holz genommen werden könne, weil die Verblendung dasjenige, was an der Güte des Holzes abgienge, ersetzte. Allein es ist gerade das Gegentheil. Da die Verblendung mit nassem Kalk geschieht, Kalk aber (nämlich Lederkalk) und unkräftiges splintvolles Holz beständig wider einander sind: so ist der Erfolg davon, daß das Holz von dem Zeitpuncte des Anwurfes in Fäulniß zu gehen anfängt. Kömmt eine sehr feuchte Witterung hinzu, so ist die Wirkung desto schneller. Wer zu den Riegelwänden, welche verblendet werden sollen, gutes kerniges, und wenig Splint enthaltendes Holz wählt,

und

und das Gebäude bey guter trocknen Witterung verblenden läßt, damit der fressende Kalk bald trocknen könne, und nicht vom ersten Anwurf in das Holz dringe, das Resinöse und Salinische aussauge, Gährung und Fäulniß erzeuge, der kann versichert seyn, daß die Verblendung tüchtig gerathen sey, und daß das Holz sich dahinter sehr lange gut erhalten werde; da man hinzegen, wenn zu naß verblendet wird, die gegenseitige Wirkung zu befürchten hat. Will man das Fachwerk im folgenden Jahre ausmauern und verblenden, vorher aber das Holzwerk mit Kalk und saurer Schlickermilch anstreichen lassen: so wird man von der wenigen Mühe und den geringen Kosten großen Vortheil ziehen, und erfahren, daß die Kalkfeuchtigkeiten nicht in das Holz eindringen können, weil eine schon feste, und doch auch mit dem Kalke gleichartige, Rinde das Holz überzogen und verhärtet hat.

Beantwortung der Anfrage: „Man findet in dem Anhaltcöthenschen viele alte Gebäude, welche von Holz gebaut, und mit „Steinen verblendet worden, auch nach einer Zeit von 1, 2, und „300 Jahren noch vollkommen fest und tüchtig sind. Wie nun „diese Bauart in neuern Zeiten sehr verachtet wird, auch nicht „zu vergen ist, wie einige in der Maaße von 30, 40 Jahren erbaute Gebäude, bereits wandelbar geworden: so fragt sich, ob „diese von den Alten angewendeten Vortheile nicht zu entdecken „stehen; auch welche es sind, und wie selbige in den jetzigen „Zeiten anzuwenden wären?“ vom Hrn. Bauinspect. J. G. Glenk, st. in No. 34 des Leipz Intell. B. d. J. 1778, S. 306, f.

Eine einigermaßen ähnliche Arbeit mit dem Verblenden und Ueberkleiden, ist der Aesterich und der Gypsguß. Beyde sind, wenn sie auch nicht gegen die Witterung dienen, doch gegen das Feuer bewährt befunden worden; auch sind sie, wegen des Zusammenhaltens der Wärme über den Stuben, und gegen die durchdringenden Dämpfe in den Ställen dienlich. Von ihrer Verfertigung ist im XI. Th. S. 656, fgg. das Nöthigste beygebracht worden.

Was die Bedeckung des obersten Rückens auf einem Dache, oder des so genannten Forsts (der Firste),

ste), betrifft: so hat man bey den Ziegeldächern besonders dazu gebrannte Hohlziegel, die man auch deswegen Forstziegel nennt; s. Th. VIII, S. 585, welche die Bedachung der Fuge oder Spalte der Walme schließen, und mit Kalk eingedeckt werden. Die Schindeldächer bekommen im Forste ihren Schluß dadurch, daß die Wetterseite überkraget wird, oder daß die Schindeln von der Wetterseite 4 bis 6 Zoll über die Schindeln des entgegen stehenden Walmes übergehen. Diejenigen, welche den Forst mit Bretern machen, und von der Wetterseite überkragen lassen, gewinnen eben so viel. Die Strohdächer werden, zur Bedeckung des Forstes, entweder mit Rasen belegt, oder mit Strohlehm oder Strohhöpfen überkleibet; oder sie werden auch durch die Schobenköpfe ohne Lehm tüchtig verbunden. Noch Andere bedecken den Forst mit einem Sattel von Bretern und Leisten. Es werden nämlich 2 Ellen lange Breter, als so tief der Forst herunter bedacht ist, gelegt, und über die Fugen werden Latten oder Leisten geschlagen, damit keine Nässe eindringen könne. Diese Einrichtung ist zwar etwas kostbarer, als die vorerwähnten, jedoch eben so dauerhaft, als diejenige, wenn man auf einem Strohdache den Forst mit Ziegeln bedeckt.

Vom Anstrich auf dem Holzwerk der Wohnhäuser, um es vor der Fäulniß zu bewahren, s. die Art. Holz-Anstrich, und Holz-Fäule.

Zufällige Gedanken über die nothwendige und bequeme wirthschaftliche Bauart auf dem Lande, aus Erfahrungen, Bemerk. und Beurtheilungen mitgetheilt von J. G. L. (Lange, der leipz. Akademie Baumeister ꝛc.) Bresl. 1779. gr. 8. 1 A. 2. B. n. 6 Sr. L.

Ich beschließe die bisherige allgemeine Betrachtung der Wohnhäuser und Gebäude auf dem Lande, mit einer kurzgefaßten Anzeige einiger Mittel, welche die Unkosten bey dem Bauen erleichtern, was besonders die Ersparung des Holzes betrifft.

In Ansehung der Zulage eines Gebäudes geschieht es täglich, daß bey dem Zertheilen der gefällten Stämme viel Holz verschwendet wird, da mancher ungeübter Meister nicht selten 1 auch wohl 1½ Elle an jedem Stamme zuzugeben pflegt, weil er sicherer geht, wenn hernach die Baustücke um etwas zu lang, als zu kurz sind. Diese Zugabe nun geht meistens verloren, weil man sie zu nichts weiter als zu Brennholz gebrauchen kann, und weil sie in die Späne geschnitten wird. Ein geschickter Meister muß schlechterdings nach dem ihm vorgeschriebenen Maße arbeiten. Das Holzwerk zu kleinen Häusern, als: Schwellen, Säulen, Riegel, Bänder und Balken, wird am sparsamsten auf der Schneidemühle, oder im Nothfalle mit der Bogensäge getrennt. Zu großen Bauerhäusern können nur die Säulen, Riegel und Bänder getrennt werden. Der Vortheil gegen das Zimmern und Behauen des Holzes ist beträchtlich. Die kostbare Zimmerarbeit, vieles Holz, welches außerdem in die Späne gehauen wird, nebst der Zeit wird erspart. Von jedem Klotze erhält man 4 Schwarten, die außerdem verloren gehen. Ein behauener Stamm giebt nur einen, ein gesägter oder auf der Mühle getrennter aber insgemein zween Nutzen, und niemals kann dem gezimmerten Holze eine solche Gleiche und Accurateſſe, wie dem getrennten gegeben werden. Ueberdieß ist auch das gesägte oder geschnittene Holz weit fester, dauerhafter, und trägt mehr als das gehauene, weil dieses durch das Abschlagen sehr zerschellet und zersplittert wird.

Die Schwellen zu großen Bauerhäusern werden nur stückweise, eben wie auf den Wänden die Rahmen, auf einander geblattet, weil selten Baustämme von solcher Länge zu bekommen sind, und die Länge allemal eine desto größere Stärke des Baumes mit sich bringt. Ein Rahmen z. B. auf eine Wand à 36 Ellen ist selten zu erlangen, vielmehr sind aus 2 Stäm-

men 18½ Ellen auszuschneiden, um sie 10 Zoll auf einander blatten zu können, so bleiben 4 Zoll übrig, welche zum Vergleichen, damit das Holz winkelrecht seyn möge, gebraucht werden. Was am Wipfel oder dünnen Ende abgeht, ist zu Riegeln, Bändern und Sparren zu gebrauchen.

Es ist ferner unverantwortlich, wie verschwenderisch sehr oft mit den Säulen und Riegeln verfahren wird. Zu jedem Fenster werden nicht-nothwendig 2 Säulen, wohl aber eine einzige mit einem untergesetzten Stocke erfordert; solchergestalt erspart man, wenn das Haus 50 E. lang und 22 E. weit ist, 6 starke Stämme, nebst der kostbaren Arbeit, und gewinnt noch über dieß die Zeit. Ueberhaupt werden die Säulen nur zum Bauerstaat in allzu großer Anzahl angebracht.

Wenn die Wände eines Gebäudes von erwähnter Größe in einem Stockwerke nicht zwey, sondern nur einmal verriegelt werden, erspart man 16 Stämme Holz. Der einfache Riegel kann ein wenig unter die Mitte der Wand kommen, so giebt er zugleich die Sohlstücke der Fenster mit ab. Zur Festigkeit trägt das doppelte Verriegeln im ersten Stockwerke nicht das mindeste bey, vielmehr ist, wie bereits oben angemerkt worden, das viele Durchlöchern des Holzes der Festigkeit nachtheilig. Ein anders aber ist es, wenn eine Wand mit Ziegelsteinen ausgesetzt werden soll, da man den doppelten, auch wohl dreyfachen Riegel nicht entbehren kann. Fast gleiche Bewandtniß hat es, wenn die Bänder in sehr großer Menge, und größtentheils nur zur Zierde angebracht werden.

Daß die Balken allemal 2 Ellen weit von einander gelegt werden, ist gar nicht nöthig. Man kann ohne alle Besorgniß der Weite etliche Zolle zugeben, außer unter den Getreide- und andern Böden, worauf schwere Lasten zu liegen kommen. Man legt zuerst diejenigen Balken, welche auf die Scheidewände

zu

zu liegen kommen, (die Bänder); alsdann können über jedem Behältniß oder Kammer die Balken auch enger oder weiter, als 2 Ellen, gelegt werden. Hat das Holz die Stärke, so giebt das starke Ende den Unter- und das schwache den Oberbalken. Auf solche Art wird nicht das mindeste an Bauholze verschwendet. Schon bey Legung der Balken kann man einige Absicht mit auf die Länge der vorhandenen Breter nehmen.

Hölzerne Dachsimse an großen Häusern erfordern, wenn sie aus dem Ganzen seyn sollen, ungemein starke Bäume; dagegen werden sie mit tüchtigen Schwarten gar füglich, und zwar 6 bis 8mal wohlfeiler, zusammen gesetzt. Mancher Wald kann einen dazu erforderlichen großen Baum nicht aufweisen. Ein Schwartengesims belästigt das Haus nicht so sehr, und kann leicht reparirt werden.

Gemeine und ordinäre Dächer sind den gebrochenen weit vorzuziehen; wo diese aber nothwendig sind, z. B. um mehrern Raum zu gewinnen, da ist die alte Gewohnheit, besondere Stuhlsäulen zu setzen, abzustellen. Man kann ohne den geringsten Nachtheil die Sparren selbst als Stuhlsäulen gelten, und die darunter befindlichen Säulen hinweg lassen; dadurch werden nicht nur die Säulen, sondern auch die Stuhlschwellen erspart, indem die Sparren unmittelbar auf die Balken zu stehen kommen. Uebrigens erfordert nur das Ziegeldach, und ein Gebäude, welches 22 bis 24 Ellen weit ist, z. B. eine Scheune, einen liegenden Stuhl. Ein gewöhnliches und nicht gebrochenes Dach erfordert nicht nothwendig einen stehenden oder liegenden Stuhl, sondern man darf es nur mit einem oder zwey Windeisen, wozu man ein Paar Windlatten einbindet, versehen, so erspart man bey einem 50 Ellen langen und 22 Ellen weiten Gebäude 24 Stämme Holz, nämlich die Stuhlschwellen und den ganzen Ver-

band; und diese Festigkeit übertrifft sogar einen liegenden Dachstuhl.

Gemeiniglich wird auch mit den Bretern sehr verschwenderisch umgegangen. Die Länge derselben paßt nicht allzeit zur Größe der Behältnisse, wozu man sie anzuwenden gedenkt. Gesetzt, es sollen die Breter ihrer Länge nach eine Kammer oder einen Fußboden von 12 Ellen decken, so würde man ungeschickt handeln, achtellige Breter zu wählen, weil von der Hälfte der Breter 4 Ellen abgeschnitten werden müssen; bedient man sich aber sechselliger, so wird das Zerschneiden erspart. Oder, die Breter sollen ihrer Länge nach 16 Ellen decken, so schicken sich nicht sechsellige, weil von jedem Bret 2 Ellen abgehen. Daher pflegt ein geschickter Zimmermann schon im Legen der Balken nach der Länge der Breter sich zu richten, weil diese mitten auf einem Balken zusammen gestoßen werden müssen. Das Legen der Balken verhütet oft, daß man keine Abgänge an Bretern machet. Hat ein Behältniß im Hause, oder das ganze Haus eine sogenannte Schmiege, d. i. wenn es nicht an allen vier Ecken rechtwinkelig ist, welches wegen vielerley Ursachen sich oft zuträgt, so pflegen unerfahrne Zimmergesellen die Breter nach solcher Schmiege zu behauen, und mit dem Beile zu schmälern, da sie doch mit der Säge die Länge hindurch zu trennen, und von einem Ende zum andern über das Kreuz zu zerschneiden sind.

Mit den Latten hat es gleiche Bewandtniß. Zu einer Länge von 18 Ellen schicken sich sechsellige, zu 20 Ellen die acht- oder noch besser die zehnelligen. Die Latten sind nicht, wie gewöhnlich, auf die Sparren zusammen zu stoßen, sondern an den zusammen treffenden Enden auf einander zu schmiegen. An einem Hause, welches 36 Ellen lang und 12 E. weit ist, werden dadurch 4 Schock und 48 Nägel erspa-

ret,

ret, und dennoch geht dadurch der Länge der Latten nichts ab, weil ihr Kamm, oder der Theil, so weit die Latten auf der Schneidemühle noch ganz unzertrennt gelassen werden, nicht mit zur Länge der Latten gerechnet wird, sondern ein Uebermaß ist, und das Uebereinanderschmiegen sich nicht weiter als auf den Kamm erstreckt.

Endlich wird auch ein Vorschlag für diejenigen auf dem Lande, welche neue Häuser bauen, solche auch in Absicht ihrer Gesundheit vortheilhaft einzurichten, nicht überflüssig seyn. Gemeiniglich sind die Häuser des gemeinen Volkes entweder an einem erhöheten Grunde angebauet, oder ein wenig in die Erde eingegraben. Beyde Lagen machen die Wohnungen feucht. Nicht nur die Bewohner solcher Häuser empfinden Beschwerden davon in Ansehung ihrer Gesundheit, sondern es verdirbt auch ihr darin aufbehaltener Vorrath an Lebensmitteln, und wird eine neue Quelle von Krankheiten. Der starke Arbeiter empfindet den Einfluß dieser sumpfigen Wohnungen nicht sogleich, sie wirken aber mit der Zeit, und man wird die augenscheinlichsten schlimmen Folgen davon an Kindbetterinnen, Kindern, und solchen, die sich von einer Krankheit eben erholen, wahrnehmen. Dieser Beschwerlichkeit nun würde man leicht abhelfen, wenn man den untersten Boden des Hauses durch eine Lage von Sand, kleinen Kieseln, zerstoßenen Ziegelsteinen, oder andern dergleichen Sachen, um einige Zolle höher, als den benachbarten Boden machte, und wenn man vermiede, Häuser gegen ein erhöhetes Erdreich aufzuführen. Dieser Umstand verdiente vielleicht die Aufmerksamkeit der Polizey; und ich ermahne alle diejenigen, welche bauen, recht ernstlich, die in diesem Stücke nöthige Vorsicht anzuwenden. Eine andere, die noch weniger kosten würde, besteht darin, die Häuser gegen Südost zu bauen. Diese Stellung ist, wenn

übrigens alle Umstände gleich sind, die gesündeste, und man hat sie daher ohne Noth nicht zu vernachlässigen.

Um hölzerne Häuser, Scheunen, und andere Gebäude von Zimmerwerk zu versetzen, kann man sich der im III. Th. S. 264, fgg. beschriebenen, und Fig. 37 abgebildeten, von Peter Sommer im Canton Bern erfundenen Hebelade bedienen. In dieser Absicht ist zuvörderst nöthig, sich der Schwellen und Mauersohlen durch Ketten und Seile wohl zu versichern, und Walzen unterzuschieben. Hernach setzt man, nach Beschaffenheit und Größe des Gebäudes, 1 oder 2 Hebeladen in einer gewissen Entfernung an, wobey aber der Stoßbaum (der Hebebalken) nicht nöthig ist. Die Hebeladen werden flach auf die Erde gelegt, und an etliche Balken angestämmet, als welche durch kleine Pfähle und Pflöcke versichert werden. Die auf 17 Schuh verlängerten Arme oder Hebel streifen in ihren Spielungen den Boden. Die zwo Ketten werden um die Schwellen fest geschlungen, und gehen durch eine eingeschnittene Kerbe zwischen den Balken, wo die Maschine angestellt ist. Die Bewegung des Hebels beschreibt alsdann einen Bogen, dessen Sehne 11 Schuh, und in der Hebelade die Entfernung eines Pflocknagels vom andern ausmacht. Man ändert die Stelle dieser Maschine, je nachdem das Gebäude fort rückt; auch werden die erstern wieder anders fortgesetzt, und ihre Anlage aufs neue befestiget. Die ganze Arbeit geht einförmig, gleich und ruhig von statten, und es wird dabey dem Bau und der Verbindung des Zimmerwerkes nicht der geringste Schade zugefügt. Der Erfinder hat in seinem Dorfe einem seiner Nachbarn das Haus auf 65 Schritt weit anderswohin gesetzt, ohne das geringste weder an Thüren noch Fenstern zu verrücken, noch daß diese deswegen hätten ausgehoben werden dürfen.

Ich

Ich wende mich zur besondern Betrachtung der Wohngebäude auf dem Lande. Es richten sich dieselben in Absicht ihrer Anlage nach ihren Bewohnern und deren Beschäftigungen. Die Bewohner sind: 1) Gutsherren oder deren Pächter; 2) Geistliche und Gerichtsobrigkeiten; 3) Gastwirthe, zur Bequemlichkeit der Reisenden; 4) Bauern, Halbbauern und Kossaten; 5) Dreschер, Tagelöhner, Hirten und Nachtwächter; 6) zum Gottesdienste und zur Erziehung sind Kirchen und Schulen nöthig; und 7) Schmiede, Rademacher, Zöllner u. a. m.

Herrschaftliche Wohnungen und Aemter müssen folgende Theile enthalten: 1) herrschaftliche Zimmer, als: einen Saal oder ein großes Speisezimmer, zwey Wohnzimmer für Herr und Frau, zwey Schlafzimmer, zwo Stuben und zwo Kammern für Kinder und deren Lehrer, wie auch ein, oder nach Befinden mehrere Zimmer für Fremde. 2) Ist es ein Amt, oder hat das Gut eigene Gerichtbarkeit und einen Justitiarius, und wohnt dieser nebst einem Schreiber, Verwalter ꝛc. mit im Amte, so müssen für diese die gehörigen Zimmer besorget, und auch ein feuersicheres Archiv nebst Gefängnissen u. d. gl. angelegt werden. 3) Ist die Wirthschaft stark, und das Vieh nicht besonders verpachtet, so muß eine Frauensperson zu Besorgung des Rindviehes, und ein Verwalter zu Besorgung anderer Feldarbeiten die nöthigen Zimmer haben; diese müssen unweit der Ställe und des Hofes seyn. 4) Bedientenzimmer und Gemächer für die übrigen Arbeiter sind nach der Anzahl der nöthigen Leute einzurichten. 5) Zur Bereitung der Speisen eine Küche. 6) Zur Aufbewahrung der Vorräthe, die zum Essen und Trinken gehören, Vorrathskammern und Keller. 7) Geheime Gemächer.

Da zur Benutzung der landwirthschaftlichen Gerechtsamen nicht nur Ställe, sondern auch Brauhäu-

ser, Branntweinbrennereyen, Ziegelscheunen, Kalköfen ꝛc. erfordert werden: so müssen auch für die Arbeiter dabey, entweder besondere Wohngebäude oder Wohnzimmer in dem Hauptgebäude mit angelegt werden. Im ersten Falle kann man sie als Häusler betrachten, im zweyten aber muß bey dem ersten Entwurfe des Hauptgebäudes, welches die sämtlichen Wohnungen enthält, mit auf den Raum für sie gesehen werden. Die übrigen Gebäude sind Scheunen und Remisen oder Schoppen, welche die nöthigen Futter- und Kornböden zugleich mit enthalten können.

Die Predigerwohnungen sind nicht sehr von den vorigen unterschieden. Denn sie enthalten ebenfalls: 1) herrschaftliche Wohnzimmer, auch Zimmer für Kinder, Fremde ꝛc.; 2) Arbeits- und Ruhezimmer für die Arbeiter oder das Gesinde; 3 Küche; 4) Vorrathskammern und Keller; 5) Bequemlichkeiten.

Zur Benutzung seiner Wirthschaft gebraucht der Prediger nicht so viele und auch nicht so große Gebäude, als eine Gutsherrschaft. Die nöthigen sind: Ställe, Scheunen, Wagen- und Holzremisen, und gute Böden.

Die Theile einer Bauerwohnung sind: 1) für den Bauer und seine Familie. Für diese muß eine gute Wohnstube seyn, in der des Bauern ganze Familie und sein Gesinde Raum zum Essen hat, er selbst aber mit den jüngsten Kindern schlafen kann, so daß also zwey Betten, ohne in den übrigen Geschäften zu hindern, in der Stube Platz haben, die in einem Verschlag oder auch frey stehen können. 2) Zu verschiedenen häuslichen Arbeiten, als: Buttern, Käsemachen, Backen, Waschen, Schlachten, Flachs bereiten u. d. gl. ist bey einer mäßig starken Wirthschaft noch eine Stube nöthig; denn diese Beschäftigungen im Winter ausser der Stube zu verrichten, würde zu kalt seyn, in der Wohnstube selbst aber unbequem und ungesund.

Diese

Diese Stube ist zugleich das Wohnzimmer für das Gesinde, darin sie sich bey nassem Wetter trocknen, und nach der Arbeit ruhen können. 3) Für die Knechte, Dreſcher und Viehjungen ist eine mäßige und trockne Schlafkammer hinreichend, welche nahe bey den Ställen ist, damit des Nachts nichts in den Ställen, ohne gehört zu werden, geschehen könne. Diese Leute bloß in den Ställen schlafen und wohnen zu lassen, ist die Gelegenheit, daß oft Licht mit dahin genommen wird, wodurch Feuersgefahr entsteht. 4) Die Mägde müssen ebenfalls eine gute Schlafkammer, nahe bey den Kuhställen, und entfernt von der Knechtekammer haben, damit alle Unordnungen durch die erste Anlage so viel möglich verhütet werden. 5) Zur Zubereitung der Speisen, zum Backen und Brauen ist eine gute geräumige, trockne und helle Küche nöthig, welche im Sommer kühl, und im Winter nicht zu großer Kälte ausgesetzt ist. In dieser muß nicht nur Raum zum Kochen, Waschen, Backen und Brauen seyn, sondern die Stubenöfen müssen auch in derselben bequem geheizt werden können; es muß eine Plumpe oder anderes fließendes Wasser darin seyn, auch müssen Speiseschränke, Tische ꝛc. darin Platz haben. Zum Räuchern ist eine gute Rauchkammer nützlich, weil nicht nur das Geräucherte besser wird, sondern weil man auch mehr, und mit weniger Gefahr räuchern kann, als in den Schornsteinen. Hiedurch wird der Landwirth in den Stand gesetzt, das Vieh, welches er nicht auf eine vortheilhafte Art verkaufen kann, selbst zu schlachten, zu räuchern, und alsdann das gute Geräucherte mit doppeltem Vortheile zu verkaufen. 6) Zur Aufbewahrung anderer Vorräthe sind Kammern und Keller nöthig, die vor Wärme und Kälte gesichert seyn müssen; oder man muß Stubenkammern, welche warm und trocken sind, zu solchen Vorräthen, die darin sich gut erhalten, als:

zu getrockneten und gebackenen, die kühlen aber zum frischen Fleische ꝛc. anwenden. Den Keller legt man gegen Westen oder Norden, damit er nicht durch die Mittagsonne leide; übrigens muß er trocken, geräumig, sicher vor Frost, und nicht dumpfig seyn. 7) Zum bequemen Eingange in die Haupttheile des Wohngebäudes dient die Hausflur und andere Zwischengänge. Die Hausflur dient aber dem Landmanne nicht nur hiezu, sondern den ganzen Sommer über vertritt sie auch die Stelle einer Stube, oder des vornehmsten Sammelplatzes der Hausgeschäfte, weil sie wegen der verschiedenen Ausgänge jederzeit lüftig und kühl, und also am bequemsten zur Arbeit ist. 8) Geheime Gemächer bringt man auf dem Lande, wo möglich, in die Ställe, theils weil hier der üble Geruch nichts schadet, theils um denselben von den Wohnungen zu entfernen, weil ferner die Arbeitsleute hier ihre meiste Geschäfte haben, und endlich, weil der Ausfluß der Ställe die Unreinigkeiten mit fortnimmt.

Bey der Anlage der Landgebäude hat man auf ihre beste Form, auf ihre vortheilhafteste Anzahl, und auf ihre Höhe Rücksicht zu nehmen.

Die einfachste Figur zur Grundfläche eines Gebäudes ist unstreitig das Viereck, weil keine andere eine so gute Eintheilung, als diese, verstattet. Unter den Vierecken aber ist das gleichseitige rechtwinkelige (welches gemeiniglich Quadrat genannt wird) dasjenige, welches die kleinsten Seiten, und also auch die kleinsten Einfassungen hat. Ich werde in den folgenden Beyspielen zum Baumaße den allgemeinen rheinländischen zwölfzolligen Fuß wählen, welcher $\frac{1}{12}$ der rheinländischen Ruthe ist. Dieser Fuß hat 12 Zoll: und 1 Zoll hat 12 Linien. 1 Quadratruthe hat 144 Quadratfuß; und 1 körperliche Ruthe 1728 körperliche Zoll. Der Kürze wegen bediene ich mich der geometrischen Zeichen. Die Null (o) bedeutet Ruthe;

1 Strich-

1 Strichlein (′) bedeutet Fuß; 2 Strichlein (″) bedeuten Zoll, Längenmaß. Ist aber hinten noch ein Quadrat der lezten Zahl beygefügt, so bedeutet es Quadratmaß. Das Zeichen des körperlichen Maßes ist ein kleiner Würfel, oder ein c.

Es sey z. B. der Raum von 1600 □′ einzuschließen, so ist jede Seite des Quadrats hiezu 40′ lang, und alle 4 Seiten zusammen 160′. Sollte aber eben der Raum von einem länglichen Viereck eingeschlossen werden, dessen Breite 10′ ist, so wird dasselbe 160′ lang seyn müssen, und alle 4 Seiten betragen zusammen 340′, mithin mehr als noch einmal so viel. Dieses nimmt allmählig ab, je mehr die Form sich dem Quadrate nähert, und im entgegen gesezten Falle zu, bis ins Unendliche.

Da die kürzesten Einfassungsmauern oder Wände die wenigsten Kosten erfordern, so muß ein Gebäude, so viel ohne Nachtheil der übrigen Eigenschaften geschehen kann, sich der Form eines Quadrats nähern; denn die Bedachungskosten sind bey gleichen Quadratflächen, wenn die Schiefe der Dächer gleich bleibt, einerley.

Der Festigkeit ist ein also gestaltetes Gebäude nicht zuwider, so lange es nicht gar zu tief wird, weil alsdann gar zu lange und starke Balken und zu kostbare Dachverbindungen dazu nöthig sind. 40′ ist zu Landgebäuden die ansehnlichste Tiefe. Diese Breite verstattet auch eine bequeme Eintheilung, und helle Zimmer ohne große Fenster. Bey ansehnlichen Gebäuden und Kirchen kann man bis 50 Fuß gehen. Auch die Anordnung wird durch diese Form nicht gehindert, sondern vielmehr befördert.

Der Bodenraum wird bey tiefen Gebäuden sehr ansehnlich vergrößert. Denn auf ein Quadrat von 40′ zur Seite, dessen Dach 20′ hoch ist, schließt das Dach 16000 c′ Raum ein. Ist es hingegen 10′ breit und 160′ lang, so ist der Dachraum 4000 c′, mithin der 4te des erstern.

In Absicht des Feuers ist ein langes Gebäude der Gefahr mehr ausgesezt, als ein Quadrat; denn es stellt dem Feuer weit mehr Fläche, welche anzubrennen vermögend ist, als das kurze dar.

Es fragt sich zweytens: ob es nüzlicher sey, viele oder wenige Gebäude anzulegen? Wenn zwey einzelne Gebäude auch die vortheilhafte Form eines Quadrats

drats haben, und man zieht sie in eins, so spart man doch dabey zween Giebel, statt deren nur eine Scheidewand nöthig ist; also bey zwey Gebäuden von 40′ ins Gevierte zweymal 40′ Giebelmauer in die Länge, mithin 80′. Dieses ist schon sehr wichtig; und man muß daher, so oft es ohne Nachtheil des übrigen geschehen kann, mehrere Gebäude in eins zusammen ziehen.

Es seyn z. B. zu einem Bauerngehöfte ein Wohnhaus von 1884□′ und 2556□′ Ställe nöthig. Daraus macht der Bauer oder sein Baumeister fast durchgängig 3 Gebäude, nämlich ein Haus 30′ tief und 63′ lang, und 2 Ställe, jeder 20′ tief und 64′ lang.

Diese erfordern beyde 332′ Einfassung,
und das Wohnhaus 186 „

also zusammen 518′ Einfassung.

Wird hingegen dieses alles in ein Gebäude, welches 38′ tief und 121′ lang ist, gezogen, so erfordert es 318 Einfassungsmauern, also 200 Längenfuß weniger. Dieses beträgt, wenn die Mauer 10′ hoch und 2′ stark ist, 4000 Kubikfuß, welches, wenn 100 c′ überhaupt 3 Rthlr. kosten. 120 Rthlr. beträgt, und also für einen Bauer schon eine sehr wichtige Ersparung ist, der nun zu Wohnhaus und Ställen nur 6360 c′ Einfassungsmauern gebraucht.

Man führt gegen das Zusammenziehen der Wohngebäude und Ställe an, daß, wenn einmal in einem Wohnhause Feuer auskömmt, Ställe und alles mit verbrennen, wenn sie zusammen gebauet sind. Hierauf antworte ich: 1) Auch bey mehrern einzelnen Gebäuden, die aber, wie gewöhnlich, nahe bey einander stehen, ist keine Rettung; wenn erst eins brennt, da die Quergebäude zugleich die gegenüber stehenden mit entzünden, so sind nicht nur Ställe sondern auch Scheunen und alles verloren. Diese entzünden alsdann der nahe anstehenden Nachbarn Gehöfte, und so geht ein ganzes Dorf verloren, und alle Rettungsmittel sind vergebens, weil man sie nicht anbringen kann. Ja man hat Beyspiele, daß Feuerspritzen und Sturmfässer, die in so enge Zwischenräume der Höfe zum Löschen gebracht worden sind, bey überhand nehmender Flamme haben mit verbrennen müssen. 2) Es ist also vortheilhafter, nur 1

oder

oder 2 Gebäude auf einem Gehöfte anzulegen, weil man an diese von allen Seiten zum Löschen kommen kann. 3) Auch nur zwey Gebäude müssen nicht mit den Giebeln zusammen stoßen, sondern in einiger Entfernung neben einander stehen. 4) Diese Gebäude können inn- und äußerlich so feuersicher als möglich gemacht werden, und alle Theile, die es nicht sind, müssen vor dem Feuer verwahret und davon entfernet werden. 5) Auch das Beyspiel der westphälischen Gebäude (s. oben S. 304) lehrt, daß, ohne Feuersgefahr, zur grossen Bequemlichkeit, alles in eins gebracht werden kann.

Bey der Anlage der Landgebäude ist drittens zu bemerken, welches vortheilhafter sey, 1 oder 2 Stockwerk hoch zu bauen. Die Geschäfte des Bauern und seiner Arbeiter müssen in dem Hofe, in Ställen, in der Scheune und in Schoppen verrichtet werden; und nur wegen des Futters hat er zuweilen auf dem Boden zu thun. Es würde also 1) unbequem seyn, wenn er oben wohnen sollte, weil er beständig Treppen steigen, und durch Umwege zu seinem Zweck gelangen müßte. 2) Es würde nicht so fest und dauerhaft seyn, weil allemal hohe Gebäude dem Windstoße und der Witterung mehr, als niedrige, ausgesetzt sind; oder wenigstens würden sie einen stärkern Grund, festere Mauern und bessere Materialien erfordern, mithin kostbarer werden. 3) Die Gebäude, wenn oben bey den Futterböden die Wohnungen seyn sollten, wären der Feuersgefahr mehr ausgesetzt. 4) Man ist nicht, wie in der Stadt, bey Aufführung der nöthigen Gebäude an einen sehr kleinen Raum gebunden. Die Holländer, welche in Ansehung der festen Bauart zum Muster aufgestellt zu werden verdienen, gehen uns hierin mit ihrem Beyspiele vor; denn fast alle ihre Landgebäude und Mühlen sind nur 1 Stock hoch. Gewöhnliche Bauerwohnungen müssen also nicht mehr als 1 Stockwerk hoch seyn.

Landgebäude für Herrschaften und Prediger, insofern sie zu Wohnungen bestimmt sind, sind nicht nach

diesen Regeln zu beurtheilen, wohl aber, insofern sie zur Wirthschaft dienen. Der würdige Hr. Präsident v. Beneckendorf behauptet zwar in seinen Vorschlägen zu herrschaftlichen Wohngebäuden, im 1. Th. seiner Oeconomia forensis, S. 196, daß auf die Bequemlichkeit einzelner Personen bey Landgebäuden nicht Rücksicht genommen werden müsse; ich bin aber der unvorgreiflichen Meinung, daß ein Gutsherr oder Prediger sich auch nicht, bloß aus Eigennutz oder um eine bessere Bewirthschaftung zu befördern, aller Bequemlichkeiten berauben müsse. Ein Gutsherr und Prediger muß zwar ein guter Wirth seyn; dazu gehört aber zugleich mit, daß er fleißig lese, und zugleich einigen Umgang mit andern guten Land- und Stadtwirthen habe. Hiebey ist nöthig, daß er nicht ganz in dem Geräusche der Wirthschaft wohne, sondern eine Wohnung von 2 Etagen, davon der untere Theil zur Wirthschaft, der obere aber zur Bequemlichkeit dient, habe. Ueberdieß hat er nicht Ursache, so oft die Treppen zu steigen, als der Bauer oder seine Knechte; und bey Erbauung darf er nicht so ängstlich auf Ersparung der Kosten sehen, als der arme Unterthan.

Die Zusammenordnung der Theile eines Bauernwohnhauses in Verbindung mit dem ganzen Gehöfte, und die Anlage eines adelichen Landgutes, welches bloß zur Wirthschaft eingerichtet ist, und zugleich zur bequemen Wohnung für die Herrschaft dient, wie auch eines großen adelichen Gehöftes, werde ich im Artikel Land-Gut beschreiben.

Die Anlage und Einrichtung einer bequemen ländlichen Pfarrwohnung, nach Hrn. Keferstein Angabe, in seinen Anfangsgründen der bürgerl. Baukunst für Landleute, Lpz. 1776, gr. 8. stellt Fig. 1276, in der Zeichnung und im Grundriß vor. Die nöthigen Theile der Predigerwohnung habe ich bereits oben angezeigt. Was die Wirthschaftsgebäude betrifft, so

muß

muß man sich dabey nach der Größe des Feldes, dessen Güte und Art, es zu benutzen, richten, und untersuchen, wie viel Vieh und Arbeiter darauf zu halten nöthig seyn, und wie groß die Gebäude dazu seyn müssen. Ist die Wirthschaft nicht größer, als bey einem halben Bauerngute, so kann alles in ein Gebäude gebracht werden; ist sie aber größer, so wird die Scheune und Remise abgesondert, weil sonst das Gebäude eine gar zu lange Fronte bekommen müßte, und alles in einem der Feuersgefahr ausgesetzt wäre.

Die Pfarre, zu der die Gebäude in Fig. 1276 gezeichnet sind, soll an Grundstücken und Vieh die mittlere arithmetische Proportion zwischen einem grosen und kleinen Bauerngute haben, oder die Erndte mit dem Zehend in Garben soll 96 Schock betragen. An Heu und Grummet überhaupt 672 Centner. An Vieh sind nöthig: 6 bis 7 Pferde mit Füllen; 9 Kühe und 4 bis 5 Stück Jung- und Geltvieh; 60 Stück Schafe und Hammel; 6 bis 7 Schweine und Säue; 4 alte oder Zuchtgänse, oder 20 bis 24 in allem; 15 bis 20 Hühner mit Jungen 48.

Hiezu werden erfordert, wenn der Prediger seine Wirthschaft durch einen Meier besorgen läßt, für diesen Stube und Kammer; 1 Knecht; 2 Viehjungen, und 2 Mägde zur Feldarbeit und Besorgung des Hauswesens.

Hiezu sind folgende Theile in der untern Etage des Wohnhauses nöthig:

A, die Hausflur, 16′ breit und 10′ tief.
B, die Wohnstube des Meiers, nebst der Kammer C, zusammen 22′ breit, 16′ tief.
D, die Mägdekammer, 10′ breit und tief.
E, die Vorrathskammer, 12′ breit und 10′ tief.
F, die Küche, 16′ breit und 20′ tief.
G, Speisekammer, 12′ breit und 14′ tief.
H, Knechtekammer, 10′ breit und 14′ tief.
I, Wirthschafts- und Gesindestube, 22′ breit, 16′ tief.
K, der Gand, 22′ lang, 4′ breit.

Dieser Anordnung nach könnte eben dieses Haus ohne die 2te Etage auch zu einem Bauerhause, Vorwerke oder Meierey dienen; denn bloß die 2te Etage dient zur Wohnung des Predigers.

Besorgt aber der Prediger seine Wirthschaft selbst, so dient die Stube B nebst der Kammer C zu seiner gewöhnlichen Wohnstube, aus welcher er alles übersehen kann.

In dem No. 2 im Hofe des Gehöftes besonders gezeichneten Grundriß der 2ten Etage sind die übrigen Wohnungen enthalten.

K, die Flur nebst der Treppe, 16′ breit, 12′ tief.

L, Studierstube, und M, Bücherzimmer des Predigers, zusammen 20′ breit und 18′ tief.

N, Wohnstube der Predigerfrau, und O, Schlafzimmer, 20′ breit und 16′ tief.

P, Gang, 4′ breit.

Q, R, Zimmer für den Hofmeister und die Kinder, 20′ breit und 10′ tief.

S, Speisesaal, 22 lang, 18′ breit.

T, Zimmer für Fremde, 14′ breit, 12′ tief.

U, Gänge.

W, geheime Gemächer.

Stallungen und Scheune. a, der Pferdestall, zu 4 bis 5 Zug- und einigen jungen Pferden, ist mit dem Quergange 30′ lang und 11′ breit.

b, der Schafstall, zu 60 Schafen, ist 17′ breit und 30′ tief.

c, der Futterstall ist 6′ breit, 10′ lang.

d, der Lammstall ist 6′ breit, 6′ lang.

e, der Gänse- und Hühnerstall ist 4′ breit, 16′ lang.

f, der Kuhstall, zu 14 Stück Rindvieh, ist 21′ breit, 30′ tief.

g, die 3 Schweinställe, zu 6 bis 8 Schweinen, und

h, der Futterstall, nebst

i, dem Gange, sind zusammen 11′ breit, 30′ lang.

Die Scheune, l, nebst m, der Remise, werden 40′ tief und 14′ hoch. Zu 90 Schock Garben aber darf die Scheune nebst der Tenne nur 12′ breit und 36′ lang seyn, und eben so auch die Remise.

n, n, Fenster zur Erleuchtung der Ställe.

o, o, Wasserkasten.

Nach dieser Einrichtung sind das Wohngebäude und die Ställe 124′ lang und 34′ tief, mit den Mauern à 2′, beträgt . . . . . 4216 □′

Die Scheune und Remise sind 76′ lang, 44′ breit, beträgt . . . . 3344 „

Der ganze Hof ist 76′ lang, 60′ breit beträgt . . . . . 1560 „

Mithin beträgt die Größe des ganzen Gehöftes $83\frac{1}{2}$ □° . . . 12120 □′.

Meh-

Mehrere Veränderungen sind nach dieser Methode leicht zu machen, so daß für alle Fälle bequeme und wohl eingerichtete Wohnungen der Landprediger nach diesem Muster eingerichtet werden können.

Ist der Garten dicht hinter dem Wohnhause, so kann bey V eine Treppe und Thür nach demselben angelegt werden, die in eine Laube führt, so daß, wenn man in den Gartengängen geht, das Gebäude einen regelmäßigen Prospect giebt.

Bey der Anlage und Anordnung der Wohnung eines bemittelten und in mehrern Geschäften stehenden Justizbeamten, Zoll-Inspectoro, oder Postmeisters, oder einer adelichen Familie, welche mit der Wirthschaft sich nicht abgiebt, die aber öfters einen Besuch bekömmt, einen Schreiber und Bedienten halten muß, und noch Kinder um sich hat, sind 1) Zimmer zur Wohnung für ihn und seine Familie, 2) zu Geschäften, 3) zu fremden Besuchen, und 4) zur Haushaltung für das Gesinde, nöthig.

Die nöthigen Zimmer und andern Theile sind, nach Hrn. Keferstein Angabe, Fig. 1277, in zwey Geschosse, nach der möglichsten Bequemlichkeit vertheilt, wie aus der Zeichnung erhellet.

A, die Figur, ist 12′ breit, und 16′ tief.

B, die Wohnstube nebst der Kammer, für den Schreiber und Bedienten, 18′ breit, und 14′ tief. Diese ist unmittelbar bey dem Eingange, damit der Schreiber die ankommenden Unterparteyen sogleich unten vernehmen, und sie, wenn es nöthig ist, zu dem Herrn führen könne.

C, Gartenzimmer, nebst Kammer D, 26′ breit und 14′ tief. Dieses Zimmer dient im Sommer zum Speisesaal.

E, Gang zwischen denselben, 4′ breit.

F, Gang nach dem Garten, 4′ breit.

G, H, Küche und Speisekammer, 18′, breit, 14′ tief.

I, K, Gesindestube und Kammer, 18′ breit, 18′ tief.

Wie die Einrichtung der innern Theile, ingleichen die Anlage der Treppen gemacht ist, erhellet aus der Zeichnung.

Die 2te Etage, Lit. B. enthält Folgendes:

L, die Flur, 12′ breit.

T, U, Studierzimmer und Bibliothek, 18′ breit, und 18′ tief.

N, Wohnzimmer und Schlafgemach der Hausfrau, 18′ breit, 14′ tief.

O, Gang, 4′ breit.

P, Schlafzimmer für Fremde.

Q, Speisezimmer im Winter; sonst, wenn C dazu gebraucht wird, dient dieses auch für Fremde.

R, Gang, 4′ breit.

S, s, Zimmer für Hofmeister und Kinder.

V, W, geheime Gemächer.

N, Wartezimmer für die Bedienten.

X, Y, Keller unter den Stuben B. und I.

W, Gang zu denselben, oder Vorkeller, für die Bedienten, jeder 12′ breit 14′ tief, der Gang 6′ breit.

Der Boden dient zur Aufbewahrung allerley Vorräthe, Trocknen u. d. gl.

Die Länge des ganzen Hauses, wenn es von Holz ist, beträgt 50′, und die Tiefe 34′ mit den Wänden; überhaupt also noch nicht völlig 12 □ Ruthen.

Nach diesem Plane könnte auch eine Pfarre ohne Acker und Wirthschaft erbauet werden.

Zur Wohnung für einen Justitiarius oder Zolleinehmer, der keinen Schreiber hat, ist die untere Etage des beschriebenen Gebäudes hinlänglich. Für Zöllner von der niedrigsten Classe aber ist dieselbe noch zu groß; diese können sich mit einer Wohnung, dergleichen ich weiter unten für die Tagelöhner und Drescher angeben werde, behelfen.

Einen Bauanschlag von solchem Hause, findet man in Referstein's angeführtem Werke, S. 259—270.

Die Anlage und Einrichtung bequemer Wirthshäuser auf dem Lande, wo große Land-Straßen durchgehen, werde ich im Art. Wirthshaus beschreiben.

Ein Muster zu einem Hause in einem Weinberge, oder Garten, der nur im Sommer bewohnt wird, stellt Fig. 1278.

Die Flur A enthält zugleich die Weinpresse a 16′ breit und
B, Gartensaal, 24′ breit, 16′ tief.
C, D, Stube und Alkoven, 16′ breit und tief, für Fremde.
E, F, Wohnstube und Kammer, 14′ breit, und 16′ tief.
G, H, Wohnstube und Kammer für den Weinmeister und Bedienten, 24′ breit, 12′ tief.
I. K, Küche und Speisekammer, 24′ breit, 16′ tief.
L. M, Zween Keller unter den Zimmern G und H, oder unter dem Saale B, wohin der Most durch Schläuche fliessen kann.

Das ganze Haus ist 64′ lang, und 32′ tief.

N, O, geheime Gemächer.

Der Boden dieses Gebäudes dient zu Vorräthen; auch können noch einige kleine Schlafkammern für die Bedienten darauf angebracht werden.

Fig. 1279 und 1280, sind die Zeichnung zu einigen kleinen Colonisten-, Tagelöhner- und Dreschers-Häusern, davon das erste zu zwey, und das andere für eine Familie eingerichtet ist.

Fig. 1279, enthält 2 Familienwohnungen.

A, B, Flur und Küche, 10′ breit, 16′ tief.
C, die Wohnstube, 12′ breit, 12′ tief.
D, die Kammer, 12′ breit, 10′ tief.
E, der Stall, 10′ breit, 10′ tief, ist zu 1 Kuh und 2 Schweinen hinlänglich.

Die Stube ist hier etwas klein eingerichtet, damit sie desto leichter geheizt werden könne; dafür aber sind die Flur und Kammer vergrößert. Die Gebäude sind von einander geschieden, damit aller Hausstreit unter beyden Familien verhütet werde. Das ganze Gebäude ist 44′ lang, und 22′ tief.

Fig. 1280, ist der Grund- und Aufriß eines einzelnen Familienhauses.

A, die Stube, 12′ breit, 16′ tief, worein ein Verschlag B, zu Betten, ist.
C, D, Flur und Küche, 8′ breit, 16′ tief.
E, F, Kammer und Stall, 8′ breit, 16′ tief. Der Stall ist zu 1 Kuh und 2 Schweinen eingerichtet.
Das ganze Haus ist 28′ lang, und 16′ tief.

Mehr als 2, 3 oder höchstens 4 solche Wohnungen in ein Gebäude zu bringen, ist nicht rathsam, weil sie sonst der Feuersgefahr zu sehr ausgesetzt, und einige

zu weit von ihren Gärten entfernt werden. Jede Familie kann sich allein, oder zwo zusammen, einen Keller machen. Jeder Familie muß man wenigstens 1 bis 2 Morgen Garten und Wiese geben, wenn die Leute nicht Bettler werden sollen.

Muster zu einer Dorfschmiede, Wagner- oder Rademacher- Schulmeister- und Predigerwittwen-Wohnung, werden an ihrem Orte vorkommen.

Bey Wohnhäusern in Städten, hat ein Baumeister, damit er die Bequemlichkeit, Annehmlichkeit und das gute Aussehen des Hauses zugleich erreiche, allemal folgende Dinge in reife Ueberlegung zu ziehen. Zuerst den Stand und die Lebensart desjenigen, der bauen will, weil die Erfindung und Anordnung des Hauses davon abhängt. Bey dieser Ueberlegung hat er festzusetzen, wie viel Platz jede Classe der Bewohner des Hauses nöthig hat; dieses bestimmt also die Menge und Größe der Zimmer. Ferner muß ihm die Erwägung jetzt gedachter Umstände die Richtschnur zur Anordnung oder Vertheilung der Zimmer an die Hand geben; denn aus dem Zustande der Familie muß er beurtheilen, in wie fern die Absonderung oder nähere Verbindung der Zimmer nöthig ist. Wo z. B. viel Bediente in einem Hause sind, welche unter der Aufsicht eines Haushofmeisters stehen, da werden die Wohnungen derselben abgesondert, und nur für wenige Bediente, die der Herrschaft beständig zur Hand seyn müssen, werden einige kleine Zimmer nahe an den herrschaftlichen angelegt. Sind in dem Hause nur wenig einzele Bediente unter der unmittelbaren Aufsicht der Herrschaft, so erfordert dieses schon eine andere Einrichtung. Eben so muß der Herr des Hauses, nach Beschaffenheit seiner Geschäfte oder Lebensart, außer seinem eigentlichen Wohnzimmer, mehr oder weniger andere Zimmer haben, und dieselben müssen von den Zimmern der Frau

des

des Hauses entweder abgesondert, oder mit denselben verbunden seyn. Auf gleiche Weise muß er jeden besondern Umstand aus demjenigen, was dem Stande und der Lebensart des Eigenthümers zukömmt, genau überlegen. Wenn er nicht auf einmal alles, was dazu gehört, deutlich vor Augen hat, so ist es nicht möglich, den künftigen Bewohnern des Hauses alle Bequemlichkeiten zu verschaffen. Denn der Baumeister, der sich bloß überhaupt vorsetzt, ein gutes Haus von einer gewissen Anzahl Zimmer zu bauen, und dem Besitzer hernach zu überlassen, wie er sich darin einrichten will, wird nie etwas Vollkömmenes darstellen. Die Einrichtung muß vorher genau auf die Umstände und die Bedürfnisse der künftigen Bewohner desselben abgepasset werden, und bey der ersten Anlage muß bey jedem einzelen Theile der künftige Gebrauch desselben schon bestimmt seyn. Wenigstens ist dieses die einzige Art, etwas Vollkommenes zu liefern. Daher muß ein Baumeister nicht bloß das, was seiner Kunst eigen ist, verstehen, sondern überhaupt ein Mann von Verstand und reifer Beurtheilung seyn, der zugleich die Welt und die Lebensart aller Menschen, von welchem Stande sie auch seyn mögen, genau kennt. Ein unverständiger, oder leichtsinniger und ausschweifender Baumeister kann Gelegenheit zu mancher Unordnung in der Lebensart geben, und ein ganz vernünftiger hingegen kann viel zu einer vernünftigen und ordentlichen Lebensart beytragen. Es gehört also mehr dazu, als die Säulenordnungen oder eine regelmäßige Faßade zeichnen zu können.

Wo es irgends angeht, so thut man wohl, wenn die Häuser, deren künftige Besitzer, ihres Vermögens halber, auf die vornehmsten Gemächlichkeiten des Lebens sehen, so angelegt werden, daß der erste Boden 3 bis 4 Fuß über die Erde zu liegen kömmt, wodurch man, außer guten hellen Kellern, schöne halb unterirdi-

sche Kammern und Küchen zum Gebrauch der Hauswirthschaft erhält. Die Tiefe solcher Häuser wird am besten von 48 bis 56 Fuß genommen, damit die Hauptzimmer eine ansehnliche Tiefe bekommen, und in andern Zimmern Alkoven, und wo Licht von den Seiten zu haben ist, kleine Kammern für Bediente, die man zur Hand haben will, und für andere Bequemlichkeiten, angebracht werden können. Auch giebt dieses in etwas großen Häusern zu Nebentreppen die schönste Gelegenheit.

Häuser, welche nur für eine Familie erbauet werden, und dabey eine hinlängliche Breite haben, gewinnen das beste Ansehen, wenn sie einen hohen Fuß von 5 bis 6 Schuh, hernach eine Ordnung von Pilastern oder Säulen, mit einem Hauptstock und einem Aufsatz darüber (Attique), haben.

Bey der merklichen Erhöhung des untersten Bodens über der Erde, zeigt sich oft die Schwierigkeit in Ansehung der Einfahrt durch das Haus in den Hof. Denn wo man nicht etwann eine Seite frey hat, an welcher die Durchfahrt angelegt werden kann, so bleibt kein anderes Mittel übrig, als dieselbe auf der rechten oder linken Seite der Faßade anzubringen, wodurch aber meistentheils sehr gegen die Symmetrie angestossen wird.

Zur Erläuterung der innern Einrichtung eines ordinären, ganz massiven, Bürgerhauses von 2 Etagen, in welchem alles, was zur Bequemlichkeit gehört, angebracht ist, nach Angermanns Angabe in seiner allgem. practischen Civil-Baukunst, Halle, 1766, gr. 8. dient. Fig. 1281.

A, den äußern Prospect des Hauses ab.

B, stellt das obere Stockwerk vor, in welchem folgende Einrichtung gemacht ist.

a die Flur oder der Saal, auf welchem die Treppe b befindlich ist, welche auf den Boden führt; und zwar ist an solcher bey c der Austritt. Von dieser in der Mitte liegenden

Treppe

Treppe kömmt man auf den Poteſt oder Ruheplatz b, von welchem man alsdann rechts und links vermittelſt zwoer Treppen auf den Dachboden kommen kann. Unter gedachter Treppe liegt diejenige, welche aus dem untern Stockwerke herauf führt, und von welcher man bey d auf den Saal der zweiten Etage kömmt. Auf dieſem Saale a findet man 4 Stubenthüren e, durch welche man in die Zimmer f geht. Auch trifft man daſelbſt 4 Kaminthüren g an, durch welche die Oefen h in den Stuben geheizt werden. Zwiſchen den Kaminthüren befindet ſich in der Mauer eine Röhre, wodurch der Rauch aus den darunter befindlichen Kaminen (und durch welche die Oefen des untern Stockwerkes geheizt werden,) geht. In dieſe Röhre aber ſind auch zugleich die Kamine des untern Stockwerkes eingeſchleift. Der Schorſtein geht auch aus der Küche durch die Mauer bey i, welche auf dem Boden des Hauſes, oder im Dache, in die Eſſe der Kamine eingeſchleift iſt. Aus den Stuben f aber gehen Thüren k in die Kammern l, da denn auf der einen Seite des Hauſes ſich ein Abtritt m befindet, welcher in der Mauer herunter geführt iſt, und endlich in die Grube geht, welche in dem Grunde darunter gemauert zu finden iſt. n, die Fenſter des Hauſes.

C, das untere Stockwerk. In dieſem befinden ſich: a, die Hausflur. b, einige Stufen von der Hausthür c. In der Hausflur geht die Treppe d hinauf, welche in das obere Stockwerk führt, und hat oben die Beſchaffenheit, wie die im vorigen Stockwerke beſchriebene. Unter dieſer Treppe liegt die Kellertreppe, welche in dem Grunde D durch b angedeutet iſt. Dieſe Kellertreppe hat einen gewölbten Hals; daher iſt ein Verſchlag zu beyden Seiten der Treppe d gemacht, welcher aber unter dem Poteſte oder Ruheplatze e eine Thür hat, um dadurch in den Keller zu gehen. Auf der Hausflur befinden ſich 2 Kaminthüren, wodurch die Oefen der 2 Stuben f geheizt werden, aus welchen Stuben auch Thüren in die Kammern g gehen. Zwiſchen beyden Kammern iſt der Abtritt h, zu welchem man aus beyden Kammern kommen kann. Auf der andern Seite der Hausflur befinden ſich auch noch 2 Thüren, wovon die eine i, in die Küche k, die andere m aber in die Stube n neben der Küche, führt. In der Küche, k, befindet ſich der Heerd, o, um welchen die punctirte Linie den Rauchfang vorſtellt. Neben dem Heerde iſt das Einheizloch, p, durch welches der Ofen der Stube n geheizt wird, aus welchem Ofen der Rauch mit in den Rauchfang der Küche geht. u, der Goßſtein

Aus der Küche geht man in die Speisekammer v, und aus der Stube n in die Kammer z.

D. Der Grund. In diesem befindet sich der Keller a, und zwar aus dem mittlern in die beyden Nebenkeller, in welchen die punctirten Bogen das Gewölbe der Keller vorstellen, b aber die Treppe andeutet. c. bezeichnet die Grube der im ersten und zweyten Stockwerke befindlichen Abtritte.

In London werden die Häuser nur auf eine gewisse Anzahl von Jahren gebauet. Dieses beruhet auf zween Ursachen. Die erste rührt von einem eingeführten Mißbrauche der Mauermeister oder Bauentrepreneurs her, welche darum schlechte Ziegel brennen ꝛc. damit die Häuser nicht lange stehen, öftere Reparatur erfordern, und dadurch ihr Gewerbe desto einträglicher machen mögen. Wie ein so großer unverantwortlicher Mißbrauch so gar in vim legis habe eingeführt werden können, muß allerdings Jedermann befremden. Genug, daß bereits seit vielen Jahren eine Acte gemacht ist, daß kein Haus über 70 Jahre stehen soll. Das Gesetz besteht also von sich selbst, so lange man die Häuser von schlechten Ziegeln, geringem Kalk (welcher von Kreide gebrannt ist,) und überaus schlechtem und leichten Holze bauet. Der Fehler liegt darin, daß man die Sache nicht an gehörigem Orte untersucht, und die Acte durch Nachlässigkeit oder Parteylichkeit, auf ungegründete, einseitige und gefährliche Vorstellung der Bauentrepreneurs und ihrer Freunde hat passiren lassen. Denn so muß man diese Leute nennen, weil es fast niemals Mauermeister sind, sondern reiche Entrepreneurs, welche 100 und mehr Häuser in einem Jahre bauen, und damit unaufhörlich fortfahren, indem kein Ort in der Welt ist, wo so viel gebauet wird, als London, und England überhaupt. Man erhält dadurch zwar den Endzweck, daß dadurch viele Leute ernähret, alle Bauhandwerker reich gemacht werden, und das Geld roulirt; es geschieht aber auf

Un-

Unkosten der Einwohner, und erhöhet die Pretia rerum gar sehr.

Die zweite Ursache besteht darin, daß ein Eigenthümer des Grundes und Bodens (Land-Lord, oder Lord of the Manour) solchen niemals verkauft, sondern nur auf Lease (für Laßgut) ausläßt. Dieses sind nun bey Kirchen- bischöflichen und dergleichen Gütern niemals mehr als 21 Jahre, bey Privat- oder weltlichen Eigenthümern aber 40 bis 60, und nunmehr öfters 99 Jahre, aber niemals länger. Für ein Stück Land wird nur ein jährlicher Zins stipuliret, und wird gemeiniglich nach dem Maße eines Ackers ausgelassen. Der Preis des Zinses dependirt von der Lage oder von dem Orte. Denn in und bey London ist solcher weit höher, als 30 Meilen davon. Nun nimmt man gemeiniglich, wofern es zu bekommen ist, mehr Land als man für sich selbst braucht, um alsdann einen oder den meisten Theil wieder zu sublociren. Diese Sublocation ist nun der Vortheil, womit gemeiniglich gewuchert wird; und alsdann läßt der Sublocant oder Laßbesitzer den Grund gemeiniglich nur Fußweise aus, nämlich zu einem oder mehrern Häusern, an solche die darauf bauen wollen, und der Sublocator zahlt alsdann den Zins an den Laßbesitzer, welcher denn immer höher steigt, je mehr er ferner sublocirt wird. Dieses letztere nun sind gemeiniglich die vorgedachten Bauentrepreneurs, die solchen Grund Fußweise miethen, Häuser darauf bauen, und dieselben mit ansehnlichem Profit wieder vermiethen. Weil nun sowohl der erste Laßbesitzer, als andere und fernere Sublocanten alles Recht an den Häusern verlieren, so bald der Termin vorüber ist, und keine Erstattung der Meliorationskosten im geringsten Statt findet: so erhellet daraus, warum man die Häuser auch aus dieser Ursache nicht dauerhaft bauet.

No. 9. des Leipz. Int. Bl. v. J. 1765, S. 70.

Man beleidigt in verschiedenen deutschen Provinzen den guten Geschmack durch den Anstrich der Häuser. Da die zur Bildhauerey gehörigen Steine an vielen Orten mangeln, oder sehr theuer sind: so schmiert man das Vordergebäude mit verschiedenen Farben an. Man malt Schreckgesichter, Sinnbilder, Laubwerk, Caryatiden, oder persianische Riesen, und dazu öfters mit schlechten Farben und einer übeln Grundlage. Wenn man auch nicht auf diesen seltsamen und mehr als gothischen Geschmack verfällt, so streicht man das ganze Vordergebäude, auch so gar die Fensterrahmen und Thüren, als Marmor an, da es doch offenbar wider die gesunde Vernunft läuft, Fensterrahmen und Thürflügel von Stein zu machen. In Franken und am Rheine ist dieses sehr gewöhnlich. Unstreitig bedienen sich die Niederländer der besten Art des Anstriches zu ihren Häusern. Was wie Schieferstein aussieht, wird auch also gemalt, und was von Quadersteinen ist, wird weiß angestrichen. Man kann die Schiefersteine auch mit einer gelblichen Farbe, die sehr blaß, und beynahe der Strohfarbe ähnlich ist, überziehen, wie man auf ordinären Steinen weiß oder grau nehmen muß. Man hat dieses an dem königl. Schlosse und Zeughause zu Berlin sehr wohl beobachtet. Ein gar zu dunkles Gelb gefällt den Augen nicht. Die Zubereitung einer wohlfeilen und dauerhaften gelben Farbe zum Anstreichen der Häuser, Mauern und Wände an steinernen Gebäuden, findet man im XVI. Th. S. 734. f.

Von dem Anstreichen der Fensterrahmen, s. Th. XII, S. 586, f.

Um ein neu gebautes Haus oder Zimmer ohne Gefahr der Gesundheit beziehen zu können, muß man, nachdem alle Fenster, Thüren und Kamine in demselben wohl verschlossen worden, eiserne oder andere

dere Oefen, wovon die Röhren in die Kamine oder Fenster zu Ausführung des Rauches geleitet sind, mitten in die Zimmer setzen. Diese Oefen werden Tag und Nacht scharf geheizt. Alsdann stellt man irdene glasurte Gefäße von weiter Oeffnung, längs den Mauern des Zimmers, ungefähr 2 oder 3 Fuß weit aus einander. In jedes dieser Gefäße schüttet man 10 bis 12 Loth rohen Salpeter von dem ersten Sud, und eben so viel getrocknetes Seesalz. Alsdann werden die Fenster dicht zugemacht, und nur die Thüren des Zimmers offen gelassen. Man nimmt Vitriolöhl, wie solches in den Apotheken verkauft wird, läßt davon durch verschiedene Personen, zu gleicher Zeit, 10 bis 12 Loth in jedes von obgedachten irdenen Gefäßen gießen, damit diese Personen nichts von den, sogleich nach Vermischung dieser Materien entstehenden, Dämpfen einathmen; worauf sie sich unverzüglich aus dem Zimmer entfernen und die Thüren desselben zuschließen müssen.

Das Vitriolöhl, welches mit der Basis des Salpeters und Seesalzes eine größere Verwandtschaft hat, als diese beyden Salze mit ihrer eigenen Basis haben, bemächtigt sich ihrer sogleich, und die beyden frey gemachten Säuren dunsten in dem Zimmer aus. Die Salpetersäure vereinigt sich mit dem überflüssigen brennbaren Wesen der Kalkmaterie von der frischen Mauer, und die Säure des Seesalzes löset die flüchtige Schwefelleber auf. Da diese beyden Säuren selbst flüchtig sind, so werden sie sich, so bald die Fenster geöffnet sind, in die Luft vertheilen, und die flüchtigen Substanzen, welche sich noch nicht mit einander vereinigt haben, mit sich davon führen.

Dieses Verfahren wird 4 bis 6 Wochen lang, täglich drey bis viermal, wiederholt, und die Hitze des Ofens beständig bis auf 35 oder 40 Grad des Reaumüriſchen Thermometers unterhalten. Durch dieses Mittel werden die Mauern von ihren schädlichen Ausdünstungen befreyet; und auf solche Art kann man ein neu gebautes Haus, nach 6 oder 8 Wochen, ohne die geringste Gefahr bewohnen.

Vom Schwamm in neu erbauten Häusern, woher derselbe entstehe, und wie er zu verhindern, siehe Holzschwamm, im Art. Schwamm.

Ich glaube, keine Ausschweifung außer den Gränzen der Materien, welche in gegenwärtiges Werk gehören, zu begehen, wenn ich auch der in Deutschland schon in den ältesten Zeiten sehr gewöhnlich gewesenen Strafe der Abbrechens und Verbrennens der Häuser Erwähnung thue. Die Abbrechung und Verbrennung der Häuser der Missethäter ist eine Strafe, welche, da sie eine Stadt mit Ruinen und wüsten Plätzen anfüllen und verunstalten mußten, selbst von einigen erlauchten Regenten dieser Zeiten mit dem Stämpel des Unsinnes bezeichnet wurde. Man nannte sie das Hausbrechen, das Zimmerbrechen, oder, weil an einigen Orten das abgetragene Haus oder die Materialien vor das Thor geführt, und daselbst verbrannt wurden, das Barnen. Die Vollziehung war kurz. Der Richter eröffnete die Tragödie, und that die ersten drey Schläge auf das einzureißende Haus. Das übrige ward von den Dingpflichtigen vollführt. Ohne auf die Beschaffenheit der Wohnungen der Vorfahren, wie selbige zu des Strabo und Tacitus Zeiten gewesen, (*) Rücksicht zu nehmen: so hatte man doch in dem mittlern Zeitalter, sowohl in den nördlichen Gegenden, als in Deutschland, wenige Häuser von Steinen. (**) Die meisten waren von Holz und Lehm, selten mehr als 1 Stockwerk hoch; elende Hütten, so simpel und leicht gebaut, daß man sie an ei-

nen

(*) In casis habitabant, structura in unum diem constantibus. *Tacitus* de morib. Germanor. c. 16. *Strabo* rer. geograph. L. VII, p. 201. edit. Casauboni.

(**) *Cluver*, German. antiq. l. 13. *Heineccii* elem. juris germ. L. II. Tit. 66, S. 418. *Oeffel* Antiquit. septentr. S. 148. Ant. Botin Geschichte der schwedischen Nation. S. 451.

nigen Orten (*) so gar unter die beweglichen Sachen und unter die fahrende Habe zählte. (**)

Des Verbrennens der *Casæ* gedenkt schon das Capitulare Saxonum Caroli M. a. 797, Art. 8. als eine Strafe, deren sich die Landbezwinger schuldig gemacht. Von dem Hausbrechen trifft man eine alte Spur in der cölnischen Urkunde vom J. 1169 an, die in Lünigs Reichsarchiv. Th. 16, S. 333, und in *Grupen orig. & antiq. Hanover.* S. 227, wieder abgedruckt ist.

Man gebrauchte diese Strafe: 1) wider die Land- und Haus-Friedens-Brecher.

Darüber äußert sich die alte Dithmarsische Rechtsurkunde v. J. 1447, in *von Westphalen* monument. ined. rer. germ. T. III, also:

Effte jemand by nachttyden breke in eines Hus, und schlöge enen Mann dodt, den Mann schal men betalen vor CC Mark, und schal den Werde betalen LX Mark, und sin Hus schal me barnen.

Und das Recht von Stavern vom J. 1292, in folgenden Worten:

Wer een Mann doet schlaet, binnen besetteten Soene, ofte over gerechten Handvrede, ofte Wyf verkracht, ofte Mann ofte Wyf binnen Huse doet schlaet, ofte den gemeenen Vrede breckt van der Porte mit Doetschlage, man sal breken syn Huys und dregend buyten Porte ende barnen.

2) Wider einen flüchtig gewordenen Mörder.

Dieses lehrt uns das von Schöpflin aus Licht gestellte Recht der Stadt Freyburg v. J. 1120.

Si homicida aufugerit, domus ejus funditus destruatur, & per annum & diem inædificata manebit.

Das

(*) So gar die öffentlichen Gebäude waren so schlecht und elend gebaut, daß sie oft den Hütten ähnlich waren. Selbst die Schöffen zu Weisbaden bezeichneten, in einem vor 300 Jahren geschriebenen Document, das Rathhaus durch die Hütte. *Schencken* Memorab. urb. Wisbadens. P. II. in supplem. ad præf. P. I.

(**) Von Antwerpen bezeuget es *Christinæus*, Vol. I. dec. 166. n. 17; und Mogen meldet in seiner diss. de rerum mobilium & immobilium natura secundum principia juris germ. §. 16. daß der Breitenbach-Hessische Landesgebrauch die Häuser unter die Mobiliarstücke rechne.

Das im J. 1276 aus alten Satzungen verfaßte Recht der Stadt Augsburg.

Welch Mann hie zu Augspurg einen Todt-Schlag tut, wer den Burgfried inne hat, der soll dem Vogt klagen und ist sin Recht, daß man in Bezzern soll bey 10 Pfunden Rothweiler — es sey dan als veer ob er Hus hat — da soll der Vogt hinrichten, alzo daz er daz Hus soll heissen schlahen mit der Sturm Glokken.

Ferner die unter dem Namen der Handfeste bekannten Statuten von Bern a. 1218:

Quod si reus evaserit & captus non fuerit, si tertio vocatus ad judicium non comparuerit, se ipsum convicit per hoc & condemnavit — & tunc Scultetus & Consules cum universis burgensibus domum ejus destruent funditus, sed ædificia intacta diem & Consules cum universis burgensibus domum ejus destruent funditus, sed ædificia intacta diem & annum super area relinquent & post revolutionem anni heredes ipsius domum reædificent, si voluerint & liber possideant.

Wer ein Beyspiel verlangt, wie das Hausbrechen in diesem Falle wirklich vollzogen worden, dem kann das in Menkens und Hofmanns Sammlungen deutscher Geschichtschreiber befindliche Chron. mont. sereni, mit einer im J. 1202 vorgefallenen Geschichte an die Hand gehen:

Discordia diu tracta hunc finem habuit, ut Ekkehardus (nobilis civis Herbipolensis) ab eisdem Henrico & Bodone de Ravensberg interficeretur. — — In cujus facti ultionem Episcopus cum quidem illi personaliter evasissent, ædificium ipsorum, quod in civitate habebant, funditus everti jussit.

3) Wider diejenigen, welche einen friedlosen Mann beherbergeten, und demselben mittel- oder unmittelbaren Vorschub und Beystand geleistet hatten.

Davon lautet es in einem unter K. Friedrich ergangenen Reichsgesetz also:

Receptatores etiam malefactorum, qui prædictam pacem violaverint — — eisdem pœnis feriantur, præterea bona publicentur & domus destruatur.

In einer andern Verordnung K. Friedrichs II, vom J. 1230.

Qui-

Quicunque civis impetitur, quod de domo sua, vel in domo sua aliquis sit interfectus, vel quod in ea servaverit proscriptum, propter quod domus sua dirui deberet: si esset verum, sola manu se expurgabit.

4) Wider denjenigen, der durch Geschenke, oder aus unzeitigem Mitleiden bewogen, den ertappten Dieb laufen lassen, auch wider denjenigen, der den gefangenen Dieb mit gewaltsamer Thathandlung in die Freyheit gesetzt und ihn dadurch der verdienten Strafe entzogen hatte.

5) Die Nothzucht gehört zu den Landfriedensbrüchigen Verbrechen. 6) Auch das Haus des Richters, der ein ungerechtes Urtheil gesprochen hatte, wurde niedergerissen oder verbrannt.

Die Zerstörung der Häuser sollte wohl die Ausrottung des Besitzers aus der bürgerlichen Welt vorstellen. Denn das Bürgerrecht war ehedem kein den Personen anklebendes Recht, sondern die Häuser, welche die Bürger in den Städten besaßen, waren Burglehen, oder das Bürgerrecht klebte an den Gebäuden, Hofstätten und Gütern in der Stadt, durch deren Besitzung Jedermann das Bürgerrecht gewinnen konnte. Denn es giebt wirklich ganz ächte Denkmale, welche den Werth einer Besitzung in der Stadt, durch welche Jemand das Bürgerrecht erhalten konnte, bestimmen, und ausdrücklich fest setzen, daß ein Ausserer, welcher den Grund, worauf ein abgebranntes Haus gestanden, von einem Bürger erkauft, dadurch das Bürgerrecht allein gewonnen habe, wenn er ein neues Haus aufführte.

73. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1779.

Haus, (Arbeits-) siehe Zucht-Haus.
— — (Colonisten-) s. oben, S. 355.
— — (Fall-) s. Th. XII, S. 155.
— — (Findel-) s. Th. XIII, S. 358, flg.
— — (Forst-) s. Th. XIV, S. 613.
— — (Frey-) s. Th. XV, S. 55. flg.

Haus, (Gärbe=) s. Th. XV. S. 630.
— — (Ganerben=) s. Th. XVI, S. 2.
— — (Gant=) s. Th. XVI, S. 613.
— — (Garten=) s. Th. XVI, S. 395, und oben, S. 354, f.
— — (Gast=) s. Th. XVI, S. 465.
— — (Geleits=) s. Th. XVII, S. 110.
— — (Gerichts=) s. Th. XVII, S. 386.
— — (Gewächs=) s. Th. XVIII, S. 49, fgg.
— — (Giebel=) s. Th. XVIII, S. 396.
— — (Gieß=) s. Th. XVIII, S. 418.
— — (Glas=) s. Th. XVIII, S. 686.
— — (Gottes=) s. Th. XIX, S. 593, f.
— — (Gras=) s. Th. XIX, S. 719.
— — (Handels=) s. Th. XXI, S. 741.
— — (Harnisch=) s. oben, S. 35.
— — (Hühner=) s. unter Huhn.
— — (Huren=) s. unter Hure.
— — (Jagd=) s. in J.
— — (Irren=) s. Toll-Haus.
— — (Kern=) s. in K.
— — (Kinder=) s. Findel-Haus.
— — (Korn=) s. in K.
— — (Kranken=) s. in K.
— — (Landprediger=) s. oben, S. 350, fgg.
— — (Landschafts=) s. in L.
— — (Lehm=) s. oben, S. 314, fgg.
— — (Lust=) s. in L.
— — (Orangerie=) s. Gewächs Haus.
— — (Quer=) s. Th. XVIII, S. 396.
— — (Rath=)
— — (Richt=) } s. in R.
— — (Rüst=)
— — (Stadt=) s. Rath-Haus.
— — (Tauben=) s. in T.
— — (Toll=) s. in T.

Haus, (Treibe) s. Gewächs-Haus.
— — (unverbrennliches Lehm-) s. oben, S. 314, fgg.
— — (Vogel-) s. in V.
— — (Waisen-) } s. in W.
— — (Wasch-) }
— — (Weinbergs-) s. oben, S. 354, f.
— — (Werk-) s. Zucht-Haus.
— — (Winter-) s. Gewächs-Haus.
— — (Wirths-) } s. in W.
— — (Wittwen-) }
— — (Zeug-) } s. in Z.
— — (Zucht-) }

Haus-Aehre, siehe Haus-Flur.

Haus-Aente, eine Benennung der zahmen Aenten, im Gegensatze der wilden; siehe Th. X, S. 33.

Haus-Andacht, die Andacht zu Hause, d. i. gottesdienstliche Uebungen zu Hause, im Gegensatze der öffentlichen, besonders wenn sie mit Zuziehung des ganzen Hauses geschehen. Von ihrem Nutzen zur Besserung des rohen Gesindes; s. Th. XVII, S. 589, fgg.

Haus-Apotheke, eine Apotheke, d. i. Vorrath von allerhand guten, einfachen sowohl als gemischten, inn- und äußerlichen Arzeneyen, welche man zu häuslichen Bedürfnissen bey sich im Hause hat. Dergleichen ist am meisten einem Landmanne anzurathen, weil die Landgüter öfters sehr weit von großen Städten, wo man Aerzte und Apotheker findet, entfernt sind; die meisten Krankheiten aber erfordern, daß man ihnen bald Anfangs Einhalt thue, und da man auf der Aerzte Mittel warten sollte, solche manchmal viel zu spät erlangen würde, der Natur, welche indessen schon von der Krankheit überwältigt worden, wieder zu helfen. Noch löblicher thut ein Hausvater und Landwirth wenn er sich bemüht nicht nur einige Kenntnisse von der Arzeneywissenschaft, was die Krankheiten und ihre Cur betrifft, wie auch von der Chymie und Apothekerkunst,

in Ansehung der Zubereitung der Arzeneymittel, zu erlangen, insonderheit die Hausmittel, welche ihm Felder, Gärten, Wiesen, Wälder und einige Thiere geben, zu kennen, sondern auch einen Vorrath zu bereiten, allerley Zufälle zu heben, oder wenigstens so viel Zeit zu gewinnen, bis ein erfahrner und geschickter Arzt oder Wundarzt herbey kommen kann. Bemittelte Landwirthe thun wohl, wenn sie sich die mit einem Gebrauchs-Unterrichte begleiteten hallischen, Hoffmannischen, Richterischen, oder Teichmeyerischen Arzeneyen anschaffen, und in Bereitschaft halten.

Haus-Arbeit, eine Arbeit, welche von einem fleißigen Hausvater und einer sorgfältigen Hausmutter zu Hause oder im Hause vorgenommen wird; im Gegensatze der Feld- Garten- und Weinbergs-Arbeiten, auch übrigen bey der Vieh- Pferde- und Bienenzucht, imgl. bey dem Federvieh, Fischerey, Forstwesen und Weidwerk vorkommenden Verrichtungen. Worin solche Hausarbeiten bestehen, auch wie, und zu welcher Zeit dieselben füglich anzustellen und vorzunehmen seyn, davon wird bey Beschreibung eines jeden Monathes ausführlich gehandelt.

Im Holsteinischen bedeutet häuseln, dergleichen häusliche Arbeit verrichten.

Hausarm, Hausarme Personen, oder Hausarme, arme Leute, welche sich zu betteln schämen, und Almosen im Hause, oder aus gutthätigen Häusern bekommen, zum Unterschiede von den Bettlern und Kircharmen.

Haus-Arrest, ein Arrest, vermöge dessen man nicht aus seiner Wohnung gehen darf; Arrest, welchen man in seiner Wohnung hat, und welcher auch Stubenarrest, und bey den Soldaten Civilarrest genannt wird.

Haus-Arzeney, eine Arzeney, welche man zu häuslichen Bedürfnissen bey sich im Hause hat. In einem an-

andern Verstande werden auch die im g. L. so genannten Hausmittel mit diesem Namen belegt; siehe dieses Wort.

Haus-backen, siehe Haus-gebacken.

Haus-Bedienter, siehe Domestik.

Haus-Besitzer, der eigenthümliche Besitzer eines Hauses, ein Hausgesessener; zum Unterschiede von Miethleuten oder Häuslern.

Haus-Bier, im g. L. Bier, welches man für sich und die Seinigen selbst brauen läßt.

Haus-Blase, Hausenblase; siehe Hausen.

Haus-Bote, in einigen niedersächsischen Gegenden, z. B. in Bremen, ein Rathsdiener, welcher die Bürgerschaft auf das Rathhaus ladet, oder ihr die obrigkeitlichen Befehle in das Haus bringt.

Haus-brechen, siehe oben, S. 364, f.

Haus-Brenner, siehe Feuerkäfer, im Art. Käfer.

Haus-Brief, im g. L., der Kaufbrief eines Hauses, die über den Kauf eines Hauses ausgefertigte Urkunde.

Haus-Brod; siehe Haus gebacken.

In engerer Bedeutung wird nur das Gesindebrod an einigen Orten Hausbrod genannt.

Haus-Buch, ein Rechnungsbuch über die häuslichen Ausgaben und Einnahmen. An einigen Orten werden auch die Erb- oder Sahlbücher, d. i. die Verzeichnisse der Einnahmen und Rechte einer Herrschaft an einem Orte Hausbücher genannt.

Haus-Bursch, im g. L. ein Bursch, d. i. lediger junger Mensch, so fern er bey Jemanden zur Miethe in einem Hause wohnt. Besonders sind auf Universitäten die Studenten in Beziehung auf ihre Hausherren unter diesem Namen bekannt.

Haus-Dieb, eine Person aus dem Hause, aus der häuslichen Gesellschaft, so fern sie diese Gesellschaft selbst bestiehlt. Von den Hausdiebstählen, siehe unten im Art. Haus-Friede.

Haus-Diele, siehe Haus-Flur.

Haus-Ehre, 1. Die Ehre des Hauses, oder der häuslichen Gesellschaft, in welcher Bedeutung es doch weniz mehr gebraucht wird. Die Hausehre retten.

Im Schwabenspiegel heißt es Cap. 279, Den Aether mag ain ieglich man nuol behalten uber naht-Daz ist gesetzet durh dez mannez hus ere, von der hus ere ist uil guter dinge komen. In einem andern, aber jetzt veralteten, Verstande bedeutet eben daselbst in der Aufschrift des 42 Cap. Husere die freye Gewalt eines Hausvaters über sein Eigenthum zu schalten und walten: Wie lange der man husere haben muge. Wo es Frisch durch Hausähre erklärt (siehe Haus-Flur), in welchem Verstande es wenigstens in einer strasburgischen Eidesformel bey dem Schilter vorkömmt.

2. Figürlich, die Hausfrau, weil sie dem Hause Ehre und Ansehen giebt. Die Könige der Herrschaaren sind unter einander Freunde, und die Hausehre theilet den Raub aus, Ps. 68, 13. In welchem Verstande es im Hochdeutschen am häufigsten im Scherze üblich ist.

Haus-Fliege, die gemeine Fliege, so fern sie am häufigsten in den Häusern und Stuben angetroffen wird, Musca domestica *Linn.*; zum Unterschiede von andern Arten ihres Geschlechtes. Siehe Th. XIV, S. 230.

Haus-Flur, (die) bey einigen der Hausflur, der Raum in einem Hause gleich nach der Hausthüre, aus welchem man in die Zimmer tritt, besonders so fern er gepflastert ist; das Vorhaus, in Thüringen, Franken und am Ober-Rheine die Hausähre, oder der Hausern, welches mit dem Lat. Area übereinkömmt, aber gewiß nicht daraus entlehnt ist, Ital. Aia, im Nieders. die Hausdiele, in Baiern das Flötz; in einigen Gegenden die Haustenne. Siehe auch Th. XIV, S. 371.

Wenn der Hausflur kein ander Licht gegeben werden kann, pflegt man über der Hausthüre Fenster anzubringen; siehe Th. XII, S. 572.

Haus-

Haus-Frau; L. Hera, die Frau vom Hause, oder in der häuslichen Gesellschaft, die Ehegattin des Hausherrn. Tobiä Hausfrau, Tob. 2, 22. Wer eine Hausfrau hat, der bringt sein Gut in Rath, Sir. 36, 26. In welchem Verstande, nämlich in Beziehung auf den Ehemann, es nur unter gemeinen Leuten üblich ist. Ein wenig häufiger, doch aber auch nur von Personen geringern Standes braucht man es in Beziehung auf das Gesinde; siehe Haus-Mutter.

Von den Eigenschaften und Pflichten einer guten Hausfrau, siehe Th. XIV, S. 790; fgg.

In oberdeutschen Urkunden wird die Schutzheilige einer Kirche, die Patroninn, gleichfalls Hausfrau genannt.

Haus-Friede, Haus-Frieden. 1. Der Friede, d. i. die Einigkeit, das gute Vernehmen einer häuslichen Gesellschaft. Den Hausfrieden stören. Es ist eine edle Sache um den Hausfrieden.

2. Die Sicherheit, welche ein jeder in seiner Wohnung vor den Gewaltthätigkeiten anderer genießt, und zu fordern berechtigt ist. Den Hausfrieden brechen, dawider handeln.

Der Hausfriede, in der letztern Bedeutung, ist eine nothwendige Folge aus der Natur der häuslichen Regierung. Eine jede Regierung muß Mittel haben, sich so wohl wider innerliche, als äußerliche Gewalt zu schützen, weil sie sich sonst unmöglich aufrecht erhalten kann. Wenn nun die häusliche Regierung, wie ich im Art. Haus-Vater zeigen werde, so wohl der Natur der Sache nach nothwendig Statt finden muß, als auch mit dem gemeinschaftlichen Besten des Staates in dem genauesten Verhältniß steht: so müssen die Gesetze nicht nur erlauben, daß die häusliche Regierung sich bey ihren Gerechtsamen schützen, und den Hausfrieden durch alle dienliche Mittel aufrecht erhalten darf, sondern hier muß sich insonderheit der Schutz

zeigen, den die häusliche Regierung von der bürgerlichen zu gewarten hat. Ueberdies beruht auf dem Hausfrieden insonderheit die besondere Sicherheit, die ein jeder Bürger von der Natur der bürgerlichen Verfassungen zu fordern berechtigt ist. Die inn- und äusserliche die besondere und öffentliche Sicherheit, sind die hauptsächlichsten Endzwecke, weshalb wir in bürgerlichen Gesellschaften leben. Ein jeder soll Herr in seinem Hause, und darin vor aller Privatgewalt, Beschimpfungen und Beunruhigungen auf das vollkommenste gesichert seyn. Dieses ist die erste und nothwendigste Frucht von der Verfassung der Republiken. Die bürgerlichen Gesetze müssen demnach den Hausfrieden als eine heilige und unverletzliche Sache ansehen, dessen Störung mit sehr ernstlichen Strafen zu belegen ist.

Daß die Unverletzlichkeit des Hausfriedens einer der ersten Endzwecke der bürgerlichen Verfassungen seyn müsse, ist so leicht einzusehen, daß auch ungesittete Völker, die von dem Wesen der Republiken nicht eben die vollkommensten Begriffe hatten, dennoch dessen Nothwendigkeit erkannt haben. Unsere alte deutsche Vorfahren, welche der Selbsthülfe so viel Raum ließen, haben doch die Unverletzlichkeit des Hausfriedens eins der vornehmsten Stücke ihrer Gesetze seyn lassen. Die salischen Gesetze, die Gesetze der Baiern und andrer deutschen Völker, belegten denjenigen mit hohen Strafen, welcher in den Zaun mit Gewalt einbrach, welcher die salische Erbe, oder die um das Haus liegenden Aecker und Grundstücke einschloß, in der Absicht den Hausfrieden zu stören, oder Jemand Gewalt und Beschimpfungen zuzufügen. Noch größer aber war die Strafe, wenn er in diesen Absichten in das Haus selbst einbrach. Die Römer aber gaben der Unverletzlichkeit des Hausfriedens einen so weiten Umfang, daß die Gesetze nicht einmal gestatteten, daß ein

ein Bürger in seinem Hause vor Gericht geladen werden konnte, sondern der Kläger mußte mit seiner Vorladung warten, bis er den Beklagten außer seinem Hause antraf; und es giebt noch gewisse Gegenden in Deutschland, wo kein Gerichtsdiener in das Zimmer eines Bürgers kommen darf, sondern wo er anklopfen, den Hauswirth zum Hinauskommen ersuchen, und alsdann seinen Auftrag ausrichten muß. Man kann auch so wenig die römische, als die jetzt angeführte Gewohnheit einiger Deutschen mißbilligen, weil unter dem Scheine der Vorladung, die Gemüther, zumal da, wo nicht die Gerichte, sondern der Kläger selbst, oder seine Bevollmächtigte, den Beklagten vorladen müssen, erbittert, und der Hausfriede auf mancherley Art gestöret werden kann.

Vermöge dieser Unverletzlichkeit des Hausfriedens ist demnach ein Hausvater befugt, durch alle dienliche Maßregeln, und im erforderlichen Falle mit Gewalt, dasjenige zu verhindern und abzustellen, so wohl in Ansehung seiner Familie, als des Gesindes, was die Ruhe des Hauses stören, oder den Hausfrieden verletzen kann; und die Obrigkeit muß, wenn sein eigenes Ansehen und Gewalt nicht zureicht, ihm hierin allemal mit ihrem Beystande zu Statten kommen. So bald er die Hülfe der Obrigkeit anruft, müssen auf sein Verlangen, ohne weitere Untersuchung, diejenigen zur Haft gezogen werden, die sich seinem Ansehen entweder mit Beschimpfungen, oder mit Thätlichkeiten, widersetzen. Eben so kann er allen denen sein Haus verbieten, deren Besuch er der Ruhe, der guten Ordnung, oder dem guten Namen seiner Familie und seines Hauses nicht vortheilhaft hält, ohne daß er von diesem Verbothe Ursachen anzugeben schuldig ist. Dieses versteht sich aber nur von Besuchen, welche seine Familie oder sein Gesinde gelten. Allein, ob er gleich auch seinen Miethsleuten untersagen kann, diesen oder

jenen Besuch anzunehmen, die sein Haus in ein übles Gerücht bringen könnten, so muß er doch seine Ursachen hievon anzeigen; und wenn diese Ursachen nicht gerecht befunden, oder nicht bewiesen werden, so kann er allemal als ein Verleumder angesehen, und als ein Injuriant bestrafet werden. Am wenigsten aber kann er seinen Miethsleuten vorschreiben, daß sie von seinem Feinde keinen Besuch annehmen sollen, wenn er keine andere Ursache hat, als bloß weil derselbe sein Feind ist.

Noch mehr aber ist ein Hausherr befugt, seinen Hausfrieden gegen äußerliche Gewaltthätigkeiten und Beunruhigungen zu vertheidigen. Alle diejenigen, welche wider seinen Willen mit Gewalt in sein Haus eindringen wollen, kann er durch alle Arten von Gegenwehr von seinem Hause abhalten, ohne daß er strafbar wird, wenn auch die gewaltthätigen Eindringer ihr Leben darüber verlieren. Der Hausherr befindet sich allemal in dem Fall einer erlaubten Nothwehr, weil ein solcher gewaltthätiger Einbruch denselben wegen seines Lebens oder seiner Güter, in gerechte Furcht setzt. Eben dieses findet Statt, wenn auch der Hausherr selbst in der Ursache des entstandenen Streites nicht ohne Schuld ist. Denn seines begangenen Unrechtes halber kann man ihn durch den Richter zur Genugthuung anhalten; und es ist nichts, was dem Wesen der bürgerlichen Verfassungen so sehr zuwider ist, als die Selbsthülfe und die Störung des Hausfriedens. Daher muß die Selbsthülfe, und die gewaltthätige Verletzung des Hausfriedens in einer wohl eingerichteten Republik allemal als ein sehr wichtiges Verbrechen angesehen werden, auf welches die Gesetze die nächsten Strafen nach der Lebensstrafe setzen müssen; und es ist nichts weniger, als der Natur der bürgerlichen Verfassungen gemäß, daß man dergleichen Selbsthülfe und Gewaltthätigkeiten unter dem Scheine der Possessorzreikungen, oder sich bey seinem Besitze zu

schü-

schützen, in den meisten Landen ganz ungestraft läßt, oder doch als ein nur geringes Verbrechen ansieht, ungeachtet darüber der entsetzlichste Unfug, und wohl gar Todtschläge vorgehen: Vielleicht ist dieses noch ein altes Ueberbleibsel von der Denkungsart unserer, das Faustrecht und die Gewaltthätigkeit liebenden Vorfahren. In einem wohl eingerichteten Staate muß eine genaue, unparteyische und schleunige Gerechtigkeit ausgeübet werden; man muß aber auch diejenigen auf das strengste bestrafen, welche sich Selbsthülfe oder Selbstrecht und Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen lassen.

Auch gegen diejenigen, welche in friedlicher Gestalt in das Haus gekommen sind, und hernach Zank, Lärm und Unfug darin anrichten, Schimpf- und Drohworte ausstoßen, oder gar zu Thätlichkeiten schreiten, kann der Hausvater sein Hausrecht gebrauchen, und dergleichen Friedensstörer, die sich nicht mit Worten abweisen lassen wollen, mit Gewalt zum Hause hinaus werfen, ohne daß der Hausvater deshalb bestrafet werden kann. Es kommt hier abermahl nicht darauf an, ob der Hausvater, oder dessen Familie, einige Schuld an den Händeln hat, oder der Fremde in einer gerechten Sache, z. B. um eine Schuld einzufordern, in das Haus gekommen seyn möchte, weil Niemand, unter dergleichen Vorwand, einen Bürger in seinem Hause beunruhigen, sondern allenfalls den ordentlichen Richter anrufen muß.

Da einer der vornehmsten Endzwecke der Polizey die öffentliche und besondere Sicherheit ist, so gehört es insonderheit für dieselbe, den Hausfrieden zu beschützen, und einem jeden Bürger schleunigen Beystand wiederfahren zu lassen, so bald dessen Hausfriede verletzet wird. Die Polizey muß demnach Anstalten treffen, daß auf das Anrufen eines jeden Hausvaters, diejenigen sofort in Verhaft gezogen werden, welche durch

Zank, Lärm und Gewaltthätigkeiten den Hausfrieden stören, und eine jede Wache muß Befehl haben, sofort, ohne weitere Untersuchung, einen solchen Störer aus dem Hause heraus mit sich in Verhaft zu nehmen. In großen Städten, wo die Wachen entfernt sind, müssen die Quartier- und Straßen Commissarien sofort Leute bey der Hand haben können, um den gestörten Hausfrieden zu schützen, so bald sie deshalb angerufen werden. Wenn das gemeine Volk sehr boshaft, zanksüchtig und rachgierig ist, so ist ein solcher Commissarius in jeder Straße nothwendig. In Japan, wo das Volk einen grausamen Character hat, ist allemal unter vier Hauswirthen einer der Aufseher über die drey übrigen, der sofort herbey eilen muß, so bald er den geringsten Lärm hört; (s. Th. IX, S. 233.) Ja, die Gesetze verordnen, daß alle Nachbarn sofort herbey eilen müssen, um die Zankenden aus einander zu bringen; wenn sie dieses unterlassen, und es geschieht ein Unglück, so werden alle Nachbarn mit den härtesten Strafen angesehen. Dergleichen strenge Gesetze sind bey dem weit sanftmüthigern und gesittetern Character der europäischen Völker nicht nöthig. Allein, es ist doch allemal der Natur der bürgerlichen Verfassungen gemäß, denjenigen mit ernstlichen Strafen zu belegen, der in eines andern Hause Gewaltthätigkeiten verübet, oder Unfug und Lärm anfängt.

Der Hausfriede, oder die besondere Sicherheit eines jeden Bürgers, erstreckt sich nicht allein auf ihre Personen und Familie, sondern sie schließt auch die Sicherheit ihrer Güter und Vermögen in sich. Folglich gehört auch zu dem Hausfrieden, daß der Staat durch gute Gesetze ihr Vermögen vor den Hausdiebstählen zu bewahren suche. Den Grund, warum die Hausdiebstähle härter, als andere Diebstähle bestrafet werden müssen, habe ich bereits im XVII Th. S. 600, angegeben. Ich werde mich hier näher darüber erklären.

Die

Die römischen Gesetze waren in Ansehung der Diebstähle sehr schlecht beschaffen. Sie bestraften einen Dieb, welcher über dem Diebstahle ergriffen wurde, und welches ein offenbarer Diebstahl (Furtum manifestum) hieß, mit dem vierfachen Ersatze, hingegen war auf den Diebstahl, wo der Dieb nicht darüber ergriffen wurde, und welches ein heimlicher Diebstahl (Furtum non manifestum) genannt wurde, nur die Strafe des doppelten Ersatzes verordnet. Weder in der gesunden Vernunft, noch in der Natur des Verbrechens, findet man den geringsten Grund zu diesem Unterschiede in der Bestrafung. Wahrscheinlich ist dieses Gesetz von den Spartanern angenommen worden, wo, nach den Gesetzen des Lykurg, ein Knabe nur in dem Falle wegen Diebstahls bestraft wurde, wenn er sich darüber ertappen ließ; s. Th. IX, S. 229, f. Allein, dieses Gesetz, welches nach der spartanischen Staatsverfassung gar nicht ungereimt war, schickte sich gar nicht zu der römischen, und war daselbst alles vernünftigen Grundes beraubt. Die bürgerlichen Gesetze eines Staates müssen aber allerdings mit dessen politischen Einrichtungen und Verfassungen übereinstimmen. Nach diesen römischen Gesetzen wären die Hausdiebstähle allemal gelinder zu bestrafen; denn es dürfte ein sehr seltener Fall seyn, daß ein Hausdieb darüber ertappet würde. Allein, man hat heut zu Tage fast allenthalben eingesehen, daß man die Hausdiebstähle ohne Ungereimtheit nicht nach den römischen Gesetzen beurtheilen kann, und daß hier die Natur der Sache und das gemeinschaftliche Beste viel härtere Strafen erfordern, als in andern Arten von Diebstählen. Man hat also fast in allen Staaten besondere Landesgesetze wider die Hausdiebstähle ertheilt, und eine weit geringere Summe des Werthes der gestohlnen Sachen mit der Todesstrafe belegt, als die Gesetze bey andern Diebstählen verordnen.

Die

Die römischen Gesetze erkannten es für gar keinen Diebstahl, der nach den Gesetzen zu bestrafen wäre, wenn die zur Familie gehörigen Personen dem Hausvater etwas entwendeten. Hierin sind sie eher zu entschuldigen. Wenigstens stimmte dieses mit ihren übrigen Gesetzen gar wohl überein. Denn da sie die häusliche Gewalt nicht einschränkten, so konnte der Hausvater über ein solches Verbrechen selbst erkennen, und die Gesetze konnten vermuthen, daß ein Hausvater, welcher alle erforderliche Gewalt, sein Haus zu regieren hatte, vielleicht keinen weisen Gebrauch davon gemacht hätte, wenn Glieder aus seiner Familie auf so grobe Ausschweifungen fielen, indem man in den Lastern gemeiniglich nur stufenweise fortgeht, und selten Jemand sich auf einmal durchaus verderbt bezeigt. Allein, wenn wir noch heutiges Tages von den Entwendungen, welche Personen aus der Familie begehen, nach eben diesen römischen Grundsätzen urtheilen, so stimmt dieses mit unsern heutigen Gesetzen und Verfassungen weit weniger überein. Die Gewalt eines Hausvaters ist jetzt so sehr eingeschränkt, daß ihm sehr wenig davon übrig geblieben ist, und man erlaubt ihm nicht, über die Verbrechen seiner Familie zu richten. Folglich sollten es die Gesetze seyn, welche sein Vermögen auch wider die Entwendungen, so Personen aus seiner Familie begehen, in Sicherheit stelleten, oder man muß ihm erlauben, das Urtheil selbst zu sprechen, welches er in solchen Fällen an einer Person seiner Familie vollzogen wissen will.

Ob zwar unsere heutige Gesetze die Hausdiebstähle aus demjenigen Gesichtspuncte betrachten, welcher der Natur der Sache gemäß ist: so wird doch solches selten, oder niemals, auf Eßwaaren erstreckt, sondern gemeiniglich sieht man dieses für Kleinigkeiten an. Allein, hierin kann dem Hausvater eben so viel Schade zugefüget werden, als wenn man ihm Geld oder Mobilien

bilien entwendete. Insonderheit aber beruht der Wohlstand vieler Wirthschaften, so wohl auf dem Lande als in der Stadt, darauf, das Obst, Milch, Butter und andere Victualien, haushältig angewendet und zu Gelde gemacht werden. Wenn nun das Gesinde den Herrn in solchen Dingen auf alle mögliche Art bestiehlt, so kann er schwerlich in seiner Haushaltung einen guten Fortgang haben. Meines Erachtens ist nichts als eine Kleinigkeit anzusehen, so bald es durch Hausdiebstahl entwendet wird. Siehe auch Th. XVII, S. 599, f.

So sehr man es heut zu Tage einsieht, daß die Natur der Sache und das gemeinschaftliche Beste viel härtere Strafen für die Hausdiebe, als in andern Arten von Diebstählen erfordern: so scheint man auch auf der andern Seite auszuschweifen. Einen Hausdieb hängen lassen, wenn der Betrag des Diebstahls zu Bezahlung des Strickes hinreicht, ist barbarisch; wird überdem der Dieb vor der bestohlnen Herrschaft Hause gehängt, so bleibt es zweifelhaft, ob der Beleidigte oder der Beleidiger am härtesten gestraft wird. Welcher Bürger von menschlichen Empfindungen wird einen Hausdieb anklagen, wenn es auf das Leben des Schuldigen angesehen ist, und der Bestohlne das traurige Schauspiel zur Belohnung vor seinen Augen sehen muß! Wenn also alle Strafen mit dem Verbrechen in gerechtem Verhältniß stehen müssen; wenn sie ihre Wirkung leisten sollen, mithin die äußerste Strenge eben so nachtheilig, als eine übertriebne Gelindigkeit, werden kann: so glaube ich, daß gegen große und kleine Hausdiebstähle öffentliche, mit einer empfindlichen Schande verknüpfte Leibesstrafen, und, bey wiederhohlten Verbrechen, das Zuchthaus, die Mittel seyn werden, welche dem fast allgemein eingerissenen, unserer Erziehung aber wenig Ehre machenden, Uebel am besten Einhalt thun.

v. Justi Polizeywissenschaft, 2 Band. Königsb. und L. 1761, 4. S. 185, fgg.

(Hrn. G. R. von Pfeifer) Natürliche aus dem Endzweck der Gesellschaft entstehende allgem. Policeywissenschaft, 1 Th. Frf. M. 1779, 8. S. 497, fgg.

Haus-Fuchs, im niedrigen Scherze einiger Gegenden, eine Benennung des gemeinen Eyerkuchens.

Haus-

Haus-Fürst, eine im Deutschen ungewöhnliche Benennung eines vornehmen Haushofmeisters an einem königlichen Hofe, welche nur 2 Chron. 28, 7, vorkömmt.

Haus-Gans, zum Unterschiede von der wilden; siehe Gans.

Haus-gebacken, ist nur im g. L. üblich, wo es auch hausbacken lautet. Hausgebackenes Brod, im Hause gebackenes Brod, Brod, welches man zum Gebrauche seiner häuslichen Gesellschaft durch sein eigenes Gesinde backen läßt, Hausbrod, im Gegensatze des Bäckerbrodes.

Haus-Geflügel, ein Collectivum, dasjenige Geflügel zu bezeichnen, welches man in der Haus- und Landwirthschaft in und um dem Hause zu halten pflegt, das zahme Geflügel, das Federvieh; im Gegensatze des wilden Geflügels, oder des Feld- Wald- und Wassergeflügels.

HausGeist, ein erdichteter Geist, welcher sich zuweilen in den Häusern sehen lassen, und allerley häusliche Arbeit verrichten soll, Spiritus familiaris. Siehe Kobold.

Haus-Geld, dasjenige Geld, welches man für den Gebrauch eines Hauses oder eines Theiles desselben dem Eigenthümer bezahlt, und welches am häufigsten die Hausmiethe oder Hauszins genannt wird. So führt in den Rechten einiger Gegenden dasjenige Geld, welches einer adelichen Wittwe von den Lehensfolgern für die Wohnung bezahlt wird, den Namen des Hausgeldes.

Haus-Genoß, (der) die Hausgenossin, der Genoß oder die Genossin eines und eben desselben Hauses.

1. Von Haus, so fern es ein Wohnhaus bedeutet.

1) Personen, welche mit einander in einem gemeinschaftlichen Hause wohnen, sowohl in Beziehung auf sich selbst, als auch in Beziehung auf den Hausherrn

herrn oder Eigenthümer des Hauses. Der Hausbesitzer muß für seine Hausgenossen stehen, im g. L. für seine Miethleute.

2) In engerer Bedeutung werden in Obersachsen, besonders auf dem Lande, Leute, welche kein eigenes Haus haben, sondern bey andern zur Miethe wohnen, Hausgenossen genannt. An andern Orten heißen sie Häusler, Häuslinge, Hausleute, Einkömmlinge, Einwohner im engsten Verstande, Inleute, Miethleute, Hintersätzler, Handfröhner; da sie denn zugleich die geringsten Einwohner auf den Dörfern sind, welche gemeiniglich aus Taglöhnern bestehen. Siehe Häusler, Th. XX, S. 820, fgg.

2. Von Haus, so fern es eine häusliche Gesellschaft, eine Familie, bedeutet, Genossen einer und eben derselben Familie.

1) Ueberhaupt. So werden die sämtlichen Personen einer häuslichen Gesellschaft außer dem Hausherrn und der Hausfrau, oft Hausgenossen genannt. In engerer Bedeutung werden auch die Kinder davon ausgenommen, und alsdann ist es eine anständige Benennung des Gesindes.

2) Ehedem wurden die Münzer eines Herrn sehr häufig dessen Hausgenossen genannt, vermuthlich so fern sie als dessen Bediente und Beamte angesehen, und von demselben in der Münzstätte mit freyer Wohnung versehen wurden. Aus dem Frisch erhellet, daß andere Vasallen, welche von einem andern ein Haus zu Lehen getragen, ehedem dessen Hausgenossen genannt worden.

In dem alten Gedichte auf Carln den Großen, bey dem Schilter, kommen die Räthe eines Fürsten, die Pairs, dessen vornehmste und erste Vasallen, unter dem Namen der Huzgenozen vor.

3) In Westphalen giebt es eine Art Leibeigener, welche Hausgenossen heißen, und den Hofhörigen gleichen; vermuthlich, weil sie mit ihren Gütern leibeigenes

genes Gesinde eines Hauses, d. i. adelichen Schlosses, sind. Daher das Hausgenossenrecht, die Hausgenossenrolle u. s. f. Dasjenige Gericht, welchem sie unterworfen sind, wird die Hausprache genannt.

Haus-Geräth, dasjenige Geräth, welches zur Nothdurft oder zur Bequemlichkeit im Hause, oder des häuslichen Lebens erfordert wird; im g. L. der Hausrath, im Niederl. Huusreseop, Ingedömpte, in Dithmarsen das Inzut; L. Supellex, Utensilia, Fr. Meubles, Menage, Menagerie.

Es begreift dieses Wort alles dasjenige in sich, was zur täglichen Nothdurft in Stuben, Kammern, Küchen und andern Gemächern gebraucht wird, oder sonst zur Auszierung eines Hauses nöthig ist. Es läßt demnach dasselbe gar füglich sich in nothwendigen oder unentbehrlichen, und in überflüssigen oder unnöthigen, abtheilen. Zu der ersten Art gehören allerley Tische, Bänke, Stühle, Betten, Bettgestelle und Vorhänge, Tapeten, Leuchter, Spiegel, Schränke, Kasten, allerley Tisch- und Küchen-Geschirr, an Zinn, Messing, Kupfer ꝛc. Nächst diesen aber wird auch zu besondern Orten, ja in den zu gewissen Verrichtungen besonders angelegten Häusern, dergleichen Back- Brau- Branntweinbrenn- Waschhäuser u. s. f. sind, ebenfalls besonderes Hausgeräth erfordert.

Alles Hausgeräth muß nicht nur nach seinen besondern Abtheilungen in ein richtiges Inventarium jedesmal gebracht seyn, der Abgang und Zuwachs angemerkt, und das Inventarium fortgesetzt, sondern auch in einer Haushaltung vornämlich in guter Ordnung gehalten, und nachdem etwann ein und anderes gebraucht, verliehen, oder sonst von seiner gewöhnlichen Stelle verrückt worden, wieder an seinen gehörigen Ort gebracht werden.

Wenn neuen Eheleuten bey ihrer angetretenen Haushaltung ein und das andere Stück, dessen man darin

benöthigt ist, zu einem Geschenk verehret wird: so nennt man dieses in einigen Gegenden, einen Hausrath geben, und bedeutet in diesem Falle so viel, als ein Hochzeitgeschenk. Siehe auch Haussteuer.

Ein Landwirth kann in Anschaffung des Hausgeräthes zu viel und zu wenig thun. Schönes, feines, zerbrechliches Hauszeräth paßt sich so wenig in eine Landwirthschaft, als es dazu nöthig ist; die Hausgenossen wissen es nicht zu behandeln, nicht zu schonen. Auch der bemittelte Hausvater muß es nicht anschaffen, wenn er es auch wohlfeil haben könnte. Was er nach seinen Umständen bedarf, muß sämtlich möglichst dauerhaft, ganz unentbehrlich, und je zerbrechlicher, desto wohlfeiler seyn. Wer das Feine der Städte in der Verzierung seines Hauses nachmachen will, den sehe ich in Gefahr, den Geschmack an der Landwirthschaft zu verlieren. Ein ächter Landwirth wendet daher an die Besetzung seines Hauses nicht mehr, als was seine Verbindung unentbehrlich macht, und was er ohne großen Schaden seinen Leuten unter die Hände geben kann.

Was man auf dem Lande an Hausgeräthe braucht, kann, eher als in der Stadt, ohne Beleidigung des Wohlstandes nach und nach angeschaffet werden. Hiedurch ist schon viel gewonnen. Wer ein Stück nach dem andern, wie es wohlfeil vorkömmt, ankauft, giebt weniger aus, und nie ein Kapital auf einmal aus. Viele Gegenden liefern das Holz zu manchem Hausgeräthe. Läßt man es auf dem Hofe verarbeiten, so kömmt, was daraus gemacht wird, nicht hoch, und ist doch wohl dauerhaft. Was die Haushaltung selbst abwirft, Federn, Leinwand, Leder u. d. gl. muß gar nicht gekauft werden; und was sich aus demjenigen, so man selbst gewinnt, verfertigen läßt, muß daraus gemacht, und nicht, der Mode zu gefallen, gegen

wirklich schlechtere und theuere Dinge zurück gesetzt werden.

Wie man an feinem und kostbarem Hausgeräthe auf dem Lande billig arm seyn muß: so muß es dagegen an keinem, welches die Sicherheit und gute Wirthschaft befördert, fehlen. Man kann Kasten und Schränke auf Jahrmärkten oft sehr wohlfeil kaufen, sie sind aber auch gemeiniglich so schwach zusammen gefügt, und mit so schlechten Schlössern verwahrt, daß sie fast mit jedem Schlüssel, fast mit jedem Stücke Eisen geöffnet werden können. Mit den Thüren im Hause hat es gemeiniglich eben dieselbe Bewandtniß, daß, wer durch eine ist, die ihm auch nicht sauer gemacht wird, durch alle kommen kann. Ein Landmann thut daher wohl, wenn er die Behältnisse seines Vermögens selbst mit aller Festigkeit verfertigen, an alle seine Thüren sowohl in- als auswendig kleine Riegel (welche an der Pfoste befindlich seyn und über die Mitte der Thür fassen müssen,) schlagen, und die Vorhängeschlösser so machen läßt, daß sie nur mit einem Schlüssel geöffnet werden können. Bey einer Ausgabe zur Sicherheit ist sparen unweise. Die Sicherheit wird durch Vorsicht freylich zwar nicht immer, aber doch größtentheils, bewirket. Gegen eine Kühne Bande unter einem listigen Anführer schützt kaum eine menschliche Vorsicht, wohl aber gegen den einzelnen furchtsamen Dieb; und dieser, nicht jene, pflegt dem Landmanne gefährlich zu werden; denn jene sucht Summen, und dieser, was er findet.

Daß es, wegen Brandnothfälle, nicht wohl gethan sey, seine Hausgeräthstücke, deren man nicht nothwendig bedarf, auf die Dachböden oder in die Dachkammern zu schaffen, und daselbst aufzubehalten, habe ich bereits im VIII. Th. S. 617, erinnert.

Haus-

Haus-Gesinde, dasjenige Gesinde, welches man im Hause hält, im Gegensatze des auswärtigen Gesindes, so fern dieses Wort ehedem einen jeden Bedienten oder Vasallen bedeutete. Ehedem wurde auch die ganze Familie, d. i. die Glieder der häuslichen Gesellschaft mit Ausschließung des Hausherrn und der Hausfrau das Hausgesinde genannt. Des Menschen Feinde sind sein eigen Hausgesind, Mich. 7, 6. In welcher Bedeutung es aber veraltet ist. Siehe Domestik. Gesinde.

Haus-Giebel, der Giebel eines Wohnhauses; s. Th. XVIII, S. 395.

Haus-Glocke, s. Th. XIX, S. 172.

Haus-Grille, Grillen, welche sich in den Wohnhäusern aufhalten, und daher im g. L. auch Heimchen genannt werden; zum Unterschiede von den Feldgrillen. Siehe Th. XX, S. 37.

Haus-Hahn, der Hahn der Haushühner oder der zahmen eigentlichen Hühner; s. Th. XIX, S. 183, fgg.

Haushalten, besser Haus halten, s. oben S. 288.

Haushalten, (das) der Infinitivus der vorigen N. A. als ein Hauptwort gebraucht, welches aber nur im g. L. Haushaltung üblich ist. 1. Die Regierung des Hauswesens und Anordnung der häuslichen Geschäfte. Das Haushalten versehen, Haus halten. Durch ordentliches Haushalten werden die Kammern voll, Sprichw. 24, 4.

2. Eine häusliche Gesellschaft, eine Familie. Es wohnen sechs Haushalten in diesem Hause. Siehe Haushaltung.

Haushälter, (der) (im Oberd. Haushalter) die Haushälterin. 1. Derjenige, welcher eine eigene Haushaltung hat, der Hausvater, Hausherr; eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung.

2. Eine Person, welche die Haushaltung oder Hauswirthschaft eines andern verwaltet, derselben vorsteht,

steht, Oeconomus; besonders auf dem Lande, wo er in manchen Gegenden auch Hofmeister, Verwalter u. s. f. und wenn es eine Person weibliches Geschlechtes ist, auch Ausgeberin, Beschließerin, Aufrau u. s. f. genannt wird.

3. Bey dem Salzwerke zu Halle wird derjenige Amtsknecht, welcher das Rathhaus reinlich hält, und dasselbe zur gehörigen Zeit auf und zuschließt, der Haushalter genannt.

Haushälterisch, siehe das folgende.

Haushältig, Fertigkeit besitzen, gut Haus zu halten, d. i. einem Hauswesen mit Klugheit und besonders mit weiser Sparsamkeit vorzustehen, und darin gegründet. Zuweilen auch in weiterer Bedeutung für sparsam. Im g. L. haushälterisch.

Daher die **Haushältigkeit**, die Fertigkeit, einem Hauswesen mit Klugheit und besonders mit weiser Sparsamkeit vorzustehen. In weiterer Bedeutung auch für Sparsamkeit.

Haushaltung. 1. Die Regierung einer häuslichen Gesellschaft, mit allen dahin gehörigen Geschäften, besonders der Verwaltung der dazu nöthigen Ausgaben und Einnahmen, die Oekonomie, im g. L. das Haushalten. Eine Haushaltung führen. Imgleichen die Kunst, einer häuslichen Gesellschaft mit Klugheit vorzustehen, die Haushaltungskunst. Die Haushaltung lernen, verstehen.

2. Die häusliche Gesellschaft selbst. Eine eigene Haushaltung haben. Es wohnen zwo Haushaltungen in diesem Hause. Im Oberd. Haushab und Hausgesäß.

Haushaltungs-Buch, ein Rechnungsbuch, worin man die zu einer Haushaltung gehörigen Ausgaben und Einnahmen zu verzeichnen pflegt; siehe Wirthschafts-Buch.

Zwei-

Zuweilen auch ein Buch, worin die Haushaltungskunst gelehret wird.

Haushaltungs-Kunst, die Kunst einer häuslichen Gesellschaft mit Klugheit vorzustehen; s. Oekonomie.

Haus-Henne, eine zahme Henne, zum Unterschiede von wilden Hennen.

Haus-Herr. 1. Der Herr, d. i. eigenthümliche Besitzer eines Wohnhauses, zum Unterschiede von seinen Hausgenossen oder Miethleuten; der Hausbesitzer, im g. L. der Hauswirth, in Bremen Hüster.

2. Der Herr in der häuslichen Gesellschaft, das Haupt derselben, in Beziehung auf das Gesinde, L. Herus, so wie er im Verhältniß gegen die Kinder, der Hausvater genannt wird. Siehe Haus-Vater.

Haus-Hofmeister, Maître d'hôtel; s. Hof-Meister.

Haus-Huhn, ein zahmes Huhn, im Gegensatz der wilden oder Feld- und Wasserhühner. In engerer Bedeutung ein Haushuhn weibliches Geschlechtes, eine Haushenne, zum Unterschiede von dem Haushahne. Siehe Huhn.

Haus-Hund, ein Hund, welcher zur Bewachung des Hauses gehalten wird; zum Unterschiede von einem Hirtenhunde, Jagdhunde, Schooßhunde u. s. f. Siehe Hund.

Haus-Jungfer, 1. Die Jungfer vom Hause, d. i. die unverheurathete Tochter des Hausherren oder Hausvaters.

2. Eine Jungfer, oder unverehlichte Person weiblichen Geschlechtes, welche dem Gesinde die Lebensmittel und andere Bedürfnisse heraus giebt, das Leinenzeug, Silbergeschirr, Tafelgeräth u. d. gl. in ihrer Verwahrung hat, und überhaupt anstatt der Hausfrau und in ihrem Namen die Haushaltung und die Aufsicht darüber führt, und an andern Orten die Ausgeberin. Beschließerin, Haushälterin u. s. f. genannt wird; Fr. Femme de charge. Siehe auch Ausgeberin.

Haus-Kanzler, s. Kanzler.

Haus-Katze, die zahme Katze, welche in den Häusern gehalten wird, zum Unterschiede von den wilden Katzen.

Haus-Kellner, s. Kellner.

Haus-Kleidung, diejenige Kleidung, mit welcher man in seinem Hause und bey seinen häuslichen Verrichtungen bekleidet ist.

Von der Hauskleidung der Damen, siehe Deshabillé.

Haus-Klingel, s. Klingel.

Haus-Knecht, in der Landwirthschaft, ein Knecht, welcher zum Futterschneiden und andern häuslichen Verrichtungen gebraucht wird; zum Unterschiede von dem Ackerknechte, Fuhrknechte u. s. f. In Franken ein Bößler, in Niedersachen Drevel. In großen Häusern in den Städten hat man gleichfalls Hausknechte, welche mit einem anständigern Namen zuweilen Hausmänner genannt werden, und nicht nur das Vorhaus und den Hof rein zu halten, sondern auch das Haus zur gehörigen Zeit auf- und zuzuschliessen haben.

In weiterer, aber jetzt ungewöhnlicher, Bedeutung kömmt es Sir. 37; 13. Ap. Gesch. 10, 7. von einem jeden häuslichen Bedienten vor.

Haus-Kost, im g. L. häusliche Kost, d. i. Speisen, wie man sie gewohnlich in seiner Haushaltung zu haben pflegt; siehe Haus-Manns-Kost.

Haus-Laub, Hauslauch, Hauswurz, Niedersächs. Huuslok, Engl. House-leek, ein Pflanzengeschlecht, dessen saftige Blätter wie Schuppen über einander liegen, und welches auf dem Lande häufig auf den Strohdächern der Häuser und auf alten Mauern wächset; von welchen einige Arten gemeiniglich 5 Kelch- und Blumenblätter, und 10 Staubfäden, andre 12 Kelch- und Blumenblätter haben. Zur ersten Klasse gehören die ersten fünf, zur zweiten die drey folgenden.

1. Das

1. Das scharfe gelbe Hauslaub, kleine Hauswurz, Katzentraube, scharfes Katzentäublein, Mauerpfeffer, Nieskraut, Plattrose, Steinpfeffer, Warzenkraut, Sedum minimum, Illecebra, Sedum minus causticum *Clus.* Sedum parvum acre. flore luteo *J. Bauh.* Sedum minus tertium & Vermicularis *Trag.* Sedum foliis conicis confertis, caulibus ramosis, summis trifidis *Hall.* Sedum acre, foliis subovatis adnato-sessilibus gibbis erectiusculis alternis, cyma trifida *Linn.* Fr. petite Joubarbe, Pain d'oiseau, Poive de muraille, Vermiculaire brulante. Man findet es in ganz Europa auf den trockensten und unfruchtbarsten Feldern, wie auch auf alten Mauern und Dächern. Sein Stängel wächst selten ½ Fuß hoch, treibt seiner ganzen Länge nach Aeste, und ist ganz mit Blättern bedeckt, welche glatt und grün sind, und in einer fünffachen Reihe und in einer Schneckenlienie um den Stängel herum stehen. Die gelben Blumen sitzen an den Winkeln der Blätter platt an. Es hat einen scharfen beißenden Geschmack, und frißt Nägel an, daß sie sich blättern. Innerlich gebraucht, treibt es heftig auf Erbrechen und Stuhlgang. Mit 12 Theilen Bier gekocht, hat man es in der Wassersucht, und, mit Milch gekocht, in dem Scharbock empfohlen. Der frische, aus den Blättern gepreßte, Saft soll, äußerlich gebraucht, in Krebsschäden; das Kraut mit Wasser und Milch gekocht, in einem Krebse in der Schamgegend; eben dieses Kraut mit Leinöhl zu einer Salbe gemacht, in schwammigen und bösartigen Geschwüren; mit Wasser und Honig gekocht, in dem Grinde, in Pestbeulen, und im trockenen Brande, der sich öfters zu der Wassersuch gesellt, sehr gute Dienste geleistet haben. Die Schafe lassen es unberührt.

Sur l'Illecebra ou pètite Joubarbe, comme un spécifique contre le cancer, le charbon & la gangrène; extrait de la 42e. lettre sur les végétaux, par Mr. BUCHOZ, ſt. in. No. XXVII der Gaz. Salut. v. J. 1769.

2. Das

2. Das nicht scharfe gelbe Hauslaub, Sedum minimum luteum non acre *J. B.* Sedum minus, s. Vermicularis insipida *Besl.* Sedum foliis teretibus, ternatis, caulibus simplicibus trifidis *Hall.* Sedum sexangulare, foliis subovatis adnato-sessilibus gibbis erectiusculis sexfariam imbricatis *Linn.* Es wächst in dem nördlichen Europa auf trocknen Feldern, und ist der vorigen Art ganz ähnlich, nur stehen die Blätter nicht so dicht bey einander, und stehen schief in sechs Reihen um den Stängel; und die Aestchen tragen weniger Blumen. Es hat keinen scharfen, sondern einen kühlenden, gelinde säuerlichen und zusammenziehenden Geschmack.

3. Das kleine weiße Hauslaub, Hühnerbeere, Klaffenkraut, Knorpelkraut, Taubenweizen, Sedum minus teretifolium album *C. B. Tourn.* & *Raj.* Sedum minus, folio longiusculo aereti, flore candido *J. B.* Sedum minus haemarodes *Clus.* Sedum caule glabro, foliis teretibus, umbellis ramosis, floribus petiolatis *Hall.* Sedum album, foliis oblongis obtusis teretiusculis sessilibus patentibus, cyma ramosa *Linn.* Es wächst in ganz Europa, zwischen Steinen und auf Mauern. Die kleine faserige Wurzel treibt kurze, auf der Erde hingestreckte, harte, holzige, röthliche Stängel, welche Anfangs mit dicht bey einander stehenden Blättern besetzt sind, im folgenden Jahre aber sich in die Höhe verlängern, weit aus einander stehende Blätter tragen, und sich mit einem ästigen ausgebreiteten Blumenstrauß endigen. Die Blätter sind saftig, cylindrisch, stumpf, mehr aus- als aufwärts gerichtet, und sitzen platt, aber schwach, auf. Die Blumen stehen auf Stielen, sind klein, weiß oder gelblichweiß, und, der Länge nach, mit einer röthlichen Linie bezeichnet. Diese Pflanze hat, wie die vorige, einen kühlenden und gelinde zusammenziehenden Geschmack. Die jungen Stängel werden, so lange sie noch nicht blühen, als ein

Salat-

Salatkraut gebraucht, welcher Salat insonderheit in Holland sehr beliebt ist, wo diese Pflanze, auch von hiesigen deutschen und französischen Gärtnern, Trip-Madame, Tripe-Madame, Trique-Madame, Engl. Prick-madam, genannt wird, mit welchem Namen jedoch auch das Felsenhauslaub, Sedum rupestre *Linn.* wie auch die umgebogene fette Henne, Sedum reflexum *Linn.* (welche beyde gelb blühen,) zuweilen beleget wird. (*) Schon dieses läßt uns vermuthen, daß die Blätter nicht ohne Arzeneykräfte seyn. Frisch gestampft, und äußerlich aufgelegt, sollen sie bey den schmerzhaften Hämorrhoiden Schmerz und Geschwulst lindern. Ihr ausgepreßter Saft, der dem Blute ausser dem Leibe eine gute Farbe und eine dickere Consistenz giebt, ist mit Nutzen äußerlich in faulen Geschwüren und selbst in dem Krebse, und innerlich gegen die Fäulung und in Blutflüssen der Gebährmutter gebraucht worden.

Die Trip-Madame, man möge sie Sedum album, oder rupestre, oder reflexum, nennen, kann ohne Mühe durch ihre kriechende Stängel vermehrt werden, welche man im Frühlinge oder Sommer pflanzen kann, und welche alsdann bald Wurzel schlagen. Sie wächst auf alten Mauern oder Gebäuden besser, als im Gar-

(*) Nach Ann. champ. II. 346, ist die Trip-Madame Sedum minus luteum, folio acuto C. B. von welchem das Sedum reflexum *Linn.* eine bloße Spielart ist. Chomel, Rammelt, und Hr. Superint. Lüder, im 2. Th. der Küchengartenbr. in der Vorr. S. 41, haben sie für das Sedum album gehalten, jedoch bringt sie Letzterer, in s. Küchengartengewächsen, Lüb. 1780, gr. 8. S. 827, mit Hrn. Prof. Beckmann, in s. Grundsl. der deutsch. Landwirthsch. S. 244, unter das Sedum reflexum. In *Lobelii* adversariis, S. 162, wird Sedum medium teretifolium, sive minus Sempervivum officinarum, auf Engl. Prickmadam, und auf Fr. Triquemadame genannt. Diese Art aber ist wohl gewiß Sedum rubens. Hingegen in *Lobelii* stirpium obss. S. 202, steht der Name Triquemadame bey Aeizoon, Sempervivum majus, welches doch Sempervivum tectorum ist. Nirgend ist daselbst des Küchengebrauches gedacht worden.

tenlande. Wenn man abgeschnittene Zweige oder bewurzelte Theile dieses Gewächses auf Mauern oder Gebäude in nassen Schlamm pflanzt, pflegen sich solche bald einzuwurzeln, und hernach in jede Fuge oder Ritze zu treiben, und den ganzen Raum umher in kurzer Zeit zu bedecken.

4. Das rundblätterige, jährige Hauslaub, Cepäenkraut, Wälschharnkraut, Sedum Cepaea dictum *Boerh.* Sedum caule paniculato, foliis ovatis planiusculis *Hall.* Sedum Cepaea, foliis planis, caule ramoso, floribus paniculatis *Linn.* Sedum annuum album, oblongo portulacae minoris folio *Morif.* wächst in Montpellier, bey Genf, und bey Halle an dem Salz-See. Es ist ein Sommergewächs. Auf der faserigen Wurzel stehen platte, rundliche, völlig ganze, fast dem Portulak ähnliche Blätter; am niedrigen, ausgestreckten, röthlich gefleckten Stängel aber sind solche mehr länglich. Der Länge nach am Stängel treiben ästige, aufgerichtete, haarichte Blumenstiele, welche eine straußförmige Aehre formiren. Die Blumenblätter sind entweder weiß und mit einer röthlichen Linie durchzogen, oder auch ganz röthlich. Man zieht diese Art gemeiniglich in Gärten auf dem Mistbeete, wo sie sich hernach durch die ausgefallenen Samen von selbst fortpflanzt.

5. Das doldenartige Hauslaub, Sedum aizioon, foliis lanceolatis serratis planis, caule erecto, cyma sessili terminali *Linn.* gehört in Sibirien zu Hause, und bleibt immer grün. Der einfache, aufrecht stehende Stängel wird kaum über ½ Fuß hoch, ist mit wechselweise gestellten, platt aufsitzenden, länglichen, spitzigen, flachen und ungleich gekerbten Blättern besetzt, und gemeiniglich mit 5 zweyspaltigen Aesten geendigt. Diese liegen alle in einer Fläche, und stellen gleichsam eine Dolde vor, unter welcher einige Blätter dicht bey einander stehen, die gelben Blumen aber platt aufsitzen.

zen. Bey jeder Abtheilung sitzt ein einzelnes Blümchen. Es dauert bey uns im freyen Lande, und läßt sich durch die Wurzel leicht vermehren.

6. Das große Hauslaub, gemeine Dachhauslaub, Hauslauch, gemeine oder große Hauswurz, Dachwurzel, Donnerbart, Donnerkraut (weil man ehedem glaubte, der Blitz schlage in ein Haus nicht, auf welches dieses Kraut gepflanzt sey,) Immergrün, Sempervivum s. Jovis barba *Offic.* Sedum maius vulgare *Bauh.* & *Tourn.* Sempervivum maius primum *Cæsalp.* Aizoon s. Sempervivum majus *Camer. Lob. Thal.* Sempervivum tectorum majus *Rupp.* Sempervivum tectorum, foliis ciliatis, propaginibus patentibus *Linn.* Fr. la grande Joubarbe, Eng. great House-leek, Ital. Semperviva maggiore, wächst in ganz Europa auf Dächern, alten Mauern und Hügeln. Die kleine faserige Wurzel treibt viele dicke, fleischichte, platte, auswärts etwas erhabene, längliche, am Rande mit Haaren besezte, immer grüne Blätter, welche unterwärts dicht bey einander, oberwärts aber mehr von einander abstehen, und große Blätterrosen bilden. Mitten aus jeder dieser Blätterrosen treibt ein starker, einfacher, haarichter, röthlicher, markiger Stängel, welcher ungefähr 1 Fuß hoch, und mit ähnlichen, von einander abstehenden Blättern besezt ist, welche etwas spizziger als die untersten Blätter sind. Gedachter Stängel zertheilt sich oberwärts in verschiedene auswärts gebogene Aeste, aus deren einer Seite nach der Sommer-Sonnenwende, röthliche kurzstielige Blumen mit 5 rauchen, unter einander verwachsenen, auswendig grünen Blumenblättern erscheinen. Außerdem treiben die Blätterrosen auch noch andere Stängel, welche dünn und gestreckt sind, und gleichsam Ableger vorstellen. Diese saftige Pflanze hat eine kühlende und gelinde zusammenziehende Kraft. Boerhaave preiset den ausgepreßten Saft in allen Fällen, wo die

Hize

Hitze stark ist; es soll auch solcher, wie Scoboli versichert, die Fäulniß der Säfte abwenden. Der Saft in die Ohren getröpfelt, soll das Sausen, und wohl gar die Taubheit, und in die Augen gebraucht, die Flecken der Hornhaut vertreiben. Auch äußerlich gebraucht man die Blätter zu diesem Entzweck. Man lobet dieselben, mit Butter zu einer Salbe gemacht, oder nur gestoßen und in Säckchen gethan, bey schmerzhaften Hämorrhoiden. Der Saft, mit Honig vermischt, ist bey Brand- und andern äußerlichen Schäden auch bey den Schwämmchen nützlich. Des berühmten Gebrauches des Hauslaubes bey Hühneraugen, wird im Art. Leichdorn Erwähnung geschehen.

7. Das mit Fäden überzogene Hauslauch, Sempervivum arachnoideum, foliis pilis intertextis, propaginibus globosis *Linn.* Man findet es auf den italiänischen, schweitzerischen und pyrenäischen Alpen wild. Die Blätterröschen stehen dicht bey einander, und sind mehr länglich als kugelförmig, und mit Fäden dergestalt übersponnen, daß solche an der Spitze der Blätter aufliegen, und netzförmig über alle sich ausbreiten. Wenn der Stängel aufsteigt, gehen die Wurzelblätter mit in die Höhe, stehen weit aus einander, und die Fäden verlieren sich mehr und mehr. Die Blätter sind länglich, lanzettförmig, kleberig, äußerlich röthlich und erhaben, innerlich platt. Der Stängel theilt sich in 2 oder 3 rückwärts gebogene Aeste. Die Blumen sitzen auf kurzen Stielen, alle auf der obern Seite der Aeste. Die Blumenblätter sind äußerlich weiß und röthlich gefleckt, innerlich rosenroth mit einer dunkelrothen Linie durchzogen. Die Vermehrung geschieht durch die Blätterrosen häufig. Die Pflanze ist sehr dauerhaft, und darf im Winter nur in ein kühles Glashaus gesetzt werden.

8. Baumartiges Hauslaub, Sempervivum majus arborescens, flosculis candis *C. B.* Sempervivum arboreum, caule arborescente laevi ramoso *Linn.* wächst in Portugal und Creta, hat einen aufrecht stehenden, holzichten, glatten, nackten, äßigen, 8 bis 10 Fuß hohen Stängel. An den Enden der Aeste sitzen Blätterrosen, welche aus länglichen, zungenförmigen, ausgebreiteten Blättern bestehen. Auf den schwachen Aesten stehen viele kleine, weiße oder gelbliche, Blumen. Es blüht bey uns selten, doch hat die Pflanze auch ohne die Blüthe ein schlechtes Ansehen. Die Vermehrung geschieht aus den Zweigen, welche man aber etwas trocknen läßt, ehe sie eingesetzt werden. Die Stöcke verlangen wenig, und im Winter gar kein Wasser, weil sie leicht faulen. Im Winter werden die Töpfe in ein mäßig warmes Glashaus gesetzt.

Haus-Lauch, siehe Haus-Laub.

Haus-Lehrer, ein Lehrer, welchen ein Hausvater für seine Kinder im Hause hält, und der im g. L. ein Hofmeister und mit einem lat. Worte ein Informator genannt wird. Siehe Hof-Meister.

Haus-Leinwand, siehe Leinwand.

Haus-Leute, siehe Haus-Mann.

Haus-Magd, eine Magd, welche zu allerley groben Arbeiten im Hause bestimmt ist, besonders auf dem Lande, wo sie der Viehmagd entgegen gesetzt wird. In den Städten werden die Hausmägde, welche auch Stubenmägde und in Leipzig Jungemägde heißen, durch ihre Verrichtungen im Hause von den Küchenmägden, Köchinnen, Kindermägden u. s. f. unterschieden.

Haus-Mann, im Plural die Hausleute, in einigen wenigen Fällen, die Hausmänner, ein Wort, welches nach der verschiedenen Bedeutung der Wörter Haus und Mann auch in einem verschiedenen Verstande gebraucht wird.

1. In

1. In den großen Häusern einiger Städte ist es eine anständige Benennung eines Hausknechtes, besonders eines Verheuratheten Hausknechtes, dessen vornehmste Pflicht es ist, auf die Reinigkeit und Sicherheit des Hauses Acht zu haben; siehe Haus-Knecht und Haus-Meister. Es hat alsdann im Plural die Hausmänner.

2. Das Hausgesinde, die Bedienten, werden zuweilen im Plural die Hausleute genannt.

3. Im g. L. wird es auch sehr oft für Hausgenossen gebraucht, d. i. für diejenigen Personen, welche mit einander in einem gemeinschaftlichen Hause wohnen, so wohl im Verhältniß gegen einander, als auch in Beziehung auf den Eigenthümer des Hauses. Unsere Hausleute, welche mit uns in einem Hause wohnen, imgleichen, welche bey uns zur Miethe wohnen. Mein Hausmann, mein Miethmann, der bey mir zur Miethe wohnt. Hingegen führt

4. doch gleichfalls nur im g. L., der Hausherr oder Hauswirth, besonders wenn er von keinem vornehmen Stande ist, oft den Namen des Hausmanneo; daher die Hausbesitzer, oder solche, welche eigene Häuser haben, in einigen Gegenden auch Haus-Leute heißen.

5. In engerer Bedeutung sind auf dem Lande einiger Gegenden Hausleute diejenigen, welche zwar ein eigenes Haus haben, aber nicht so viel Acker dabey besitzen, daß sie Zugvieh darauf halten könnten, und auch Hausgenossen und noch häufiger Häusler heißen. Siehe diese Wörter.

6. In einigen niedersächsischen Gegenden bedeutet Hausmann und im Plural Hausleute, einen jeden Bauer, vielleicht so fern dieses Wort in den ältern Zeiten einen jeden Vasallen bezeichnete, der zu dem Hause, d. i. zu der Familie, oder auch zu dem Schlosse des Lehens- und Eigenthumsherrn gehörte. Siehe Hausmanns-

manns-Kost. Alle Ministeriales der mittlern Zeiten werden daher im Deutschen auch Hausgenossen und Hausleute genannt.

Im Wallisischen ist Hwsmon, ein Ackermann, ein Bauer. im Schwed. abrr ist Husman, ein Knecht, ein Leibeigener, Huskarl aber ein Bedienter, Vasall.

7. Besonders sind im Herzogthum Schleswich die Hausleute eine Art Landleute, welche in den Marschländern und auf der Insel Femern wohnen, ihre Ländereyen und Höfe mit dem nöthigen Eigenthume besitzen, nnd vor den eigentlichen Bauern sehr vieles voraus haben.

8. Am häufigsten bedeutet Hausmann und im Plural Hausleute, Personen, welche keine eigenthümliche Häuser haben, sondern bey andern zur Miethe wohnen, wo es so wohl von solchen Einwohnern geringern Standes in den Städten, als auch und zwar am häufigsten von solchen Hausleuten auf dem Lande gebraucht wird. Siehe Haus-Genoß und Häusler.

9. An einigen, besonders niedersächsischen Orten führt auch der Thürmer oder Thurmwächter den Namen des Hausmannes, vielleicht so fern er als ein Dienstmann angesehen wird, welchem der Thurm zu seiner Wohnung und Behausung angewiesen worden; siehe die vorige 6te Bedeutung. Daher wird an solchen Orten auch derjenige Thurm, welcher von einem Thürmer bewohnet wird, im g. L. der Hausmannsthurm genannt.

Die Fäminina die Hausfrau und Hausmännin sind in keiner dieser Bedeutungen üblich. Soll das weibliche Geschlecht besonders bezeichnet werden, so sagt man die Hausmannsfrau oder die Frau des Hausmannes. Nur in der 4ten Bedeutung, so fern er den Hauswirth bezeichnet, kann im Fäminino die Hausfrau gebraucht werden. Dagegen kann der Plural Hausleute auch Personen beyderley Geschlechtes bezeichnen.

Hausmanns-Kost, im g. L. ländliche Kost, heißt eigentlich nur dasjenige Essen, so ein gemeiner Bürger oder Bauer (Hausmann) täglich in seiner Haushaltung zubereiten läßt, und welches mehrentheils nur in solchen Arten der Speise besteht, welche unter dem Zugemüse begriffen sind, und die er in seiner Haushaltung entweder selbst erzeuget, oder doch mit den wenigsten Kosten angeschaffet werden können, auch beständig etwas davon vorräthig, zu seiner Bedürfniß im Hause hält. In weiterer Bedeutung nennt man überhaupt jede häusliche Kost, oder tägliche Mahlzeit, die ein jeder nach seiner Einrichtung einzunehmen gewohnt ist, in Vergleichung gegen ein besonders Tractament, wobey außerordentliche und mehrere Speisen aufgesetzt werden, eine Hausmannskost oder Hauskost.

Hausmanns-Thurm, siehe Hausmann y.

Haus-Marder, eine Art Marder, welche sich am liebsten bey den Häusern und Gebäuden aufhält; im Gegensatze des Baum- Feld- und Waldmarders. Siehe Marder.

Haus-Mark, eine Benennung der Bärwurz, Athamanta Meum *Linn.* welche noch im Art. Meum nachzuholen habe.

Haus-Marschall, siehe Marschall.

Haus-Maße, ein nur in den niedersächsischen Marschländern übliches Wort, die abgetheilten Schläge an den Deichen und Sieltiefen zu bezeichnen, welche die Häuser und deren Besitzer in gutem Stande erhalten müssen; Niederf. Huusmaten. Sie werden auch Mannroden genannt.

Haus-Mast, in der Landwirthschaft, die Mast oder Mästung der Schweine zu Hause; im Gegensatze der Holzmast.

Haus-Maus, eine Benennung derjenigen Mäuse, welche sich in den Häusern aufhalten; im Gegensatze der Feldmäuse.

Haus-Meister, an einigen Orten, z. B. zu Wien, der unterste und niedrigste Bediente eines Collegii, welcher noch unter dem Thürhüter und Heizer ist, und vermuthlich die Reinigung der Zimmer zu besorgen hat.

Haus-Miethe, siehe Miethe.

Haus-Mittel, ein häusliches Gegenmittel gegen eine Krankheit oder Verletzung, ein Arzeneymittel aus einfachen Kräutern u. s. f. welche jeder im Hause hat, oder doch leicht haben kann; wo es im gem. Leben auch im Diminut. das Hausmittelchen, gebraucht wird.

Wenn der Arme, welcher den kostbaren Aufwand und Vorrath einer Apotheke nicht kann unterhalten helfen, erkrankt, so nimmt er seine Zuflucht zu den so genannten Hausmitteln. Diese sind Arzeneyen, welche der gütige Schöpfer einem jeden Lande so reichlich gegeben hat, daß sie wegen ihres Ueberflusses, und der Nähe, in der wir sie finden, wohlfeiler, und doch eben so heilsam sind, als fremde Hülfsmittel, die wir dem Geize anderer Nationen theuer bezahlen, und die, wegen der weiten Herbeyschaffung, noch kostbarer werden müssen. Der Reiche hielte es für eine Erniedrigung seiner Person, wenn seine Krankheit nicht fremd curirt würde, und er will seine Gesundheit für schätzbarer angesehen wissen, als daß sie mit einheimischen und wohlfeilen Mitteln hergestellet werden sollte. Die Schweden denken und handeln in diesem Stücke vernünftiger und patriotischer. Sie haben daher schon im J. 1740 die Gelehrten und Hausväter erinnert, die Kräuter und andere heilsame einheimische Landesproducte genau zu untersuchen, damit man aus ihren Eigenschaften Nutzen ziehen, und den schwedischen Bürgern Hausmittel in die Hände liefern könne, wodurch die Gesundheit der Armen, deren Leben eben so edel ist, als der Reichen, ohne große Kosten erhalten, und die wankende wieder befestiget werden möchte.

Andr. v. Höpken Gedanken von Hausmitteln, und wie die Akademie etwas davon zum allgemeinen Nutzen in ihre Abhandlungen einfließen zu lassen, gesonnen ist, st. im 2. B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. der Wiss. a. d. J. 1740, Hamb. 1749, gr. 8. S. 1—8.

Die Hausmittel sind von so großer Wichtigkeit, daß sie die ernsthaftesten Betrachtungen verdienen. Sie haben Tod und Leben, Gesundheit und Krankheit in ihrem Gefolge, und sie theilen nur zu oft das Uebel, an statt des gesuchten Guten aus. Sollte es also nicht die Absicht gegenwärtigen Werkes erfordern, die nöthige Vorsicht bey dem Gebrauche der Hausmittel in Krankheiten zu empfehlen, und über ihren Mißbrauch eine nähere Betrachtung anzustellen? Wird aber nicht vielleicht bey einigen der Argwohn entstehen, daß ein niedriger Eigennutz hier die Feder geführt habe, da ich einen Mißbrauch einzuschränken suche, welcher dem Vortheile der Aerzte so sehr zuwider ist? Allein, welcher rechtschaffene Mann dürfte sich durch solche Vorurtheile von der Ausübung seiner Pflicht abhalten lassen! Mein aufrichtiger Eifer wird hinlänglich belohnt seyn, wenn er auch nur einen einzigen von meinen Mitbürgern einem zu frühen Tode oder einem siechen Leben entreißt.

Der Gebrauch der Hausmittel ist fast eben so allgemein, als die Krankheiten sind. Fast ein Jeder nimmt, wenigstens in leichtern Zufällen des Körpers, zu Hausmitteln zuerst seine Zuflucht. Man wird mir dieses gern zugeben, da ich die Hausmittel in einem weitläuftigen Verstande nehme. Ich verstehe darunter alle solche Mittel, welche ohne Beystimmung des Arztes gegen die Mängel unsers Körpers gebraucht werden. Wir müssen also nicht nur die von unerfahrnen in der Arzeneywissenschaft angepriesenen Hülfsmittel hieher rechnen, sondern auch alle Vorschriften der Aerzte, welche in einer Krankheit erwünschte Dienste gethan haben, und hernach in ähnlichen Zufällen ohne Vorwissen des Arztes wieder zu Hülfe genommen wer=

werden. Die Hausmittel, welche einem Wundarzte in das Amt fallen, gehören ebenfalls hieher.

Die Hausmittel, (in so fern man die geringen und schlechten Mittel darunter versteht, welche mit wenigen Kosten angeschaffet werden können, theils im gemeinen Hauswesen schon gebräuchlich sind, keiner weitläuftigen Zubereitung bedürfen, und von Leuten, welche der Arzeneykunst nicht kundig sind, in Krankheiten, ohne Unterschied ihrer Entstehung und eigentlichen Beschaffenheit, angepriesen und gebraucht werden,) werden aus allen drey Naturreichen, insonderheit aber aus dem Gewächsreiche, genommen, so daß kaum eine Blume, Wurzel und Blatt angetroffen wird, welches nicht einen besondern Nutzen, theils einen allgemeinen, wie man glaubt, haben sollte. Man ist aber in dieser Art der Arzeneykunst wohl so weit gekommen, daß man auch Excremente von Menschen und Thieren zum innerlichen Gebrauch anwendete, oder seine Zuflucht zu sympathetischen Curen, Versprechungen, Büssungen, allerley mit Characteren und Figuren bezeichneten Anhängseln, Teufelsbannern und Schwarzkünstlern, nahm; und wer hierin eine besondere Gabe der Windmacherey besaß und seine Sache glaubwürdig vorstellen konnte, der wurde schon als ein gelehrter Arzt verehret. Es ist daher diese Art zu heilen sehr alt; und ob gleich andere Erfindungen menschlichen Witzes endlich einmal von besser ausgesonnenen verdrängt werden, so scheint doch der Gebrauch der Hausmittel und der falschen Arzeneykunst nicht veralten zu wollen; man bedarf ihrer zur Gesundheit, sie kosten wenig, sie sind fast aller Orten zu haben, und der gemeine Mann läßt sich auch leicht durch äußerliche Bilder unsinniger Marktschreyer, zum Glauben an ihre Kunst bewegen.

In den ältesten und ersten Zeiten war es mit der Arzeneywissenschaft sehr schlecht beschaffen; denn man wußte noch

nicht, worin eigentlich die Heilkraft eines Hülfsmittels bestehe; man brauchte nur wenige Kräuter und Wurzeln, und zwar meistens bey äußerlichen Verletzungen der Theile. Von dem Bau des menschlichen Leibes, seinen harmonischen Bewegungen, dem Umlaufe des Blutes, den Ursachen, dem Fort- und Ausgange der Krankheiten, war den Menschen damals nichts gewisses bekannt, sondern sie mußten es zuerst auf die Erfahrung ankommen lassen, was für Wirkung ein Mittel haben würde. Besonders urtheilten sie von der äußerlichen Gestalt eines Krautes, oder einer Wurzel, welche etwann eine Aehnlichkeit mit einem Theile des menschlichen Leibes hatte, daß solches auch dem von einer Krankheit leidenden Theile wieder helfen müsse; daher sind noch die meisten der so genannten Remediorum specificorum entstanden. Konnten sie in schweren Fällen mit ihrer Heilungsart nicht weiter kommen, so legten sie ihre gefährliche Kranke an öffentliche Orte, vor die Tempel, Straßen, und wo sonst viel Volk vorüber gieng, damit, wenn etwann Jemand dergleichen Zufall gehabt hätte, er diesen Kranken das Mittel dawider anrathen möchte. Theils hielten sie viel auf Träume, wenn ihnen in solchen etwa zufälligerweise ein Mittel beyfiel, daß es das eigentliche sey, welches sie wider eine gewisse Krankheit gebrauchen sollten. Solchergestalt entstand und wuchs die Arzeneykunst älterer Zeit durch Zeichen, Träume, Deutung und Erfahrung.

Bey dem weitern Fortgange der Arzeneykunst, und da dieselbe gleichsam zunftmäßig wurde, wollte die Erfahrung nicht mehr hinreichen, sondern man bemühte sich, die Natur des Menschen besser kennen zu lernen, auf die Bewegungen in Krankheiten zu achten, und das Wirksame der Genesungsmittel gründlich zu erforschen. Der Altvater **Hippokrates** gab sich besonders Mühe, die Arzeneykunst in ordentliche Sätze zu verfassen. Er lehrte, die Natur des Menschen recht zu erkennen, die wahren Ursachen der Krankheiten zu erforschen, und der Natur mit wenigen Mitteln beyzustehen. **Galen**, ein treuer Nachfolger dieses großen Arztes, ließ sich insonderheit angelegen seyn, die Zahl der Arzeneymittel zu vermehren, und verschiedene Zubereitungen derselben bekannt zu machen. Weil aber seine Heilungsart zu weitläuftig, mühsam und den Kranken selbst beschwerlich, war: so suchte man in den folgenden Zeiten die Umwege zu vermeiden; man brachte die Mittel ins engere, und wollte den Kranken auf eine geschwinde, sichere und angenehme Art gesund machen, wozu vornämlich der

berühmte Chemist Paracelsus mit seinen chemischen Arzeneyen Gelegenheit gab. Indessen theilte sich die Arzeneykunst von Zeit zu Zeit in viele Secten, nachdem etwann ein berühmter Arzt witzig war, einen neuen Grundsatz zu erfinden, dem man auch so lange anhieng, bis wieder ein neues Lehrgebäude aufkam.

Vielleicht gefiel es der göttlichen Weisheit, in damaligen Zeiten den Menschen ein mehreres nicht in der Medicin zu offenbaren. Vielleicht waren auch damals die Krankheiten selbst nicht so schlimm, als sie bey der jetzigen Lebensart der Menschen sind: und man konnte ihnen also auch leichter mit geringen Mitteln begegnen.

Wenn man Hausmittel gebraucht, muß ein zureichender Grund vorhanden seyn, ob und warum sie sich zu der gegenwärtigen Krankheit selbst schicken; widrigenfalls ist das Verfahren desjenigen, der es verordnet, ungegründet, und der Erfolg davon nicht sicher. Es kann zwar Jemand Ursachen anzugeben wissen, warum ein solches Mittel in einem gewissen Falle gut sey; er kann sich deshalb auf seine oder eines Andern Erfahrung berufen; er hat auch wohl einigen Begriff von der Krankheit; allein dieses ist nicht hinreichend, so lange man nicht die Beschaffenheit des menschlichen Körpers kennt, die Krankheit nach ihren Ursachen einsieht, und überhaupt der Arzeneywissenschaft nicht gründlich kundig ist. Daher können nur diejenigen einen vernünftige Gebrauch von Hausmitteln machen, welche mit Fleiß die Arzeneywissenschaft gründlich, und mit Beyhülfe der Erfahrung, gelernt haben. Es kann zwar ein jeder Mensch eine Kenntniß von seiner Natur haben; er kann aus Erfahrung wissen, was sie aufrecht erhalte und was ihr schade; er könnte also auch wohl sein eigener Arzt seyn, und etwann ein Mittel selbst wählen, welches ihm dienlich wäre; er weiß aber deshalb noch nicht, sich in allen Fällen zu helfen, weil die Zufälle einer Krankheit nicht allemal einerley Ursache haben, und gesetzt auch, daß er im Stande sey, sich selbst mit einem geringen Mit-

tel zu helfen, so folgt daraus noch nicht, daß dieses bey einem andern von gleicher Wirkung seyn müsse, weil die Natur der Menschen und ihre Lebensart nicht eine und einerley sind. Es werden daher die geringen Hausmittel, insonderheit die Brech- Purgir- und schweißtreibenden Mittel, nicht selten durch einen unvorsichtigen Gebrauch in Mordmittel verwandelt. In den meisten Fällen schadet ihre falsch angestellte Wahl, oft aber auch ihre zu starke Dosis.

Soll man denn also gar keine Hausmittel gebrauchen? Ich verwerfe sie nicht ganz. Auf dem Lande sind sie, wegen der Entfernung eines Arztes, in schleunigen Zufällen unentbehrlich. Nur hüte man sich in solchen Umständen vor heftig wirkenden Mitteln. Wenn aber ein Arzt gegenwärtig seyn kann, und man dennoch das größte Zutrauen zu einem Hausmittel hat, so frage man denselben erst darüber um Rath. Ist es heilsam oder unschädlich, und die Krankheit nicht gefährlich, so wird ein vernünftiger Mann dessen Gebrauch gern zulassen. Will man sich aber der Cur eines Arztes allein anvertrauen, so gebrauche man nichts ohne dessen Vorwissen. Dergleichen ins geheim gebrauchte Mittel sind zwar nicht allemal schädlich, sie verhindern aber doch zuweilen die Wirkung der von dem Arzte vorgeschriebenen Mittel. Ist man ja zu einem solchen Fehler verleitet worden, so sey man nur nicht zu verschwiegen gegen den Arzt. Es ist ein Unglück, so wohl für den Kranken als den Arzt, wenn jener davon schlimmer wird. Gemeiniglich will man den Arzt alsdann überreden, seine Arzeneyen hätten eine so schlimme Wirkung gethan. Da der wahre Grund des Uebels vor ihm verborgen gehalten wird, so sind ihm die Hände gebunden, den Schaden wieder zu verbessern. Der Kranke wird also entweder nur durch ein Glück besser, oder er stirbt auf des Arztes Rechnung.

Man sollte billig aus den, von erfahrnen und beflutsamen Arzeneygelehrten angestellten und durch den Druck bekannt gemachten, Beobachtungen diejenigen aussuchen und in eine besondere Sammlung bringen, oder wenigstens einzeln durch Kalender bekannt machen, da die Cur in einer sehr einfachen und leichten Operation besteht, und die Mittel so beschaffen sind, daß man sie alle Augenblicke haben kann. Hiedurch könnte man dem gemeinen und Landmanne einen wahren Dienst erzeigen; und eine Sammlung solcher Hülfsmittel und Methoden für die gemeinsten Krankheiten, denen ein Landmann unterworfen ist, würde die schönste Arzeneykunst für solche Leute seyn. Hiezu gehört aber etwas mehr, als viel Geheimnisse von alten Weibern zu besitzen. Man muß eine gute Belesenheit haben, und so viel von den Gründen der Arzeneykunst verstehen, als nöthig ist, das Schlechte, Unwahrscheinliche und Gefährliche, von dem Guten, Wahrscheinlichen und Sichern zu unterscheiden.

Zu denen besten Werken, welche ich in dieser Absicht empfehlen kann, gehören: Hrn. D. Unzer's medicinisches Handbuch; Hrn. Tissot Anleitung für den gemeinen Mann, in Absicht auf seine Gesundheit, oder gemeinnütziges und bewährtes Hausarzeneybuch; Fermin's höchstnöthiger Unterricht an das Landvolk ꝛc.; Hrn. D. Mellin Landapotheke; Hrn. D. Lange Arzt für alle Menschen; der praktische Landarzt, u. a. m.

Da die Beförderung der Wohlfahrt des nothwendigsten und zugleich des niedrigsten Theiles des menschlichen Geschlechtes eine der Hauptabsichten gegenwärtigen Werkes ist: so habe, auch an meinem geringen Theile, bey jeder Gelegenheit, wo die alphabetische Ordnung mich auf den Namen einer Krankheit geführt hat, die Anweisung zu ihrer Cur durch wohlfeile Arzeneyen oder auch Hausmittel, mitzutheilen, mir zur Pflicht und zum Vergnügen gemacht. Die Beurtheilung des Werthes dieser meiner Bemühungen gehört für ein unparteyisches Publicum.

Haus-Mutter, L. Materfamilias, Fr. Mere de famille, die Gehülfin des Hausvaters, ins besondere die Hausfrau als Mutter betrachtet, die Hausfrau in Beziehung auf ihre Kinder. Von den allgemeinen Eigenschaften und Pflichten einer guten Hausmutter, siehe Th. XIV, S. 790, fgg. Von den besondern Pflichten und Geschäften der Hausmutter, handelt das vortreffliche und mit allgemeinem Beyfall aufgenommene Werk des gelehrten und verdienstvollen Hrn. Pred. **Germershausen**, zu Schlalach bey Treuenbrietzen, unter dem Titel: Die Hausmutter in allen ihren Geschäften, wovon der fünfte Band unter der Presse ist. Ein würdiger Pendant zum Hausvater des Hrn. v. Münchhausen!

Haus-Nahe, siehe Nath.

Haus-Otter, siehe Otter.

Haus-Postille, eine zur Hausandacht bestimmte Postille. Im Nieders. pflegt man auch eine ehrbare Hausmutter nach der alten Welt im Scherze eine Hauspostille zu nennen. Siehe Postille.

Haus-Rath, ein im gem. Leben für Hausgeräth übliches Wort; siehe oben, S. 384.

Haus-Recht, das Recht, d. i. die Befugniß, Gewalt, welche sowohl dem Hausherrn oder Hausbesitzer in seinem Hause oder in seiner Wohnung und in Ansehung derselben, als auch dem Hausherrn über die häusliche Gesellschaft zukömmt. Sein Hausrecht brauchen, Jemanden, der uns in unserer Wohnung Gewalt anthut, aus dem Hause treiben; s. oben, S. 377, und den Art. Haus-Vater.

Haus-sässig, vermittelst eines Hauses ansässig, ein eigenes Haus besitzend; in einigen Gegenden erbgesessen, hausitzend, hausgesessen; dergleichen hausässige Einwohner im Oberdeutschen Hausaſſen genannt werden.

Haus-Schabe, eine Benennung des Tenebrio *Linn.*; siehe Mehl-Käfer.

Bey andern führt die Blatta orientalis *L.* welche sich in den Bäckerhäusern aufhält, gleichfalls diesen Namen; siehe Schabe und Schwabe.

Haus-Schlachten, das Schlachten desjenigen Viehes, welches ein Hauswirth das Jahr über in seiner Haushaltung bedarf, von der R. A. in das Haus schlachten; zum Unterschiede von dem Bankschlachten, oder demjenigen Schlachten, welches von den Fleischern zum Verkeufe geschieht. Daher werden in Niedersachsen eine Art unzünftiger Fleischer oder Schlächter, welche sich allein davon nähren, daß sie das Hausschlachten bey den Hauswirthen verrichten, daselbst Hausschlächter genannt. Siehe Th. XIV, S. 128, und 185, fgg.

Haus-Schlange, eine Art Schlangen, welche sich gern in und an den Häusern der Landleute aufhält, die Hausunke; zum Unterschiede von den Feld- Wald- und Wasserschlangen. Siehe Schlange.

Haus-Schlüssel, siehe Schlüssel.

Haus-Schwalbe, siehe Schwalbe.

Haus-Schwelle, siehe Schwelle.

Hausſitzend, siehe Hausſäſſig.

Haus-Sperling, siehe Sperling.

Haus-Spinne, siehe Spinne.

Haus-Sprache, siehe Haus-Genoß.

Haus-Stand, der häusliche Stand, der Stand der häuslichen Gesellschaft, das Verhältniß derjenigen Personen unter einander, welche ihre äußere Wohlfahrt unmittelbar befördern; zum Unterschiede von dem bürgerlichen, geistlichen Stande, Wehrstande u. s. f.

Haus-Steuer, eine Art persönlicher Auflagen; siehe unter Steuer.

In einigen Gegenden, z. B. im Herzogthum Eisenach, versteht man dadurch eine Steuer, d. i. ein Geschenk an Hausrath, welches dem neu verehelichten

Paare von den Hochzeitgästen gemacht wird. Besteht es in Geld, so heißt es in der engsten Bedeutung ein Hochzeitgeschenk.

Haus-Suchung, Inquisitio per aedes alterius, eine gerichtliche Durchsuchung eines Hauses, bey scheinbarer Vermuthung oder starkem Verdachte wegen einer gestohlnen Sache, oder anderer schweren Verbrechen, als: falscher Münze, Zauberey, Unterschleif verbotener Güter u. d. gl. willen. Wenn in solchem Falle z. B. der Diebstahl gleich gefunden würde, so bleibt der Hausherr deswegen doch ungescholten, wenn er sonst daran keinen Theil gehabt; und wenn nichts gefunden wird, hat keine Injurienklage Statt.

Lippold de perscrutatione domestica.
Jo. Gottl. Ohleureth Abh. von der Haussuchung, wie und in welchen Fällen solche bey den Römern bis zur Zeit des Kaisers Justinians gebräuchlich gewesen, und wie, auch in welchen Fällen selbige heut zu Tage in Deutschland noch gebräuchlich. Wittenb. 1759, 4. 10 B.

Haus-Taube, siehe Taube.

Haus-Tenne, siehe Haus-Flur.

Haus-Teufel. 1. Im gem. Leben, eine im höchsten Grade zankſüchtige Person in der häuslichen und besonders ehelichen Gesellschaft.

2. Eine Art Schnepfen, welche man auch im Diminut. das Hausteufelchen, sonst aber den Raufs- oder Kampf-Hahn zu nennen pflegt; Tringa pugnax *Linn.* Siehe Th. XXI, S. 191.

Haus-Thür, siehe Pforte. Thor-Weg. Thür.

Haus-Trunk, ein Trunk, d. i. Getränk, welches man für sich und seine häusliche Gesellschaft nöthig hat; zum Unterschiede desjenigen Getränkes, welches man zum Verkaufe einlegt, oder verfertiget.

Haus-Uhr, siehe Uhr.

Haus-Unke. 1. Ein Name der Haus-Schlange; s. oben S. 409.

2. Eine

2. Eine Benennung einer sehr kleinen Art von Spitzmäusen mit überaus breiten Ohren; siehe Spitzmaus, unter Maus.

Haus-Vater, L. Paterfamilias, Fr. Pere de famille, überhaupt ein jeder, der ein eigenes Hauswesen und ordentliche Haushaltung angerichtet, ob er gleich weder Frau noch Kinder hat. Insbesondere, das Haupt der häuslichen Gesellschaft, in Beziehung auf seine Kinder, so wie er in Betrachtung des Gesindes Hausherr genannt wird.

Ich betrachte hier den Hausvater, nach der ihm gebührenden häuslichen Gewalt und Regierung der Familie. Es ist nicht möglich, daß der Staat selbst eine jede Familie regieren kann, weil er weder eine Kenntniß von den Angelegenheiten der Familie haben kann, noch es der Wohlfahrt der Familien und der bürgerlichen Freyheit gemäß ist, daß er sich darum bekümmert. Eben so wenig kann es der Endzweck und die Absicht der einzelen Familien bey ihrem Eintritt in die bürgerlichen Verfassungen gewesen seyn, sich ihrer häuslichen Gewalt zu begeben. Folglich muß der Staat die innere Regierung der Familien den Familien selbst überlassen. Eine jede Regierung setzt ein Oberhaupt und eine Gewalt voraus, und keine Regierung kann ohne eine solche Gewalt Statt finden. Hieraus folgt offenbar, daß die häusliche Gewalt durch die Verfassung der Republiken weder aufgehoben wird, noch gehindert werden darf. Der Staat muß vielmehr von der guten Beschaffenheit und Ausübung dieser Gewalt seine hauptsächlichste Wohlfahrt erwarten, welche mit der Wohlfahrt der Familien in so genauem Zusammenhange steht. Die häusliche Gewalt gebührt ohne Zweifel dem Hausvater, vermöge des Rechtes der Erzeugung und Ernährung, und, in dessen Ermangelung, der Hausmutter. Folglich muß der Staat die häusliche Regierung dem Hausvater frey lassen, und ihn darin

auf alle Art unterstützen. Da aber die häusliche Gewalt allerdings gemißbrauchet, und auf eine Art ausgeübet werden kann, wobey so wenig die Wohlfahrt der Familie, als die Wohlfahrt des Staates befördert wird: so haben sich, um diesen Mißbrauch zu verhüten, verschiedene Staaten verleiten lassen, sich in die Regierung der Familien einzumischen, welches aber keinen Beyfall verdient, weil andere Mittel vorhanden sind, das Wohl einzelner Familien mit der Wohlfahrt des Staates übereinstimmend zu machen. Der Staat muß die Häupter der Familien, oder die Hausväter, nicht aber die Familien selbst, regieren. Diese Regierung der Hausväter kann aber geschehen, ohne daß sich der Staat in die Regierung der Familien selbst einzumischen nöthig hat. Er kann ihnen Gesetze und Vorschriften, wie und auf was für Art sie ihre Familien regieren sollen, geben, und sie zur Verantwortung ziehen und bestrafen, wenn sie diese Gesetze nicht befolgen. Er kann sie für alle Unordnungen und Ausschweifungen ihrer Familien, welche der Wohlfahrt des gemeinen Wesens nachtheilig sind, haften lassen; und auf diese Art wird alles in seiner Ordnung gehen, und die Gesetze werden viel besser befolget werden, als wenn sich der Staat wegen ihrer Beobachtung an jedes besondere Glied der Familie hält. Allein, diese Gesetze und Vorschriften müssen doch so beschaffen seyn, daß weder die Gewalt des Hausvaters eingeschränket, noch sein Ansehen geschwächet werde.

Die Gesetze und Vorschriften, welche den Hausvätern zu Regierung ihrer Familien gegeben werden, können, nach Maßgebung der obigen Gründe, nur solche Angelegenheiten betreffen, wo die Wohlfahrt der Familie mit dem gemeinschaftlichen Besten in der genauesten Verbindung steht. Aber auch hierin giebt es sehr viel Fälle, worüber der Staat keine Gesetze geben kann. Es ist unstreitig sowohl der Wohlfahrt der Familie, als dem gemeinschaftlichen Besten, nachtheilig, wenn er seine Wirthschaft unordentlich führt; wenn er faul und nachlässig ist; wenn er sich in unüberlegte Geschäfte einläßt,

die ihn zu Grunde richten; wenn er mehr Aufwand macht, als seine Einkünfte und Erwerb zulassen; wenn er sich durch Bauen, durch Anlegung kostbarer Gärten, durch Bibliotheken und Gemälde, u. d. gl. zu Grunde richtet. In diesen und hundert andern Fällen kann der Staat den Hausvätern in Regierung ihrer Familien keine Gesetze geben, so gewiß auch aus dergleichen Handlungen der Nachtheil der Familien und des Staates entsteht.

Es ist daher nicht leicht zu bestimmen, in welchen Fällen der Staat dem Hausvater wegen seiner Aufführung Gesetze geben könne. Unterdessen lassen sich doch Regeln angeben, in welchen Fällen der Staat keine Gesetze geben kann. Diese Regeln sind folgende:

1. Der Staat kann dem Hausvater nichts vorschreiben, wodurch seine Gewalt und Ansehen zu sehr geschwächet würde, und wo sich die Entgegenhandlung nicht entdecken läßt, ohne Uneinigkeiten in der Familie zu veranlassen. Vermöge dieser Regel kann sie ihm wegen seiner Nachlässigkeit und Faulheit, und der Unordnung in seiner Wirthschaft, nichts vorschreiben.

2. Der Staat muß durch seine Gesetze nie die bürgerliche Freyheit, und die Freyheit der bürgerlichen Handlungen, kränken, weil die bürgerliche Freyheit eine wesentliche Eigenschaft guter und weiser Regierungen ist, und das Gegentheil hauptsächlich den Despotismus ausmacht.

3. Die Regierung kann den Hausvätern nichts vorschreiben, wenn sie von der Sache nicht urtheilen kann, ohne den Zustand des Vermögens und die innern Angelegenheiten der Familie zu erforschen, weil dieses eine jedermann verhaßte Sache ist, und zu tausend Ungerechtigkeiten und Tyranneyen, von Seiten der Regierung und ihrer Bedienten, Anlaß giebt, wenn sich die Regierung einmal eine solche Macht anmaßet. Aus diesem Grunde muß die Regierung geschehen lassen, daß sich viele Familien zu Grunde richten, weil sie die Folgen ihrer Handlungen, ohne Erforschung und Aufdeckung ihres Zustandes und Vermögens, nicht beurtheilen kann.

Man kann die häusliche Regierung auf zwo verschiedene Arten betrachten. Sie hat entweder in Ansehung der zu der Familie gehörigen Personen, oder in Ansehung des Gesindes, Statt.

Unter den zur Familie gehörigen Personen verstehen wir Weiber, Kinder und Anverwandte, die in absteigen-

gender oder Seitenlinie zusammen in unzertrennter Haushaltung leben. Am eigentlichsten findet die häusliche Gewalt bey den Kindern Statt.

Die Gewalt des Hausvaters über seine Kinder, gründet sich theils auf die Zeugung, weil derjenige, welcher eine Sache hervor bringt, nach allen gesunden Begriffen den stärksten und natürlichsten Titel der Gewalt und des Eigenthums über dieselbe hat; theils auf den Schutz, und die Ernährung, welche die Aeltern ihren Kindern angedeihen lassen. Denn die Vernunft sagt einem jeden, wer des andern Schutz und Ernährung nöthig hat, daß er von ihm abhängig seyn müsse. Mithin sind die Pflichten der Kinder, die Gewalt ihrer Aeltern zu erkennen, die allerstärksten und unzweifelhaftesten, welche die Natur dem Menschen auflegt.

Eben so ungezweifelt ist auch die Gewalt des Hausvaters über seine Frau gegründet. Wenn es der Natur der Sache gemäß ist, daß der Schwächere von dem Stärkern, der Beschützte von dem Beschützer, der Ernährte von dem Ernährer abhängen muß: so folgt auch, daß die Frau der häuslichen Gewalt des Mannes unterworfen seyn muß. Das weibliche Geschlecht ist unstreitig das schwächere, wenn man die Sache allgemein betrachtet, ob gleich viele einzelne Weibspersonen stärker, als ihre Männer, seyn können. Die Natur hat auch bey den meisten Thieren das Männchen viel größer und stärker, als das Weibchen, gebildet. Daß aber der Mann der Beschützer und Ernährer seiner Frau ist, das ist wenigstens in allen bürgerlichen Verfassungen, wo die Männer den Bedienungen des Staates und den wichtigsten Geschäften vorstehen, wahr. Man findet zwar Völker von gegenseitigen Beyspielen, wo die Weiber die wichtigsten Geschäfte verwalten; allein, dieses sind auch fast lauter barbarische Völker, welche überdies dem Fingerzei-

ge der Natur wenig folgen. Denn es ist gewiß, daß die Natur den Weibern durch das Schwangergehen, Gebähren und andere weibliche Zufälle, weit mehr Verhinderungen gegeben hat, die wichtigsten Geschäfte zu verwalten, als den Männern. Die Ehe ist zwar nichts anders, als eine Gesellschaft-, und daher scheint es, daß der Frau mit dem Manne gleiche Gerechtsame und Ansehen in der häuslichen Regierung gebühren. Es giebt auch Fälle und Haushaltungen, wo die Frau den Mann ernährt, wo sie ihn beschützt, wo sie für den armen Tropf denkt und handelt. Allein, alle diese Scheingründe sind zu schwach, das männliche Geschlecht oder den Hausvater überhaupt um Gewalt und Ansehen zu bringen, weil Gesellschaften gar wohl bestehen können, und wirklich bestehen, ohne daß alle Glieder der Gesellschaft gleiche Gewalt und Ansehen haben, und weil überdies eine Ausnahme von der Regel die Regel selbst nicht zu zernichten vermag. Es können auch ungleiche Gesellschafter Statt finden, wo der eine das Haupt des andern ist. Wenn also die Frau, vermöge des Gebährrechtes, eine Gewalt über ihre Kinder erlangt, und vermöge des Auftrages des Hausvaters dem Hauswesen vorsteht, so ist dieses nur eine mittlere Gewalt, welche allemal der Gewalt des Hausvaters unterworfen ist. Dieses erfordert auch die Natur der Sache. Es können niemals zwo vollkommen gleiche Gewalten in einer einzigen Regierung Statt finden. Diese zwo gleiche Gewalten, wenn sie verschiedene Willen und Absichten hätten, würden alles verderben, weil kein Theil dem andern nachzugeben schuldig wäre und geneigt seyn würde. Daß aber der Staat die Zwistigkeiten der beyden häuslichen Gewalten nicht entscheiden kann, folgt aus eben den Gründen, die ich oben beygebracht, und wodurch ich bewiesen habe, daß der Staat den häuslichen Regierungen weder

selbst

selbst vorstehen könne, noch die Familienangelegenheiten einsehen und aufdecken dürfe.

Die Gewalt des Hausvaters, welche in der Natur der Sache so wohl gegründet ist, haben alle gesittete Völker des Alterthumes in ihren bürgerlichen Verfassungen uneingeschränkt beyzubehalten für nothwendig erachtet. Sie gaben demselben eher zu viel Gewalt, als zu wenig. Fast alle griechische Republiken eigneten dem Vater das Recht über Leben und Tod seiner Kinder zu; und eben dieses that Rom in den ersten Zeiten. Allein, diese Macht überschritt allerdings die Gränzen der häuslichen Regierung. Diese Regierung muß billig auf Liebe gegründet seyn; und es ist mit dieser Liebe nicht verträglich, daß ein Vater der Henker seiner Kinder wird. Wenn die Regierung des Staates solche äußerste Mittel nöthig hat, ungeachtet sie gleichfalls auf Liebe gegründet seyn muß, so sind sie bloß der schreckenden Beyspiele wegen nothwendig, weil daselbst der Bösewichter viele sind. In einer einzelen Familie aber fällt diese Ursache hinweg. Schreckende Beyspiele sind nicht einer Familie halber, sondern wegen der Ruhe und Sicherheit des gemeinen Wesens nöthig, und mithin muß auch das Urtheil darüber dem Staate zukommen. Eben so ließen auch die alten gesitteten Republiken dem Hausvater alle Gewalt über seine Frau, nebst den Mitteln seine Gewalt auszuüben. Sie gaben ihm das Recht der Scheidung vorzüglich; und in Rom überließen sie ihm das häusliche Gericht, worin der Mann von seinen und seines Weibes Anverwandten Beysitzer erwählte, das Urtheil aber allein aussprach, wenn es nicht auf Leben und Tod ankam; s. Th. X, S. 146.

Die jetzigen europäischen Gesetze haben dem Hausvater die Gewalt, welche ihm der Natur der Sache nach zustehet, nicht gelassen. Er regiert allenthalben nur bittweise; und wenn sich Jemand in der Familie und von dem Gesinde seinem Ansehen widersetzt, so hat er keine Mittel seine Gewalt auszuüben, weil die Gerichte alle Streitigkeiten vor sich ziehen, und die Familienangelegenheiten aufdecken, welches, erwähntermaßen, guten Regierungsgrundsätzen nicht gemäß ist. Diese Einschränkung der häuslichen Gewalt hat sich mit der Herrschaft des Christenthums angefangen. Eine andere Gelegenheit und Ursache, welche die Einschränkung der ehelichen Gewalt veranlassete, habe ich im X. Th. S. 146, angeführt.

Der

Der Natur der Sache nach muß aber zuvörderst ein jeder Hausvater hinlängliche Gewalt haben, sein Weib und Kinder zum Fleiß, zur Ordnung, und zur Sparsamkeit, anzuhalten. Dieses sind die drey Haupteigenschaften eines wohl eingerichteten Hauswesens, und ohne dieselben muß der allerfleißigste Hauswirth zu Grunde gehen. Sie sind es zugleich, die mit dem gemeinschaftlichen Besten in der größten Uebereinstimmung stehen. Ordnung und Sparsamkeit erhalten die Familien, und befördern ihren Wohlstand, welcher dem Staate niemals gleichgültig seyn kann; auf dem Fleiße der Einwohner aber beruhet der wahre Reichthum des Landes. Es fehlt nach unsern Gesetzen vielleicht den Vätern nicht an Gewalt, ihre Kinder zu diesen drey Eigenschaften anzuhalten, und es liegt nur an ihnen, wenn die meisten ihre Kinder so wenig zum Fleiß angewöhnen, wie leider mehrentheils geschieht. Allein, in Ansehung seines Eheweibes fehlt ihm allerdings die hinlängliche Gewalt. Wenn ein Mann seine Frau, wegen ihrer Faulheit, Unordnung und Verschwendung mäßig züchtigt, so ist gewiß unter zehn Richtern kaum einer, welcher so vernünftig und so wenig sportelsüchtig ist, daß er die Klage nicht annehmen sollte, da doch dieses eine Sache ist, worein sich, ihrer Natur nach, die Obrigkeit niemals mischen kann, weil über die Faulheit und Unordnung des Weibes keine Zeugen abgehört werden können, ohne die ganze Familie in Uneinigkeit zu setzen; und weil die Verschwendung nicht beurtheilet werden kann, ohne den Zustand des Vermögens der Familie aufzudecken, welches guten Regierungsgrundsätzen so sehr zuwider ist. Nur in dem Falle also kann sich die Obrigkeit hier einmischen, wenn der Hausvater selbst als ein liederlicher und böser Mann bekannt ist, und derselbe offenbare Grausamkeiten ausgeübt hat. Allein, diese so genannte Grausamkeiten des Mannes müssen nicht nach den blauen Flecken

der Frau beurtheilt werden; denn ein jeder Schlag, der gefühlt wird, giebt blaue Flecken. Von der Bestrafung der Frau mit Schlägen, s. Th. XIV, S. 796.

Hienächst muß der Hausvater vollkommen Gewalt haben, Tugend und gute Sitten in seinem Hause zu pflanzen und zu erhalten. Es liegt dem Staate an der Güte der Sitten überaus viel, weil das Verderben der Sitten das Verderben des Staates selbst ausmacht. Dieses ist die innere Fäulniß, und der Grund des Verderbens, welcher fast alle europäische Staaten angesteckt hat; und die ermangelnde hinlängliche Gewalt des Hausvaters ist die Haupturſache dieses Verderbens. Denn wenn der Hausvater hierin nicht hinlängliche Gewalt hat, so ist es gar nicht möglich die Güte der Sitten aufrecht zu erhalten. Vielleicht mangelt es den Hausvätern hierin nicht an Gewalt über ihre Kinder; es fehlt ihnen aber an hinlänglicher Gewalt über ihre Weiber; und das Beyspiel der verderbten Sitten der Weiber hat nur allzuviel Einfluß auf die Sitten der Töchter. Wenn eine Frau anfängt, auf Ausschweifungen zu verfallen, so hat ein Mann wenig Mittel, sie abzuhalten, außer mit ihr zu prozessiren. Ein Hülfsmittel, welches fast immer ärger, als das Uebel selbst, ist!

Die Römer waren sehr dahin bedacht, die Weiber in Schranken zu halten. Sie hatten hiezu nicht nur vortreffliche Gesetze, sondern die Gesetze räumten auch dem Manne alle erforderliche Gewalt über seine Frau ein. Er hatte das Recht, sich sofort von ihr zu scheiden, wenn sie mit einer Mannsperson allein gespeiset oder gebadet hatte, oder eine Nacht ohne seine Einwilligung aus dem Hause geblieben war. Diese Ursachen sind sehr vernünftig, weil sie der Anfang der Ausschweifungen sind, einen großen Schein des unkeuschen Wandels geben, und das Verderben der Sitten schon sehr groß seyn muß, wenn man nichts daraus macht. Die Sitten der Römer waren auch unvergleichlich, so lange diese Gesetze aufrecht erhalten wurden. Es ist merkwürdig, daß das Verderben der Sitten sofort seinen Anfang nahm, als die Weiber es dahin brachten

ten, daß das Oppinianische Gesetz abgeschafft wurde, und als sie ebenfalls das Recht erhielten, sich von ihren Männern zu scheiden.

Ferner muß der Hausvater auch die Gewalt haben, die Kinder zu ihrer künftigen Glückseligkeit zu leiten, und man sieht leicht, wie sehr es dem gemeinschaftlichen Besten zuträglich ist, daß die Gewalt des Hausvaters hierin nicht eingeschränket werde. Denn die Kinder haben weder den Verstand und die Einsicht, daß sie sich zu ihrer künftigen Glückseligkeit selbst leiten können, noch wissen sie die Leidenschaften, welche sie auf Abwege und Ausschweifungen führen, und ihre ganze Lebenszeit unglücklich machen können, zu beherrschen. Solchemnach muß es dem Hausvater überlassen seyn, die künftige Lebensart und Handthierung seiner Kinder zu erwählen, und ihnen eine denselben gemäße Erziehung zu geben. Hauptsächlich aber muß die Verheurathung der Kinder auf das Gutachten des Vaters ankommen, sowohl weil dieses der wichtigste Punct der künftigen Glückseligkeit der Kinder ist, als auch weil die Güte der Sitten sehr darauf beruht, indem die Verführung und das Verderben der Sitten allemal größer seyn werden, wenn die Kinder sich nach eigener Wahl verheurathen können.

Die Gesetze der europäischen Völker sind hierin sehr unterschieden. Einige erklären die Ehen der Kinder, welche ohne Einwilligung der Aeltern, und insonderheit des Vaters, geschlossen sind, für ungültig; und das sind unstreitig die vernünftigsten. Andere, und zwar insonderheit die meisten katholischen Länder, welche für die Heiligkeit und Unauflöslichkeit des Ehebandes, aus dem irrigen Begriff, daß die Ehe ein Sacrament sey, allzusehr eingenommen sind, erkennen die ohne Einwilligung der Aeltern geschlossenen Ehen für gültig, ob sie gleich den Aeltern frey lassen, solchen Kindern die Erbschaft ganz, oder bis auf ein Weniges, zu entziehen. Am schlechtesten waren ehedem hierin die englischen Gesetze beschaffen, die einer Tochter, von dem siebenten Jahre an, erlaubten, sich ohne Einwilligung der Aeltern zu verheurathen, und mithin, nach dem Ausdruck des Hrn. v. Montesquieu weder auf die Reife des Verstandes, noch des Körpers, Rücksicht

nahmen. Jedoch sind diese Gesetze seit einigen Jahren abgeändert worden.

Es lassen sich zwar wider die Gewalt des Vaters, seine Kinder zu verheurathen, oder daß sie sich wenigstens nicht ohne seine Einwilligung verheurathen dürfen, starke Einwürfe machen. Man kann sagen, daß dieses die wichtigste Handlung unsers Lebens ist, worauf das Wohl und Weh unserer Tage beruht; daß hiezu Liebe und Uebereinstimmung der Gemüther erfordert werde, wenn wir glücklich seyn wollen; und, daß, wenn die Kinder in dem Rausche der Leidenschaften öfters den rechten Weg verfehlen, die Aeltern nicht selten andern Leidenschaften folgen, und insonderheit als Bewegungsgründe des Geizes und des zeitlichen Vermögens vor Augen haben, worauf doch das Glück unsers Lebens, und insonderheit des Ehestandes, nur zu einem geringen Theil beruhet. Es sind auch Fälle möglich, wo die Aeltern bloß aus Geiz die Verheurathung ihrer Kinder so lange aufhalten, als möglich ist, und bey ihrem Leben gar nicht geneigt sind, solche geschehen zu lassen, entweder um das besondere Vermögen ihrer Kinder in Händen zu behalten, oder damit sie nicht nöthig haben, ihre Kindern auszusteuern, ungeachtet sie solches nach ihrem Vermögen gar wohl im Stande sind. Es liegt aber dem Staate und der Bevölkerung allerdings daran, daß die Heurathen nicht gehindert oder verzögert werden.

Es ist nicht zu läugnen, daß diese Gründe so viel beweisen, daß die Väter nicht das Recht haben könnten, ihre Kinder ohne ihre eigene Einwilligung zu verheurathen, oder daß sie diese Einwilligung der Kinder durch harte Zwangsmittel zu erpressen befugt sind. Die Einwilligung in die Ehe von Seiten derer, welche sie schließen, ist das wesentlichste Stück bey allen Verträgen, und ohne beyderseitige Einwilligung der Eheleute kann man sich gar keine Ehe vorstellen; wird aber so-

wohl

wohl die Einwilligung der Aeltern, als der zu verheurathenden Kinder zu einer gesetzmäßigen Ehe erfordert, so geschieht den im Vorhergehenden angeführten beyderseitigen Gründen die Genüge. Die Sache befindet sich alsdann in einem vollkommenen Gleichgewichte, und die Aeltern können die Kinder von unglücklichen Heurathen zurück halten, so wie die Kinder alsdann von ihren Aeltern nicht zu unglücklichen Heurathen gezwungen werden können. Die römischen Gesetze waren hierin am besten eingerichtet, sowohl um die Gewalt des Hausvaters, als die guten Sitten, zu erhalten. Ein Vater konnte seinen Sohn nicht ohne dessen ausdrückliche Einwilligung verheurathen; bey der Tochter aber war eine stillschweigende Einwilligung genug. Die Gesetze schienen voraus zu setzen, daß die Schamhaftigkeit des weiblichen Geschlechts keine ausdrückliche Einwilligung zuließe, und daß eine wohlgezogene Tochter keine andere Mannsperson kennen sollte, als die ihr von ihrem Vater bekannt gemacht würden. So war es auch in den Zeiten der Reinigkeit der römischen Sitten; und so sollte es in jedem Staate seyn, wenn die Sitten nicht verdorben sind. Wenn sich eine Tochter weigert, den Mann anzunehmen, den ihr der Vater geben will: so ist ihm zwar nicht anzurathen, daß er sie mit Gewalt dazu zwinge, aber es ist rathsam, daß er auf ihre Aufführung Acht habe, ob sie nicht etwann andere Bekanntschaften hat, als sie haben sollte. Der Einwand, daß ein Vater gestissentlich aus geizigen Absichten die Heurath seiner Tochter verhindern oder verzögern möchte, kann zwar zuweilen gegründet seyn; allein, es liegt nur an dem Staate, demselben abzuhelfen. Wer verbietet oder was hindert uns, die Römer nachzuahmen, die in den Julischen Pappia-Poppäischen Gesetzen denen Vätern Strafen auflegten, die ihre

Töchter nach ihren mannbaren Jahren nicht verheurathen? Vermuthlich wird man einwenden, daß die Einführung dieses Gesetzes in den meisten Fällen ungerecht seyn möchte, weil es sehr selten an dem Vater läge, daß seine Tochter nicht verheurathet würde, indem nach der Beschaffenheit unserer Zeiten nur diejenigen Mädchen zeitlich verheurathet würden, die eine reichliche Mitgabe erhielten; folglich würde diese Strafe hauptsächlich unbemittelte Aeltern treffen, die sie weder verdienten, noch zu entrichten im Stande wären. Ich gestehe gern, daß dieser Einwurf vollkommen gegründet ist, so lange man bey der Verheurathung hauptsächlich auf das Vermögen sieht. Allein, ob diese Gewohnheit der gesunden Vernunft gemäß, auch der Bevölkerung und dem Besten des gemeinen Wesens zuträglich sey, daran zweifle ich gar sehr. Ich werde hievon im Art. Heurathsgut ein Mehreres zu sagen Gelegenheit haben. Von verschiedenen Mitteln, den Ehestand in dieser Absicht zu befördern, s. Th. X, S. 155, fgg.

Keine Regierung kann ohne Zwangsmittel bestehen; und mithin kann auch die häusliche dieselben nicht entbehren. Denn, ob sich zwar dieselbe auf die Liebe gründet, so können deshalb die Zwangsmittel nicht ausgeschlossen werden, indem derjenige, der sein eigenes, mit der Familie vereinigtes Beste nicht erkennt, und sich demselben nicht gemäß bezeigen will, eben aus Liebe zu ihm und seinem Besten, dazu gezwungen werden muß. Da es mit den Kindern fast allemal, und mit den Weibern nicht eben sehr selten die Bewandtniß hat, daß sie ihr eigenes Beste nach dem Verhältniß mit der Wohlfahrt der Familie nicht erkennen: so kann die häusliche Gewalt die Zwangsmittel weder entbehren, noch können sie ihr von dem Staate entzogen werden. Diese sind nun zuvörderst eine mäßige Züchtigung, welche, allgemein betrachtet, dem Hausvater so wenig in

Anse-

Ansehung der Frau, als der Kinder, abgesprochen werden kann; s. oben, S. 417; wiewohl ich wünschte, daß er in Ansehung der Frau, sich dieses Rechtes nicht bediente, sondern entweder die rechtliche Ehescheidung suchte, oder lieber sein Unglück in Geduld ertrüge, und kein einziges der gelindern und glimpflichern Mittel unversucht und unwiederholt ließe. Was die Kinder betrifft, so wird ein vernünftiger Vater, welcher, an der Bildung ihres Herzens, von der ersten Kindheit an, gearbeitet hat, auch selten bey denselben Schläge anzuwenden nöthig haben, wiewohl er andere Strafen, welche unangenehme Empfindungen in sich enthalten, nach der Geneigtheit des menschlichen Herzens zum Bösen, niemal wird entbehren können. Wenn aber die Kinder groß werden, so werden die in der Kindheit zureichenden Züchtigungen und Strafen eines Theils unschicklich, und andern Theils unwirksam. Folglich erzieht die Natur der Sache und die gesunde Vernunft, daß auch alsdann noch der häuslichen Gewalt Zwangsmittel anderer Art zustehen müssen. Die alten Republiken überließen dem Hausvater alle mögliche, und vielleicht allzu große Gewalt. Denn außer der Todesstrafe, welche, oben erwähntermaßen, der väterlichen Liebe, und gewiß eben so sehr der Natur, zuwider ist, gestatteten die Gesetze, die Kinder der Leibeigenen zu verkaufen, oder sich von denselben los zu sagen, sie aus dem Hause zu stoßen und ihrem Schicksale zu überlassen; ja, die römischen Gesetze verstatteten einem Vater, sein Kind dreymal zu verkaufen, wenn sich dasselbe von selbst wieder frey machte. Wenn dergleichen gesetzliche Erlaubniß weder mit der Natur der häuslichen Gewalt, noch mit dem Zustande unserer bürgerlichen Verfassungen übereinstimmet, so würde es dagegen ein dienliches Mittel seyn, erwachsene Kinder in Schranken des Gehorsams, und in Aufmerksamkeit gegen die Liebe ihres Vaters zu erhalten, wenn dem

Vater gesetzlich frey stünde, in seinem letzten Willen seine Güter unten seine Kinder zu vertheilen, wie er es für gut befindet, ohne daß er schuldig wäre, Ursachen davon anzuführen, oder ihnen den Pflichttheil zu verlassen. Die Gesetze können dieses sicher der Religion und dem Gewissen eines Vaters überlassen, welcher, vermöge der natürlichen Wirkung der väterlichen Liebe gegen die Kinder, gewiß sehr große und wichtige, obgleich nicht allemal im Testament zu benennen schickliche, Ursachen gehabt haben muß, wenn er sein Kind von der Erbschaft ausschließt. Die römischen Rechtsgelehrten, welche den Pflichttheil aufgebracht haben, sind der Meynung gewesen, daß es natürlichen Rechtes sey, daß die Kinder von den Aeltern erben müssen. Allein, das ist offenbar falsch. Das natürliche Gesetz befiehlt, die Kinder zu ernähren und vernünftig zu erziehen; aber es kann nicht vorschreiben, ob wir ihnen unser Vermögen hinterlassen sollen. Das gehört bloß für die bürgerlichen Rechte.

Ob es nöthig ist, daß die bürgerlichen Gesetze bestimmen, daß die Kinder nothwendig Erben von dem Vermögen ihrer Aeltern seyn sollen, kömmt hauptsächlich auf die Regierungsform an. In der Demokratie sind diese Gesetze allerdings nöthig. Die Gleichheit am Stande, und so viel möglich an Vermögen, ist hier die vornehmste Grundregel und Triebfeder. Die Gesetze können also nicht geschehen lassen, daß die Aeltern gar zu willkührlich über ihr Vermögen Verfügungen machen, damit ein Theil der Bürger ohne alles Vermögen sey, und sich solches hingegen bey andern allzusehr zusammen häufe. Hier müssen sie also verordnen, daß die Kinder nicht ohne äußerst wichtige und bewiesene Ursachen von der Erbschaft ihrer Aeltern ausgeschlossen werden dürfen. Allein solche Gesetze sind in der Monarchie, in der Aristokratie, und in den vermischten Regierungsformen, nichts weniger als nothwendig. Da es hier um keine Gleichheit der Bürger zu thun ist, die auch nach der Natur dieser Regierungsformen nicht Statt finden kann: so ist es ganz gleichgültig, ob die Aeltern ihre Kinder zu Erben einsetzen. Alles, worauf man hier zu sehen hat, ist, daß der Reichthum des Staates nicht zu sehr in die Hände einer einzigen Classe des

Volkes

Volkes gerathe. Wenn also z. B. die katholischen Staaten die Aeltern, welche ihre Kinder von der Erbschaft ausschlößen, solche häufig den Geistlichen vermachen wollten, so würden die Gesetze, dieses zu verbieten, Ursache haben.

Es giebt indessen Fälle, wo weder die Strafen der häuslichen Gewalt, noch die Furcht vor der zu entziehenden Erbschaft zureichend seyn wollen, die Glieder der Famlie in gebührenden Schranken zu erhalten. Alsdann muß die Obrigkeit die häusliche Gewalt unterstützen. In solchen Fällen, so lange es keine öffentliche Verbrechen, sondern nur Widersetzlichkeit, Müßiggang und Faulheit, Verschwendung, Liederlichkeit und andere Ausschweifungen betrifft, muß die Obrigkeit bloß die Strafe in Erfüllung bringen, welche der Hausvater wider die Glieder seiner Familie für Recht erkennt und ausspricht, ohne daß die Obrigkeit sich in Untersuchung der Sache einlassen darf, weil dieses nicht geschehen kann, ohne die Angelegenheiten der Familie aufzudecken, welches, wie ich bereits einigemal erinnert habe, einer weisen und gütigen Regierung nicht gemäß ist. Diese Strafen können in gelindem Gefängniß, in Gefängniß bey Wasser und Brod, in der Arbeits- oder Zuchthausstrafe mit und ohne Schläge u. d. gl. bestehen. Die Obrigkeit kann dieses sicher dem eigenen Gewissen und Erkenntniß des Vaters überlassen; weil es gewiß allemal ein harter Entschluß ist, sowohl in Ansehung seiner Liebe, als wegen des Geredes, so deshalb entsteht, wenn er zu so öffentlichen Bestrafungen schreiten muß, so, daß eher viele Väter den ärgsten Ausschweifungen ihrer Familie nachsehen, ehe sie sich entschließen. Wenn hierin eine Ausnahme Statt finden, und die Obrigkeit vor Vollziehung der Strafe eine Untersuchung verhängen sollte, so müßte der Hausvater als ein böser, ausschweifender, harter und grausamer Mann bekannt seyn; außer dem kann vernünftiger Weise die Obrigkeit zu dergleichen Untersuchungen kein Recht haben.

Wenn sich die Väter schwer entschließen, in Bestrafung ihrer Söhne die Obrigkeit zu Hülfe zu nehmen, so kömmt es ihnen weit härter an, in Ansehung der Personen ihrer Familie von weiblichem Geschlechte einen solchen Entschluß zu fassen, weil dadurch ein unauslöschlicher Flecken auf die Bestrafte fällt, welcher ihr zeitliches Glück, ihre ganze Lebenszeit hindurch, hindern wird. Man muß gestehen, daß die katholischen Staaten hierin vor den protestantischen einen gewissen Vorzug haben. Sie haben daselbst die Klöster, wo der Hausvater eine geheime Sünderin auf Lebenszeit, oder eine Zeitlang einschließen, sie daselbst zur Besserung und Reue bringen, und die Schande von der Familie abwenden und verbergen kann. Vielleicht ist auch dieses eine Ursache, warum einige protestantische Fürsten bey Abschaffung der Klöster, insonderheit für das weibliche Geschlecht, nicht so voreilig verfahren, sondern diese Wirkungen der Mildthätigkeit unserer Vorfahren zu ähnlichen Endzwecken hätten anwenden, und nur den Mißbrauch und das Gelübde einer ewigen Keuschheit davon hätten entfernen sollen, worüber im Art. Kloster ich mich näher erklären werde. Da indessen der Fehler einmal geschehen ist, so sollte der Staat dafür sorgen, daß den Familien hierin auf andere Art zu statten gekommen, und die Schande von ihnen abgewendet würde. In dieser Absicht müßten die Zuchthäuser, wenn darin ein besonderes Zimmer bezahlt wird, in Ansehung der herein zu bringenden Personen weiblichen Geschlechts, zu einer unverbrüchlichen Verschwiegenheit eingerichtet seyn. Der Hausvater, welcher sich zu einer solchen Entschließung gezwungen sieht, hätte Niemand, als dem Director oder Inspector der Zuchthäuser, seinen Namen zu sagen, auf dessen Befehl die dahin zu bringende Person in ein von dem Aufenthalte der Familie am weitesten entferntes Zuchthaus einzunehmen wäre. In den Zucht-

häusern selbst aber müßten solche Anstalten gemacht seyn, daß eine solche Person weder in dem Hause selbst, außer ihrer Aufwärterin, mit Jemand sprechen, noch außer dem Hause Jemanden von sich Nachricht geben könnte.

Die häusliche Regierung findet endlich auch in Ansehung des Gesindes Statt. Ob gleich das Gesinde in der Familie ist, so gehört es doch nicht zu derselben, sondern steht nur eine Zeitlang mit derselben in Verhältniß. Der Unterschied der häuslichen Regierung über die zur Familie gehörigen Personen, und über das Gesinde, ist folgender. Ein rechtschaffener Hausvater hat, bey der häuslichen Gewalt über seine Familie, ihre gemeinschaftliche und dauerhafte Glückseligkeit zur Absicht; bey dem Gesinde hingegen ist der Endzweck derselben ihr zeitiger Unterhalt, und ein, nach Maßgebung der mit ihnen eingegangenen Verträge, bestimmter Gewinst. Wenn aber ein Gesinde sehr lange in einem Hause treue Dienste geleistet, und mithin sein zeitliches Bestes genauer mit der Familie vereinigt hat, als sonst eine kurze Dienstzeit in sich schließt: so ist es einem billigen und vernünftigen Hausvater anständig, auch, so viel in seinem Vermögen steht, für dessen beständige Glückseligkeit zu sorgen.

Ehedem waren alle Knechte und Mägde der Familie Leibeigene oder so genannte Sclaven, und sind es zum Theil noch; doch besteht der größte Theil des heutigen Gesindes aus freyen Leuten, und der Hausvater erlangt keine andere Gewalt über sie, als zu Leistung der Dienste, wozu sie sich auf eine bestimmte Zeit durch den eingegangenen Vertrag verbindlich gemacht haben, nöthig ist. Dieser Vertrag hält zugleich die stillschweigende Bedingung in sich, daß sich das angenommene Gesinde der häuslichen Regierung unterwirft, in so fern keine andere Verrichtungen von ihnen gefordert werden,

den, als welche dem Endzwecke ihres Dienstes gemäß, ihrer Ehre, Tugend und Gesundheit nicht nachtheilig, auch den bürgerlichen Gesetzen nicht zuwider sind. Jedoch sind die Handelsbedienten, Kunst- und Handwerksgesellen, und dergleichen Leute, die sich in dem Hause zwar aufhalten, ihre Arbeit aber bey gewissen bestimmten Gewerben und Handthierungen verdinget haben, von dem Gesinde unterschieden; denn, ob auch diese zwar keine Unordnungen und Ausschweifungen begehen, sondern sich der im Hause eingeführten Ordnung gemäß bezeigen müssen, so sind sie doch nicht der häuslichen Gewalt unterworfen, sondern der Hausvater muß sich wider sie der obrigkeitlichen Hülfe bedienen, wenn sie gütlichen Ermahnungen nicht folgen wollen.

Wenn nun also das Gesinde der häuslichen Regierung auf eine bestimmte Zeit unterworfen ist, so muß der Hausvater auch Zwangsmittel gegen sie zu gebrauchen befugt seyn; denn er muß sie zu denjenigen Endzwecken anhalten können, weshalb sie in seine Dienste getreten sind, damit diese Endzwecke durch ihre Widerspenstigkeit, Untreue, Faulheit, Unordnung ꝛc. nicht vereitelt werden, worein sich auch die Obrigkeit nicht mischen kann, weil sie die Angelegenheiten der Familien weder kennt, noch einzusehen hat, sondern bloß die Häupter der Familien regieren soll. Indessen können doch nur zweyerley Arten von Zwangsmitteln Statt finden. Entweder muß es dem Hausvater erlaubt seyn, das Gesinde mäßig zu züchtigen, oder es so fort aus seinem Dienst zu jagen, ohne ihnen den Lohn weiter auszuzahlen, als bis auf den Tag ihrer Fortschaffung. Denn Verweise sind wohl schwerlich für zureichend zu achten, da es eine Menge Gesinde giebt, die sich aus Verweisen wenig machen, und wenn sie zur Rede gestellt werden, wohl gar übriges Recht und das lezte Wort haben wollen. Ich habe aber

mit

mit Bedacht gesagt, daß dem Hausvater entweder dieses, oder jenes, erlaubt seyn müsse. Denn beyde Zwangsmittel müssen, der Regel nach, nicht zugleich Statt finden. In großen Städten, wo das Gesinde mehr gesittet ist, hat der Hausvater Zwangsmittel genug in Händen, wenn er sein schlechtes Gesinde sofort ohne gerichtliche Untersuchung fortjagen darf, und da muß mithin die Züchtigung nicht erlaubt seyn; wie er dann auch in großen Städten um anderes Gesinde nicht verlegen seyn darf, folglich die Züchtigung niemals eine Nothwendigkeit sondern bloß eine Uebereilung der Leidenschaften seyn würde, welche die Gesetze zu begünstigen, keine Ursache haben. Ganz anders hingegen verhält es sich in kleinen Städten und auf dem Lande. Das Gesinde ist daselbst viel gröber und ungesitteter; es ist daselbst gemeiniglich seltener zu haben, und zu gewissen Zeiten bey den Feldarbeiten so nothwendig, daß ein Hausvater sein Gesinde nicht ohne großen Nachtheil fortjagen kann. Daselbst ist auch die Fortschaffung keine Strafe für das Gesinde. Weil sie daselbst bald andere Dienste bekommen, oder in der Aerndte mehr verdienen können, als wenn sie diese Zeit über dienen: so würden sie gegen die Aerndtezeit, oder andere nothwendige Feldarbeiten, desto trotziger und widerspenstiger seyn, um ihren Herrn dahin zu bringen, daß er sie fortjagte. Auf dem Lande und in kleinen Städten also muß nothwendig die Züchtigung erlaubt seyn; jedoch daß es, wenn dieses geschieht, nicht erlaubt ist, sie fortzujagen.

So gewiß nun zwar dem Hausvater eines oder das andere dieser Zwangsmittel gegen das Gesinde schlechterdings gebührt: so ist doch das Gesinde nicht ohne Einschränkung der Willkühr der Herrschaften zu überlassen, zumal es nicht an Hausvätern fehlt, die noch ungezogener als ihr Gesinde sind. Daher sind gute Gesindeordnungen, welche sowohl der Hausvater,

als das Gesinde, unumgänglich zu befolgen haben, höchst nöthig. Diese Gesindeordnungen und deren Befolgung machen einen beträchtlichen Gegenstand der Landespolizey aus, weil das Gesinde einen großen Theil der Menschen im Staate ausmacht, und weil die gute Ordnung unter denselben einen großen Einfluß in das gemeinschaftliche Beste hat. Man findet das dahin gehörige Wesentlichste, in dem Art. Gesinde, im XVII. Th. S. 565—712, welcher Artikel auch, unter dem Titel: Das Gesindewesen, nach Grundsätzen der Oekonomie und Polizeywissenschaft abgehandelt, 1779, auf 10 Bogen besonders abgedruckt ist.

v. Justi Policeywiss. 2. Band, S. 121, fgg.
(von Pfeifer) Natürl. Polizeywiss. 1. Th. S. 440, fgg.

Haus-Verwalter, der Verwalter der häuslichen Ausgaben und Angelegenheiten eines großen Hauses, im Namen des Herrn.

Haus-Vogt, hat mit dem vorigen einerley Bedeutung, wird aber doch in besondern Fällen auf verschiedene Art gebraucht. Der Hausvogt Abrahams kömmt 1. Mos. 15, 2. vor. In einigen Aemtern und herrschaftlichen Schlössern, besonders Niedersachsens, hat der Hausvogt die Aufsicht über die herrschaftlichen Schlösser und Gebäude.

In Berlin wird der in dem königl. Hofgerichtshause wohnende Kammergerichtsrath, welcher bey diesem Gerichte die Justiz hauptsächlich verwaltet, und zugleich die oberste Aufsicht über die in den Gefängnissen bey diesem Hause befindlichen Gefangenen eximirter Condition führt, der Hausvogt, so wie das Hofgericht selbst, die Hausvogtey, genannt. Siehe Hof-Gericht.

Regl. vom für die Hausvogteybediente, d. d. Berl. d. 22. Feb. 1776, st. in der Edicten samml. v. J. 1776, No. 13.

An andern Orten hingegen ist der Hausvogt der Stockmeister, der die Aufsicht über das öffentliche Gefängniß und die darin befindlichen Gefangenen hat.

Haus-

Haus-Vogtey, s. im vorhergeh. Artikel.
Haus-Wäsche, siehe Wäsche.
Haus-Wanze, siehe Wanze.
Haus-Wesen. 1. Als ein Collectivum und ohne Plural, alle Angelegenheiten der häuslichen Gesellschaft, und dahin gehörigen Dinge. Sich um das Hauswesen bekümmern.

2. Im Oberdeutschen wird es auch von einer Haushaltung im Concreto gebraucht. Es sind drey Hauswesen in diesem Hause.
Haus-Wiesel, siehe Wiesel.
Haus-Wirth, wird nach den verschiedenen Bedeutungen des Wortes Wirth auch auf verschiedene Art gebraucht.

1. Ein Ehemann, eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung. Und da Urias Weib hörte, daß ihr Mann Uria todt war, trug sie leid um ihren Hauswirth, 2. Sam. 11, 26.

2. Das Haupt der häuslichen Gesellschaft, der Hausvater, oder Hausherr, wo dieses Wort nur von Hausherrn geringern Standes gebraucht wird. Da er herzubrachte einen Hauswirth nach dem andern, Jos. 7, 17. Wo ihr eingehet, da sprecht zum Hauswirthe u. s. f. Marc. 14, 14. In weiterer Bedeutung auch in Beziehung auf die Art und Weise, wie er seiner Haushaltung vorsteht. Ein guter, ein schlechter Hauswirth, wo auch nur das einfache Wirth üblich ist.

3. Der Herr oder Eigenthümer des Hauses, der Hausherr, im Gegensatze der Hausgenossen, Hausleute oder Miethleute; wo es nur im g. L. von Hausbesitzern geringern Standes gebraucht wird.
Haus-Wirthin, das weibliche Geschlecht des vorigen, welches in eben so vielen verschiedenen Bedeutungen vorkömmt.

1. Einer Ehefrau, ein gleichfalls veralteter Gebrauch.

2. Der

2. Der Hausfrau oder Hausmutter, der Gebieterin in der häuslichen Gesellschaft, in Beziehung auf die Führung der Haushaltung, so wie sie in Betrachtung der Kinder Hausmutter, und in Verhältniß auf das Gesinde Hausfrau heißt.

3. Die Eigenthümerin eines Hauses, im Gegensatze der Miethleute.

Haus-Wirthschaft, die Verwaltung des Hauswesens, die Haushaltung; zum Unterschiede von der Gastwirthschaft, Schenkwirthschaft u. s. f. Siehe Oekonomie.

Haus-Wurz, Hauswurzel, siehe Haus-Laub.

Haus-Zehend, siehe Zehend.

Haus-Zins, ein Zins für den Gebrauch eines Wohnhauses oder eines Theiles desselben; der Miethzins, die Hausmiethe.

Hausen. Dieses Wort stammet von Haus ab; und ist in doppelter Gestalt üblich, wird aber im Hochdeutschen wenig mehr gebraucht.

1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben. 1) Wohnen, Aufenthalt an einem Orte haben, in welchem Verstande husen schon bey dem Notker und Winsbeck vorkömmt. Gerechtigkeit wird auf dem Acker hausen, Es. 33, 16. Im Hochdeutschen wird es in diesem Verstande wenig mehr gebraucht. Im Nieders. husen. Daher Behausung. 2) In engerer Bedeutung, gemeinschaftlich wohnen, in welchem Verstande es nur noch im g. L. Oberdeutschlandes üblich ist. Ein Ehepaar hauset nicht mit einander, wenn es nicht bey einander wohnet. 3) Haus halten, die Haushaltung führen, auch nur im g. L. besonders Oberdeutschlandes. Ich hause schon lange, habe schon lange meine eigene Haushaltung. Er weiß nicht recht zu hausen. 4) Poltern, lärmen, im g. L., wofür auch Haus halten üblich ist. Wer hauset so auf dem Boden? Der Wind hauset gewaltig. 5)

Nach

5) Nach einer noch weitern Figur, übel behandeln, ſchlecht, hart mit etwas umgehen, gleichfalls nur in den niedrigen Sprecharten. Schlecht mit etwas hauſen, es ſchlecht verwalten, ſchlecht damit haushalten.

2. Als ein Activum, in ſeinem Hauſe Aufenthalt geben, beherbergen, behauſen, im Niederſ. huſen, im Dän. huſe, im Schwed. huſa; in welcher Bedeutung es nur noch hin und wieder im g. L. üblich iſt. Jemanden häuſen.

Hauſen, L. Huſo, (*) ein großer eßbarer Fiſch, welchen **Linné**, **Klein** und **Artedi** zu dem Geſchlechte der Acipenſerum zählen, und wovon folgende 4 Gattungen die merkwürdigſten ſind: der eigentlich ſo genannte Hauſen, der Stör, die Sewruga, und der Sterlet.

Der eigentlich ſo genannte Hauſen, Hauſenſtör, oder der große Stör, Acipenſer Huſo, cirris 4 ſquamis dorſalibus 13, caudalibus 43 *Linn.* Acipenſer tuberculis carens *Artedi.* Ανταχαιος, Antacaeus *Aelian & Herod.* Antaceus Danubii *Geſn. Jonſt.* Eſox quorundam, Mario *Plin.* Fr. le grand Eſturgeon, unterſcheidet ſich von allen andern Fiſchen dieſes Geſchlechtes durch ſeine weiße Haut und durch ſein weißes Fleiſch; daher er im Ruſſiſchen auch Beluga, Belouga oder Bieluga, genannt wird, von bel, biel, weiß. Bey allen andern Arten iſt die Haut theils ſchwärzlich, theils Haut und Fleiſch gelblich. Die weiße Haut des Hauſens iſt rauh, aber ohne Stacheln und

(*) der lat. Name *Huſo* iſt nach dem deutſchen gebildet, und durch Gesner'n, Aldrovand u. a. eingeführt worden. Der deutſche Name ſoll von dem türkiſchen Worte uſun, lang, herſtammen, und dieſem Fiſche wegen ſeiner beträchtlichen Länge gegeben worden ſeyn, ſo wie das Griech. ανταχαιος auf die ſpitzige Geſtalt ſeines Kopfes zielt, von welcher auch der geſchlechtsverwandte Stör in Lat. Acipenſer heißt. Die Ungarn nennen den Hauſen Wyſahal, Raſcian und Morona, welches letztere mit dem Mario des Plinius überein zu kommen ſcheint.

und Schuppen. Sein Rückgrath besteht aus einem Knorpel, welcher vom Kopfe bis an den Schwanz ausgehöhlt und leer ist. Am Kopfe, welcher groß, breit und schwer ist, hängen 4 Bartfasern herab. Er ist dem Stör fast in allem gleich, doch ist der Rüssel stumpfer.

Aloysii Ferd. Comit. Marsigli observationes anatomicae in Husone, s. in Dessen Danubio Pannonico-Mysico, To. VI, S. 13—16, tab. aen. 9—21.

Er ist gleichsam der Flußwallfisch; denn er hat eine ungemeine Größe. Er wird oft 24 Fuß lang, und sein Gewicht beträgt manchmal 2 bis 400 Pfund. Er ist so furchtsam, daß ihn der kleinste Fisch in die Flucht jagen und verscheuchen kann. Im Wasser hat er eine so nachdrückliche Stärke, daß es ihm eine Kleinigkeit ist, einen Fischer mit einem Schlage des Schwanzes aus dem Kahne zu werfen. Man findet ihn nicht nur in der Donau bey Komorn, sondern auch in allen großen Flüssen, welche sich in das kaspische und schwarze Meer ergießen, wenigstens in ihren Mündungen, doch in einigen Flüssen häufiger, und in andern seltener. Zuweilen findet man ihn auch in der Elbe, und in Italien im Posluß. Im Dnepr und Don sind ihrer nicht so viele, wie in der Wolga; im uralschen Strome aber (ehedem Jaik genannt,) welcher überhaupt der fischreichste Strom in ganz Rußland ist, sind auch die meisten Beluzen, welche zugleich unter allen die schmackhaftesten sind. Von dieser großen Menge der jaikischen Belugen kömmt es auch, daß bloß von den Jaiker Kosaken in Jaitzkoi gorodok, 475 Werste von der Mündung des Jaiks, mehr Hausenblase gemacht wird, als in allen übrigen Gegenden von Rußland zusammen. Auch im Amurflusse giebt es Belugen; in dessen obern Gegenden, wohin sie nur selten hinauf steigen, werden sie Kaluschka genannt. Unten an der Schilka fangen sie die Einwohner der Stadt Nertschinsk.

Merk-

Merkwürdig iſt, daß die Belugen oder Hauſen nie aus dem ſchwarzen Meere in das mittelländiſche gehen. Die warmen Gegenden ſcheinen alſo nicht für ſie zu ſeyn; und eben ſo meiden ſie das kalte Klima, denn man trifft ſie nie in den ins Eismeer fallenden Strömen an. Zwar nennen die Ruſſen einen gewiſſen weißen Fiſch im Grönländiſchen oder im ganzen Eismeere auch Beluga, welcher manchmal, wiewohl ſelten, in die Flüſſe, die ſich in dieſes Meer ergießen, hinaufſteigt; bey genauerer Unterſuchung aber hat dieſe grönländiſche Beluga nichts als den Namen gemein, und iſt eine Art von Wallfiſchen, albus piſcis cetaceus *Kaji*.

Den gemeinen Stör, Ruſſ. Oſetr, Acipenſer Sturio, cirris 4. ſquamis dorſalibus 11 *Linn.* von welchem ich an ſeinem Orte ausführlicher handeln werde, fängt man nicht nur in allen denen Flüſſen, worin ſich die Beluza aufhält, ſondern auch in vielen andern, bloß die Flüſſe des archangelſchen Gouvernements ausgenommen, welche in das weiße und in das Eismeer fallen; da er ſich doch in allen übrigen Flüſſen Sibiriens, welche gleichfalls in das Eismeer fallen, findet. Seine Länge beträgt ſelten über 6 oder 7 Fuß. Im Jaik findet ſich eine Art von Stören, Schip genannt, die eine ſpitzigere Schnauze, und kein ſo wohlſchmeckendes Fleiſch, wie die rechten Störe, haben.

Die Seworuga, Acipenſer ſtellatus *Pall.* iſt gemeiniglich kleiner als der Stör. Ihre Schnauze iſt auch ſpitzizer, und das Fleiſch etwas weißer. Sie wird in denen Flüſſen, die ſich in das kaſpiſche Meer ergießen, angetroffen.

Der Sterlet, Strelet, Ruſſ. Sterlad', Acipenſer ruthenus, cirris 4, ſquamis dorſalibus 15 *Linn.* iſt im Geſchmack der allerleckerſte in ganz Rußland. Einige haben 3, andere 5 Reihen Schuppen. Leztere haben außerdem eine ſehr rauhe Haut; daher ſie auch mit einem beſondern Namen Roſteri genannt werden. Die größten Sterlete ſind nicht über 2 Fuß lang. Urſprünglich halten ſie ſich nur in denen Flüſſen, die in

das ſchwarze und kaſpiſche Meer fallen, auf; und in Sibirien in denjenigen, die ſich in das Eismeer ergieſſen. In den Flüſſen des archangelſchen Gouvernements, z. B. im See Oneza, der Dwina, dem Mezen, und der Peczora, ſind ſie gar nicht. Zuweilen aber trifft man ſie in dem See Ladoga und dem Newaſtrome bey St. Petersburg an: welches von einigen vormals auf dieſem See verunglückten Fahrzeugen herrührt, welche dieſen Fiſch lebendig nach Petersburg führten. Denn da vor Erbauung des ladogaiſchen Canales, viele von dieſen Fahrzeugen auf dieſem See bey Stürmen an den Klippen ſcheiterten: ſo geriethen hiedurch die Fiſche, welche ſie führten, in den freyen See, vermehrten ſich hernach, und halfen die neue Reſidenz ernähren.

Der König von Schweden Friedrich ließ, wie der Ritter Linné erzählt, eine ziemliche Menge Sterlete nach Schweden bringen, und ſolche in den Mälarſee ſezen. Vermuthlich haben ſie ſich auch daſelbſt vermehrt; denn jedes Waſſer, ſowohl helles als trübes, ſcheint für ſie zu ſeyn; doch haben diejenigen, welche in hellem Waſſer leben, einen beſſern Geſchmack. Man führt daher bisweilen im Winter gefrorne Sterlete von dem Lenafluſſe bis nach Moskau, über 5000 Werſte weit.

Obſervationes ſplanchnologicae, ad Acipenſeris rutheni *Linn.* anatomen ſpectantes, Auct. *I. T. Koelreuter.* ſt. im 16 Th. der Nov. Comment. Acad. Sc. Imp. Petropolit. pro A. 1771, Petrop. 1772, 4. S. 511—524 u. 5 Figg.

Eb. Deſſ. Obſervationum ſplanchnologicarum ad Acipenſeris ruſſici & Huſonis anatomen, ſpeciatim vero ad ipſorum auditus organum, ſpectantium continuatio ſt. im 17 Th. derſ. pro A. 1772, Petrop. 1773, 4. S 521—539, u. 21 Figg.

Die jezt beſchriebenen Fiſcharten halten ihre Züge in einer beſtimmten Ordnung. So bald die Wolga vom Eiſe befreyet zu werden anfängt, welches entweder zu Anfange des Februars, oder gegen den Ausgang dieſes Monates, und ſpäteſtens zu Anfange des Märzes geſchieht, begeben ſich die Hauſen oder Belugen aus der kaſpiſchen See in die Wolga, und ziehen 14 Tage lang ganz allein herauf. Auf dieſe folgen die

Sewru-

Sewrugen, einen ganzen Monat hindurch, in erstaunend zahlreichen Schaaren. Gegen die Mitte des Aprils ziehen die gemeinen Störe, denen die Sterlete nebst den Welsen Gesellschaft leisten. Wenn das Wasser am höchsten ist, kommen nur Sewrungen in die Netze; nimmt es hingegen ab, so kehren die Störe und Sewrugen nach der See zurück; die Hausen erscheinen alsdann sehr selten. Ist die Wolga wieder in ihre Ufer völlig zurück getreten, so fischt man Sewrugen und Sterlete allein. Zu Anfange des Septembers kommen die Hausen wieder zum Vorschein; Störe und Sewrugen aber werden mit ihnen zu gleicher Zeit gefangen, da sich hingegen diese beyden leztern Fische mit Ausgange des Herbstes ganz verbergen, und die Hausen allein nachbleiben, welche nun auf ihr Winterquartier bedacht sind, wozu sie sich die tiefen Stellen des Stromes erwählen, (dergleichen bey der Vereinigung von 2 oder 3 Flüssen nahe an der See gefunden werden,) und daselbst, mit ihrem Schleim umhüllt, ruhig bleiben.

Die stärkste Hausenfischerey ist in der Wallachey, an den Mündungen der Donau, und in den moscovitischen Gewässern. Sie streichen beständig in großen Zügen, und die Italiäner locken sie mit musikalischen Instrumenten an das Ufer des Po. Die Instrumente, vermittelst deren man sich vornämlich in Astrachan dieser Arten Fische bemächtiget, bestehen in Fischwehren, Angeln und Netzen. Die Fischwehre (Fischzäune) haben entweder den Namen Saboika, oder sie heißen Pereboika und Kolowa.

Eins der merkwürdigsten Gerüste hiezu, ist die Saboika Fig. 1282. Quer durch den Strom befestiget man zuvörderst dicke Pfähle in der Entfernung einer halben Elle von einander. Wenn das Wasser einen schnellen Lauf hat, wird die Saboika in schlangenförmiger Richtung, wenn es aber stille ist, in einer

geraden Linie gebauet. Sind diese fertig, so richtet man gegen den Strom gleichfalls aus dicken und in einer fast herzförmigen Gestalt mit einander verbundenen Pfählen zusammen gesetzte Kammern auf, in deren Mitte verschiedene Höhlen angebracht, und deren Pfähle bey der Eingangsöffnung weit lockerer befestigt sind damit sie, bey Annäherung eines größern Fisches der Größe desselben nachgeben können. Die Mündung dieser Kammern ist 2 Ellen groß; der bey den Winkeln befindliche Raum aber beträgt kaum 1½. Der ganze Umfang einer solchen Kammer ist ungefähr von 6 Faden. Ihre Anzahl ist, nach der Größe der Flüsse, verschieden. Es giebt zu 13, zu 11 und zu 10. Die mittlere unter allen hat den Namen Materaja; weil der volle Lauf des Wassers auf sie los dringt, so findet man in ihr gemeiniglich den großen Hausen (Beluga Materaja.) Der Zwischenraum der Pfähle, sowohl derjenigen, welche die Kammern bilden, als derer, welche vorbeschriebene Querreihe ausmachen, wird durch eine an einander hängende Kette hölzerner Stöcke, welche man Kaschak nennt, und die in der höchsten Tiefe 4 Faden lang, und beynahe 3 Daumen dick sind, ausgefüllet, und welche mit einander durch 3 oder 4 in die Quere gehende, aus Weiden zusammen geflochtene Stricke verbunden werden. Wenn alsdann die Fische den Strom herauf kommen, sich in den Eingang der Kammern begeben, und ferner entweder auf der rechten oder linlinken Seite die Winkel erreichen, so ist es, wegen des schmalen Raumes der leztern, nicht möglich, daß sie sich wieder dahin zurück wenden könnten, wo sie herkommen sind; vielmehr sind sie genöthigt in demjenigen Zustande zu verbleiben, in den sie durch die Beschaffenheit der Seitentheile und Winkel ihres Gefängnisses versezt worden sind; wenigstens findet dieses in Ansehung der großen Fische Statt; denn kleinere, wie die Sewrugen und Störe sind, möchten

doch

doch wohl den Rückweg suchen. Es steht ihnen aber ein anderes Hinderniß im Wege, nämlich die Heftigkeit des Stromes, da sie mit demselben ziehen müßten, und da der schnelle Lauf durch die Verdämmung, welche die Querreihe von Pfählen verursachet, einen merklichen Zuwachs bekömmt. Hieraus erhellt, warum diese Kammern nur bey Nord- und Nordwestwinden den Fischern Nutzen bringen, da sie hingegen beym Südwinde ganz leer bleiben; denn dieser verwandelt die sonst so reißende Wolga gleichsam in einen Teich; und wenn daher gleich die Fische in die Gefängnißkammern hinein müßten, da ihnen, wegen der den Strom der Quere noch verdämmenden Balken, kein anderer Weg übrig bleit, so ist es ihnen, und besonders den kleinern, ein leichtes, wieder zurück zu gehen, weil der Lauf des Wassers sie begünstiget.

Zweymal im Jahre, nämlich im Frühlinge und Herbste, muß man auf die Verbesserung dieser Fischwehre bedacht seyn, welches auch öfters nach dem Ablauf des hohen Wassers nöthig ist. Hiebey müssen sich vornämlich die Taucher gebrauchen lassen, von denen man auf jedem Utschug (*) zwey unterhält. Diese Leute begeben sich in die Tiefe des Wassers, und untersuchen daselbst alle Theile der Fischwehre auf das genaueste. Sie erforschen die Beschaffenheit der Pfähle; und wenn sie einen verdorbenen oder schadhaften antreffen, so ziehen sie solchen heraus, und zeigen den Umstand dem bey der Untersuchung gegenwärtigen und auf einem Bothe befindlichen Prikaschtschik an. Ist das Schadhafte wieder hergestellt, so prüfen die Taucher den Zustand der Verdämmung auf die nämliche Weise abermal; und damit kein Fehler vorgehen möge, wird durch einen Taucher von einem fremden Utschug die Angabe seines Cameraden beurtheilt. Ins besondere erfordert die Pflicht der Taucher, nachzusehen, ob die Pfähle der Verdämmungen den Grund gut erreichen; und

(*) Dieses tatarische Wort bedeutet einen beträchtlichen Platz, wo große Verdämmungen sich befinden. Jeder Utschug hat seine Kirche, ist auf einem Hügel in einem Arme der Wolga erbauet, und wird von 50 Arbeitern bewohnt, welche ihren gewissen Gehalt bekommen.

falls sich dieses nicht so verhält, müssen sie die leeren Stellen mit Säcken, worin sich Erde befindet, und die man Remez nennt, ausfüllen. Man kann sich die Beschwerlichkeit, welche die Taucher bey dieser Arbeit ausstehen müssen, kaum vorstellen. Ehe sie zu derselben schreiten, nehmen sie ein Glas Branntwein, von ungefähr 8 Loth, zu sich, begeben sich hierauf in eine äußerst erhitzte Badstube, welche dicht an der Verdämmung befindlich ist, bleiben daselbst eine halbe Stunde, umhüllen sich alsdann mit einem Pelz, steigen in das für sie bestimmte Both, entkleiden sich an dem Orte, wo sie ihre Untersuchungen anzustellen haben, segnen sich dreymal mit dem heil. Kreuz an der Stirn, und steigen endlich nach und nach bis auf den Grund des Wassers hinab. In dieser Verfassung werden sie bald oberwärts, und bald nach unten zu, gezogen, damit sie eine vollkommene Kenntnis von der Beschaffenheit der Verdämmung erhalten, bis sie endlich, um Luft zu schöpfen, sich wieder in die Höhe begeben müssen, da sie denn ihre Häupter aus dem Wasser empor heben, und nach dieser Erfrischung sich wieder in die Tiefe begeben, welche Operation sie so lange wiederholen, bis sie am ganzen Leibe starren und zittern. Darauf eilen sie abermal nach der Badstube, trinken wieder ein wenig Branntwein, steigen abermal in das Wasser, und wiederholen diese Abwechselungen von Wärme und Kälte so lange, bis endlich das Blut aus Nase und Ohren strömt, und sie halb todt in das ihnen beständig nachfolgende Both gezogen werden müssen. Der stärkste Taucher kann auf einmal nicht über 7 Minuten im Wasser bleiben, und nicht über 5mal des Tages die Veränderungen, welche die heise Badstube, das kalte Wasser und der Mangel der Luft mit sich bringen, aushalten. Sowohl er aber, als ein schwächerer, leidet in Ansehung seiner Gesundheit gar sehr. Da insgemein 7 Tage zur Ausbesserung dieser Dämme erfordert werden, so muß ein solcher Taucher, diesen ganzen Zeitraum hindurch, täglich die Folgen der außerordentlichsten Betäubung erfahren. Ihre Gesundheit wird dadurch dermaßen geschwächt, daß keiner das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens erreicht. Keiner ist im Stande, dieses Geschäft über 10 Jahre zu treiben; ja viele müssen schon nach 3 oder 4 Jahren unterliegen, werden wassersüchtig und arthritisch.

Derjenige, welcher täglich zweymal, Morgens und Abends, die Fischwehre untersucht, ob und was

in

in denselben enthalten ist, hat den Namen Bagratschey, und zwar von dem Haken, mit welchem er versehen seyn muß, bekommen. Der Haken ist ungemein spitzig, und an einen sehr langen Stecken befestigt. Mit diesem Haken untersucht der Bagratschey mitten in den Fischkammern, was in ihnen enthalten ist. Ihm sind zween Podbagorschiki beygesellt, welche sich in dem Bothe bey dem Eingange der Kammern befinden, und mit kleinern an einer Handhabe befestigten Angeln, und mit hölzernen Hammern oder Keulen, die man Tschekuscha nennt, versehen sind. Wenn der Bagratschey vermittelst seines großen Hakens einen Fisch entdeckt hat, ergreifen ihn diese mit ihren kleinern, schlagen ihn mit den Hämmern auf die Stirn, und bringen ihn in das Both.

Der jetzt beschriebene Fischfang ist bey den vier Armen der Wolga, nämlich den Flüssen Jwantschug, Tschagan, Uwari und Kumusik gebräuchlich. Von diesen 4 Flüssen haben auch die 4 Ustschugen ihren Namen. Da die Störarten, wenn sie sich von der See in die Wolga begeben, bestimmte Plätze zu ihrem Zug wählen, so nehmen sie besonders im Frühlinge nach gedachten 4 Flüssen ihren Lauf, welches daraus erweislich ist, weil die Ruder vorbeygehender Fahrzeuge unterhalb der Saboika öfters an sie anstoßen.

Die Verdämmung, welche Pereboika oder Kolowa genannt wird, ist von der Saboika sowohl in Ansehung der Kammern, als der ganzen Bauart, unterschieden. Die Pfähle werden allezeit in einer geraden Linie länzs der Breite des Flusses in dem Wasser befestiget, und mit Balken unter einander verbunden. Sie stehen 1 Faden von einander entfernt. In dem Strome, welcher verdämmet wird, läßt man, wie bey der Saboika, einen Raum von $1\frac{1}{2}$ Faden zum Durchgange der Schiffe frey. An dem Orte, wo die Kammer angebracht werden soll, befinden sich zwey Paar der gedachten Pfähle in einem Viereck zusammen verbunden. Jeden Pfahl unterstützt ein anderer von gleicher

Dicke, damit die Gewalt des Wassers keinen Schaden verursache; den Zwischenraum aber füllt ein aus Tannenstöcken verfertigter Zaun aus, welche ungefähr 3 Finger dick, in ihrer Länge mit der Tiefe des Wassers überein kommen, in ihrer Mitte aber und unten mit dünnern Querstöcken, welche durch Weidenruthen zusammen gebunden worden, versehen sind. Der Zaun ist an den Balken vermittelst eines besondern Querbalkens, welcher auf die andern beyde schief zu liegen kömmt, befestigt. Die Kammern, welche man Jsbi nennt, sind nach dem Raum des verdämmten Flusses, der Anzahl nach, verschieden; drey Seiten derselben sind, gleich dem ganzen Damme, von dem Zaune umgeben, und auch die vierte, wenn man sich die Kammern mit dem Laufe des Stromes in einer Lage vorstellt, aber so, daß sie aufgehoben und wieder niedergelassen werden kann. Jenes geschieht vermittelst eines Strickes, der an einer Winde befestigt ist, die an dem mittlern Balken der Kammer angebracht wird; dieses aber, vermittelst ihrer eigenen Schwere, welche angehängte Steine unterstützen. Man läßt ferner ein, aus 2 oder 3 Zoll dicken, kreuzweise einander berührenden Stöcken bestehendes, Gitter auf den Grund der Kammern sinken, an dessen Winkeln sich lange, zum ausziehen bestimmte Stangen befinden. An den Stöcken sind, längst ihrer mittlern Breite, Faden, dergleichen die Schuster sich bedienen, die von dem Grunde, wie ausgedehnte Saiten sich in einen Büschel versammeln, und in diesem Zustande an einen auf die Balken geworfenen Stock gebunden werden. Damit sie sich nicht verwickeln, ist an dem Büschel zwischen ihnen ein Kämmchen, welches die Fischer Grebenka nennen, befindlich. Der solchergestalt mit dem Saitenbüschel in Verbindung stehende Strick ist ungefähr 1 Elle lang, und endiget sich mit einem kleinen hölzernen Haken.

Die

Die Verfertigung dieser Art von Kammern beruhet auf folgenden Gründen. Wenn die Thür derselben vermittelst der Winde in die Höhe gehoben worden ist, wird sie unterhalb ihres untersten Verbandes, welcher aus einem in die Quere mit Weidenruthen umflochtenen Stecken besteht, in der Mitte von einem Balken gestützt, der die Dicke einer Mannshand hat, etwann 1 Elle lang ist, und dessen eine Endung von einem andern Balken gleicher Länge gedrückt wird. Diese beyde Balken welche bey den Fischern Walki heißen, werden also geordnet, daß der untere die Eingangsthür offen haltende in die Quere, der obere aber jenen drückende, in die Länge auf besondern Balken, die sich unterhalb derjenigen befinden, welche die Pfähle verbinden, zu liegen kömmt. Der untere Balken ist mit seinem Bret vermittelst eines lockern Strickes verbunden; das eine Ende des obern hängt mit demselben vermittelst eines festen zusammen, auf das andere aber paßt in der Quere ein kleiner Keil, welcher, damit er nicht herunter springe, an beyden Enden von einem unterhalb des Bretes laufenden Stricke aufgehalten wird, bey der Thür zwar nur mit einem Knoten, an den Seiten aber wird er locker zugeknüpft. In diesen den Keil vom Herunterspringen abhaltenden Strick bringt man jenen hölzernen Haken, der sich an dem obern Ende des Saitenbundes befindet, und zwar so, daß, wenn die Saiten nur im geringsten rückwärts in Bewegung gebracht werden, sogleich auch der Strick, welcher den auf den Balken angebrachten Keil unterstützt, herunter gezogen wird, die ganze Maschine fällt, und die Wirkung davon folgendergestalt erhellet. Wenn der Fisch den Strom herauf an die Verdämmung gelangt mit seiner Schnauze die Möglichkeit durchzudringen versucht, und solche nicht erreicht, so geht er auf den Zaun los, und fällt also natürlicherweise in die Kammer, wo er die in die Quere ausgebreiteten

Haar-

Haarsaiten berührt. Indem dieses geschieht, zieht der von dem Drucke des Fisches hinter sich zurück gezogene Haken den Strick, welcher bisher den Keil an Ort und Stelle erhielt, herunter. Der obere drückende Querbalken wird also los; der untere aber, welcher die Thür hält, und von dem obern kein Hinderniß mehr erfährt, springt nun, von der Schwere der Thür genöthigt, in die Höhe. Diese, da sie nun ihre Freyheit wieder erhalten hat, fällt sogleich nieder, und schließt den Fisch wie in einer Höhle ein. Das auf dem Grunde befindliche Gitter wird, nebst den 4 an seinen Ecken befindlichen Haken, und mit ihm also der Fisch heraus gezogen.

Bey dieser Art der Verdämmung wird der mittlere Raum, wegen des allzu schnellen Stromes, bis zu 1 Faden leer gelassen. Damit sich nun die Fische, weder diejenigen, die auf- noch die, welche niederwärts wandern, desselben nicht bedienen können, wird ein aus hänfenen Stricken zusammen gesetzter Sack angebracht. Es sind dieselben im Anfange 1 Finger dick, bey dem Ende aber um die Hälfte dünner. Der Sack ist ungefähr 4 Faden lang, und hat beynahe die Gestalt einer Mütze, mit einer vierkantigen Endung; übrigens sieht er rund aus, und verengert sich nach vorn an den Seiten der Endung. Wo sich der Sack öffnet, sind aus Weidenruthen verfertigte Ringe, die 1 Spanne von einander ab stehen, vermittelst dünner Stricke angebracht, und an lange bey den Pfählen dieses Zwischenraumes befindliche Haken gebunden, von welchen der erste an die Haken fest angeknüpft ist, die übrigen aber frey sind, und sich in dem Wasser frey bewegen können. Die lezten Ringe, welche mit einem daran gehängten Steine auf den Grund des Stromes dringen müssen, verrichten dieses vermittelst langer daran gebundener Stricke, damit, wenn sich ein Fisch in den Sack begeben hat, durch sie die übrigen mit dem Haken

ten heraus gezogen werden können. Um nun zu erfahren, ob man auf eine gemachte Beute Rechnung machen könne, legt man auf die Oberfläche des Wassers, welches in den Sack fließt, in der Quere ein Bret, welches vermittelst eigener Keile auf die Pfähle paßt. In der Mitte desselben befestiget man einen eichenen Reif, dergleichen man sich zum Binden kleiner Fässer bedient, so, daß das eine Ende desselben seine Richtung nach dem Brete, die andere kürzere und dünnere aber nach dem Sacke zu, hat; an diese bindet man eben solche Haarsaiten, wie bey den Kammern beschrieben worden, welche bereits vorher mit der mittlern Breite des Sackes verbunden seyn müssen, und hängt darein eine kleine hellklingende Schelle. Wenn also ein Fisch in dem Sacke ist, so bewegt er die Saiten, der Reif wird abgebogen, die tönnende Glocke zeugt von der Gegenwart einer Beute, die Arbeitsleute ergreifen die an den letzten Ringen des Sackes befestigten Stricke, und wenn sie alle bey einander haben, so ziehen sie den Sack mit dem gefangenen Fische aus dem Wasser.

Die Pereboika ist nicht so dauerhaft, als die Saboika; denn sie muß alle Jahre von neuem verfertiget werden. Man kann sich ihrer nur 3 Monate lang, nämlich im Sept. Oct. und November, bedienen. So bald die Wolga mit Eis belegt ist, wird sie hinweg genommen, und es geht dabey die Hälfte der Baumaterialien verloren. Sehr oft aber wird auch gar nichts gerettet.

Sechs Arbeitsleute sind zur Zeit dieser Fischerey nöthig, welche abwechselnd Tag und Nacht Wache halten den gefangenen Fisch heraus nehmen, und die Fischfalle wieder stellen. Es schiffen dieselben nicht in Nachen zur Verdämmung, sondern in einem langen Floße; sie haben auch keine Ruder und Stangen, sondern sie ergreifen mit den Händen die Pfähle und Breter, und schieben auf diese Weise das Floß wohin sie

wollen.

wollen. Wenn sie bey einer Kammer angelangt sind, steigen sie die Balken hinauf; und da sich über denselben Breter befinden, können sie sich, ohne viele Mühe, sowohl der Fische bemächtigen, als die Thüren der Kammern wieder öffnen, und die Keile und Saiten, nebst den übrigen Theilen der Maschine, wieder in Ordnung bringen. Die solcher Gestalt lebendig gefangenen Fische werden nun in die Fahrzeuge gebracht, welche, zu diesem Behuf, in ihrer Mitte mit Fleiß durchlöchert sind, und daher in der Landessprache Proreß heißen. Von hier aus bringt man sie entweder auf die Watagen (*) zum Einsalzen, oder erhält sie in eigenen Seen bis zum Winter lebendig. Die Stelle solcher Seen vertreten auch zuweilen blinde Arme der Wolga, welche man in dieser Absicht verdämmet.

Dergleichen Arme der Wolga, welche vor andern eine beträchtliche Tiefe besitzen, und vermittelst eigener Mündungen mit der See verbunden sind, werden zu der ersten Art der Verdämmung, der Sriboika, ausgesucht. Man gewinnt vermittelst derselben eine so große Anzahl Fische, daß man fast nicht Leute genug auftreiben kann, um den Gewinst gehörig zu nutzen. Man rechnet auch wirklich die Einkünfte der Ustschugen auf 50 bis 80000 Rubel, welche das Fisch-Contoir berechnet. Schmale Flüsse hingegen, welche durch eine Tiefe Mündung mit der Wolga selbst verbunden sind, die einen nicht schnellen Lauf haben, und deren eine Seite tiefer als die andere ist, liebt man zu derjenigen Verdämmung, welche Pereboika heißt. Der Grund in derselben muß rein, sandig, nicht lehmig, und mit keinen versunkenen Bäumen, welche die Fischer Kartschi nennen, angefüllt seyn. Insonderheit muß die Beschaffenheit der Mündungen der Flüsse in genaue Betrachtung gezogen, und wohl untersucht werden, ob ihre Tiefe mit der Tiefe der anströmenden Wolga überein stimme; widrigen Falls, oder wenn es durch einen Zufall geschieht, daß nach der bereits veranstal-

teten

(*) Wataga ist ein Hafen an der Wolga, in welchem die von den Fischern gefangenen Fische an den Eigenthumsherrn abgegeben und eingesalzen werden, wo man den Caviar und Fischleim zubereitet, und alle zum Einsalzen gehörige Geschäfte verrichtet. Ich werde weiter unten ein Mehreres davon sagen.

teten Verdämmung die Mündung mit Sand überschüttet wird, sind die darauf verwendeten Kosten allemal für verloren anzusehen.

Die jetzt beschriebene Art von Fischereyen ist in dem Flusse Kama zuerst gebräuchlich gewesen, und man hält einen kasanschen Bischof für den Erfinder davon. Zwischen Astrachan und Zarizin trifft man nur zwey Beyspiele davon an. Das eine, in dem Flusse Jenotawka hinter Tschernaja Griada; und das andere, in dem Flusse Satkowka, bey der Postierung Kaminskaja. Zur Anlegung einer solchen Fischwehr, werden wohl 2 Monate erfordert. Sie kömmt in allem auf 100 Rubel zu stehen. Die dazu nöthigen Holzmaterialien bringt man aus Rußland. Diesen Fischfang mit allen dazu erforderlichen Umständen, findet man Fig. 1283 a) und b) vorgestellt.

Fig. 1283. a) A, die Oeffnung für das Fahrzeug. B, der große Sack in der Mitte des Stroms. C, die 3 Seiten der Kammer. D, die Fallthür, welche aufgestellt ist. E, die Winde, zum Aufwinden der Fallthür. F, der Boden der Kammer. G, der so genannte Kamm, zum Auseinanderhalten der Fäden. H, der Ort, wo die Fäden zusammen gebunden sind. I, Vorstellung der Fäden von dem Boden an, bis an den Ort, wo sie gebunden sind. K, die Aufstellung der Fallthür, vermöge 2 über einander klemmenden Keile.

Ich komme zu den verschiedenen Gattungen von Angeln, als der zweiten Classe der zu Astrachan gebräuchlichen Fischereyinstrumente. Dahin gehört zuerst der Snast. Man versteht hierunter eine gewisse Anzahl mit Angeln versehener Stricke, welche zusammen an einem gemeinschaftlichen Seile verbunden sind. Man nimmt, in dieser Absicht, ein 7 bis 8 Faden langes, und 1 Finger dickes Tau von Hanf, welches die Fischer Chreptina nennen, knüpft an dasselbe andere kleinere, welche die Dicke einer Gänsespule haben, die nicht völlig 2 Spannen lang, und 1½ von einander entfernt sind. An die Enden dieser letztern werden, vermittelst dünner Zwirnfäden, eiserne Haken, welche nach der

Spitze

Spitze zu sehr gekrümmt sind, befestiget. In die Mitte der Krümmung bringt man einen aus Pferdehaaren geflochtenen Strick, an dessen Ende ein Pfropfen befestigt ist, welcher entweder aus Rinde von Weiden, oder Rinde von schwarzen Pappeln besteht, 1 Werschock lang und dick, und entweder viereckig oder rund gestaltet ist, und bey den Fischern Balbirka heißt. Ein solcher in die Quere des Wassers gelegter Strick, an welchem sich 60 Haken befinden, wird Dlinnik genannt; 2 oder 3 Dlinniki aber, wenn sie zusammen gebunden werden, heißen Stschall. Damit leztere, wenn sie in dem Wasser sind, durch die Gewalt desselben nicht aus ihrer Lage verrückt werden, beschwert man die beyden Enden des Querseiles mit Steinhaufen, und von diesen bringt man, zum Zeichen, daß ein Snast vorhanden ist, 2 andere Stricke in die Höhe, welche 2 auf der Oberfläche des Wassers schwimmende Stangen unterstützen. Die Lage der Angeln im Wasser ist folgende. Das Querseil geht bis auf den Grund, und berührt den Sand daselbst; die Pfropfen aber, welche sich in dem Wasser hin und her bewegen, erhalten die kleinen Stricke mit ihren Angeln in die Höhe. Wenn alsdann die auf dem Grunde wandernden Fische durch ihre Krümmungen das Wasser in Bewegung sezen, so geschieht es, daß der leichte schwammige Pfropfen, indem er dem bewegten Wasser folgt, die Angel dem Leibe des Fisches nähert, welcher nun, weil er sich verletzt fühlt, seine Bewegungen verdoppelt, und den Grund zu erreichen sucht; wodurch aber auch die nächsten Angeln vermittelst ihrer Pfropfen in Bewegung gerathen, und der Fisch daher nur noch mehr verwundet wird.

Es giebt dreyerley Arten von Snast. Die jezt beschriebene, und Fig. 1284 abgebildete, wird von den Pfropfen Balbiroschnaja, oder Samalownaja, genannt. Bey der zweyten Art, welche Kuskowaja heißt,

heißt, werden, statt der Pfropfen, in die Angeln kleine Stücke vom Hausen oder Wels zur Lockspeise gesteckt; das Querseil aber geht nicht bis auf den Grund, sondern ist in der Mitte des Wassers befestigt, und mit andern senkrechten Stricken, statt gedachter Stangen, versehen. Man bedient sich ihrer gemeiniglich nur auf den Wataqen. Man fängt auch damit nur Hausen und Welse. Die dritte Gattung führt den Namen Naschiwnaja, weil man nämlich einen kleinen lebendigen Fisch zur Lockspeise an die Angel steckt; wovon ich weiter unten sprechen werde. Auf diese Art werden nur allein Hausen gefangen. Diese Methode ist nur nach dem Meere zu, in den Mündungen der Flüsse vor dem Eisgange üblich. Zwey oder dreymal des Tages, auch, wenn die Fische nicht häufig sind, nur einmal, wird der Snast untersucht. Man wirft nämlich aus einem Fischerbothe einen mit gekrümmten Zähnen versehenen Anker also in das Wasser, daß solcher das Ende des Stschalls zu fassen bekömmt. So bald dieses heraus gezogen ist, befestiget man es an einen an dem Bothe befindlichen eisernen Haken, damit es nicht wieder ausglitschen könne. Der Fischer hebt hierauf das Querseil mit den Angeln in die Höhe, und sammelt dasselbe, gleichsam als wenn er es ausmessen wollte, der ganzen Länge nach, mit den Händen zusammen. Wenn er einen Fisch darin wahrnimmt, schlägt er ihn mit einem Kolben auf die Stirn, und bringt ihn, wenn er klein ist, allein; ist er aber größer, in Gesellschaft eines andern Arbeiters, der sich bey den Rudern befindet, in das Both. Hat er keinen Fisch angetroffen, so wirft er den Strick in das Wasser, ergreift ihn wieder, und fährt also fort, bis der ganze Stschall untersucht ist. Wenn er mit einem fertig ist, so begiebt er sich mit seinem Bothe zu dem nächsten. Sind alle besichtigt, so kehrt er mit den Fischen zu der Pristan (*) zurück,

(*) Pristan sind Oerter, welche mit Niederlag. u. Magaz. versehen sind.

zurück, und legt sie in eine mit Weidenbänden umflochtene Wassergrube, welche Tschetschna genannt wird. Sollte der Fisch, seiner Größe wegen, in der Grube keinen Raum haben, so bindet er ihn mit einem Stricke unter den Kiemen, und wirft ihn alsdann in das Wasser. Sind 10 oder mehr Fische an einem Tage zusammen gekommen, so bringt er sie nach der Wataga, und überliefert sie seinem Herrn.

Man bedient sich dieser Art zu fischen von der Zeit an, da die Wolga vom Eise befreyet wird, bis zur Zeit des hohen Wassers, und nach derselben, bis zum Anfange des Herbstes. Man legt auch im Winter, wenn die Wolga mit Eis bedeckt ist, Snaste aus; doch geschieht dieses nur in den Mündungen derjenigen Flüsse, welche sich in See ergießen, oder auch in der See selbst.

Die zweyte Hauptart der Fischangeln, sind die so genannten Bogen, die in der tatarischen Sprache Karmak heißen, und welche ich, da man vermittelst derselben nur den Weißfisch (Delphinus Leucas *Pall.*) fängt, an seinem Orte beschreiben werde.

Was die dritte Hauptclasse der Fischereywerkzeuge, nämlich die zum Hausen- und Störfange gebräuchlichen Arten von Netzen betrifft: so gehört dahin zuvörderst das Netz, welches Pogonoi genannt wird. Es ist dasselbe mit Löchern versehen, die wohl 1 Spanne von einander entfernt sind, und von Stricken zusammen geflochten, welche die Dicke einer Federpose haben. Es ist 120 Faden breit, und 4 tief. Es hat keinen Sack, und wird weder an seinem Untertheile, noch an dem Stricke, mit einem Gewichte beschweret. Oberhalb wird es längs der Breite an ein Seil befestiget, und an dieses hängt man $1\frac{1}{2}$ Spannen lange, 3 Daumen dicke, und, gegen die Enden zu, dünn auslaufende Stöcke, vermittelst kleiner Stricke, die zum Kennzeichen dienen, ob sich in dem Netze Fische befinden, oder nicht. Sie sind 2 Spannen von einander

ent-

entfernt. Die Fischer nennen sie Tschelzi, und den kleinen Strick, woran sie befestigt sind, Toniok. Man bedient sich dieser Netze, so bald die Wolga vom Eise befreyt ist, und im Herbste, wenn die Hausen, der Winterwohnungen wegen, zu ziehen anfangen. Wenn es ausgeworfen ist, so heben sich die Stecken in die Höhe; sinken sie aber bald hier und bald da hin, so schließt der Fischer daraus, daß sich ein Fisch in dem Netze befinde. Er wirft daher sogleich ein Seil aus, welches er, in dem Bothe schiffend, an einem Flügel des Netzes befestigt hat, ergreift damit das Netz, bemächtiget sich der Beute, wirft jenes abermal aus, und durchwühlt mit dem Stricke in der Hand, die ganze Gegend, welche er sich zum Fischen ersehen hat. Wenn er damit fertig ist, fängt er wieder von vorn an, und wiederholt diese Arbeit wohl zehnmal an einem Tage auf derselben Stelle. Insonderheit begünstiget die Nacht diesen Fischfang. Man fischt auch des Morgens früh, und des Abends spät.

Eine andere Art von Netzen besteht aus zwey verschiedenen, einem weitläuftigen und einem dichten, an den Enden mit einander verbundenen, und wird Sswintschatki, oder Sstetki, genannt. Die erste Benennung hat es von dem Bley, welches dessen unterm Theile, wenn es im Wasser liegt, angehängt wird. Das weitläuftige Netz ist für die großen, und das dichte für die kleinen Fische bestimmt. Jenes heißt in der Fischersprache Riesch, und hat in der Tiefe 8 Löcher, welche Itschai heißen, da dieses mit 24, Tschastik genannt, versehen ist. Die Länge beläuft sich auf 200, die Breite aber nur auf einen Faden. Das die Schwere vermehrende Bley wird an dem untern Stricke in ziemlich dünn geschlagenen Blättchen, bey einem schnell laufenden Wasser häufiger, bey einem sanft fließenden hingegen in geringerer Anzahl, befestiget. An dem obern Stricke befinden sich eben solche Pfropfen, wie

bey den oben beschriebenen Snast, und an beyden Flügeln des Netzes zween andere verlängerte Stricke, davon der eine einen Balken, oder aus Schilfrohr zusammen geflochtenen Büschel fest hält, welcher, wenn das Netz ausgespannt ist, im Wasser schwimmt, und dasselbe aufrecht erhält; der andere wird, in eben dieser Absicht, beym Fischen an das Hintertheil des Bothes angebunden. Wenn nun diese Netze in den Fluß ausgeworfen sind, ergreift der im Bothe sitzende Fischer das letztere Seil mit seiner Hand; und wenn er merkt, daß die Netze zu zittern anfangen, so verfährt er eben so, wie bey den Pogonoi gesagt worden ist, und erreicht auf diese Weise seine Absicht. Die Netze leisten zur Zeit der Ueberschwemmung und im Sommer Dienste. Man wählt solche Flüsse, welche rein sind, und auf deren Grunde keine Baumwurzeln befindlich sind; daher die Fischer im Frühlinge solche zuvor mit alten Netzen genau untersuchen, das ihnen daselbst hinderliche wegräumen, und alsdann erst die neuen Netze auswerfen. Wenn man von dem Netze Sswintschatki das weitläuftige hinweg nimmt, oder auch die Theile des Pogonoi verringert, so entsteht daraus ein anderes Netz, welches im eigentlichen Verstande Sstetka heißt. Mit demselben werden nur einige Flüsse in der Quere unterbrochen, in der Nachbarschaft der See, der Hausen wegen, wenn die Wolga noch nicht völlig von Eise befreyt ist; da es hingegen ihre Arme bey der See sind.

Die Gattung von Netzen, welche Achan genannt wird, ist insonderheit wegen der Feyerlichkeit, mit welcher der Fischfang dieser Art angestellt wird, merkwürdig. Dieses in Gestalt eines Sackes verfertigte Netz, ist länger, als breit; denn es hat 2 Faden in der Länge, und nur 2 Ellen in der Breite. Es ist aus Stricken, die 1 Daumen dick sind, und aus der Rinde des Lindenbaumes verfertiget werden, zusammen geflochten.

Die

Die Mündung seiner Oeffnung ist viereckig, der Boden bauchrund, und an allen Seiten sind lange und dicke Seile. Indem der Sack in die Tiefe des Wassers gesenkt wird, werden die zwey der Länge nach einander entgegen gesetzte Seile locker, damit der Sack mit der einen Seite seiner Mündung, woran auch kleine Gewichte befestigt sind, den Boden vollkommen berühre, die andern beyde aber werden angespannt. Zwey Bothe gehören zusammen, und machen gleichsam nur eins aus. Auf einem jeden rudert der eine Fischer, und der andere wirft auf einem jeden das Netz aus, so, daß solches zwischen den beyden Bothen zu liegen kömmt. Ist solches in der Tiefe, so fassen die Fischer auf beyden Bothen die angespannten Seile mit den Händen. Wenn sie nun merken, daß sich ein Fisch in dem Netze verwickelt hat, so ergreifen sie auch die lockern; und indem sie beyde mit einander ziehen, dadurch aber natürlicherweise die beyden Bothe sich einander nähern müssen, wird die Beute in dem Sack eingeschlossen, mit Haken aus demselben heraus gezogen, und in das Both geschleppt. Man bedient sich dieser Netze nur zu einer Zeit, nur an bestimmten Stellen, und nur allein, um sich der Hausen zu bemächtigen, wenn sich nämlich diese Fische bey herannahender Kälte in ihre Gruben begeben, oder sich schon wirklich in denselben befinden. Wenn nun die Kälte einzubrechen anfängt, schickt der Befehlshaber des Fischcomptoirs an die Aufseher der Utschugen Befehle aus, an allen denen Stellen, wo man Hausengruben bemerkt hat, sowohl ihren eigenen als den gemietheten Fischern zu verbieten, daselbst zu fischen, und die vorbeyschiffenden zu erinnern, daß sie kein Geschrey erheben, am wenigsten aber ein Schießgewehr losbrennen. Nachdem die Aufseher diesen Befehl erhalten haben, entfernen sich die Fischer, und es werden Wachten ausgestellt, welche verhüten müssen, daß die Fische, welche sich zum Ueber-

wintern daselbst niedergelassen haben, nicht beunruhiget werden. An dem Tage, den man dazu bestimmt hat, sich ihrer zu bemächtigen, (wenn man nämlich sieht, daß der Fisch sich öfters in die Höhe gehoben hat und wieder in die Tiefe gefallen ist, welche Zeit gemeiniglich in den Anfang des Novembers fällt,) wird allen Fischern angekündiget, mit ihrem erforderlichen Geräthe auf diesen oder jenen Utschugen zu einer festgesetzten Stunde zu erscheinen. Der Befehlshaber ladet den Tag zuvor viele Gäste, und ins besondere Vornehme von Astrachan, ein, und begibt sich mit denselben nach den Utschugen, wo sowohl sie stattlich bewirthet, als auch die Fischer mit einer Portion Branntwein beschenkt werden, welche, wenn sie einmal zu Leibe ist, der Anlaß einer größern wird, welche diese Leute sich für ihr eigenes Geld zueignen. Am andern Morgen früh begiebt sich der Befehlshaber mit den Zuschauern, und in Begleitung der Hälfte von Fischern, an eine Stelle gedachter Gruben; zu andern fertiget er die andere Hälfte mit Aufsehern über die Utschugen ab. So bald man sich dem bestimmten Orte nähert, wird die Beobachtung einer allgemeinen Stille auferlegt. Ist man nun wirklich dabey, so werden die Bothe mit den Achannetzen eiligst in Ordnung gebracht; man giebt mit einem Flintenschuß das Signal zum Aufbruch, und alsdann gehen alle Bothe, deren gemeiniglich an 300 sind, auf einmal aus. Kaum sind die Netze ausgeworfen, und alle Plätze im Wasser versperrt, so verwandeln die Fischer ihre bisherige Stille in ein allgemeines jämmerliches Geschrey. Die dadurch in Furcht gejagten Fische wollen sich nun bald auf diese und bald auf jene Art retten. Einige begeben sich auf die Oberfläche des Wassers; andere wagen sich nur in die Mitte; noch andere suchen durch die unordentlichsten Bewegungen ihrer Gefahr auszuweichen; alle aber verfehlen das Ziel, und werden von einer Menge

Fischer

Fischer umgeben, welche alle darauf bedacht sind, ihnen den Weg zum Entfliehen abzuschneiden. Nun sieht man ungeheure Maschinen bald sich auf der Oberfläche des Wassers herum wälzen, bald die Bothe der Fischer herum drehen. Hier erblickt man Fischer, die vom Kopf bis an die Füße naß sind, und betrunken ein lärmendes Geschrey erheben. Dort hört man Zank und Lästerworte, die ein Fischer über den andern ausstößt, wenn ein benachbartes Both auf das andere entweder von ungefähr oder mit Fleiß zurennt. Oft bemerkt man auch den Neid, wenn das Glück dem einen größere oder mehrere Fische gegönnt hat, als einem andern. Wenn endlich die Hausen genug beunruhiget und aus ihren Gruben heraus gezogen worden sind, werfen die Fischer die Achane auf die Seite, nehmen die Pogonoi zur Hand, und bemächtigen sich der mit dem Strohme zu entrinnen suchenden Fische. Da wird denn wieder keine Ordnung beobachtet; da rudert ein jeder hin, wo er kann, und so entstehen wieder tausend Zänkereyen, wenn einer dem andern zu nahe kömmt, oder sich gar ihre Netze in einander verwickeln, welches doch unvermeidlich ist, weil eine Stelle solcher bey einander befindlichen Gruben kaum 200 Faden in der Länge beträgt. Die Hausen, welche in einer andern Jahrszeit so stark sind, daß die Kräfte zehn starker Männer erfordert werden, sich nur eines einzigen zu bemächtigen, sind zu dieser Zeit so entkräftet, daß zwey Fischer allein im Stande sind, einen derselben zu bezwingen. Man giebt nicht ohne Grund, als die Ursachen des so stillen Betragens der Hausen dieses an, daß ihre Haut bey angehendem Winter, und während dieser ganzen Jahrszeit, mit einem dicken und zähen Schleim umgeben sey, welchen sie als ein von der Natur ihnen mitgetheiltes, aus ihren eigenen Säften verfertigtes Kleid, welches ihnen in den Wintertagen zur Decke dienen sollte, durchaus nicht verlieren wollen, so

daß sie auch schon als Gefangene sich zu ergeben weigern. Die Russen nennen deswegen diesen Schleim sehr eigentlich einen Pelz. Dieser Fischfang dauert ungefähr 2 Stunden lang. So bald er vorbey ist, begeben sich die Fischer nach der Pristan, laden in Gegenwart ihres Aufsehers ihre Beute aus, und empfangen die verdiente Belohnung. Auch hier geht es ohne Neid, Zank und entsetzlichen Lärm nicht ab. Eine jede Gesellschaft sucht, daß ihr die gemachte Beute zuerst abgenommen werde. Wenn nun einer des andern Both von dem langen Sawosniaschiff, in welches die gefangenen Fische zuerst gelegt werden, abstößt, so fährt der Beleidigte auf seinen Camerad nicht anders als auf seinen grimmigsten Widersacher los, bis es endlich zu Schlägereyen kömmt, die Ruder zerbrochen und die Bothe beschädiget werden, und einer den andern in das Wasser stürzt. An statt daß die nächst dabey befindlichen Fischer diesen Zwistigkeiten wehren sollten, bedienen sie sich vielmehr dieser Gelegenheit zu ihrem Besten, hetzen beyde Parteyen noch mehr zusammen, und schieben sich auf diese Weise mit ihren Bothen weiter. Diejenigen, welche so unglücklich sind, die letzten zu seyn, müssen sich manchmal gefallen lassen, den ganzen Tag über zu warten, bis sie von dem Aufseher abgefertiget werden können.

So bald nun alle Gruben durchgesucht und die darin befindlichen Fische heraus genommen sind, versammeln sich bey denselben abermal Wächter; nnd nach einigen Tagen, wenn von diesen die Anzeige geschieht, daß neu angekommene Fische wieder zu wüthen anfangen, wird der zweyte Fang verordnet, und derselbe zuweilen zum dritten und viertenmal an der nämlichen Stelle wiederholt. Doch geschieht dieses nur alsdann, wenn man einen starken Vorrath von Fischen bemerkt, welches sich nach der Beobachtung der astra-

chani-

chanischen Fischer alle vier Jahr zuträgt; sonst begnügt man sich mit einem zweymal geschehenen Fange.

Hr. Gmelin hat den 3. Nov. 1769 einem solchen Fischfange zugesehen, und versichert, man habe, binnen nicht vollkommen 2 Stunden über 500 Hausen von verschiedener Größe, die meistens von 40 und 50, und einige von 70 Pud, worunter sich aber nur ein Seworuga und ein Stör gemischt hatten, gefangen. Er verwunderte sich über diese entsezliche Menge sowohl, als über die Andacht des damaligen Directors, welcher diese Beute einer Messe zuschrieb, die er zuvor in der Kirche desselben Utschuges hatte lesen lassen.

Auf einer jeden Watage, oder in jedem Hafen, wo das Einsalzen der Fische geschieht, muß ein großes Floß vorhanden seyn, auf welchem die herbey gebrachten Fische aufgeschnitten und ausgeweidet werden. Dieses Floß wird auf Pfähle gesetzt, die im Wasser stehen, mit einem Dache und mit Wänden bedeckt, die aus Holz oder aus Schilf verfertigt sind, so, daß vermittelst leer gelassener Zwischenräume das Wasser überall durchdringen kann. Wo man sparsamer zu Werke geht, vertritt ein großes Schiff, oder auch nur ein Boden desselben, die Stelle des Floßes. Nicht weit von demselben befindet sich ein unterirdischer Keller, in welchen man die zerschnittenen und zum Einsalzen bestimmten Fische legt. Man erwählt dazu allemal einen erhabenen, abhängigen Platz, dergleichen es gemeiniglich auf den Watagen giebt. Nachdem die Erde in die gehörige Länge, Breite und Tiefe abgeschnitten und eben gemacht worden, verfertiget man die Wände entweder von tannenen oder andern Balken. Ueber dieselben legt man, reihenweise, in die Länge und Quere, andere Balken, welche hin und wieder von Pfeilern unterstützt werden, und über diese kommen Breter. Bey dem Eingange in den Keller werden, auf einer oder beyden Seiten, Fächer angebracht, worin man Salz u. d. gl. verwahren kann; in der Mitte der Watagen aber Gruben, von verschiedener Tiefe, doch ge-

meiniglich von 2 Faden in der Länge, und einer Breite, welche man an beyden Seiten mit fest an einander gebundenen Bretern bedeckt. In denselben wird das Salz aufgelöset, und darein die zerschnittenen Fische getaucht. Solcher Gruben giebt es 2 oder 3 in den Kellern. Der Boden der Keller ist mit Bretern versehen, die auf beyden Seiten, nach der Mitte zu, abhängig sind, damit die Salzsohle von den aus den Gruben wieder heraus genommenen, und auf die Breter gelegten Fischen ab-, und wieder in die Sohle zurück laufe. An den Wänden befinden sich auf beyden Seiten Fadenlange Gitter, oder auch längs denselben ein bloßer Zaun, hinter welchen von dem untersten Theile des Kellers an, bis an den obersten, Eis geleget wird. Damit keine Sonnenhitze dieses Gemach berühren könne, wird es rings herum mit Sand überschüttet, und nur ein Raum zum Ein- und Ausgehen übrig gelassen.

Die Arbeiten, welche auf den Utschugen vorkommen, lassen sich in zwey Classen eintheilen. Die eine begreift diejenigen unter sich, welche zu der Verbesserung der Verdämmungen, der Herbeyschaffung der dazu erforderlichen Materialien, der Verfertigung der Zäune, und zu demjenigen, was beobachtet werden muß, wenn die Fische gefangen sind, gehören; die andere aber diejenigen, da Personen nur gewisse Arbeiten übernehmen. Die Taucher, deren oben Erwähnung geschehen ist, haben sich weiter um nichts, als um die Beschaffenheit der Verdämmungen im Wasser zu bekümmern. Die Bazorschiki und Podbagorschiki bemächtigen sich der in die Kammern gerathenen Fische. Die Solilschiki salzen die Fische ein, und werden von einigen Arbeitsleuten, welche die Fische zu diesem Behuf herbey bringen, bedienet. Die Fischfleischer schneiden die Fische auf, nehmen den Rogen heraus, und bringen den Leim auf die Seite. Derjenige, welcher den

Rogen

Rogen einsalzt, wird Ikrianik, und derjenige, welcher den Leim zubereitet, Klischik genannt. Letzterer bekömmt einige Knaben, die Sborschiki genannt werden, zu Handlangern, deren Verrichtung darin besteht, daß sie den aus dem Fische geschnittenen Leim waschen, aufspannen und reinigen.

Die Fische werden, nach Beschaffenheit ihrer Größe, verschiedentlich zerschnitten. Von einem Hausen, welcher das gehörige Maß hat, d. h. von den Augen bis zu dem Ende der Floßfedern des Afters 12 Spannen lang ist, macht man 5 Theile. Den Anfang macht man mit dem Bauche, welchen man Tioschka nennt; alsdann nimmt man den Leim, den Rogen und die Rückensehnen heraus, sondert die dem Bauche anhangenden Seitentheile ab, und giebt ihnen den Namen Miakotnie; hierauf wird der Rücken von dem Schwanze in die Quere getrennt, und von dem Knorpel Chriastschowik genannt. Der Schwanz, welchen man für den fünften Theil hält, heißt Meschalka, weil der Fisch, wenn er schwimmt, denselben beständig bewegt. Ein auf diese Weise in fünf Theile zerschnittener Hausen wird von den Fischern für fünf Fische, welche das gehörige Maß haben, gerechnet. Der Hausen Kopf, Baschka genannt, wird nicht mit gerechnet; man sondert aber von demselben den Gaumen ab, salzt ihn ein, und giebt ihm den Namen Tinnak. Kleinere Hausen werden mit dem Kopfe zerschnitten, und in das Salz gelegt. Man schneidet sie aber von der untern Kinnlade, in die Länge bis an das Ende des Schwanzes, so, daß die Stirn etwas ganz bleibt, oder nur wenig verletzt wird. Auf gleiche Weise verfährt man auch mit den Stören und Sevrugen, wenn sie gleich ihr gehöriges Maß (6 bis 8 Spannen) haben; doch wird allemal der Bauch dieser Fische abgeschnitten, und besonders eingesalzen. Von dem Sfan gebraucht man nur die Hälfte des Leibes;

bes; der Bauch und Kopf werden den Hunden und Krähen zur Speise überlassen. Die Welse werden nur alsdann, wenn sie sich in großer Menge einfinden, auf diese Art erhalten. Man zerschneidet auch die Sfasane; alle übrige kleine Fische aber werden nur ausgeweidet, an der Seite mit 3 oder 4 schiefen, nicht allzu tiefen Einschnitten geöffnet, und also in das Salz gelegt. So bald die Fische zerschnitten sind, bringt man sie in gedachten Eiskeller, und legt sie in die Salzsohle, wo sie im Sommer 2 Tage, im Winter aber nur 1 Tag bleiben. Man nimmt sie alsdann heraus, und legt sie auf den Boden des Kellers, damit die Sohle abfließen könne. Hernach legt man sie in Haufen, und bestreuet sie mit Salz. Die Störe und Sewrugen erfordern alsdann keine weitere Aufsicht. Die Hausen aber bringt man zuerst in kleine Haufen, versieht sie einige Tage lang mit Salz, macht alsdann größere Haufen daraus, und schüttet abermal Salz darauf. Kleine Fische werden eben so eingesalzen, wie die großen, nur mit dem Unterschiede, daß letztere auf dem Boden des Kellers aufgehäuft beständig liegen bleiben, jene aber, nachdem sie genug Salz bekommen haben, in der Luft getrocknet werden; zu welcher Absicht man auf den Watagen eigene Stellagen antrifft, an deren Pfosten und Breter man die Fische büschelweise vermittelst Baststricke befestiget. Auf einen Hausen rechnet man 25, auf einen Stör $7\frac{1}{2}$, und auf eine Sewruga 4 Pfund Salz.

Bey dem Zerschneiden der Hausen, findet man in den größten derselben einen Stein, den so genannten Hausen- oder Belugenstein, den man aber nicht eher bemerkt, als bis man die Rückenknorpel der Länge nach aufschneidet, da denn das Messer daran stocken bleibt. Es liegt derselbe in demjenigen rothen drüsenhaften Fleische verborgen, welches auf dem hintern Theile des Rückgrathes befindlich ist, und bey den Fischen

schen die Stelle der Nieren vertritt, in einem besondern Häutchen, welches das Innere des gedachten drüsigen Theiles einnimmt. Dieses ist, nach Hrn. Pallas Versicherung, dessen wahre Lage; denn einige behaupten, er werde nahe bey dem After, folglich in der Harnblase, gefunden. Auswendig ist derselbe, wenn man ihn frisch heraus nimmt, etwas weich und feucht, wird aber bald an der Luft hart. Auf den Fischereyen bey Astrachan soll derselbe am häufigsten, aber nie größer als ein Hühnerey, vorkommen. Seine Gestalt ist bald oval, bald ziemlich platt, und etwas eingebogen, oder mit einer umgebogenen Ecke, worin er um den Rückenknorpel gelegen hat. Er wird nicht selten gefunden, und gemeiniglich für einen Rubel verkauft. Man hat auch in den größten Stören zuweilen Steine gefunden, welche mit dem Hausensteine einerley Beschaffenheit haben; ja, es sollen dergleichen auch in den großen Barben angetroffen werden. Allem Ansehen nach gehören diese Steine, wegen ihrer knochenartigen Farbe und einförmigen Textur, zu den natürlichen Theilen dieses Thieres. Sie sind, im Verhältniß ihrer Größe, nur von mittelmäßigem Gewicht, lassen sich mit dem Messer, jedoch nicht gar leicht, schaben, brausen aber mit sauern Geistern im geringsten nicht. Unter den russischen Hausmitteln haben sie ein großes, wiewohl unverdientes, Ansehen, und werden zu Beförderung schwerer Geburten, in Kinderkrankheiten und Zufällen der Harngänge, in geringer Quantität geschabt, mit Wasser eingegeben.

Some observations of the Belluga-Stone, by Mr. Pet. Collinson, s. n. 6. Figg. im 2. Th. des XLIV. B. der Philos. Transact. for the months of March-May 1747, S. 451—454.

Von den Fischern auf den Watagen arbeiten einige nur des Sommers über, und fischen vermöge eines festgesetzten Contractes, da sie die Bezahlung nach der Anzahl der gefangenen Fische erhalten. Andere hingegen stehen bey dem Eigenthumsherrn der Watagen, ein

ein ganzes Jahr lang, für einen gewissen Lohn in Diensten. Die erste Art von Fischern trifft man sowohl in den obern Gegenden der Wolga, als zu Astrachan, an; die zweyte hingegen, auf den Watagen nach der See zu. Jene nennt man Pächter, diese aber jährliche Fischer. Die Pächter kommen gemeiniglich aus den russischen Städten nach der Wolga, bringen alles, was zur Fischerey gehört, mit sich, begeben sich, wenn sie mit ihrem Herrn eins geworden sind, zu den ihnen angewiesenen Wässern, errichten sich auf dem Ufer der Wolga, oder auf den Inseln, Fischerwohnungen, bleiben in denselben vom ersten Frühlinge bis in den späten Herbst, treiben auf oben beschriebene Art die Fischerey, und bringen die Fische von Zeit zu Zeit auf die Watagen. Wenn die Zeit der Fischerey vorbey ist, und sie die ihnen zukommende Belohnung erhalten haben, nehmen sie von dem Herrn auf das zukünftige Jahr Handgeld, reisen mit demselben nach Hause, überwintern daselbst, stellen sich beym Aufbruch des Eises wieder ein, und fischen wieder contractmäßig. Beliebt es einem oder dem andern, nicht länger zu dienen, so hat er die Freyheit zu gehen, wohin er will, nur muß er kein Handgeld genommen, noch bereits einen neuen Accord eingegangen haben; denn in diesem Falle ist er verpflichtet, sein Wort zu halten; und es kann nicht leicht eine Gelegenheit Statt finden, wo einer heimlich durchginge, und vielleicht gar das empfangene Handgeld verschleuderte, weil einer für den andern haften muß. Sie drücken diese Verbindung mit den Worten Krugowaja Poruka aus, welches einen im Kreise stehenden Bürgen bedeutet, und unterschreiben den Contract mit der Formel: daß, wenn einer von ihnen diesem geschlossenen Accord zuwider leben würde, alle verbunden seyn, für sein Vergehen zu haften, und statt seiner den Herrn schadlos zu halten. Wenn daher einer krank wird, bringen die übrigen einen

nen andern an dessen Stelle. Es bekommen diese Fischer an 100 Rubel Handgeld; und sie sind dessen sehr benöthigt, weil ihnen ihre Fischereyinstrumente alle Jahr wenigstens 30 Rubel zu stehen kommen, und weil sie bey dem Fischen selbst sich einen Gehülfen halten müßen, welcher die Angeln schärft, die Snaste aufnimmt, rudert u. s. w.

Das Geräth, mit welchem diese Fischer versehen seyn müssen, besteht zuvörderst in einem Bothe, welches ziemlich leicht eingerichtet wird, damit das Rudern nicht so sehr ermüde. Die Mitte derselben wird mit Lindenrinde bedeckt, worauf der Fischer mit seinem Knechte übernachtet. An dem Vordertheile des Bothes ist bey einigen eine Hauskirche im Kleinen, in Gestalt eines Kreuzes, angebracht. In derselben verwahren sie verschiedene Bilder, welche den Erlöser, die Mutter Gottes, oder andere Heilige vorstellen, und vor welchen sie an Festtagen Wachskerzen anzünden, und ihre Andacht verrichten. Insonderheit verehren sie die Apostel, Petrus und Paulus, als ihre Schutzpatrone, weil diese ehemals Fischer gewesen sind. Ferner haben die Fischer wenigstens 50 bis 60 Stschalle, wie auch einen großen und kleinen Kessel, nöthig; in diesem kochen sie ihre Speisen, in jenem aber die Eichenrinde, in deren Lauge sie die aus dem Wasser genommenen Snaste, damit die Stricke vor der Fäulniß bewahrt werden, kochen. Ihre übrigen Werkzeuge sind: das Netz Pogonnyje und Swintschatki, von welchen beyden Gattungen sie ein altes und neues haben; eine Feile, die Angel einzubiegen, und ein, einen kleinen Finger dicker, an seinem Ende durchlöcherter, an eine Handhebe befestigter Nagel, Mtschila genannt, dessen sie sich bedienen, wenn es den Haken an der gehörigen Krümmung fehlt; denn alsdann bringen sie die Spitze der Angel in das Loch des Nagels, und geben ihm auf diese Weise die gehörige Gestalt. End-

lich

lich muß jeder Fischer auch Handschuhe und ein Leder haben, welches, vom Halse bis auf die Knie herab hängend, den Leib bedeckt, und Sapun heißt, womit sie sich, wenn sie auf den Fischfang ausgehen, bekleiden.

Was die Stane der Fischer betrifft, so beobachtet man in denselben folgende Ordnung. Jeder Stan begreift einige Gesellschaften, die den Namen Artel haben, in sich. Eine Gesellschaft besteht aus 2, 4 oder 6 Bothen. Aus allen Gesellschaften wird einer erwählt, den man den Aeltern nennt, und nach dessen Zunamen die Stane ihren Namen erhalten. Dieser Aeltere schlichtet die etwa vorfallenden Streitigkeiten, bestraft die Schuldigen, spricht wegen Diebstähle das Recht, und giebt von dem Zustande des ganzen Stans dem Herrn der Wataga Rechenschaft.

Ein Dieb wird ohne Ausnahme von der Gesellschaft ausgeschlossen. Wer mit Vorbedacht die ausgeworfenen Snaste eines andern als die seinigen untersucht, verliert nicht nur alle diejenigen Fische, die er an demselben Tage selbst gefangen hat, sondern ist noch überdies verbunden, einmal die Snaste seiner Cameraden zu besichtigen, und dieselben ihm, der also diesen Tag auf dem Stan ruhig bleiben kann, als sein Eigenthum zu übergeben. Wird mit Netzen gefischt, und es kömmt einer dem andern außer der festgesetzten Ordnung vor, so zahlt er dem beleidigten Theile für das erstemal 120, für das zweytemal 240, und für das drittemal 480 Kopeken.

Der Preis, welchen die Fischer von den Eigenthümern der Watagen bekommen, ist folgender. Unterhalb Astrachan werden im Frühlinge für einen Hausen von gehöriger Größe 35, für einen Stör 25, für einen Seworugen 6 Kopeken bezahlt; im Herbste kostet ein Hausen 45, ein Stör 35, und ein Seworuga 8 Kopeken. Oberhalb Astrachan bey Tschernoi-Jar kosten im Frühlinge die Hausen und Störe 40, ein Seworuga aber 12 Kopeken; im Herbste ist der Preis eines Hausen 110, eines Störes 70, und eines Seworugen 15 Kopeken. Die im Sommer gefangenen Fische sind den Frühlingsfischen gleich. Die Besitzer der Watagen bey Astrachan lassen für einen eingesalzenen Hausen, der das gehörige Maß hat, 1 Rubel und 30 Kopeken bezahlen; hat er es nicht, so werden 2 kleine für 1 großen gerechnet. Handelt man im Großen, so kosten 100 Hausen 80 bis 100 Rubel. Ein eingesalzener Stör vom gehörigen

hörigen Maße kostet 70 Kopeken, und ein eingesalzener Sewruga 13. Im Großen werden 100 Störe für 65 bis 70 Rubel verkauft; 1000 Sewrugen aber für 140 bis 170 Rubel. Ein frischer Hausen wird im Winter für 120, ein Stör für 25 Kopeken verkauft.

Wenn im Winter das Ufer der See mit Eis belegt ist, daß man es wagen kann, sich auf dieselbe mit Frachtschlitten zu begeben, so verlassen die Fischer die Watagen und eilen dahin. Man rechnet auf 2 Fischer, nebst dem Instrument, welches sie bey sich haben, und den Fischen die sie zurück bringen, 1 Pferd; ist aber an Pferden ein Mangel, so muß 1 Pferd auch wohl 2 Schlitten ziehen. Der ganzen Gesellschaft von Fischern wird ein Attaman vorgesetzt, und zwar ein solcher, der in dieser Art zu fischen einen besondern Ruhm erlangt hat. Dieser ordnet die gehörige Vertheilung der Arbeiten an, bestimmt die Oerter, wo man fischen soll, und dirigirt diese ganze Fischerey, wofür er auch eine größere Besoldung zieht, als die übrigen Fischer, die nur 20 bis 30 Rubel haben, dahingegen er 50 bis 70 bekömmt. Mit diesem Anführer verfügen sich also alle Fischer nach der See, und gehen so tief in dieselbe hinein, als der Raum von drey Horizonten, welche sie folgendermaßen bestimmen, beträgt. Wenn sie von dem Ufer so weit entfernt sind, daß sie nicht das geringste mehr von ihren Watagen, und nichts mehr vom Schilf entdecken können, nehmen sie einen Horizont, den sie Sakroi nennen, an, befestigen daselbst eine hohe Stange in das Eis, und binden oben ein Büschel Heu daran. Von dieser Stange, welche Majak heißt, fahren sie tiefer in die See, bis sie den ersten Majak aus dem Gesichte verloren haben. Sie gehen hierauf abermal weiter, und wenn die zweyte Majakstange, die sie vorher gesetzt hatten, ihren Augen ebenfalls entflieht, bleiben sie stehen, machen ihre Instrumente, deren sie sich nun bedienen, nämlich die Snaste, zu recht, und schicken sich zur Fische-

rey an. Es geschieht selten, daß sie sich noch weiter wagen, und selten wird auch daher die dritte Stange errichtet. So bald die zum Fischen tauglichen Stellen von dem Attaman angezeigt sind, begiebt sich jedes Fischer-Paar an seinen ihm angewiesenen Ort, durchbohrt das Eis an verschiedenen, nicht weit von einander entfernten, Stellen, und bringt, vermittelst einer Stange, den oben erwähnten Snast, Naschivnaja, unterhalb des Eises in das Wasser. Jeder Haken ist mit einem lebendigen Fische (Taran oder Wobla) versehen, so daß er im Wasser lebendig bleiben und sich beständig bewegen kann. Indem sich also die Hausen diese kleine Fische zueignen wollen und auf dieselben schnappen, werden sie gefangen. Jeder Snast ist 50 bis 60 Faden lang; und weil einer nach dem andern in einer gehörigen Ordnung in dem Wasser angebracht wird, pflegt man diese Art des Fischfanges Porädka zu nennen. Jedes Fischer-Paar setzt 10 Snaste aus. Es geschieht zum öftern, daß sich 5 bis 10 Hausen eines einzigen Snastes bemächtigen; manchmal aber fängt sich auch gar nichts daran. Bey dieser Gelegenheit spannt man auch Netze aus, welche nichts anders, als in zween gleiche Theile getrennte Pogonoi-Netze sind, und auf den See-Watagen den mit einem andern bereits angeführten nicht zu verwechselnden Namen Achan führen. In der ersten Stunde nach Mitternacht verlassen die Fischer die Watagen, und begeben sich in die See zu ihren Snasten, ziehen die ihnen zu Theil gewordenen Fische aus dem Wasser, zerschneiden dieselben, ehe sie durch die Kälte allzu sehr verhärtet werden, bringen die Eingeweide weg, laden die Fische auf die Bothe, und führen sie nach den Watagen. Sie kommen aber nicht eher, als in der 9ten oder 10ten Nachmittagsstunde zurück, so daß ihnen zum Ausruhen wenig Zeit übrig bleibt; doch wird allezeit der vierte oder fünfte Tag zu einem Rasttag gemacht.

Bey

Bey der Herbstwanderung der Hausen wird in der See auf eine ähnliche Art und mit den nämlichen Instrumenten gefischt, nur mit dem Unterschiede, daß sich alsdann die Böthe tiefer in die See begeben, und daß sich auf einem Bothe vier Fischer befinden. Jedes Both stellt 30 Reihen Snaste aus, weil alsdann keine Kälte und kein Eis dem Ausziehen der Fische und der Besichtigung der Snaste mehr im Weze steht. Bey diesem Herbstfange der Hausen in der See werden keine lebendige Fische, sondern Stückchen von dem Fleische der Sfasane oder Barbe an der Angel befestiget.

Diese Seefischerey ist die allergefährlichste und beschwerlichste. Denn im Herbste überwältigen die Wellen die Fischerbothe nur gar zu oft, und sie sinken daher; oder es geschieht auch, daß sie genöthiget werden, in die offene See auszulaufen, und die Fischer werden alsdann eine Beute der räuberischen Truchmener. Im Winter sieht es noch gefährlicher aus. Denn wenn ein Südwind entsteht, so dringen die Wellen der See insgesamt auf die Mündung der Wolga los. Das Wasser bekömmt an dem westlichen Strande die Oberhand, und das Eis wird dadurch in die Höhe gehoben. Wenn nun sogleich darauf ein heftiger Nord- oder Nordwest- und Ostwind entsteht, so tritt das Wasser von der Wolga auf einmal wieder zurück, das Eis sinkt ein, und bricht öfters in so ungeheure Stücke, daß ein einziger in die See zurück tretender Eisgang dieser Art einen Raum von 20 bis 50 Werften einnimmt, und vermittelst desselben die Fischer mit allem, was sie bey sich haben, entweder augenblicklich zu Grunde gehen, wenn sie nämlich allzu tief in die See geschleppt werden, wo das Eis geschwinder als in der Nachbarschaft des Ufers aufzugehen pflegt, oder daß dieselben, wenn sie äußerst glücklich sind, nach einem zwey- drey- und viertägigen Kampfe endlich noch das Ufer halb entseelt erreichen. Daher die Fischer, wenn sie, vermittelst ihrer Snaste und Achane, merken, daß sie von dem Eise getrieben werden, nur Achtung zu geben pflegen, nach welcher Seite die Wellen mit ihrer Gewalt dringen. Werden sie gewahr, daß es gerade nach der offenen See zu geschieht, so bleiben sie, wie unbewegliche Statuen, da stille liegen, wo sie einmal sind, und erwarten ihr Schicksal. Vermuthen sie aber, daß sie das

Ufer erreichen können, so schwingen sie sich auf die Pferde, die sie gemeiniglich zur Abführung ihrer Beute bey sich haben, und reiten in vollem Galopp nach derjenigen Seite zu, auf welche der Wind losdringt, in der Absicht, daß, wenn ein Stück Eis, worauf sie ihre Rettung gesucht haben, an das Ufer anprallt, sie zu gleicher Zeit mit äußerster Behendigkeit auf solches überspringen können. Denn sonst würden sie, da das Eis von dem Ufer zurück in die See gestoßen wird, und daselbst nach und nach durch die Gewalt der Wellen zerschmilzt, ihrem Untergange abermal nicht entfliehen. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese so gefährliche Lebensart, welche so vielen das Leben kostet, nur von solchen Leuten angenommen wird, die in das äußerste Elend gerathen, auch oft den Galgen und noch härtere Todesstrafen verdient haben. Wenn sie sich nun einmal dazu haben gebrauchen lassen, stürzen sie sich, weil sie beständig des Vorschusses ihres Herrn benöthigt sind, in eine immerwährende Sclaverey, bey welcher oft die größten Ungerechtigkeiten ausgeübet werden, die nur den Herrn bereichern, den Arbeiter aber in stets noch größeres Elend versenken.

Auf jetzt beschriebene Weise pflegt man auch in dem ersten Frühlinge, wenn die Hausen ziehen, zu fischen; und es ist diese Winterfischerey auch an zwey tiefen und weitläuftigen Stellen oberhalb Astrachan in der Wolga üblich.

Sam. Gottl. Gmelins Reise durch Rußland, 2. Th. St. Petersb. 1774, 4. S. 202, fgg.

Allg. Geschichte der neuesten Entdeckungen, welche von verschied. gelehrten Reisenden in vielen Gegenden des russischen Reichs sind gemacht worden, 2. Th. Bern, 1778, gr. 8. S. 149, fgg.

Man soll den Hausen, wenn er gefangen ist, mit Wein und Milch etliche Tage beym Leben erhalten können.

Frisch wird das Fleisch des Hausen nicht gegessen, weil es zu fett und zu süßlich ist, daher wird es, wie im Vorhergehenden gemeldet worden, eingesalzen. Das eingesalzene Fleisch, welches vom Salze so roth wie der Lachs wird, dem es auch an Geschmacke nichts nachgiebt, ist hart, derb und sehr nahrhaft; es erfordert

zu seiner Verdauung einen guten Magen, und muß einige Tage in Wasser eingeweicht werden, ehe man es sieden und essen kann.

Der eingemachte Rogen des Hausens, und anderer Fische seines Geschlechtes, ist unter dem Namen Caviar bekannt; doch ist der von den Hausen, wegen seines Schleimes, nicht so gut, als der aus den Stören, ins besondere vom Sterlet. Von der Bereitung und dem Gebrauche des Caviars, habe ich bereits im VII. Th. S. 731, fgg. gehandelt.

Das Nutzbarste an den Hausen und den übrigen Fischen ihres Geschlechtes, ist der aus ihrer Luftblase zubereitete Fischleim, welcher Hausenblase, im gem. Leben nur Hausblase, Schwed. Husbläs, Gr. und Lat. Ichthyocolla, Colla piscium, Fr. Colle de poisson, Engl. Ilinglass, im Russ. Rybei Klej, bey den Kosacken Karluk, genannt, und sowohl in der Arzeneywissenschaft, als in verschiedenen Künsten, mit Nutzen angewendet wird. Der von den Stören und Sterleten ist der beste; nach diesem folgt der Sewrugenleim. Der von Hausen ist schlechter, aber im Handel der häufigste. Der allerschlechteste ist der von Welsen. Die Blase, worin der Leim bey diesen Fischen angetroffen wird, ist eben diejenige, welche den andern Fischen zum Schwimmen dient. Eigentlich findet sich diese Blase nur bey den Gräthenfischen, unter den Knorpelfischen aber bloß bey den Acipensern. Hier liegt sie, der Länge nach, unter dem Rücken, und ist auf eine besondere Art mit der Rückensehne verbunden. Wenn der Fisch aufgeschnitten ist, nimt man zuerst den Rogen heraus, hernach aber die Blase, und zieht zuletzt die Sehne ab, wozu einige Gewalt gehört, weil sie sehr fest an den Rücken angewachsen ist. Die Seite der Blase, nach der Sehne zu, ist weiß, nach dem Rogen zu aber schwärzlich. Außerdem ist die Blase nicht, wie bey andern Fischen, in zween Theile getheilt,

sondern einfach, und stellt einen abgerundeten Kegel vor, dessen stumpfes Ende gegen den Kopf, das spitzige aber gegen den Schwanz zu gekehrt ist. Wenn die Blase heraus genommen ist, thut man sie in Wasser, und reiniget sie vom Blute, schneidet sie alsdann der Länge nach auf, und zieht die äußere Haut davon ab. Der weiße Theil dieser Haut geht nicht ohne Schwierigkeit rein ab; mit der schwarzen aber geht es leichter, als welche dichter und fester ist. Hierauf wickelt man die Blase in Leinwand, und knetet sie mit den Händen, bis sie so weich wie ein Teig wird, woraus man hernach Täfelchen macht, mit einem Loch in der Mitte, um sie an Schnüren zum Trocknen aufzuhängen. Bisweilen werden sie auch ungeknetet bloß auf einander gelegt, mit einem nassen Tuche bedeckt, und an die Sonne gesetzt; in diesem Falle werden sie von selbst durch die Sonnenhitze weich. Hernach drückt man sie mit den Händen auf Bretern in kleine Stangen zusammen, verbindet sie an den Enden mit einander, daß sie wie kleine Bratwürste aussehen, und hängt sie zuletzt zum Trocknen an Stricken auf. Dieser Leim muß in einer gemäßigten Hitze getrocknet, und nicht an die Sonne gesetzt werden, sonst springt er. Diejenigen, welche ihn zum Verkauf bereiten, trocknen ihn sehr wenig, damit er nicht zu viel am Gewichte verliere. Allein, wenn er sich lange gut erhalten soll, muß er noch weit mehr getrocknet werden; denn sonst fault er von der Nässe, und wird von Würmern angefressen.

In so fern dieser Fischleim die Eigenschaften hat, das Fleisch wachsen zu machen, auszutrocknen, den Schmerz zu mildern und die Fasern zu erweichen, bedient man sich dessen in der Arzneywissenschaft mit Vortheil bey Hals- und Lungengeschwüren, bey der Ruhr, und als ein Ingrediens zu erweichenden Pflastern. Außerdem gebraucht man ihn bey den Künsten und Handwerken auf unterschiedene Weise. Die Seidenarbei-

arbeiter und Posamentirer bedienen sich desselben, um ihren Arbeiten, Zeugen, und besonders Bändern, einen Glanz zu geben; die Sarschweber, um die Kette ihrer Stoffe damit zu leimen; imgleichen die Schleyermacher, Flor und Gaze damit weiß zu machen. Die Buchbinder brauchen ihn, mit Alaun versetzt, zum Planiren; die Hutmacher, zum Steifen der Hüte. Wenn man ihn mit Candelzucker schmelzen, und zu einem gelben durchsichtigen Leim kochen läßt, erhält man den so genannten Mundleim, Fr. Colle à bouche, dessen sich besonders die Buchbinder zu bedienen pflegen, um die Risse in Büchern damit auszubessern; denn er darf nur mit Speichel benetzt, oder an die Zunge gehalten werden, um die stärkste bindende Kraft zu bekommen; daher man auch Briefe damit zuzumachen pflegt, wozu man einen besondern, mit Zinnober gefärbten, Mundleim hat: s. Th. VI, S. 688. Mit Branntwein giebt er einen sehr fest bindenden Leim, womit man Stücke Glas und Porzellan an einander kitten kann. In dieser Absicht schlägt man die Hausenblase mit einem Hammer zu dünnen Blättchen, schneidet sie in kleine Stücke, und zerläßt sie über dem Feuer in gemeinem Branntwein. Andere lassen sie eine Nacht hindurch in reinem Wasser weichen, schneiden sie hernach in kleine Stücke, lassen sie in anderm Wasser eine halbe Viertelstunde lang kochen, und rühren den Leim währendem Kochen beständig um; alsdann seihen sie ihn durch ein leinenes Tuch, und lassen ihn eine Weile ruhig stehen, um ihn hernach abzuschäumen. Wenn dieser Schaum mit dem Satze mit noch ein wenig Wasser aufgekocht wird, erhält man einen Leim, welcher weit klärer ist, als der erste. Die auf solche Art mit Branntwein aufgelöfete Hausenblase giebt einen so feinen und zugleich so stark bindenden Firniß, daß man die damit zusammen geleimten Fugen zerbrochener Gläser, Tassen ꝛc. kaum entdecken, und

dennoch die Getränke in dergleichen ergänzte Gefäße, ohne Nachtheil, ziemlich warm eingießen kann. Als solchen Kitt oder Leim brauchen ihn auch Orgelbauer, Tischler und andere Künstler. Die Maler und Lackierer mischen ihn ihren Leimfarben bey; auch hat man versucht, künstliche Perlen daraus zu verfertigen. Wie Abdrücke von Münzen vermittelst der Hausenblase zu machen, werde ich im Art. Münze beschreiben.

Von Hausenblase werden auch die deutschen Klosterbilderchen, oder die Heiligen-Bilder, welche sich vom Hauche krümmen, und unter dem Namen der flandrischen Bilder, Fr. Images de Flandre, bekannt sind, verfertiget. Man nimmt nämlich Fischleim, zerschlägt ihn mit einem Hammer, und wäscht ihn zuerst in kaltem, und hernach in laulichem Wasser. Alsdann läßt man ihn in einem neuen Topfe eine Stunde gelinde sieden, bis er so dick wird, daß er auf dem Nagel einen Tropfen macht. Hierauf nimmt man die Form oder Platte, dessen Bild abgedruckt werden soll, reibt sie mit Honig, und umgiebt sie mit Baumwolle, oder bindet rings herum eine Schnur, oder faßt sie mit Wachs ein, gießt den Leim darauf, bis die ganze Form oder Platte damit bedeckt ist, und legt sie an die Sonne. Wenn der Leim trocken geworden, wird das Bild aus der Höhlung von selbst abgehen, und dünn wie Papier seyn. Die feinsten Züge werden abgedruckt, und das Bild glänzend seyn. Will man es gefärbt haben, so färbet man das Wasser, worin der Leim gekocht wird, mit Saffran, Brasilienholze, Fernambuck, indianischem Holze, oder Gelbbeere (Graine d'Avignon), und thut ein wenig Alaun hinzu. Das Wasser darf nur eine leichte Farbe haben, und der Leim nicht zu dick seyn, so wird das Bild desto schöner werden. Soll das Bild golden oder silbern werden, so thut man Muschelgold oder Muschelsilber unter die Hausenblase.

Wie Kupferstiche, vermittelst Hausenblase, so durchsichtig wie Horn zu machen, siehe im Art. Kupferstich.

Von nicht geringerer Wichtigkeit, ist der ökonomische Gebrauch der Hausenblase, da die Köche die meisten Gelees damit verfertigen; s. Th. XVII, S. 71, fgg. auch einige damit den Kaffee, so wie die Weinhändler damit den trüben Wein klar machen, und ihm eine Schärfe im Geschmacke geben. Es wird nämlich die Hausenblase in Wein aufgelöset, und diese Solution in das Weinfaß gegossen. Anfänglich schwimmt sie, wie eine Haut, auf der Oberfläche, nach und nach aber senkt sie sich zu Boden, und nimmt alle grobe Theile mit sich auf den Grund, wodurch der Wein vorzüglich klar und hell wird. Auf gleiche Weise pflegt man auch das Bier damit zu klären.

Man beschuldiget die Hausenblase, daß die damit klar gemachten und genossenen Getränke Blähungen und Grimmen im Leibe verursachen. Diese Beschuldigung hat auch ihren gewissen Grund, so lange das Getränk sich noch nicht völlig gesetzt hat. Allein, wenn es erst klar und hell geworden ist, so schadet die Hausenblase darum nicht mehr, weil sie mit den trüben Theilen des Getränkes bereits zu Boden gesunken ist, und daselbst wie ein dicker Leim liegt.

Der weiße, klare und reine Fischleim, den man in dünnem Kalkwasser erweicht und alsdann gekocht hat, und den man warm gebraucht, wird Orleaner Hausenblase, Fr. Colle d' Orléans, genannt.

Da der Nutzen und Gebrauch der Hausenblase so groß ist, so kann man sich leicht vorstellen, daß der Handel damit nicht geringe seyn müsse. Vor Zeiten waren es die Engländer allein, welche dieselbe aus Rußland holten, und den Handel damit trieben. Seit ungefähr 100 Jahren aber haben sich die Holländer größtentheils dieses Handlungszweiges bemächtigt, indem sie solche von Archangel holen, und weiter, als nach Frankreich, Deutschland ꝛc. verführen. Wenn

die Hausenblase gut seyn soll, muß sie durchsichtig und weiß, ohne Geruch, seyn, und sich leicht brechen lassen, auch, wenn man sie zerbricht, durchgängig einerley aussehen. Auf die Größe und Kleinheit, oder Dicke und Dünnheit der Stücke kömmt es hiebey gar nicht an, indem oft die großen und dicken Stücke eben so schön und besser sind, als die kleinen und dünnen, und hingegen diese letztern manchmal eben so leicht verfälscht sind, als die ersten. Beym Einkauf im Ganzen muß man die Fässer stürzen, indem oft obenauf gute Hausenblase, in der Mitte oder unten aber schlechte und verdorbene gepackt ist, wie sie denn überhaupt von der Luft leicht Schaden leidet, und daher wohl verwahret werden muß. In Holland wird sie pfundweise verkauft, und für gut Gewicht und promte Bezahlung, 1 pro Cent gut gethan.

Seit einigen Jahren ist der Preis der Hausenblase sehr gestiegen. Ehedem konnte man das Pud zu Jaitzkoi-gorodock für 7 bis 12 Rubel kaufen; hernach stieg er auf 20 Rubel; und jezt muß man 30 und mehr Rubel dafür bezahlen.

Wie die Hausenblase zu machen, st. im 76. St. der Hannov. Beytr. z. N. und Vergn. v. J. 1759.

Maniere de faire la colle de poisson, st. im Journ. œconom. Nov. 1763, S. 498, f.

Von der Hausblase, vom Hrn. Collegienrath Müller in Petersburg, st. im 58 und 59. St. der gel. Beytr. zu den Braunschw. Anz. v. J. 1770.

Vom Hausen oder großen Stör, und der Hausenblase, s. den 2ten Jahrg. der Mannigfaltigkeiten, Berl. 1772, 8. S. 81—86 und im 2. Jahrg. der neuesten Mannigfaltigk. 1775, S. 773, f.

Außer den Hausen und den übrigen Fischen ihres Geschlechts, oder den Acipensern, giebt es noch andere Fische, deren Blase voll Leim ist: dieser Leim aber ist bey weitem nicht so gut, wie der vorgedachte, und wird nur zur Verfälschung des ächten gebraucht. Die Fischerey im nördlichen Amerika soll bereits die schönste Art Hausenblase liefern, und zwar in solcher Menge, daß ganz Europa damit versorget werden könnte. Wenn dieses ist, so kann man für die Zukunft wohlfeilere Preise hoffen. Die Engländer nuzen dazu die Schwimmblase von den

den Dorſchen oder Pomuchelu (Gadus Callarias *L.*), und von den Fiſchen, welche an einigen Orten Lengen (Gadus Molua *L.*) genannt werden.

An eſſay of britiſh Iſinglaſs by *H. Jackson*, Lond. 1765.
An account of the discovery of the manner of making Iſinglaſs in Ruſſia, with a particular deſcription of its manufacture in England, from the produce of britiſh Fiſheries. In a letter from *Humphr. Jackson* to Will. Watſon. ſt. n. 5. Figg auf 1 K. T. im 63. B. der Philoſ. Transact. a. d. J. 1773. Lond. 1774. 4. Art. 1. S. 1 — 15.

Es giebt auch gekochte Hauſenblaſe, welche, wenn ſie gut iſt, dem Bernſtein gleicht. Sie kömmt aus Gurjev-gorodok, welche Stadt am Jaik, 10 Werſte über ſeiner Mündung liegt. Doch wird nur wenig gemacht, und daher hört man auch von dieſer Art wenig im Handel ſprechen. Weil ſie ſehr feſt iſt, ſo verdirbt ſie nie. Ihre Zubereitung geſchieht auf folgende Art. Das obere oder ſtumpfe Ende der Blaſe, woran gewöhnlich die Oeffnung iſt, wird mit einem Faden feſt zugebunden; alsdann kocht man ſie in Waſſer, bis der Leim darin völlig aufgelöſet iſt. Währendem Kochen treibt der Leim die Blaſe auf, ſo daß ſie nunmehr rundlich wird, da ſie vorher länglich war. Den ſolchergeſtalt geſammelten Leim gießen einige aus der Blaſe in hölzerne oder ſteinerne Formen von verſchiedener Figur; andere aber laſſen ihn in der Blaſe ſelbſt, von der ſie hernach die Haut abziehen, kalt werden. Dieſer Leim gleicht alsdann dem Mundleim, wie er denn auch auf gleiche Art gebraucht werden kann, da man ihn nämlich nicht zum zweytenmal ſchmelzen darf, ſondern nur mit der Zunge anfeuchtet. Die Tiſchler können zum Holzleimen beyde Arten gebrauchen; zum Klären der Getränke aber iſt der ungekochte beſſer.

Hr. v. Linné meldet, daß die Hzur der Hauſen die vortrefflichſten Kutſchenriemen gebe. Nun iſt zwar nicht zu läugnen, daß dieſelbe wohl zu irgend einem Gebrauche zubereitet werden könnte; denn in

Sibi-

Sibirien sieht man öfters die Ostiaken zur Sommerszeit in Kleidern, die von Störfellen zusammen genähet sind, gehen. Allein in Rußland ist es, wie Hr. Collegienrath Müller versichert, nicht Mode, den Hausen die Haut abzuziehen. Die Haut des Hausens im Eismeere, welche weit stärker und dichter als die Haut des Flußhausens ist, scheint den Hrn. v. Linné zu solcher Meinung veranlaßt zu haben. Gewöhnlicher Weise bedient man sich in Rußland der Wallroßfelle zu Wageuriemen.

Hausen-Blase, siehe oben, S. 469, fgg.

Hausen-Rogen, siehe oben, S. 469.

Hausen-Stein, siehe oben, S. 460.

Hausiren. 1. Waaren von Haus zu Hause feil bieten; in Baiern hossen gehen; Fr. colporter, contre-porter. Hausiren gehen, auf solche Art handeln.

2. Toben, lärmen, poltern; wofür man auch hausen und Haus halten braucht. Im Hause herum hausiren. Der Poltergeist hat entsetzlich hausiret. In Niedersachsen auch in mehr eigentlicher Bedeutung, übel haushalten. Herum hausiren, herum schwärmen.

In beyden Bedeutungen im Niederf. huseeren, im Dän. husere. Es ist vermittelst der ausländischen Endung — iren wie mehrere ähnliche Wörter, von hausen gebildet.

Die Krämer, welche mit ihren Waaren von Haus zu Hause gehen, und dieselben zum Verkauf anbieten, sind unter dem Namen der Hausirer, wenigstens in Deutschland, fast überall bekannt. An einigen Orten, wie im Westphälischen, heißen sie Bund- oder Packenträger, Buttenträger. Weil sie gemeiniglich ihre Waaren in einem Tabulet, d. i. einem aus leichten Bretern gemachten Kasten, oder einem ähnlichen Behältniß, an einem Gurt oder ledernen Riemen am Halse hängen haben, und auf solche Art mit sich herum tragen, heißen sie daher Tabuletkrämer; und wenn sie dieselben in einem Reff, d. i. einem

nem aus dünnen schmalen Hölzern bestehenden Gestelle, auf dem Rücken herum tragen, Keffträger; L. Mercator circumforaneus, Fr. Colporteur, Contreporteur, Haut-à-bas, Porte-balle, Engl. Hawkin, Pedlar oder Pedler. Es gehören dahin: die herum wandernden Italiäner oder Wälschen, welche alle nur erdenkliche Waaren, die an Werthe etwas namhaftes betragen, führen; die Wettergläser- und Raritätenhändler, Murmelthier- Hechel- und Mäusefallenträger, welche gemeiniglich unter den erstern stecken, und Knechte von ihnen sind; die Tyroler, welche mit Citronen, Pomeranzen, Kastanien, allerley Olitäten, Mithridat, Wurzeln u. d. gl. handeln; noch andere, welche Landkarten, Bilder, Kupferstiche, vergoldete Rähmchen ꝛc.; die Tyrolerinnen, welche allerley so genannte kurze, auch kostbare Galanterie-Waaren, silberne Uhren, goldene und silberne Tobaksdosen, allerhand Schwäbisch Gemünd-Silberwaaren ꝛc. hausiren tragen; die Schnee- und Annaberger, welche allerley gebrannte Wässer, öfters auch zugleich allerhand Spitzen, Halstücher, reiche Bänder ꝛc. bringen; die Thüringer, mit allerley Blechwaaren; die Suhler, mit Eisen- und die Sonneberger, mit Steinwaaren; die Schwaben mit allerley Barchetwaaren, Leinwand, Zwillich, baumwollenen Strümpfen, von Weiden geflochtenen Körbchen, und allerley Stroharbeiten; die Böhmen und Pfälzer, mit Glaswaaren; die aus den Pfalz-Neuburgisch- und Eichstädtischen Landen, mit allerhand Bändelwaaren, Schnüren, Spitzen, Borten ꝛc. auch die mit auswärtigem Wein, Branntwein, Gewürze und andern Spezereyen hausirenden, u. a. m. Alle diese Leute, ob sie gleich die Bequemlichkeit der Einwohner in Städten und auf dem Lande zu befördern scheinen, sind zwar weit weniger schädlich, als die Monopolisten, jedoch eine Zunft, welche eine wohleingerichtete Polizey entweder gar nicht, oder nur in

sehr

sehr wenigen und bestimmten Fällen, dulden darf, weil das Hausiren der Wohlfart des gemeinen Wesens, und ins besondere der Aufnahme der Commerzien, oder der Handlung, schädlich ist.

Wenn die Commerzien in Aufnahme kommen sollen, so muß die Regierung nicht allein über die Güte und Tüchtigkeit der zu verfertigenden und zu verkaufenden Waaren Gesetze, Reglements und Vorschriften geben, sondern auch ernstlich darüber halten, daß solchen Verordnungen genau nachgelebet werde. Dieses erfordert nicht allein der gute Ruf und der Debit der Landeswaaren in auswärtigen Ländern, sondern es müssen auch die Unterthanen mit guten Waaren versorget werden, weil sie sonst entweder viele Bequemlichkeiten des Lebens nicht genießen können, oder, zum Nachtheil des Staates, eine Menge Geld für bessere Waaren aus dem Lande führen. Die Hausirer aber kaufen gemeiniglich die wohlfeilsten, und mithin auch die schlechtesten, Waaren auf. Daraus entstehen die schädlichen Folgen, daß die Unterthanen, die solche nicht zu beurtheilen wissen, damit betrogen werden. Sie haben hier keinen Gewährsmann, auf den sie sich bey ihrer Unwissenheit verlassen könnten. Denn bey den Hausirern sind alle Gesetze und Reglements, welche über die Güte und Tüchtigkeit der zu verfertigenden und zu verkaufenden Waaren gegeben werden, vergeblich und ohne Wirkung, weil die Polizey die Hausirer, da sie nicht in Läden und Buden (Boutiquen) ihre Waaren auf dem Markte verkaufen, nicht übersehen, und also bey ihnen solche Gesetze und Reglements durch eine gute Aufsicht nicht aufrecht erhalten kann. Und wenn auch solche Waaren im Lande selbst verfertiget werden, so sollten sie doch nur zur innerlichen Consumtion bleiben, nicht aber in auswärtige Commerzien gehen. Allein, die Hausirer kaufen dergleichen schlechte Waaren im Lande auf; und was sie davon im Lande

nicht

nicht wieder absetzen, verführen sie in fremde Länder, und dadurch verderben sie den guten Ruf der guten und richtigen Landeswaaren, welches denn nothwendig den Commerzien des Landes Schaden thun muß. Dieser Nachtheil wird dadurch noch mehr befördert, daß die Hausirer ihre schlechte Waaren allemal für geringern Preis geben können, als die Kaufleute, weil sie, da sie selbst Leute von geringer Beschaffenheit sind, auf ihre Haushaltung nicht so viele Kosten zu wenden haben, als ein ordentlicher Kaufmann. Wenn also das hausiren gehen erlaubt ist, werden die ordentlichen Kaufleute in ihrer Nahrung sehr gehindert, und sie können selten recht aufkommen. Der gute Zustand der Commerzien eines Landes aber beruhet gar sehr darauf, daß viele vermögende Leute in einem Lande vorhanden sind, die sich mit dem Kaufhandel beschäftigen. Alle Unternehmungen, wodurch die Commerzien blühend werden, erfordern Vermögen, und wo dieses die Kaufleute nicht in Händen haben, können sie unmöglich etwas anfangen, wodurch die Commerzien des Landes vergrößert werden; von dem guten Zustande des Handlungswesens aber hängt die gesegnete Beschaffenheit des Nahrungsstandes lediglich ab.

Viele Käufer, besonders junge Leute und solche, die mit dem Gelde noch nicht recht umzugehen wissen, und nicht die besten Haushälter sind, können den listigen und schmeichlerischen Zuredungen der Hausirer nicht genug widerstehen, sondern lassen sich gar leicht bereden, entweder ihr Geld, welches sie zu vielen andern nöthigen Endzwecken gebraucht hätten, unnütz zu verwenden; oder wenn sie dergleichen Waaren auf Credit nehmen, so gerathen sie in Schulden, die ihnen hernach zu schwer fallen; zu geschweigen, daß dieselben öfters zum Tausch, oder anderm dergleichen Handel, wobey sie abermal großen Schaden leiden, bere-

det werden. Dieses ereignet sich insonderheit auf Universitäten, wo viele Studenten durch die lustigen Tyrolerinnen um das Geld gebracht, und dabey noch zu andern Ausschweifungen verleitet werden. Und wie mancher gutwillige Ehemann hat nicht die Abnahme seines Vermögens und den Verfall seiner Haushaltung bloß der allzu vielen Bekanntschaft seiner eiteln Frau mit den herum laufenden Galanteriekrämern zuzuschreiben!

Der größte Nachtheil, den das hausiren gehen dem Staate zuzieht, besteht darin, daß viel Geld dadurch aus dem Lande geschleppet wird. Alle Hausirer, die mit Galanterie- oder so genannten kurzen, und andern Kaufmanns-Waaren handeln, sind gemeiniglich Fremde, und ihre Waaren ausländisch. Sie entziehen also denjenigen, welche eben dergleichen Waaren im Lande verfertigen, die Nahrung, und dem Lande das Geld. Wenn aber auch solche Waaren, dergleichen die Hausirer führen, nicht im Lande verfertiget würden, und sonst deren Einführung erlaubt wäre, so ist doch ein großer Unterschied, ob derjenige, welcher mit solchen Waaren handelt, seine wesentliche Wohnung im Lande hat, oder nicht. Wohnt er im Lande, so bringt er durch seine Consumtion dem Nahrungsstande wieder Vortheil; sein Gewinst bleibt im Lande, und wenn er Vermögen erwirbt, so gereicht dieses zur Aufnahme der Commerzien. Alles dieses aber fällt bey den ausländischen Hausirern gänzlich weg.

Das Geld, welches die fremden Hausirer aus dem Lande schleppen, trägt das Jahr über nicht wenig aus, zumal, da größtentheils, insonderheit bey den wälschen Galanteriekrämern, ihr Gewinst ansehnlich ist, da der Absatz ihrer Waaren geschwinde geschieht, und sie mithin, durch den vielmahligen Umsatz eines Capitales, auch eben so vielmal die Zinsen davon gewinnen. Viele dieser Leute fangen den Handel mit einem Tabuletkram auf dem Rücken an, und setzen ihn, nach Verlauf weniger Jahre, in einem reichen Galanterieladen fort. Den betrüch-

beträchtlichen Gewinst, der in baarem Gelde besteht, (da unterdessen die einheimischen Kaufleute gemeiniglich ins Buch schreiben müssen,) bringen sie in ihr Vaterland; sie ernähren davon die Ihrigen ganz bequem, lassen sich endlich, als wohlhabende Leute, in ihrem Vaterlande zur Ruhe nieder, bauen oder kaufen sich auch wohl gar die prächtigsten Häuser. Selten wird es sich zutragen, daß ein solcher in Deutschland stirbt, und wenn es ja geschieht, so ist sein Geld doch schon hinweg. Sie haben die Art, alle 2 oder 3 Jahre das eroberte Geld nach ihrer Heimath zu bringen, in der übrigen Zeit aber sich beständig ganz armselig zu stellen, und zu leben.

Uiberhaupt ist es schon Schade genug, wenn alle solche Waaren auswärts, und nicht im Lande selbst, verfertiget werden; man hat daher gar nicht Ursache, ihn dadurch zu vergrössern, daß man auch so gar den Gewinn, welcher aus der Handlung entspringt, an Fremde überläßt, da sich mancher Einwohner im Lande selbst reichlich davon ernähren könnte. Ueberdieß hat weder eine Herrschaft, noch die Unterthanen in dem Lande, in welchem ein solcher Krämer handelt, einen Vortheil von demselben. Der Zoll ist geringe, und das Hausirgeld beträgt auch nicht viel. Dieses ist alles, was sie entrichten haben; denn an Steuern und andern Gefällen tragen sie nicht das mindeste bey; dafür hausiren sie das Land durch, und tragen das baare Geld davon. Dasjenige, was sie übrigens in dem Lande verzehren, bedeutet so viel als nichts, und kann mit ihrem Gewinste in keine Vergleichung gebracht werden. Ja, öfters wird solchen Galanteriekrämern noch das Bürgerrecht, mit der Bedingung, verlattet, daß sie jährlich etwas gewisses pro concessione erlegen sollen; dieses aber heißt den Hausirzettel auf ein ganzes Jahr bezahlen, und die Gebühr davon auf einmal nehmen. Denn diese neue Bürger tragen sonst weiter gar keine bürgerliche Lasten, sie lassen sich nicht häuslich nieder, sondern bleiben, nach wie vor, in der Miethe, und reisen endlich, des Bürgerrechts ungeachtet, mit ihrem erworbenen Vermögen wieder in ihr Vaterland.

Nächst dem Verluste des solchergestalt aus dem Lande gehenden Geldes wird auch auf der einen Seite der Anwachs der Städte dadurch zugleich gar sehr gehindert, und auf der andern Seite wird verursachet, daß die mit gutem Vorbedacht angelegten Jahrmärkte in Abnahme und Verfall gerathen. So lange ein jeder

voraus sieht, daß er in seiner Bude müßig sitzen wird, indem ein Fremder dem Nebenbürger diese und jene Waaren zu allen Zeiten und an allen Orten ungehindert anzuschwatzen, und gewissermaßen aufzudringen, die Freyheit hat, wird es wohl Niemand leicht wagen, mit solchen Waaren einen Handel zu unternehmen. Dieses ist die Ursache, warum es in vielen Städten an dergleichen Waarenlagern fehlt, obgleich mancher dabey sein gutes Auskommen finden würde. Wie weit vortheilhafter aber würde dieses einem Lande seyn! Der einheimische Kaufmann muß die Erlaubniß, mit gewissen Sorten von Waaren handeln zu dürfen, gegen Erlegung eines gewissen Concessionsgeldes auswirken, er kauft oder miethet ein Haus, er führt eine Haushaltung, er verschaffet seinen Nebenbürgern in verschiedenen Stücken Nahrung, er bezahlt alle Abgaben, und sein Geld bleibt im Lande. Der Galanteriekrämer hingegen bezahlt etwa alle 4 Wochen etwas weniges für Zoll und für den Hausirzettel, handelt hernach, wo und mit welchen Waaren er will, und trägt das Geld davon. Ja, andere Kaufleute und Professionisten im Lande dürfen ihre Waaren nur zu Jahrmarktszeiten auf gewisse Tage in andere Städte des nämlichen Landes zum Verkauf bringen; der Galanteriekrämer aber hat für weniges Geld die Freyheit, aller Orten und zu allen Zeiten einen immerwährenden Jahrmarkt halten zu dürfen.

Wie schlecht sieht es nunmehr größtentheils auf den Jahrmärkten aus, und wie weit sind dieselben von der wahren Absicht abgekommen! Ihre Anlegung hatte zum Grunde, daß, weil sowohl Einheimische als Auswärtige auf denselben verkaufen können, dadurch die Waaren wohlfeiler gemacht werden. Denn je mehr Sachen auf den Markt zum Verkauf gebracht werden, desto wohlfeiler werden sie verkauft. Dieser Vortheil war noch mit einem andern begleitet. Der

Land-

Landmann versparte bis dahin den Ankauf seiner Bedürfnisse, weil er wußte, daß er sie wohlfeiler, als sonst, bekommen würde, und damit er das hiezu nöthige Geld aufbringen könnte, brachte er seine Producte zum Verkauf mit. Hieraus entstand ein zweyter Jahrmarkt. Die Menge der zum Verkauf gebrachten Dinge, die Vielheit der Verkäufer, und weil sie theils selbst verkaufen mußten, um andere Sachen wieder dagegen einkaufen zu können, machte auch da einen wohlfeilen Preis, welcher hernach nicht leicht wieder erhöhet weden konnte, indem ein Jeder sich aufgewisse Zeit zur Nothdurft versorgt hatte. Was für einen ansehnlichen Nutzen hatte nicht eine Stadt von den Jahrmärkten. Die Wirthe, Weinhändler, Bierbrauer, Bäcker, bis auf die Tagelöhner, hatten bey dem Verkehr Nahrung und Verdienst, so wie die übrigen Einwohner an den Preisen nicht geringen Vortheil hatten. In solchen Ländern aber, wo den Hausirern frey steht, Städte und Dörfer mit ihren Bedürfnissen von Zeit zu Zeit zu versehen, wird es allemal auf den Jahrmärkten an Käufern fehlen.

Die Gründe, welche man zur Vertheidigung des Hausirengehens vorbringt, sind hauptsächlich: die Bequemlichkeit der Käufer; der wohlfeilere Einkauf; die Erhaltung der einheimischen Kaufleute in den Gränzen der Billigkeit und der Mangel an solchen Waaren bey den Kaufleuten des Ortes. Wir wollen sie näher beleuchten.

Die Bequemlichkeit der Käufer, welche man zum Vortheile der Hausirer anführt, verdient vielleicht kaum diesen Namen. Es ist auf der andern Seite eben so viel Unbequemlichkeit dabey, sich von allerley Leuten überlaufen zu sehen, deren Waaren man gar selten nöthig hat; und die Unbequemlichkeit wird vergrößert, weil die Sicherheit des Hauses dabey leidet.

Da die Hausirer größtentheils aus liederlichem Gesindel bestehen, welche dadurch einen bequemen Vorwand bekommen, frey in alle Häuser herein zu gehen, so sind sie nicht selten geneigt, Waaren aus den Häusern mit zu nehmen, welche sie nicht hinein gebracht hatten, worin man der Kinder Israel vorzügliche Geschicklichkeit rühmt. Man kann aber in einer Haushaltung unmöglich alles in Beschlusse haben.

So leicht der zweyte Einwand, daß man bey dem Hausirer wohlfeiler einkauft, als bey einheimischen Kaufleuten, dadurch gehoben werden könnte, daß man vielleicht noch wohlfeiler auf ordentlichen Jahrmärkten einkaufen würde: so ungegründet ist derselbe an sich schon, indem sich fast allemal das Gegentheil finden wird. Man wird mehrentheils alles theuer genug bezahlen müssen; und wenn man auch glaubt, etwas wohlfeiler, als sonst der Preis ist, bekommen zu haben, so wird dieses gewiß von dem Unterschiede in der Güte der Waaren herrühren. Zuweilen geschieht es auch, daß ein Galanteriekrämer etwas von seinen Waaren unter dem Preis läßt; allein man bedenkt nicht, wie hoch man von ihm andere Waaren angenommen, und daß er von diesen schon einen solchen Profit gezogen habe, daß er ganz wohl mit einem Stücke weit herunter gehen könne. Bey einheimischen Kaufleuten hingegen hat man den Vortheil, daß sie einen so leicht nicht übervortheilen, und daß man, wie ich bereits erwähnt habe, für die Güte der Waare doch einigermaßen noch einen Bürgen hat. Was für ein großer Unterschied ist nicht öfters überdieß in der Bezahlung der einheimischen Kaufleute und der Galanteriekrämer, da diesen das Geld sogleich baar bezahlt wird, jene aber öfters lange nachborgen müssen; so daß sie genöthigt sind, bei dem Verkauf die Zinsen mit in Anschlag zu bringen, und daher nothwendig die Waare etwas über den gewöhnlichen Preis steigen muß!

Drit-

Drittens ist es nichts weniger, als daß die einheimischen Kaufleute durch das Hausiren der Fremden in den Gränzen der Billigkeit gehalten werden sollten. Wenn man aber auch solches zugeben will, so folgt ja von selbst, daß man diesen Endzweck weit vollkommener durch die Jahrmärkte erreichen könnte, auf welchen sich eine Menge dieser Leute alsdann gewiß einfinden würde. Denn wollte der einheimische Kaufmann weder vorher, noch zur Zeit des Jahrmarktes in seinen Preisen billig seyn, so würde nicht er, sondern der Fremde verkaufen; da er aber hievon leben muß, so würde er sich gewiß bequemen müssen.

Eben so leicht ist auch der vierte Einwand, da man sagt: „Bey der Kaufmannschaft in einem Orte kann man nicht allemal diese und jene Waaren haben, daher muß man sich an die Hausirer wenden," zu widerlegen. Sobald eine Kaufmannschaft in dem Lande weiß, daß das Hausiren verboten ist, und sie also vor dergleichen Leuten auf eine sichere Art etwas unternehmen kann, wird sie nicht den geringsten Anstand nehmen, das benöthigte Geld darein zu stecken, sondern von Zeit zu Zeit dafür zu sorgen, alle diese Arten von Waaren in beständiger Bereitschaft zu haben; und wenn ja einmal etwas fehlen sollte, so wird es gewiß nur in Kleinigkeiten bestehen. Indessen aber könnte mit solchen Stücken, welche etwa bey den Kaufleuten im Lande nicht sonderlich zu haben sind, das Hausiren noch wohl verstattet werden; nur müßte es nicht gar zu häufig geschehen.

So gewiß es ist, daß, wie bisher gezeigt worden, das Hausirengehen einen schädlichen Einfluß in die Bevölkerung des Landes, in Anlegung der Manufacturen und Fabriken, in Emporbringung der Commerzien, in Aufnahme der Jahrmärkte, ja selbst in Ansehung der herrschaftlichen Landesintraden hat: so kommen doch

verschiedene Umstände vor, welche verursachen, daß man das Hausirengehen nicht wohl überhaupt und ohne alle Ausnahme verbieten kann. Es kömmt hier vieles auf die Beschaffenheit des Landes an, ob dasselbe ein großer oder mittelmäßiger, oder aber ein kleiner und in enge Gränzen eingeschlossener Staat ist; ob die Hausirer Fremde oder Einheimische, und ihre Waaren ein- oder ausländisch, ob sie nothwendig und nützlich, oder entbehrlich oder gar schädlich sind; ob das Hausiren in den Messen und Märkten, oder auch außer diesen Zeiten, und ob es bloß in den Städten oder auch auf dem Lande geschieht. Diese und andere dergleichen Umstände sind es, welche die Polizey zu untersuchen hat, wenn sie das Hausiren nach guten Gründen entweder verstatten, oder verbieten und einschränken will. Ich muß dieses etwas näher und umständlicher ausführen. Da die Polizeyanstalten und Gesetze wegen des Hausirens sowohl in den königl. preußischen Staaten als in den Churfürstenthümern Hannover und Sachsen gar vortrefflich sind, so trage ich kein Bedenken, solche als Muster anzuführen, und sie hier zum Grunde zu legen.

1. Es muß der Hauptgrundsatz fest stehen, daß das Hausirengehen so wenig den einheimischen als auswärtigen Handelsleuten, von was für Art dieselben seyn mögen, weder in den Messen und Jahrmärkten, noch außer dieser Zeit, und weder in den Städten noch auf dem Lande ordentlicher Weise zu erlauben ist. Dieses ist der allgemeine Grundsatz, von welchem die nachfolgenden besondern Grundsätze als bloße Ausnahmen zu betrachten sind. Diesen Hauptgrundsatz muß die Polizey allemal vor Augen haben, wenn sie die Ausnahmen davon bestimmen will.

2. Alle Handelsleute und Krämer, fremde und einländische, Christen oder Juden, müssen in den Messen und Jahrmärkten, die sie besuchen dürfen, ihre Waaren

ren nur allein auf öffentlichen Marktplätzen, in den dazu aufgeschlagenen Boutiquen und Läden, mit Beobachtung der an jedem Orte eingeführten Meß- und Marktordnung, und der zum Verkauf ausgesetzten Stunden verkaufen, und dürfen neben ihren Boutiquen und Läden mit ihren Waaren nicht in den Städten herum gehen, und sie von Hause zu Hause feil bieten.

Zuweilen findet man nöthig, ein und andere fremde Krämer, wenn sie den einländischen keinen Abbruch thun, von dieser Regel auszunehmen. Also wird in Schlesien den Augsburger Bilderkrämern mit Landkarten und ihren gewöhnlichen Bilder- und Bücherwaaren, ingleichen den Hechelträgern mit Hecheln, Mäusefallen und dergleichen Waaren, wie auch den Verkäufern der optischen und Wettergläser, das Hausiren zur Zeit der Jahrmärkte der schlesischen Städte verstattet. es dürfen sich aber diese Leut nicht unterstehen, einige andere Arten von Waaren, als welche ihnen nach ihrer Art eigen sind, und zu vorgenannten Klassen gehören, bey Confiscation derselben, herum zu tragen. Und damit sie wegen der erhaltenen Erlaubniß sich gegen die Polizeybedienten legitimiren können, müssen sie bey derjenigen Kammer, unter deren District sie ihr Waarenlager haben, jährlich einen Erlaubniß- (Licenz-Zettel,) oder so genannten Hausirzettel, gegen Erlegung der verordneten Gebühren für die Landesherrliche Kasse und Kanzeley, sich ertheilen lassen, und außerdem solche Waaren gehörig verzollen und veraceisen.

Auch verstattet man den einländischen Krämern, Marktziehern und Handelsleuten, die im Lande angesessen sind, oder doch einen beständigen Wohnsitz darin haben, das Hausiren zu Jahrmarktszeiten in dem Falle, wenn an dem Orte des Jahr-Marktes kein Negociant vorhanden ist, der dergleichen Waaren zum Verkauf führt. Sie müssen sich aber in Schlesien wegen ihres Domicilii innerhalb Landes bey dem Magistrat und der Acciscasse des Ortes gebührend legitimiren; da sie denn außer ihren Standplätzen die bey sich führenden, in loco nicht zu bekommenden, richtig verzollten und veraceiseten, mithin zu dessen Beweis gehörig besiegelten, Waaren daselbst in den Jahr-Märkten, außerdem aber nicht, den Einwohnern in ihren Häusern verkaufen können, ohne dieserhalb einen Hausirzettel lösen zu dürfen. Dabey ist aber den Zoll- und Acciscbedienten ernst-

lich aufgegeben, dahin zu sehen, daß solche Verkäufer wirklich im Lande domiciliiret seyn, und Niemanden in loco durch den Hausverkauf Nachtheil zugefüget werde. In dieser Absicht müssen auch die zum Hausiren in obgedachtem Falle frey bleibenden Waaren gleich Anfangs bey der Eröffnung ihnen auf dem Thor- und Zollzettel besonders notiret werden, mit der Warnung, daß, wenn sie sich dessen auch mit andern in loco zu bekommenden Waaren gleichfalls unterfangen würden, sie dafür mit deren Confiscation ohne Nachsicht bestrafet werden sollten.

3. Es muß jedoch für kein verbotenes Hausiren gehalten werden, wenn fremde oder einheimische, die Messe oder den Jahrmarkt besuchende Herrschaften einen Meß- oder Marktfieranten, fremden oder einheimischen, mit einigen Waaren zu sich in das Haus rufen lassen, um dieselben vor dem Einkaufe besser besehen zu können. Dieses ist eine Freyheit, welche nicht wohl zu versagen ist. Nur muß der gerufene Verkäufer, sobald er von dem Käufer dimittirt ist, wieder zu seiner Boutique gehen, keineswegs aber mit solchen Waaren bey andern Häusern ansprechen. Letzteres ist für ein verbotenes Hausiren anzusehen, und mit der Confiscation der Waaren zu bestrafen.

4. Außer den Messen und Märkten muß zwar ordentlicher Weise das Hausiren den Kauf- und Handelsleuten, einheimischen oder fremden, Christen oder Juden, nicht verstattet werden; es giebt aber zuweilen Fälle, wo man von dieser Regel abgehen muß. Wenn z. B. wie ich bereits oben erwähnt habe, ein und andere Professionen, oder Sorten von Waaren, dem Lande, und insonderheit dem Landmanne unentbehrlich, selbst aber dergleichen Professionisten oder Waaren im Lande entweder gar nicht, oder nicht in zureichender Anzahl vorhanden sind: so sind solches Umstände, wo obige Regel eine Ausnahme leidet.

Man gestattet aus diesen Gründen in Schlesien, daß die Scheerenschleifer, die Pferdeleger und Viehschneider, und die Siebmacher mit Sieben und Siebwaaren, in Städten und

auf

auf dem Lande, in und außer den Jahrmarktszeiten hausiren dürfen. Sie müssen sich aber zuvörderst bey der Kammer mit gültigen Attestaten der Grundobrigkeiten ihres Geburtsortes oder Domicilii, wegen ihres Wohlverhaltens und unverdächtigen Betragens, so wie alle andere befreyte Hausirer, gehörig legitimiren, und darauf mit einem Licenzzettel, gegen Entrichtung der Gebühren, versehen lassen. Sind aber in ein oder andern Städten einige Schleifer selbst wohnhaft, so wird den fremden das Hausiren nicht uneingeschränkt und zu aller Zeit, sondern in solchen Fällen nur in den Jahrmarktszeiten verstattet; wo sie denn auch das im Tariff bestimmte Tagegeld, im gleichen die Accise von den bey sich führenden Messern und Scheeren, besonders entrichten müssen; dagegen wird bey Ertheilung des Licenzzettels jedem ein Junge zum Verschicken frey gegeben. Ferner werd den Augsburger Bilderkrämern ebenfalls erlaubt, mit katholischen geistlichen Büchern, Bildern, Crucifixen, Agnis Dei und Rosenkränzen, die Geistlichen und Klöster auf dem Lande zu besuchen, und daselbst solche Waaren, keinesweges aber einige andere, unter obige Sorten nicht gehörige, zu verkaufen. Die ihnen zu ertheilenden Licenzzettel müssen auf solche Freyheit besonders eingerichtet, und die Gebühren nach der Taxe entrichtet werden. Diese und übrige vorgenannte Hausirer sind überdem verpflichtet, ihre Waarenlager in einer accisebaren schlesischen Stadt zu halten, und sämtliche Waaren gehörig zu veraccisen und zu verzollen. Wenn einige von solchen Professionisten darthun, daß sie wirkliche Landes ingesessene sind, und mit ihren Familien wirklich im Lande wohnen, werden ihnen die Hausirzettel unentgeldlich ertheilt. Wofern aber einige von vorgedachten vier Arten der Professionisten und Hausirer sich aus der Fremde mit ihren Familien in Schlesien und der Grafschaft Glatz niederlassen, mithin sich entweder gleich possessionirt machen, oder zulängliche Sicherheit, daß sie nach erspirirten Freyjahren nicht wieder davon gehen werden, stellen: so werden ihnen nicht allein die freyen Licenzzettel, sondern auch auf dem Lande die Freyheit vom Nahrungsgelde auf 5 Jahr, in den Städten aber die andern Künstlern und nützlichen Professionisten versprochenen Beneficia zugestanden.

Weil im Hannöverischen verschiedene Krämer und Hausirer durch Nachsicht der Obrigkeit Gelegenheit gefunden, durch Erkaufung des Bürgerrechtes den Schleichhandel ungescheut zu treiben: so wird nunmehr, nach dem hannöver. Hausir-

edict, Art. 3. die Besetzung in den hannöverischen Landen ohne der Landesregierung ausdrückliches Genehmhalten von keiner Obrigkeit gestattet, auch dieselbe unter keiner andern Bedingung zugelassen und erlaubet, es wäre denn, daß ein solcher Handelsmann ein eigenthümliches Haus ankaufte, darauf wenigstens die Hälfte erweislich sofort bezahlte, ferner die gewöhnlichen Abgaben für Gewinnung des Bürgerrechtes ꝛc. bey seinem Antritt in einer Summe völlig berichtigte, auch sich überdem gerichtlich anheischig machte, mit den Seinigen im Lande zu bleiben, und wie überhaupt allen Landesgesetzen, also auch ins besondere den wegen des Schleichhandels und Hausirengehens publicirten Verordnungen in allen Stücken auf das genaueste nachzuleben.

Wenn also diejenigen Waaren weder im Lande fabriciret werden, noch bei den Kaufleuten des Ortes für Geld zu haben sind, welche die Hausirer führen, so ist das Hausiren allerdings zu erlauben. Denn in solchem Falle haben es sich die Kaufleute selbst beyzumessen; und es ist billig, daß man den Einwohnern die Gelegenheit gönne, daß sie sich mit Bequemlichkeit damit versorgen können, damit sie nicht nöthig haben, solche mit Kosten von andern Orten kommen zu lassen. Unterdessen muß das Polizeydirectorium von diesem Umstande vollkommen versichert seyn, ehe es die Erlaubniß zu dem Hausirengehen ertheilt. Diese Erlaubniß muß auch allemal von der Polizey abhängen, keinesweges aber von den Accisebedienten. Denn ob gleich die Accise auf dergleichen Leute nicht unbillig ist, so muß doch die Erlaubniß darauf nicht ankommen. Die Accisebedienten aber sind unfähig die Erlaubniß zu ertheilen, weil es hiebey auf die Einsicht in den Zusammenhang des Nahrungsstandes, und auf die Polizeygrundsätze ankömmt, worin sie große Fremdlinge sind; daher können die Accisebedienten die Abgabe nicht eher annehmen, als bis die Erlaubniß von der Polizey vorgezeiget wird.

Zweytens ist daß Hausiren auch in Ansehung derjenigen Lebensmittel zu erlauben, welche die Landleute zu

Markte

Markte bringen, und die sie freylich ohne ihrem Nachtheil nicht wieder mit zurück nehmen können. Allein auch hier erfordert die gute Ordnung, daß dieses nicht eher, als nach einem gewissen Glockenschlage, z. B. nach 11 oder 12 Uhr Mittags geschehe. In einigen Städten wird der Markt zu einer gesetzten Stunde ordentlich ausgeläutet, oder man steckt vor dem Rathhause oder an einen Pfahl auf dem Markte eine auf einer langen Stange befestigte kleine Fahne, oder anstatt derselben das aus Blech geschnittene Stadtwappen aus, und sobald diese Zeichen weggenommen werden, hat der Markt ein Ende, und die Landleute dürfen alsdann, was sie noch nicht verkauft haben, in der Stadt herum tragen. Wenn die Landleute, anstatt sich auf dem Markte zu setzen, sich sogleich zum Hausirengehen vertheilen, so kann niemals ein rechter Marktpreis entstehen. In manchen Häusern sieht man einen Groschen nicht an, die Verkäufer berufen sich auf diesen Preis; und man giebt also von Seiten der Einwohner selbst zu einer Vertheuerung Anlaß. Es würde auch aus solchem Hausiren ein schädlicher Vorkauf entstehen. Diejenigen Einwohner, welche nahe an den Thoren wohnen, würden den Landleuten aufpassen, und alles vorweg kaufen; andere würden dieselben durch kleine Gefälligkeiten an sich locken, so daß sie allemal zuerst bey ihnen anfangen, ihnen ihre Waaren anbieten, und vorzüglich vor andern verkaufen müßten, welches vielen andern Einwohnern nothwendig zum Nachtheil gereichen würde. Jedoch die Umstände des Ortes sind bisweilen so beschaffen, daß man solchen Verordnungen nicht sogleich Einhalt thun kann, sondern es werden allerhand Vorbereitungen und Umwege erfordert, um die Sache zu ihrem abgezielten Endzweck einzuleiten. Ueberhaupt kann man es als eine Regel ansehen, daß das Hausirengehen mit Victualien, außer besondern Umständen, nicht zu verbieten

bieten ist. Denn hier fallen die meisten Gründe, in Ansehung der Commerzien, der Kaufleute, und des Ausflusses des Geldes hinweg. Doch müßten alle diejenigen, die damit hausiren gehen wollten, ihren Namen und die Art der Lebensmittel aufschreiben lassen, und einen Hausirzettel lösen; dieses würde sehr dienen, sie von den Betrügereyen abzuschrecken; weil diejenigen, welche sie betrogen hätten, alsdenn ihren Namen sofort bei der Polizey erfahren können. Und daß die Hausirer nicht ferner betrügerische und verfälschte Victualien verkauften; könnte die Polizey leicht durch ein Paar schreckende Strafbeyspiele vermitteln.

Außer denen Lebensmitteln, welche die Bauern zu Markte zu bringen pflegen, giebt es noch andere Victualien, welche von andern Leuten verkauft werden. Wenn diese in gewisse Handwerke oder Professionen einschlagen, so ist das Hausiren mit denselben ordentlicherweise nicht zu gestatten; nur besondere Umstände können solches zulassen. Die Fischer dürfen also mit ihren Fischen, die Bäcker mit ihrem Brod, und die Fleischer mit Fleisch, eigentlich nicht hausiren gehen; noch weniger ist solches andern, die nicht von diesen Handwerken sind, zu gestatten. Doch kann wegen der Bequemlichkeit der Einwohner, wegen des geschwindern Absatzes der Waaren, und wegen der besondern Beschaffenheit derselben, zuweilen ein Ausnahme von der Regel Statt finden.

So ist z. B. in der Mark Brandenburg erlaubt, mit frischen Fischen, welche die von Adel und die Beamten bey den Seen oder Teichen selbst nicht los werden können, imgleichen mit trocknen und eingebökelten Fischen zu hausiren. Den in den Accisestädten wohnenden Bäckern ist erlaubt, ihre aus versteuerten Mehl gebackene Semmeln und Franzbrod, auch gesottene Bretzeln in und außer den Städten, wenn diejenigen, die solche herum tragen und verkaufen, mit Accisepassierzetteln versehen sind, so gut sie können, zu verkaufen. Eben so ist auch das Herumtragen des Wildbretes, Federviehes ꝛc. wohl zu gestatten.

Da die Aufnahme der Manufacturen und Fabriken, insonderheit derjenigen, welche erst neu angelegt worden, großen Theils auf den baldigen und starken Debit ihrer Waaren ankömmt: so pflegt man, zu Erreichung dieses Endzweckes, das Hausiren mit dergleichen Manufactur- und Fabrikwaaren zu verstatten.

Also ist in der Mark Brandenburg erlaubt, mit Kupfer- und Messingwaaren, auch mit den von neu angesetzten Scheeren- und Messerschmieden zu Neustadt-Eberswalde verfertigten und mit einem Adler gezeichneten Eisenwaaren, in Städten und auf dem Lande zu hausiren, wenn sie das Messing von der Hegermühle und Neustadt-Eberswalde, die kupfernen Waaren aber aus einer märkischen oder magdeburgischen Stadt nehmen; jedoch müssen alle solche Kupfer- und Messingwaaren mit dem verordneten doppelten Stämpel, bey Verlust derselben, gezeichnet seyn, die Kesselführer auch selbst dazu sich bey der churmärkischen und magdeburgischen Krieges- und Domänenkammer gehörig verpflichten lassen. Mit dem in der Grafschaft Mark verfertigten Sensen und Futterklingen ist hingegen das Hausirengehen verboten.

Eben so wird in den hannöverischen Landen das Hausirengehen oder fahren mit Salz von den einländischen Salzwerken, wie auch den von den einheimischen Glashütten bestellten Glaskrämern, wenn jene sowohl, als diese, sich durch obrikeitliche Pässe legitimiren, imgleichen mit den im Lande verfertigten Porzellan- und Töpferwaaren, verstattet.

Selbst denen auf dem Lande wohnenden Bauern und andern Leuten, welche gewisse, insonderheit zur Landwirthschaft gehörige, Waaren und Werkzeuge, als: eiserne Nägel, Breitbeile (Barthen), Aexte, hölzerne Mulden, Kornschaufeln und dergleichen hölzernes Geräth, verfertigen, wird das Hausiren damit, wie auch mit dem selbst verfertigen Linnen, gewonnen Flachs, von ihnen erweislich gestrickten Strümpfen, Mützen ꝛc. in den hannöverischen Landen verstattet, weil diese Leute solche Waaren sonst nicht würden in Handel bringen können. Im Brandenburgischen wird das Hausiren mit Sieben, Mulden, Sensenbäumen, Kobern, Schachteln,

teln, hölzernen Schippen, Spaten, Kellen ꝛc. gleichfalls verstattet. Es kann auch soches gar wohl erlaubt werden, weil dadurch den Handwerkern eben kein Nachtheil zugezogen wird, indem solche Waaren zu keinem besondern Handwerk zu gehören scheinen; außer was die eisernen Nägel, Barthen und Aexte betrifft, welche zu verfertigen vielleicht nur im Hannöverischen den Dorfhandwerkern erlaubt ist, da sonst in andern Ländern solche Eisenwaaren bloß den städtischen Handwerkern zustehen, mithin auch diesen zum Nachtheil das Hausiren damit nicht wohl zugelassen werden kann.

§ Das Hausirengehen auf dem Lande ist allen Handelsleuten, Juden und Christen, auswärtigen und einheimischen, schlechterdings zu verbieten.

Doch ist in Schlesien den einheimischen erlaubt, auf Verlangen einer auf dem Lande wohnenden Herrschaft, oder der Einwohner andrer Städte, wenn in denselben Niemand dergleichen Waare führt sich mit ihren verschiedenen Waaren dahin zu begeben, und dieselben zu verkaufen. Es müssen aber diese in einer Acciesestadt etablirte Handelsleute, Christen oder Juden, das erhaltene Schreiben Certificat bey dem Acciseamte des Ortes ihrer Wohnung produciren, und die mitzunehmenden Waaren specificiren, worauf das Acciseamt die Packete oder Behältnisse versiegelt, und der Thorschreiber bei dem Ausgange das Acciesiegel recognosciret, welches auch unter Weges nicht abgenommen, sondern allein von derjenigen Herrschaft, welche die Waaren verschrieben hat, entsiegelt werden darf; wogegen dieselbe, wenn sie von den Waaren das Nöthige gekauft hat, das zurückgehende wieder mit ihrem Petschaft versiegelt, welches, bey der Rückkunft in der Stadt, das Acciseamt wieder recognosciret, und die zurück gebrachten Waaren, ob alles damit seine Richtigkeit habe, und nicht etwas neues neuveracciesetes mit herein gebracht werde, genau visitiren läßt. Geschieht der verkauf nicht auf dem Lande, sondern in einer andern Acciesestadt, so werden die Waaren, bey dem Ausgange, von dem dortigen Acciseamte revidiret und recognosciret.

6. Wenn Waaren so beschaffen sind, daß deren Verfertigung und Verkauf nicht allein eine besondere

Polizeiaufsicht erfodert, sondern diese Waaren auch mit starken Auflagen beschwert sind, welche ohne eine genaue Aufsicht leicht unterschlagen werden können: so ist das Hausiren mit dergleichen Waaren nicht zu gestatten, weil dadurch nicht allein diejenigen besondern Krämer und Professionisten, die solche Waaren verkaufen, in ihrer Nahrung gehindert werden, sondern auch sowohl das gemeine Wesen, wegen der dadurch ganz unwirksam gemachten Polizeyaufsicht, als auch das landesherrliche Interesse, darunter leidet. Man verbietet daher mit gutem Grunde das Hausiren mit allerley Kramwaaren, an Thee, Kaffe, Chocolate und so genannten kurzen Waaren, mit Canaster oder anderm Rauch- und Schnupftobak, mit Branntwein, Wein u. d. gl.

7. Unter allen Arten des Hausirens ist diejenige, welche allerley Arzeneywaaren und andern Sachen, wodurch die Gesundheit und das Leben der Menschen in Gefahr gesetzt werden kann, die schädlichste. Man gestattet daher in Ländern, wo eine gute Polizeyeinrichtung ist, durchaus nicht, daß Quacksalber, Marktschreyer, Wurzelkrämer, Oculisten und Operateurs, wenn nicht besonders dazu privilegirt sind, in welchem Falle sie gleichwohl ihre Waaren erweislich aus einländischen Apotheken genommen haben müssen, weder auf den Jahrmärkten ausstehen und feil haben, noch weniger aber hausiren. Den Siebmachern Thüringer Wasser- und Olitäten-Krämern wird das Hausiren so wohl in Städten, als auf dem Lande, schlechterdings nicht erlaubt, sondern ihnen von den Gränz-Zoll- und Accise-Aemtern sogleich bey der ersten Station die Packete und Waarenbehältnisse genau versiegelt, und die Zollzettel darüber zum Transito ertheilet; da sie alsdann mit ihren Waaren nur durch das Land passiren können, bey Strafe der Confiscation derselben aber nichts davon verkaufen dürfen.

Königl. preußische General-Medicinalordnung für das Herzogth. Schlesien, v. 1744, §. 30 und 78.
Schlesisches Hausirpatent, v. 2. Dec. 1750, §. 4.
Circulare wegen des Hausirens der fremden Olitätenkrämer, v. 16. Jul. 1753.

Ja, es wird solchen fremden Olitäten- und Arzeneykrämern auch wohl nicht einmal der Durchgang durch das Land verstattet, es wäre denn, daß sie, so wohl durch einen unverdächtigen Paß von ihrer Obrigkeit beweisen, daß sie eines ehrlichen und unbescholtenen Betragens seyn, als auch so viel Geld baar vorzeigen können, als zu ihrer Subsistenz bey dem Durchgange im Lande unumgänglich nöthig ist. Vor allen Dingen ist man darauf sehr aufmerksam, und verstattet nicht, daß die Olitätenkrämer, Scheerenschleifer, Siebmacher Mäuse- und Ratzenfänger (Kammerjäger) und andere Herumläufer Giftwaaren bey sich führen und verkaufen; es werden ihnen solche abgenommen, und zu weiterer Verfügung an die Acciseämter versiegelt abgegeben.

Soll das schädliche Hausiren gehen im Lande abgeschaffet und eingestellet werden, so wird dazu nicht allein eine gute Polizeyaufsicht erfodert, sondern es müssen auch die dieserwegen gegebenen Polizeygesetze durch scharfe Zwangs- und Strafmittel in Ausübung gebracht und aufrecht erhalten werden.

In den königl. preußischen Landen sind die Acciseund Zollämter angewiesen, alle Kramwaaren, sie mögen Fremden oder Einheimischen, Christen oder Juden, gehören, in ihren Packen, Bündeln, Kisten, und wie sie sonst eingepackt seyn mögen, fest und wohl zu verschnüren, und dergestalt zu versiegeln, daß sie unter Weges nicht aufgemacht, oder ohne Verletzung des Siegels etwas daraus genommen werden kann. Den Zoll- und Polizeybreitern aber wie allen übrigen Accise- und Zollbedienten, ist anbefohlen, wenn sie einige Personen, außer den mit Licenzzetteln ausdrücklich dazu autorisirten, mit unversiegelten Waaren

auf

auf dem Lande antreffen, daß sie dieselben anhalten und nebst den Waaren an das nächste Accise- oder Zollamt bringen sollen, damit solches die Ursachen, warum die Waaren nicht versiegelt gewesen, untersuchen, und das Protokoll davon zur Decision an den Commissarium loci einsenden könne, welcher alsdann, nach Beschaffenheit der Sache, dieselbe entweder abzuthun, oder an diejenige Kriegs- und Domänenkammer, unter deren Departement die Contravention vorgefallen ist, zur fernern Verfügung zu berichten schuldig ist. Insonderheit wird in Ansehung der Olitäten- und Arzneykrämer solche genaue und vorsichtige Versieglung ihrer Waaren beobachtet, und wenn von diesen Leuten der festgesetzte Transitozoll erleget worden, werden in dem darüber ertheilten Durchgangszettel, sowohl auf was für Art die Versieglung geschehen, und das benachbarte Land, wohin die Person durch das Land zu reisen gedenkt, namentlich ausgedrückt, als auch und vornämlich die Reiseroute dahin auf der geraden Straße mit Benennung der Hauptörter, wie auch der Tage, wie lange die Person sich höchstens im Lande aufhalten kann, vorgeschrieben, und dabey dieselbe ernstlich gewarnet, sich im Lande länger nicht aufzuhalten, noch weniger die Waaren feil zu bieten und damit zu hausiren.

Damit auch mit den Licenzzetteln, welche zum Hausiren ertheilet werden, kein Unterschleif vorgehe, werden dieselben nicht allein gedruckt, sondern dürfen auch bloß von der Kammer, wo die Interessenten sich deshalb melden müssen, und sonst von Niemand, ausgefertiget werden. Die Zoll- und Polizeybereiter und Landdragoner müssen auf die Contraventionen Acht haben, und die Contravenienten, wie bereits oben erwähnt worden, mit ihren Waaren zur Bestrafung an das nächste Accise- oder Zollamt abliefern, auch dahin sehen, daß die Licenzzettel nicht auf andere Perso-

nen oder Waaren, als darin benannt sind, noch auch über die gesetzte Zeit, gemißbrauchet werden; in welcher Absicht sie nach Ablauf des Jahres sofort solche Zettel den Producenten abnehmen, und an die Acciseämter oder Steuerräthe abgeben, diese aber selbige wieder an die Kriegs- und Domänenkammer zur Cassation einsenden müssen. Den Accise- und Zollämtern, insonderheit an der Gränze, ist nicht erlaubt, den Hausirern Interimsscheine zum Hausiren zu ertheilen, wenn sie gleich die für den Licenzzettel zu erlegenden Jura bey dem Amte deponiren wollen; sondern sie müssen diese Leute schlechterdings an die Kammer verweisen. Damit man aber versichert seyn möge, daß sie sich bey der Kammer melden werden, und damit das Hausiren derselben unter Weges nicht hindert werde, müssen die Aemter ihnen zwar einen Schein, ohne dafür, bey Strafe der Cassation, einige Gebühren zu nehmen, ertheilen, daß sie sich gemeldet, und an die Kammer, um von derselben den Licenzzettel zu erbitten, verwiesen worden, jedoch in solchem Schein deutlich mit anführen, daß der Inhaber desselben unter Weges, ehe er von der Kammer den Licenzzettel erhalten, sich nicht unterstehen soll, seine Profession zu treiben, oder zu hausiren, und daß, wofern er, wider die gegebene Warnung, dawider handeln würde, er von den Gerichten angehalten werden möchte.

Die churfürstl. hannöverische Einrichtung zu Verhütung des Hausirens, ist ebenfalls sehr gut. Es wird zwar den fremden Hausirern der Durchgang durch das Land in ein benachbartes nicht verweigert; sie sind aber in diesem Fall schlechterdings schuldig,

1. bey ihrem Eintritt in das Land, bey der Obrigkeit oder den dazu bestellten herrschaftlichen Bedienten, in einem von den in dem Verzeichniß benannten Gränzörtern sich sofort zu melden, ihre bey sich führende Pässe, mit Anzeigung der durch das Land zu nehmenden Route, wie auch alle ihre mitgebrachte Waaren zu produciren; worauf alsdann von den Gränzobrigkeiten ihre Pässe mit Bemerkung der Route unterschrie-

schrieben, die sämtlichen Waaren gegen Erlegung von 12 Gr. versiegelt, und ihnen hierüber besondere obrigkeitliche Attestate, worin die Anzahl ihrer bey sich führenden Ränzel, Kisten und Packe mit anzuzeigen sind, zu ihrer Legitimation ausgefertiget werden müssen.

2. Müssen sie, wenn sie die hannöverischen Lande wieder verlassen, gleichergestalt an dem lezten Gränzorte bey der Obrigkeit durch Producirung ihrer Pässe und Vorzeigung der versiegelten Waaren bescheinigen, daß sie die vorgeschriebene Route auf das genauste beobachtet, und unter Weges keine Waaren debitiret haben.

3. Müssen sie bey ihrem Durchgange durch die hannöverischen Lande, außer den öffentlichen Poststraßen, sich keiner andern Wege und Heerstraßen bedienen; immaßen

4. derjenige Hausirer und Schleichhändler, welcher sich diesseits der benannten Gränzörter mit unversiegelten Waaren betreten läßt, oder auch jenseits derselben Waaren verkauft zu haben überführt wird, ihrer sofort und ohne weitere Umstände unabbittlich verlustig geht.

5. Ist den Hausirern verboten, sich an einem oder dem andern Orte im Lande, bey seiner Durchreise länger, als eine Nacht, aufzuhalten; und derjenige Wirth, oder auch die Dorfschaft, so einen Hausirer länger beherberget, es wäre denn Krankheits halber, oder auch wohl gar demselben ein Ablager seiner unversiegelten Waaren gestattet, wird im ersten Falle in 10 Rthlr. im leztern aber in 20 Rthlr. Strafe von der ordentlichen Obrigkeit des Ortes genommen, die niedergesezten Waaren aber weiter sofort confiscret, und die Hälfte der Geldstrafen dem Denuncianten zugebilliget.

Was die auswärtigen Kaufleute, welche die Jahrmärkte beziehen dürfen, betrift: so müssen dieselben sich ebenfalls ihre Waaren versiegeln lassen. Nur wird in Ansehung ihrer die Entsieglung der Waaren von derjenigen Ortsobrigkeit vorgenommen, wo der Jahrmarkt gehalten wird; worauf alsdann, nach Endigung desselben, von eben der Obrigkeit die anderweitige Versieglung der nicht verkauften Waaren, sobald sich die Kaufleute gehörig melden, sofort, und ohne sie über die Gebühr aufzuhalten, bewerkstelliget, auch ihnen zu ihrer Legitimation ein Schein ausgefertiget werden muß, worin die zu nehmende Route, und die Anzahl der Packe und Kisten, genau beschrieben wird. Damit jedoch die Marktfreyheit nicht gekränket, und den fremden Kaufleuten alle nur mögliche Erleich-

terung verschaffet, der intendirte gemeinnützige Endzweck aber dennoch dabey erreichet werde, verstattet man, daß diejenigen auswärtigen reputirlichen Kauf- und Handelsleute, welche die einheimischen Jahrmärkte beziehen, alsdann mit der verordneten Versieglung ihrer Waaren verschonet werden sollen, wenn sie sich ein für allemal dahin eidlich reversiren, daß sie weder selbst, noch ihre Handlungsbedienten und Knechte, außer den öffentlichen Jahrmärkten mit ihren Waaren in den hannöverischen Landen nicht hausiren wollen; in welcher Absicht ihnen ein obrigkeitliches Attestat zu ihrer Legitimation ertheilet wird.

Die einheimischen christlichen Kauf- und Handelsleute dürfen zwar ihre Waaren nicht versiegeln lassen, sie müssen aber ein obrigkeitliches Attestat vorzeigen, daß sie in den hannöverischen Landen wirklich ansässig seyn und die Concession zur Handlung erhalten haben. Sie dürfen aber bey der verordneten Strafe sich nicht unterstehen, unter Weges von ihren Waaren etwas zu debitiren, oder damit zu hausiren.

Die einländischen vergeleiteten Juden, wenn sie mit ihren Waaren den Ort ihres Aufenthaltes einige Zeit verlassen, und auf die ein- und ausländischen Jahrmärkte ziehen wollen, müssen, so wie die auswärtigen Juden, bey Vermeidung gleicher Strafe, ihre mitgenommene Waaren von ihrer Ortsobrigkeit gegen Erlegung 6 Mgr. gleichfalls versiegeln lassen, und solche entweder an den Gränzörtern, oder wo der Jahrmarkt gehalten wird, zur Entsiegelung produciren, auch bey ihrer Rückkehr nach Hause dasjenige gleichfalls auf das genaueste beobachten, was wegen der auswärtigen christlichen Kaufleute verordnet worden.

Die Maßregeln, welche man im Hannöverischen bey Bestellung der Aufseher auf das Hausiren genommen hat, sind wohl überlegt, und verdienen Beyfall und Nachahmung.

Man hat nämlich den Kaufmannsinnungen im Lande verstattet, auf ihre Kosten, nach Verhältniß einer jeden Provinz, einen oder mehrere Aufseher zu bestellen, und solche der Landesregierung zur Confirmation und Beeidigung zu präsentiren. Diese werden dann dahin angewiesen, auf die Hausirer genau zu achten, und ihnen, falls sie mit feilen Waaren, und nicht versiegelten Mänzeln, Packen oder Kisten, oder auch außer der ihnen, in dem auf Verlangen jedesmal vorzuzeigenden Attestat, vorgeschriebene Poststraße ertappet werden, solche sofort, und allenfalls mit Hülfe der Obrigkeiten oder Amtsunterbedienten, abzunehmen, und an diejenige Obrigkeit, in deren Gerichts-

richtsbezirke solches geschehen ist, einzuliefern; wie denn diese Aufseher von der Landesregierung sowohl mit einer besondern Instruction, welche den wesentlichen Inhalt der neuen Hausirordnung in sich enthält, als auch mit einem Paß versehen worden. Beyde findet man im 19. St. der Hannöv. Anz. v. J. 1769.

Dieses ist aber noch nicht genug gewesen. Weil es sich leicht zutragen kann, daß die Schleichhändler und Hausirer, in Abwesenheit der Aufseher, die landesherrliche Hausirordnung zu vereiteln suchen dürften: so ist, zu dessen Verhütung, den im Lande ansässigen Kaufmannsinnungen auch verstattet worden, ihres hergebrachten Pfändungsrechtes gegen dergleichen Leute, mit Zuziehung eines dazu bestellten Amtsunterbedienten, sowohl in den Städten, als auf dem platten Lande, zu aller Zeit, und so oft sie solches für nöthig finden, sich zu bedienen, auch solche Nachforschung durch ihre Handlungsbedienten, in so fern sie mit dem oben erwähnten obrigkeitlichen Zeugniß versehen sind, bewerkstelligen, und die nicht versiegelten Waaren den Contravenienten abnehmen und an die Obrigkeit einliefern zu lassen. Sämtliche Obrigkeiten im Lande sind angewiesen, sofort nach Erhaltung der neuen Hausirordnung, in jedem Dorfe eine dazu tüchtige und den Kaufmannsinnungen bekannt zu machende Person zu bestellen, welche, auf Requisition, gegen die sonst gewöhnlich gewesene Gebühr, dergleichen Visitationen im Namen der Obrigkeit sofort und ohne die geringste Verzögerung mit bewerkstelligen helfen muß. Und wofern dieser bestellte Amtsunterbediente, wegen seiner häuslichen Verrichtungen, zu einer Zeit abwesend seyn sollte, wenn von den privilegirten Kaufleuten eine Visitation anzustellen, oder ihr Pfändungsrecht zu exerciren nöthig gefunden wird, so ist den Kaufleuten verstattet, alsdann, in Gegenwart zweener auf ihre Kosten dazu zu adhibirender Zeugen, die Visitation dem ungeachtet vornehmen zu können.

Auf diese Art ist gar kein Zweifel, daß das schädliche Hausiren nicht sollte verhindert werden können. Der eigene Vortheil der einländischen Kauf- und Handelsleute erfordert es, daß sie es hierunter an ihrer guten Aufsicht nicht ermangeln lassen; und die Concurrenz der Obrigkeit verhindert alle Ausschweifungen und Bedrückungen dabey; die Polizey aber erreicht ihren Endzweck, ohne nöthig zu haben, der Kammer durch die Unterhaltung und Besoldung einer Menge von Unterbedienten beschwerlich zu fallen.

In dem ersten Uebertretungsfalle pflegt der Hausirer mit einer nambaften, und, nachdem derselbe schädlicher ist, als andere, oder wenn zu dem verbotenen Hausiren das Erbrechen der Siegel hinzukömmt, mit einer ansehnlichen Geldstrafe belegget zu werden. Bey dem zweyten Falle aber findet gemeiniglich die Confiscation der Waaren Statt. Man pflegt in den Hausirordnungen die auf die verschiedenen Fälle gesetzten Strafen genau zu bemerken. Damit aber die Obrigkeiten auch erfahren mögen, ob ein Hausirer zum ersten oder zweytenmal betroffen worden, wird im Hannöverischen die erstmalige Strafe nicht allein in dem Versiegelungsattestat angemerket, sondern auch in den öffentlichen Anzeigen oder Intelligenzblättern bekannt gemacht, damit sich andere Obrigkeiten in der Bestrafung danach achten können.

In England sind die meisten Hausirer Schotten und deutsche Juden. Um alle Umschleife und Mißbräuche zu verhindern, ist in London ein eigenes Collegium, Hawker-and Pedlars Office genannt, welches über die Hausirer die Aufsicht führt, 10 reitende Vögte, und noch 4 andere für London und die benachbarte Gegend, unter sich hat.

Chur-Brandenburisches Patent, daß die fremden Kupferschmiede und Rothgießer sich des Hausirens, auch Kupfer- und Messingaufkaufens enthalten sollen, d. d. 18. Sept. 1654, st. in Mylii Corp. Constit. March. 4. Th. 2. Abth. 2. Cap. No. 5, S. 61.

Edict wegen verbotener Einfuhr und Verkauf fremder Kupfer- und Messingwaaren, und des Hausirens, d. d. 21. Dec. 1654, eb. das. No. 6, S. 62.

Edict, daß denen von Adel ꝛc. auch wider das Vor- und Aufkaufen, Hausiren ꝛc. d. d. 16. Oct. 1662, eb. das. 5. Th. 2. Abth. 1. Cap. No. 14, S. 23.

Edikt wider das Hausiren mit allerhand Waaren. d. d. 21. Sept. 1665, eb. das. 7. Cap. No. 1, S. 507.

Edict, daß die Juden nicht im Lande hausiren oder handeln sollen, ohne Specialconcession d. d. 11. Apr. 1665, eb. das. No. 2, S. 507.

Verordnung wider das Hausiren der Savoyarden, Italiener, und Tablettkrämer in den Residenzien, d. d. 18. Aug. 1687, eb. das. No. 3, S. 510.

Edict wider das Hausiren der Juden, d. d. 17. Aug. 1692, eb. das. No. 4, S. 510.

Chur-Braunschweigisches Edict gegen das Hausiren mit Tuch oder Stoffen. d. d. 31. Oct. 1701, st. in den Braunschweig. Calenb. Ordn. Cap. 4, S. 360.

Declaration desselben, d. d. 6. Mart. 1702, eb. das. S. 362.

It. wegen der Tablett- und Siebkrämer, d. d. 23. Mart. 1711, eb. das. S. 364.

Ausschreiben wegen des Hausirens, d. d. 6. Febr. 1719, eb. das. S. 65.
Besonders mit Tobak, d. d. 19. Oct. 1719, eb. das. S. 366.
Und überhaupt d. d. 2. Apr. 1721, eb. das. S. 367.
It. mit Kram- Eisen- und andern Waaren, d. d. 27. Jun. 1724, eb. das. S. 368.
Patent gegen das Hausiren der Juden, d. d. 18. Apr. 1732, eb. das. S. 369.
Chur-Hannöverische Verordnung wider das Hausiren, v. 6. Dec. 1768, st. im 7. und 8. St. der Hannöver. Anz. v. J. 1769.
Instruction für die von der Kaufmannschaft über das verbotene Hausirengehen bestellte Aufseher, st. im 19. St. ders.
Chur-Maynzisches Verbot des Hausirens der Gängler u. d. ausser den Messen, v. 18. Dec. 1749, st. in den Maynz. Pol. und Commerc. Verordn. 1. Samml. S. 269.
Chur-Sächsisches Mandat, das Verbot des Hausirens betreffend, d. d. Dresd. d. 25. May 1765, st. in No. 27 des Lpz. Int. Bl. v. J. 1765, S. 234.
Königl. Preußisches Mandat, daß die Wasserbrenner nicht mit eisernen, messingenen und stählernen, auch Galanteriewaaren hausiren sollen, v. 21. Oct. 1702, st. in Mylii Corp. Const. March. 5. Th. 2. Abth. 7. Cap. No. 5, S. 510.
Patent wider das Hausiren der fremden Siebmacher außer den Jahrmärkten, und daß sie kein Fliegen- Ratzen- oder ander Gift führen sollen, v. 12. Jan. 1708, eb. das. No. 6, S. 511.
Mandat wegen Verbot des Hausirens, und daß die Wasserbrenner und Siebmacher keine andere Waare führen sollen, v. 25. Apr. 1712, eb. das. No. 7, S. 511.
Edict wegen Handlung mit Getreydig, Wolle, Victualien, und wider das Aufkaufen und Hausiren, v. 24 Aug. 1713, eb. das. No. 22, S. 41.
Edict, daß die Schneider, Schnurmacher, Nadler, Knopfmacher rc. in den Residenzien mit den zur Krämerey gehörigen Waaren nicht handeln sollen, und wider das Hausiren, v. 10 Aug. 1714, eb. das. No. 25, S. 47.
Mandat vom Verbot des Hausirens in den Residenzien, v. 8. Mart 1715, eb. das. 7. Cap. No. 8. S. 514.
Verordnung, daß den Land- und Ausreitern, wenn sie wider das Aufkaufen und Hausiren, auch sonst ihr Amt thun, assistiret werden soll, v. 25. Dec. 1716, eb. das. No. 9, S. 514.
Mandat, daß die Schiffleute nicht mit allerhand Waaren handeln und hausiren sollen, v. 27. Mart. 1717, eb. das. No. 10, S. 515.
Patent, daß die fremden Siebmacher außer den Jahrmärkten mit ihren Waaren, bey 5 Rthlr. oder Gefängniß Strafe, nicht hausiren gehen sollen, v. 28. Jul. 1717, eb. das. 2. Abth. 3. Cap. No. 48. S. 194.
Neu-revidirtes Hausirediet in der Chur- und Mark Brandenburg, v. 25. Apr. 1718. eb. das. 7. Cap. No. 11, S. 518.
Geschärftes Edict wider das Hausiren auf dem Lande, der Juden, auch Tablett- und Olitäten-Krämer. v. 24. Apr. 1720, eb. das. No. 12, S. 522.

Reſcript, daß den Siebmachern und Olitätenkrämern das Hauſiren auf dem Lande wieder zu verſtatten, v. 18. Sept. 1720, eb daſ. No. 13, S. 523.

Circularverordnung, daß nach Ablauf dieſes Jahres, alles Hauſiren mit Senſen und Futterklingen verboten ſeyn ſoll, v. 28. Jul. 1723, eb. daſ. No. 14, S. 523.

Patent wegen des Hauſirens mit märkiſchen Senſen und Futterklingen, v. 18. Mart. 1724, eb. daſ. No. 16, S. 523.

It. v. 12. Dec. 1727, eb daſ. 5. Abth. 3. Cap. No. 50, S. 190.

Reſcript, daß die ſogenannten Hörterbauern nicht mit Bielefeldiſchen und andern Leinenwaaren hauſiren ſollen, v. 2. Apr. 1729, eb. daſ. 2. Abth. 7. Cap. No. 17, S. 526

Circularverordnung wegen verbotenen Hauſirens der Olitätenkrämer, v. 23. Apr. 1732, eb. daſ. No. 18, S. 427.

Reſcript wegen der Keſſelführer und Flicker, daß ſie in denen Städten, wo Kupferſchmiede wohnen, und eine halbe Meile herum, nicht hauſiren ſollen, v. 15. Sept. 1736, eb. daſ. No. 19. S. 527.

Erneuertes und geſchärftes Patent wider das Hauſiren auf dem platten Lande, d. d. Berlin den 27. Mart. 1737, in Mylii Cont. I. Corp. Conſt March. Col. 27.

Erneuertes und geſchärftes Hauſirediet im Churfürſtenthum Brandenburg, im Herzogthum Magdeburg und der Grafſchaft Mansfeld, d. d. Berl d. 7. Aug. 1743, in Corp. Conſt. March. Cont. II, Col. 141.

Formular eines Lizenzzettels zum Hauſiren, ſt. in der Samml. ſchleſ. Ordn. d. J. 1745, S. 92.

Erneuertes und geſchärftes Hauſirediet, worin das Herumlaufen mit einheimiſchen und fremden Waaren gänzlich verboten wird, d. d. Berl d. 17. Nov. 1747, in Corp. Conſt. March. Contin. III. Col. 287.

Patent wider das Hauſiren, v. 2. Dec. 1750, in der Samml. ſchleſ. Ordn d. J. 1750.

Formulare verſchiedener Lizenzpäſſe zum Hauſiren, eb. daſ. d. J. 1751, S. 482, fgg.

Reſcript wegen Nichtertheilung Interimslizenzſcheine für die Hauſirer, v. 25. May 1752, eb. daſ. d. J. 1752.

Circulare, das Herumlaufen mit Waaren, imgleichen die Betteljuden betreffend, d. d. Minden, d. 2 Aug. 1752, in der Edictenſ mml. a. d. J. 1751—1755, Col. 349, f.

Circulare an die Meurſiſche Deputation und ſämtliche Richter in Cleve und Mark, wegen des Hauſirediets und der muthwilligen Bettler, d. d. Cleve d. 5. Sept. 1752, eb. daſ. Col. 359, f.

Circulare an die Meurſiſche Deputation ꝛc. die Publication des Hauſirediets betreffend, d. d. Cleve, d. 4. Dec. 1752, eb. daſ. Col 401, f.

Circulare wegen des Hauſirens der fremden Olitätenkrämer, v. 16. Jul. 1753, in der Samml. ſchleſ Ordn. d. J. 1753.

Circulare wegen der im Geldriſchen gewöhnlichen Einrichtungen mit den Hauſirerediten, d. d. Berl. d. 29. Nov. 1764, in der Edictenſamml. d. J. 1764, No. 84.

Mark-

Markgräfl. Brandenb. Bayreuthische Verordnung, daß die Hausirer sich außer den öffentlichen Jahrmärkten anzumelden, und nach Beschaffenheit ihres Gewerbes Steuer zu geben, v. 20. Apr. 1713, im 2. Th. des Corp. Const. Culmb. S. 1252.

Ausschreiben, daß und wie viel die Hausirer wegen ihres Gewerbes außer den öffentlichen Jahrmärkten Steuern zu geben, v. 20. Apr. 1713, eb. daf. S. 1254.

Reskript, daß den Hausirern nicht anders, als an öffentlichen Jahrmärkten, außer denen aber mit keinen andern Waaren, als welche die Einheimischen nicht führen, jedoch nur auf etliche Tage gegen Erlegung täglich 15 Kreuzer zum Zollamte, herum zu gehen erlaubt seyn solle, v. 2. Mart. 1734, eb. daf. S. 1255.

Göttingische Policeyamtsverordnung, wegen des Hausirens, d. d. Gött. d. 3. Sept. 1755. st. in No. 19 der Gött. Policeyamtsnachr. v. J. 1755, S. 75.

✡ ✡

Gedanken über das Hausiren der auswärtigen Galanterie- und Tabulettkrämer, st. im 30. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1764.

Von der Schädlichkeit des Hausirens der Galanteriehändler, Wälschen, Savoyarden ꝛc. st. im 20. St. des 2. Jahrg. der gesammelten Nachr der ökon. Gesellsch. in Franken, Anspach, 1766, 4. S. 153—158.

Erfahrung von den Folgen, wenn man die Handlung den Städten entzieht, und den Landleuten oder auch Umläufern und Packenträgern überläßet, st. in der Königl. Großbrit. Churfürstl. Braunschw. Lüneb. Landwirthschaftsgesellsch. Nachrichten ꝛc. 2. Band, Zelle, 1772, 8. S. 102—105.

Hrn. H. R. R. Bergius Polizey- und Cameralmagaz 4. Band. Frf. M. 1769, 4. S. 311—322.

Hrn. v. Justi Abhandlung von der Schädlichkeit des Hausirengehens, st. in No. 19 der Götting. Policeyamtsnachr. v. J. 1755, S. 73—75, und vermehrt, in Dessen Policeywissenschaft, 1. Band. Königsb. und Lpz. 1760, 4. S. 589—594.

Klage über die Packenträger, Schutzrede derselben, und Urtheil über dieselben, st. in Just Mösers patriot. Phantasien, 1 Th. Berl. 1778, 8. S. 219—233.

(Hrn. G. A. von Pfeiffer) Natürliche aus dem Endzweck der Gesellsch. entstehende allgemeine Policeiwissenschaft, 1 Th. Frf. M. 1779, 8. S. 346, fgg.

Hausir-Zettel, Hausirer, } s. den vorhergeh. Artikel.

Hausse-col, Hausse-cou; s. Ring-Kragen.

Haut, (*) eine Benennung verschiedener Arten natürlicher

(*) Bey dem Ottfried Hut, bey dem Notker Hiute, für Leder, im Nieders. Hund, im Angels. Hyd, im Engl. Hide, im Holländ.

cher biegsamer Decken, sowohl flüßiger als fester Körper.

1. Bey flüßigen mit fremdartigen festern Theilen vermischten Körpern bildet sich auf der Oberfläche eine solche Decke oder Haut, wenn die feinern flüssigen Theile abdampfen und die festern fremdartigen zurück lassen; L. Pellicula.

2. Bey festern Körpern, besonders aus dem Pflanzen- und Thierreiche, ist die Haut,

1) Ueberhaupt ein aus Fasern verschiedener Art bestehendes biegsames Gewebe, die darunter liegenden Theile vor den Verletzungen von außen zu bewahren; welches auch die Membran, L. Membrana oder Tunica genannt wird. Von der Art ist die Haut, womit manche Früchte, Kerne, Zwiebeln und andere Theile der Pflanzen umgeben sind, und welche bey vielen noch eine Schale über sich hat. In dem thierischen Körper werden sehr viele Theile von einem ähnlichen aber festern und zähern Gewebe bedecket. Man versteht hierunter einen mehr oder weniger dichten, und in eine breite Fläche verlängerten, nämlich in ein Stück Papier oder Leinwand ausgebreiteten Theil eines thierischen Körpers, welcher aus einem Gewebe verschiedener, zarter, fleischiger oder auch wohl sehniger Fibern und Fasern, die faden- oder schichtweise neben einander liegen, und sich auf verschiedene Art unter einan-

Holländ. Huid, im Schwed. Hud, im Lettischen Ydas, im Lat. Cutis. Es wird gemeiniglich, und zwar mit vieler Wahrscheinlichkeit, von dem Zeitworte huten, bedecken, Angels. hydan, Engl. hide, Griech. κευθειν, hergeleitet, so daß es ursprünglich eine jede Decke bedeutet haben kann; welcher Begriff auch in dem Worte Fell zum Grunde liegt. Im Nieders. bedeutet daher bebüen auch mit Kleidungsstücken bedecken. Das Nieders. Schunt, Fell, Haut, Griech. κυτος, ist nur durch den vorgesetzten Zischlaut davon unterschieden, so wie in dem Lat. Scutum, ein Schild, noch die erste Bedeutung des Schutzes, der Bedeckung, übrig geblieben ist.

einander verlaufen, auch allerhand Gefäße zwischen ihnen liegen haben, zusammen gesetzt sind, und durch ein dazwischen kommendes klebriges Wesen oder Leim in dieser Verbindung und natürlichen Zusammenhange erhalten werden. Ein solches weiches und doch festes Gewebe oder Blatt, L. Lamina, ist bisweilen nur einfach, zuweilen besteht es aber auch aus mehrern dergleichen Blättern, welche schichtweise über und auf einander liegen; daher denn auch eine solche Haut entweder dick, oder sehr dünn und durchsichtig ist, nachdem nämlich mehr oder weniger Schichten dazu kommen, oder auch die Fasern, woraus die Schichten bestehen, gröber oder feiner sind. Eine solche einfache, dünne, zarte und feine Haut, wenn sie etwa noch dazu sehr klein ist, pflegt man ein Häutchen oder Häutlein, L. Pellicula, zu nennen. In den zusammengesetzten, größern und dicken Häuten laufen entweder die Fasern aller Schichten ohne Unterschied durch einander, oder es lassen sich die Schichten von einander ablösen und absondern, weil sie nämlich bloß durch ein dazwischen liegendes Zellgewebe (Substantia cellulosa), welches gleichsam die Scheidewand, und doch auch zugleich das Verbindungs- und Zusammenhangsmittel ausmacht, unter einander vereinigt sind. Wenn die Häute walzenförmig zusammen gerollet sind, und und in der Mitte einen hohlen Durchgang behalten: so entstehen daraus Canäle (Canales), Gänge (Ductus), und Gefäße (Vasa); wenn sie ihre breite Fläche behalten, übrigens aber schmäler, als sonst gewöhnlich, und dabey sehnig, fest und stark sind, so entstehen daraus Bänder (Ligamenta). Es giebt sehr viele dergleichen Häute in einem thierischen Körper; und es ist fast kein fester, sowohl weicher als harter Theil, an welchem man nicht wenigstens äußerlich einen häutigen Ueberzug wahrnehmen könnte, wovon auch bisweilen eine und die andere Haut ihre besondere Benen-

nennung führt. Dahin gehören die Beinhaut, die Hirn- oder Gehirnhaut, die Hornhaut des Auges, u. a. m.

2) In engerer Bedeutung, die äußere natürliche Bedeckung der thierischen und menschlichen Körper, welche gemeiniglich aus weißlichen Fasern besteht, oft mit Haaren bedeckt ist, und in der niedrigen Sprechart auch das Fell genannt wird.

Man betrachtet sie als drey besondere Stücke, und rechnet dahin das Häutchen oder die Oberhaut, die netzförmige Haut, und die Haut im engsten Verstande genommen, oder die eigentliche und wahre Haut. Das Häutchen, das Oberhäutchen, die Oberhaut, oder oberste unempfindliche Haut, Gr. und L. Epidermis, Cuticula. Fr. Cuticule, Epiderme, ist die erste und äußerste allgemeine Decke, welche nicht nur die auswendige Oberfläche des Körpers überzieht, sondern sich auch wirklich in die inneren Höhlungen zurück schlägt, und an den Augäpfeln sich in die gemeinschaftliche Augenhaut, an den Magen und Gedärmen in die zottige, und an andern Eingeweiden in die äusserste Bekleidung verwandelt, zwar überaus dünn und durchsichtig, jedoch auch an manchen Stellen des Körpers, als: auf den Fußsohlen, in der hohlen Hand, und bisweilen sonst noch hin und wieder von verschiedener Dicke, auch fast überall, außer nur nicht an den Nägeln der Fingern und Zähen, anzutreffen ist. Es hänat dasselbe, vermittelst der folgenden netzförmigen Schicht, mit der darunter liegenden Haut genau und fest zusammen, daß man es entweder an todten Körpern mit siedendem Wasser, oder an lebendigen auch mit blasenziehenden Mitteln davon erst besonders trennen muß. Durch Hülfe der Vergrößerungsgläser nimmt man wahr, daß der Bau und das ganze Gewebe des Oberhäutchens aus genau unter einander verwickelten und fest zusammen hängenden kurzen Fäden

und

und Plättchen bestehe. Ferner ist dasselbe nicht nur fast überall mit allerhand kleinen Oeffnungen und Schweißlöchern versehen, wodurch theils die Haare, der Schweiß und die unempfindliche Ausdünstung hindurch gehen, theils auch von außen allerhand Dinge inwendig in den Körper hinein dringen können, sondern es offenbaren sich auch an demselben verschiedene, mehr oder weniger tiefe oder flache Einschnitte, Linien und Furchen, welche besonders daher rühren, weil an solchen Stellen das Oberhäutchen mit dem netzförmigen und der eigentlichen Haut außerordentlich fest zusammen hängt. Diese Furchen haben bald eine längliche, bald eine quere, bald, wie an den Fingerspitzen, eine wendelförmige, bald sonst eine ungleiche Richtung, und müssen den lächerlichen Wahrsagerthron in der Chiromantie abgeben; s. Th. XXI, S. 429, fgg. Wenn man es mit einem saubern Instrumente von einer Stelle ablöset, oder wenn es sonst durch andere Unfälle zerstöret worden, ersetzt es sich von selbst und sehr leicht wieder. Dieses unempfindliche Oberhäutchen scheint übrigens den darunter liegenden bloßen Nervenwärzchen gleichsam zu einem besondern Ueberzuge zu dienen, sie vor jählingen Reiben und andern Schmerzen, imgleichen vor unmittelbarer Austrocknung zu verwahren, und auf solche Art die feine Empfindung des Gefühls einigermaßen zu befördern, so wie es ebenfalls die unmerkliche Ausdünstung in gehörigen Schranken erhält, indem es als ein dichteres Häutchen die Mündungen der ausdünstenden Gefäße einigermaßen und gelinde zusammen zieht. Weil die Oberhaut bey den meisten vierfüßigen Thieren narbig ist, wird sie bey den Gärbern auch die Narbe genannt. Sie ist allen Thieren so wesentlich eigen, daß man sie so gar auch bey den kleinsten nicht vermisset. So findet man z. B. an den gewöhnlichen Schlangenbälgen, äußerlich einen Theil des Oberhäutchens ziemlich

lich deutlich ansitzen, und von den Spinnen, Raupen, Seidenwürmern und andern Insecten, weiß man, daß sie sich öfters häuten, und ihren Balg abwerfen, welcher vielleicht nicht anders als eben dieses Oberhäutchen ist.

Die netzförmige Haut, oder das Hautnetz, Membrana reticularis, Reticulum cutaneum, Corpus reticulare Malpighii, ist die zweyte von den allgemeinen Bedeckungen, und stellt ein überaus dünnes, zartes und überall durchlöchertes Häutchen vor, welches eben dadurch die Aehnlichkeit eines Netzes erhält. Es befindet sich dieselbe zwischen der Oberhaut und der eigentlichen Haut, und hängt mit der ersten so genau und fest zusammen, daß man sie eher für ein zweytes Blättchen derselben, als für eine eigene und selbstständige Hautschicht ansehen könnte. Je mehr einige Stellen am Körper vorzüglich empfindlich, oder sonst eines scharfen Gefühles fähig sind, desto deutlicher trifft man daselbst das zarte Hautnetzchen an; daher findet man es besonders in der hohlen Hand, an den Fingerspitzen, an den Fußsohlen, oder auch besonders an der Zunge. Die Farbe desselben ist bey den Europäern, und überhaupt den Bewohnern kalter Himmelsstriche, ganz weiß, bey den Mohren hingegen, obschon die darunter liegende wahre Haut ebenfalls weiß aussieht, dunkelschwarz, bey den Halbmohren schwärzlich oder dunkelbraun, bey andern gelb, olivenzrün, u. d. gl. Hieraus läßt sich denn mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß von diesem Netzhäutchen eigentlich die ganze Hautfarbe herrühre, und daß, nachdem es mehr oder weniger gefärbt ist, es ebenfalls entweder blasser oder dunkler durch das durchsichtige Oberhäutchen leuchte. Die Sonnenhitze, der die Mohren und andere Einwohner heißer Länder vorzüglich ausgesetzt sind, scheint indessen die Hauptursache dieser besondern Erscheinung zu seyn, ungeachtet die beständige

Fort-

Fortpflanzung der Geschlechter auch keinen geringen Antheil hieran hat. Wenigstens kann man der Natur Gewalt anthun, und die natürliche weiße Farbe durch gefärbte Salben, womit man die Haut beständig einbalsamiret, oder durch dergleichen Pulver, womit man sie zum öftern bestreuet, oder auch durch Schmuz und Unreinigkeiten, welche man äußerlich darauf sitzen läßt, ungemein verändern, und eben so sehr verstellen, als man durch vorgehängte Flöre, Schirme, oder andere Bedeckungen, die glänzende weiße Gesichtsfarbe vor den verderbenden Sonnenstralen sicher stellen und verwahren kann.

Zu denen Völkern, welche ihre Haut färben, gehören unter andern auch die auf der Insel O-Tahitti im Südmeere. Sie bedienen sich hiezu eines kleinen Instrumentes dessen Vordertheil, welches die Klinge vorstellt, aus Knochen oder Muscheln verfertigt, und zu lauter Zähnen eingekerbt ist. Diese Zähne werden in eine schwarze Farbe von Lampenruß getunkt, und auf die Haut gesezt; alsdann schlagen sie mit einem dazu bestimmten Stecken darauf, so daß die gefärbte Zähne in die Haut dringen, und unauslöschliche Flecken in den Löchern zurük lassen. An den Kindern pflegt man diese Ceremonie zu vollziehen, wenn sie 12 bis 14 Jahr alt sind; und diese Handlung nennen sie tättowiren. Gemeiniglich stellen diese Zierrathen bey den Mädchen ein Z vor, und sie werden auf jedem Gliede ihrer Finger und Zehen, oft auch rings um die äußere Seite des Fußes angebracht. Es werden außerdem noch verschiedene andere Zeichnungen beyden Geschlechtern eingedruckt, als: Vierecke, Zirkel, halbe Monde, unförmliche Bilder von Menschen, Vögeln, Hunden ꝛc. deren einige Sinnbilder seyn sollen. Am freygebigsten sind sie mit diesen Zierrathen an dem Hintern, welcher gemeiniglich mit einer dunkelschwarzen Farbe überzogen ist, über welcher bis an die kurzen Rippen, ein Bogen nach dem andern gezogen ist. Männer und Weiber sind auf diese Bogenlinien stolz, und lassen sie mit Vergnügen sehen. Das Gesicht aber wird nicht gezeichnet.

Von der Art, wie andere wilde Völker ihre Haut aufzuritzen, und auf derselben allerley Figuren einzubeizen pflegen, s. v. Büffon allgem. Naturgeschichte, nach der Uebersez. des D. Martini, Berl. 1774, 8. S. 58, 73, 74, 76, 80, 118,

118, 124, 169 und 176. Eben daselbst, S. 268, fgg. findet man auch eine Nachricht und etliche Abbildungen von den alten gemalten Brittanniern oder Picten.

Bey den Thieren ist die netzförmige Haut weit kennbarer und merklicher, als bey den Menschen; daher man auch, um sie zu zeigen, gemeiniglich eine Ochsenzunge zu Hülfe nimmt. Eben so deutlich findet sie sich auch an den breiten Füßen einiger Wasservögel und anderer solcher Thiere, imgleichen an dem Delphin, bey welchem sie sich über den ganzen Körper deutlich sehen läßt. Außer dem, daß diese Netzhaut durch ihre zarte Löcherchen, sowohl die Haare, als die einsaugenden und ausdünstenden kleinen Gänge, wie auch die Hautwärzchen durchläßt, scheint sie besonders die letztern in ihrer gehörigen Lage und Ordnung zu erhalten, auch ihnen die gehörige Geschmeidigkeit, welche ihnen zu ihrer Verrichtung nöthig ist, zu ertheilen.

Die Haut im engsten Verstande genommen, oder die eigentliche und wahre Haut, L. Cutis, Fr. Peau, ist die dritte allgemeine Decke. Sie ist gleichsam die Grundlage aller übrigen, umgiebt den ganzen Körper, ist dick und dicht wie ein Leder, und besitzt eine außerordentliche Federkraft (Elasticität), welche sie mit dem Oberhäutchen gemein hat, daher sie sich bey widernatürlichen Zufällen ungemein ausdehnen läßt, dem ungeachtet aber sich auch leicht wieder eben so stark zusammen zieht und in ihren vorigen Raum begiebt. Oberwärts hängt sie mit der untern Fläche des Netzhäutchens, unterwärts aber mit den darunter liegenden Fettschichten zusammen, und ist an verschiedenen Gegenden von verschiedener Dicke. An den Augenliedern und den Lippen ist sie ziemlich dünn; weit dicker in der flachen Hand, an den Fußsohlen, am Rücken und Hintern; am dicksten aber an dem behaarten Theile des Hauptes. Eigentlich ist sie bey allen Nationen weiß, doch leuchtet auch eine etwas röthliche Farbe

mit

mit hervor, welche von den häufigen Blutgefäßen, die sie durchweben, herrührt, und bey Entzündungen oder gewissen heftigen Leidenschaften oft stärker wird. Sie ist nicht nur ebenfalls, wie die beyden vorigen, mit kleinen zarten Schweißlöchern versehen, und sonst noch an den Warzen der Brüste von den durchgehenden Milchgängen zart durchbohrt, sondern man findet daran auch noch andere große Ausschnitte, z. B. an den Augen, Ohren, Nasenlöchern, am Munde, am Nabel, an den Geburtstheilen und am Hintern. Unter den verschiedenen Falten, welche die Haut machet, und welche mehr zufällig als beständig sind, ist besonders diejenige zu merken, welche vorn an den letztern Gliedern der Finger und Zehen in einer halbmondförmigen Gestalt erscheint, die beständiger und natürlich ist, und welche von dem einpassenden Rande des Nagels herrührt. Hienächst finden sich auch noch an der äußern Fläche der Haut allerhand kleine vertiefte Linien oder Furchen von verschiedener Richtung, und an den Zwischenräumen derselben die so genannten Hautwärzchen, auch an der innern Fläche hin und wieder kleine Vertiefungen, worin theils die anfangenden Haare, theils auch viele kleine Drüsen sitzen. Sie ist übrigens ein überaus künstliches und unauflösliches Gewebe unendlich kleiner, sehniger Fibern, Nerven und Blutgefäße, welche alle auf das genaueste unter einander durchflochten sind. Außer dem, daß die Haut die letzte allgemeine Bedeckung des Körpers abgiebt, und indem sie alle darunter liegende Theile überzieht, dieselben vor allerley Ungemächlichkeiten beschützt, imgleichen das vornehmste Werkzeug der allgemeinen und unmerklichen Ausdünstung ausmacht, ist sie vornehmlich als der Sitz und das Werkzeug des Gefühles anzusehen, wodurch wir in den Stand gesetzt werden, alle Oberflächen der außer uns befindlichen Körper zu unterscheiden und zu beurtheilen. Sie unterscheidet

sich an den übrigen Thieren darin, daß sie nur bey einigen dicker, bey andern dünner ausfällt, ungeachtet sie übrigens eben so beschaffen ist. Außer diesen drey allgemeinen Decken, trifft man bey den meisten Thieren noch eine besondere allgemeine Fleischhaut, oder einen Hautmuskel, Panniculus carnosus, an, welche vornämlich aus vielen Muskelfasern besteht, und wodurch diese Thiere im Stande sind die äußere Haut über den ganzen Körper auf einmal zusammen zu ziehen und zu runzeln, und sich über und über zu schütteln, wie man solches an den Pferden, Hunden und andern Thieren deutlich wahrnimmt. Vielleicht rührt es auch von einer solchen allgemeinen Fleischhaut her, daß die Würmer und verschiedene Insecten sich auf einmal zusammen rollen, und den ganzen Körper in eine kugelrunde Form bringen können.

Diese Schicht Muskelfasern, welche unter der Haut der meisten Thiere über den ganzen Leib sich erstreckt, ist an manchen Orten ganz sehnig. Bey dem Pferde und Rindvieh ist dieser Muskel besonders stark, und man erkennt ihn auch äusserlich an der zitternden Bewegung, welche er macht, wenn eine Fliege auf dem Körper des Thieres sitzt. Der Mensch hat diese Dicke nicht; doch wird seine Haut auch hie und da, wie z. B. im Gesichte, ebenfalls durch Muskeln bewegt.

Verschiedene Mittel zur Verschönerung und zum Glanze der Haut, insonderheit des Gesichtes, habe ich im II Th. S. 127, fgg. angeführt. Diesen füge hier die Beschreibung eines Liquors bey, welcher dazu dient, sich eine besonders zarte und glatte Haut zu machen. Man nimmt eine beliebige Quantität Pottasche, und setzt dieselbe in einem Gefäß in den Keller: so wird dieselbe von der Luft zerfließen, und ein helles Wasser daraus werden. Dieses läßt man durch ein reines zartes leinenes Tüchlein laufen, damit die etwann in der Pottasche befindlich gewesene Unreinigkeit zurück bleibe. Alsdann nimmt man frisches Mandelohl, und vorgedachten Pottaschen-Liquor, zu gleichen

chen Theilen, und gießt beydes in ein Glas mit einem engen Halse. Ferner gießt man Weingeist, dem Gewichte nach zweymal so viel, als das Mandelöhl und die zerflossene Pottasche beträgt, hinzu, verbindet das Glas mit einer Blase, und stellt es, des Sommers, 10 bis 12 Tage an die Sonne, oder sezt es des Winters auf den Ofen, doch so, daß es nicht zum Sieden komme: so wird sich das beste oben auf sezen, welches in ein anderes Glas abgegossen und zum Gebrauche aufgehoben wird. Wenn man diesen Liquor gebrauchen will, wäscht man vorher das Gesicht und die Hände mit Wasser, befeuchtet alsdann ein reines leinenes Tüchlein mit dem abgegossenen Liquor, reibt und bestreicht beydes damit. Soll der Liquor zugleich wohlriechend seyn, so wird der Weingeist vorher über wohlriechende Kräuter abgezogen.

Von verschiedenen Zufällen und Mängel der Haut, als: den Finnen und Schwären; Hitzblattern, Aursatz, Kupfer, Sonnenbrand, Sommer-Sprossen, Leberflecken, linsenförmigen Flecken, Runzeln, und den mitteln dagegen, s. Th. II. S. 139, fgg.; der Rauhigkeit der Haut an Händen, Th. XXI, S. 439, f.; dem Aufspringen, Aufreißen oder den Ritzen derselben, oder so genannten Schrunden, Fr. Gerçeure, Gerçure, Gersure, dergleichen sich insonderheit an den Lippen und Händen ereignet, Th. XIX S. 441, dem beschwerlichen Jucken der Haut, die Artikel Jucken und Krätze.

Von der menschlichen Haut sind eine Menge figürlicher R. A. im Ganze, welche aber größtentheils niedrig, wenigstens nur im gem. Leben, und höchstens in der vertraulichen Sprechart üblich sind. Dahin gehören: Einem die Haut über die Ohren ziehen, ihn seines Vermögens berauben, welches Mich. 3, 2 3. heißt, die Haut schinden und abziehen. Mit ganzer Haut davon kommen, ohne Verwundung, ohne Schaden. Die Haut

juckt ihm, sagt man von einem frevelhaften Kinde oder Menschen, wenn beyde sich nach Schlägen zu sehnen scheinen. Jemanden die Haut voll schlagen. Jemanden die Haut voll lügen. Einen recht auf die Haut greifen, ihm mit Ernst zusetzen, scharf in ihn dringen. Sich seiner Haut wehren, sich nachdrücklich vertheidigen. Seine Haut theuer verkaufen, nicht ungerochen sterben, nicht ohne den Schaden eines andern zu Grunde gehen. Mit der Haut bezahlen, für ein Verbrechen am Leibe, oder mit dem Leben büßen. Es gilt seine Haut, sein Leben. Auf der faulen Haut liegen, müssig gehen; s. Bärenhäuter, Th. III, S. 433. Wieder in die alte Haut schliefen, wieder in seine vorigen Fehler oder Sünden verfallen. Vor Zorn, vor Freude aus der Haut springen wollen. Ich möchte aus der Haut fahren, sagt man in einer heftigen Leidenschaft. Er ist ein Schelm in der Haut, die Leichtfertigkeit ist ihm angeboren. Seine Haut selbst zu Markte tragen, etwas an seine eigene Gefahr versuchen. Er steckt in keiner guten Haut, hat keinen gesunden Körper. Ich möchte nicht in seiner Haut stecken, möchte nicht an seiner Stelle seyn. Aus fremder Haut ist gut Riemen schneiden, mit anderer Vermögen kann man leicht freygebig seyn. Eine gute ehrliche Haut, eine gute, ehrliche Person, ohne besondere Gemüthsgaben, Fr. un bon Diable.

Im Französischen werden die Wörter Cuir und Peau, außer der Kunstsprache der verschiedenen Handwerker und Kaufleute, welche diese natürliche Bedeckungen der thierischen Körper verarbeiten, oder damit Damit Handlung treiben, beständig verwechselt. In der deutschen Sprache wird zwischen den Wörtern Haut Fell, Balg, Leder, gemeiniglich folgender Unterschied beobachtet. Haut sagt man 1) von größern vierfüßigen Thieren, so lange die Haare noch darauf stehen, wie auch von Fischen und Amphibien, welche abgestreift werden können. Daher sagt man z. B. eine Ochsenhaut, Pferdehaut, Kuhhaut; eine Fischhaut, Aalhaut, Seehundshaut, Schlangenhaut (doch sagt der Jäger auch oft Schlangenbalg). 2) von Vögeln, denen nur die Federn abgerupft sind, so daß die

Haut am Leibe bleibt. Daher sagt man z. B. die Gänsehaut die Hühnerhaut. Fell sagt man 1) von kleinern vierfüßigen Thieren, es mögen die Haare noch darauf stehen, oder nicht, und das Fell möge gegärbt seyn, oder nicht. Daher sagt man z. B. ein Kalbfell, Schaffell, Lammfell, Bockfell, Hundefell; doch sagt man auch eine Bockhaut, eine Hundshaut. 2) von Vögeln, denen die Haut mit den Federn abgezogen ist; daher sagt man z. B. ein Schwanenfell. Balg wird, besonders in der Jägersprache, von solchen wilden Thieren gesagt, denen das Fell ganz über die Ohren gestreift wird. Daher sagt man z. B. ein Fuchsbalg, Marderbalg, Iltisbalg, Wieselbalg, Luchsbalg, Fischotterbalg, Katzenbalg. Von zerwirkten Thieren aber, d. i. von solchen, denen das Fell auf dem Bauche aufgeschnitten worden ist, sagt man nicht Balg, sondern Haut, z. B. eine Hirschhaut, Schweinhaut, Bärenhaut ꝛc. Leder sagt man von ganz abgehaarten Häuten und Fellen, die gegärbt, gewalkt, oder auf andere Art zum Gebrauche zugerichtet worden sind. Einige Bedeckungen kleiner und zahmer Thiere, als: der Böcke und Hunde, sind der Ausnahme unterworfen, daß sie Häute, und nicht Felle, genannt werden.

Grüne oder rohe Häute, Fr. Cuir verd, Cuir cru, oder Cuir frais, nennt man solche Häute, welche so, wie sie vom Fleische abgezogen sind, gelassen und verkauft werden. Man pflegt die grünen Häute zu wägen, und das Gewicht durch Einschnitte mit dem Messer an dem Schwanze zu bemerken, woraus Linien entstehen, deren Bedeutung im Handel schon bekannt ist. Diese rohe Häute, in so fern sie nach dem Strich verkauft werden, heißen Fr. Cuir à la raie.

Z. B. Eine einzige Perpendikulär-Linie, d. i. eine solche, welche nach der Länge des Schwanzes geht, bedeutet 20 ℔; 2 solche Linien zeigen 40 ℔ an, u. s. f. Um 10 ℔ anzudeuten, macht man oben, an erwähnten Linien, eine Linie oder einen

Einschnitt in die Quere oder horizontal. T ist 30 ℔. Eine andere Horizontallienie, die unter gedachten Perpendikulärlinie gemacht ist, bedeutet 5 ℔; z. B. ⊓ ist 55 ℔; die zwey Perpendikulärlinien nämlich zeigen 40 ℔ an, der obere Querstrich gilt 10 ℔, und der untere 5 ℔. Hat man noch eine, 2, 3 oder 4 Einheiten anzugeben, so macht man unter der Linien, welche 5 ℔ andeutet, andere kleinere Perpendikulärlinien. Ein geringeres Gewicht, als 1 ℔, anzumerken, ist bey den grünen Häuten nicht üblich; auch wird kein größeres, als 1 Zentner, angemerkt, weil eine Haut fast niemals so schwer ist. Den Ctn. giebt man mit einem schlechten Kreuze an. Diese Kennzeichen, welche nicht verschwinden, dienen allezeit das Gewicht ihrer Haut zu kennen, es sey während der Arbeit, oder nachdem sie gar gemacht ist.

Eingesalzene Häute, Fr. Cuir salé, nennt man diejenigen, welche mit Seesalz und Alaun eingesprengt und eingerieben sind, damit sie in den Kellern, in welchen man sie aufhebt, oder währendem Verführen in weit entfernte Gärbereyen, bey großer Hitze nicht verderben, ehe sie gegärbet werden.

Das Einsalzen der grünen Häute, welche getrocknet werden sollen, ist eine sehr nützliche Gewohnheit, weil es dieselben von der anfangenden Fäulniß bewahrt. Denn wenn die abgezogenen Häute etliche Tage hingeworfen werden, ehe man sie einkalkt, so gerathen sie in eine Fäulung; wenn sie hernach eingekalkt werden entgeht ihnen noch mehr. Mithin werden die Fasern loker, und das Leder wird nicht fest. Daher kann unser Kalbleder gar leicht von einander gerissen werden, ein englisches aber nicht.

Trockne Häute mit Haaren, oder dürr-rauche Häute, Fr. Curis secs à poil, sind gemeiniglich zahme oder wilde Ochsen- Küh- oder Büffelhäute, die man, nachdem sie von dem Fleische der Thiere abgezogen sind, in der Sonne oder Luft hat trocknen lassen, ohne sie von Haaren zu entblößen. Die meisten dergleichen kommen aus Peru, St. Domingo, der Barbarey, dem grünen Vorgebirge, Senegal, Moscau, Ireland, und der Insel Cuba. Letztere werden für die besten

gehalten, und havanische Häute, oder havanisches Leder, genannt.

Die Häute, welche nicht von geschlachtetem, sondern von gefallenem Vieh, abgezogen sind, nennt man Sterbehäute oder Sterblinge.

Die Verarbeiter der Häute sind Gärber, Korduanmacher, Lederbereiter, Beutler, Kürschner u. a. m.

Haut-Form, bey den Goldschlägern, ein Buch von 550 bis 600, aus zarten Häuten bestehenden Blättern, worin das Gold geschlagen wird; s. Th. XIX, S. 561.

Haut-Muskel, s. oben, S. 514.

Haut-Netz, s. oben, S. 510.

Haut-Wurm, s. Th. XII, S. 28, f.

Haut-à-bas, Tabulet-Krämer; s. oben, S. 477.

Haut-à-haut! eine Art Jagdgeschrey, wodurch man seinem Kameraden andeutet, daß er die von den Hunden verlorne Fährte wieder aufsuchen müsse; oder auch, womit man ihn früh Morgens in das Holz ruft.

Hautbois, eine Hautbois (sprich Hoboa), eine musikalisches hell und scharf tönendes Blaseinstrument, welches höher geht als eine Trompete und Posaune, und in einer gerade gebohrten und stückweise zusammen gesetzten, unten etwas weitern Röhre (gemeiniglich von Buchsbaumholz) besteht, welches mit 9 (theils über, theils neben einander befindlichen) Löchern, und unten mit zwey Klappen versehen ist, und durch ein enges Mundstück von Rohr gespielt wird. Sein Ambitus ist von beinahe 3 Octaven. Ehemals nannte man dieses Instrument eine kleine Schalmaye. Die Hautbois spielen, auf der Hautbois blasen, jouer du hautbois.

Daher Hautboist (sprich Hoboist), Fr. Hautbois, einer, der die Hautbois mit Fertigkeit spielt.

Haut relief, besser plein-relief, ronde bosse, ganz erhabene Arbeit, nennt man eine Figur oder Gruppe,

die an keinem Hintergrunde hängt; wie z. B. die Statüen, welche auf einem Fußgeſtelle frey ſtehen; im Gegenſatze des Bas-relif, oder des halb erhabenen Werkes; ſ. Th. III, S. 584, f.

Haute-bonté, eine Art Apfel; ſ. *Malus*.

Haute-liſſe, Hautelisse, heißt diejenige koſtbare Art ſeidener und wollener Tapeten, die auf einem Stuhle gewirkt werden, auf welchem die Kette, oder der Aufzug, welcher hier la liſſe genannt wird, vertical oder ſenkrecht ausgeſpannt iſt. Zuweilen wird Gold und Silber mit eingewirkt. Ein Mehreres davon wird im Art. Tapete vorkommen.

Mit eben dieſer Benennung belegt man auch in Frankreich, und zwar beſonders in den Zeugwebereyen zu Amiens, diejenigen Zeuge, deren Aufzug bloß von Seide, und der Eintrag von Wolle iſt, oder auch ganz ſeidene Zeuge. Die Weber, welche dieſe Zeuge verfertigen, werden Hautliſſeurs genannt. Es iſt aber dieſer Name nur in der Picardie, und inſonderheit in der Zeugweberey zu Amiens, gebräuchlich.

Dieſe Haut-liſſeurs ſind mit den Bourachers vereiniget, und machen mit ihnen nur eine Zunft aus, die mit zu der groſſen Innung gehört, welche daſelbſt die Naſchweber- oder Zeugmacherzunft, Fr. Sayetterie, genannt wird; und wozu, außer gedachten Bourachers und Haut-liſſeurs, noch die Naſchweber oder Sayetteurs, die Wollkämmer oder Houppiers, die Walker, die Lederbereiter oder Corroyeurs, die Zeugſcheerer, Färber, Calandreurs, und Bortenwirker, gehören. Dieſe Haut-liſſeurs haben 4 E'gards, oder Geſchworne, welche die von Haute-liſſe gewebten Zeuge beſichtigen, und mit bleyernen Zeichen zeichnen müſſen, welches dreymal geſchieht; nämlich: 1) in dem Hauſe des Haut-liſſeur, wenn das Stück auf den Weberſtuhl gebracht wird, um zu ſehen, ob ſie den Verordnungen gemäß verfertiget werden; 2) wenn das Zeug von dem Weberſtuhle kömmt, in der Halle en blanc, um ſie zu meſſen; und 3) in der Halle en noir, wenn das Zeug alle ſeine Zubereitungen hat, um es wieder zu meſſen, und wenn es ſeine erforderliche Eigenſchaften hat, das lezte Bley daran zu hängen, welches Plomb de loyauté genannt wird. Bey dieſer lezterey

letztern Besichtigung müssen nach der Reihe zween Kaufleute aus der Stadt zugegen seyn, bey 10 Livres Strafe, wenn sie ausbleiben. Alle diese drey Bleye, womit erwähnte Zeuge gezeichnet werden, bekommen auf der einen Seite das Zeichen nebst dem Namen und Zunamen des Haut-lisseur, welcher das Stück gemacht hat; und auf der andern Seite das Wappen der Stadt Amiens. Für jedes Bley, welches daran gehängt wird, werden 2 Deniers bezahlt. Ueberdieß muß ein jeder Haut-lisseur am Ende eines jeden Stückes sein Zeichen einweben lassen, welches er sich nach Belieben wählen kann, in der Schreiberey aber einzeichnen lassen muß. Die Zeuge, welche die Haut-lisseurs machen dürfen, sind allerhand Gattungen von römischer Sarsche, halbseidene auf einer oder beyden Seiten gekreuzte Sarsche, Dauphines, Indiennes, Yeux de perdrix, Fleurons, Ondes, auf beyden Seiten gekreuzte Castagnetten, Ferandines oder Burails mit widersinnigem Haare, Marguerites, seidene Droguette, halb seidene und halb wollene Etamine, sammetne Trippe, Bangmers, und Carreaux de Colombelles. Keiner von diesen Zeugen aber darf, wenn er von dem Weberstuhle kömmt, von ihnen zum Verkauf feil geboten werden, als bis es in der Halle en blanc besichtiget, gemessen und plombirt ist. Eben so dürfen auch die Zeuge, welche bereits ihre völlige Zurichtung erhalten haben, nicht eher verkauft oder zum Verkauf ausgeleget werden, als bis sie in der Halle en noir gemessen sind, und das letzte Bley bekommen haben. Den Haut-lisieurs ist auch nicht erlaubt, Zeuge von gebrehtem oder ungebrehtem wollenen Garne zu machen, als welches nur den Raschwebern erlaubt ist; zum Eintrage aber können sie sich desselben bedienen; der Aufzug hingegen muß allemal entweder Seide, leinen oder hänfenes Garn seyn. Jedoch steht ihnen frey, auf dem großen Rade gesponnenes wollenes Garn zum Aufzuge zu nehmen. Nach neuern Verordnungen ist ihnen auch erlaubt, ihre Etamine mit goldenen oder silbernen Fäden zu durchwirken, und ganz seidene Zeuge zu weben.

Hautin, siehe Silber-Fisch.

Havana-Blume, Apocynum speciosissimum; s. Th. II, S. 306.

Havanische Häute, Havanisches Leder; s. oben, S. 519.

Havate, s. Th. II, S. 290.

Haverey, s. Haferey.

Havreſac, ſ. Ränzel.

1. Hay, (der) in einigen Gegenden ein gehägter Wald, ein Hag, aus welchem Worte es auch entſtanden iſt, im mittlern Lat. Haya, in einigen Gegenden auch Heu. Siehe Hag und Hain.

2. Hay, (der) oder der Hayfiſch, ein großer Seefiſch, der in allen unter dem heißen Weltgürtel liegenden Meeren in Menge gefunden wird, mit fünf Luftlöchern an den Seiten, welcher daher auch durch die Lunge Athem hohlt, und lebendige Junge gebieret; Galeus *Klein.* Squalus *Linn.* Hoh. Haye, Engl, Sharkfiſh. Es giebt deren verſchiedene Gattungen und von verſchiedener Größe, von welchen die kleinſte Gattung, nach dem die Jahrszeit iſt, auch oft in andere Meere ſtreicht; wie denn ein Theil von denſelben oft weit über den Wendezirkel des Krebſes, wenn die Sonne ſich demſelben nähert, bis auf den 45ſten Grad nördlicher Breite kömmt. Daher ſieht man dieſelben im Sommer oft auf den Küſten von Spanien und Frankreich, wie auch im mittelländiſchen Meere. Der größte, Canis Carcharias *Linn*, wird 9 bis 10 Ellen lang, und wiegt bis auf 4000 Pfund. Er iſt einer der gefährlichſten, grimmigſten und gefräßigſten Raubfiſche in allen Meeren, und zugleich von ſo feiner Witterung, als immer ein Hund oder Wolf ſeyn kann; daher er auch der Hundfiſch, Seehund, Canis Marinus, Chien de mer, Chien marin, und Seewolf, und wegen der Aehnlichkeit des Kopfes Hundskopf, Cynocephalus, genannt wird. In Nordamerika, Aſien und Afrika, heißt er Tiburin, Tiburo, Tubero. Die Franzoſen nennen ihn Requiem, Requien, auch Requin, welchen Namen ihm die Normänner gegeben haben ſollen, weil er Menſchen frißt, und man daher für ſie das Requiem ſingen muß. Der Name Hay oder Haay iſt im Däniſchen, Schwediſchen und Isländiſchen am üblichſten, in welchen Sprachen auch deſſen Urſprung auf-

aufgesucht werden muß. Er läßt sich meistens bey stillem Wetter sehen. Er schwimmt langsam, und hat eine hohe Finne auf dem Kopfe. Das Maul geht bis in die Mitte des Halses, so daß er sich mit großer Mühe umwenden muß, wenn er etwas verschlingen will. Der Kopf ist glatt und flach. Er besitzt viel Stärke, besonders im Schwanze, mit dem er gefährlich schlägt. Das Maul ist oben und unten mit einigen Reihen scharfer sägenförmiger Zähne bewaffnet, deren einige dreyeckig, andere flach, und noch andere spizig sind. Er ist sehr gefräßig, und folgt oft lange Zeit denen Schiffen, die er auf der Reise antrifft, nach, um sich von allem demjenigen zu nähren, was man aus dem Schiffe wirft, und ihm zur Nahrung dienen kann. Insonderheit ist er auf das Fleisch aller Gattungen von Thieren, und insonderheit der Menschen, sehr begierig, wie er denn bisweilen ganze Menschen verschlingt, oder sie in der Mitte zerreißt, und es vielfältig geschieht, daß die Schiffleute, wenn sie bey stillem Wetter um das Schiff baden, und die Perlenfischer, von ihm angefallen, und ihnen von seinen scharfen Zähnen Arme und Füße, so glatt, wie mit einer Axt, abgeschnitten werden. Man hält ihn für denjenigen Fisch, der den Propheten Jonas verschlungen hat; denn der eigentliche grönländische Wallfisch hat eine viel zu enge Kehle, einen Menschen durchzulassen. Er ist insonderheit einer der gefährlichsten Feinde des Wallfisches. Doch tödtet er nicht sogleich den Wallfisch, sondern frißt ihm nur große Stücke Fett aus der Seite, und macht Löcher, als wenn sie mit einer Schaufel gegraben wären. Arthus Feuillee und andere Schriftsteller melden, daß der Hay gemeiniglich mit einem Haufen kleiner Fische, Quequadores genannt, umgeben sey, die einen breiten Mund und flachen Kopf haben, womit sie sich an den Körper des Hayes hängen. Wenn er seinen Raub nimmt, versammeln sie sich rings um ihn herum, und

theilen mit ihm, ohne daß er ihnen etwas thut. Auch wird der Hay von einem andern Fische, den man deswegen den Politon oder Wegweiser nennt, begleitet, welcher vor ihm hergeht, und ihm den Weg zeigt, wofür ihn der Hay vor andern Raubfischen beschützet.

Weil der Hayfisch sehr begierig nach allem schnappet, ist er leicht zu fangen. Gemeiniglich läßt man einen starken, Fingers dicken, Haken, woran ein Stück Speck oder Fleisch befestigt ist, an einer Kette oder einem starken Seile hinab, da er denn bald anbeißt. Er ist dabey so begierig, daß wenn ein Haken abreißt oder bricht, er sogleich wieder an einen andern anbeißt, auch nicht leicht wieder weggeht, wenn er einmal bey einem Schiffe ist. Wenn er sich solchergestalt angehakt hat, haben 2 bis 3 Leute zu thun, ihn in das Schiff zu bringen. Weil er, erwähntermaßen, in dem Schwanze seine größte Kraft hat, und einem damit ein Bein entzwey schlagen kann, geht man, so bald er im Schiffe ist, mit Aexten und Messern auf ihn los, um den Schwanz abzuhauen. Sein Fleisch ist dicht, mager, schleimicht und übel schmeckend, es wird daher nicht frisch gegessen, sondern, insonderheit das vom Bauche, in Striemen geschnitten, 24 Stunden eingesalzen, wohl gekocht, und alsdann mit Oehl und Essig gegessen. Die Jungen, welche man in dem Bauche einer Hayin findet, sind, nachdem man sie 1 oder 2 Tage in einem Fasse mit Wasser hat wässern lassen, gut zu essen. Das Gehirn eines Hayes ist, wenn es trocken geworden, so hart wie ein Stein. In weißen Wein geschabt, und von Kreißenden genossen, soll es die schwere Geburt befördern. Außerdem giebt der ganze Fisch, vorzüglich aber die Leber, sehr viel und guten Thran, welcher, wie ich an seinem Orte beschreiben werde, in den Thranbrennereyen ausgekocht, und von Lohgärbern, Weißgärbern und Korduanmachern zu ihrer Arbeit gebraucht wird.

Von

Von diesem Fische kömmt, außer dem Thran, auch die Haut in die Handlung, und man findet sie bey den Kaufleuten unter dem Namen der Fischhaut. Diese ist eine Gattung von Chagrin, wovon allerley Arbeiten, als: Etuis, Degenscheiden ꝛc. gemacht werden; wie sich denn auch die Drechsler, Tischler und andere in Holz arbeitende Handwerker derselben wegen ihrer Schärfe anstatt der Feilen bedienen, ihre Arbeit damit eben und glatt zu machen. Diese Fischhaut muß, zu diesem Behuf, groß und breit seyn, ein hartes und scharfes, nicht gar zu großes, auch nicht zu kleines Korn haben; auch müssen die Kiefern und Floßfedern noch daran seyn. Die meisten dieser Häute werden aus Spanien und von Bayonne gebracht. Man hat auch Fischhäute von der Robbe (Phoca vitulina *L.*) und dem Engelfische (Squalus Squatina *L.*) deren im Art. Seehund Erwähnung geschehen wird.

Die unter dem Namen Schlangenzungen, oder Natterzünglein, Glossopetrae, Odontopetrae, Langues de serpent, bekannten Körper, welche man ehedem für versteinerte Schlangenzungen gehalten hat, sind vermuthlich Zähne dieses Hayfisches, oder anderer großen Fische, welche durch die Länge der Zeit in der Erde versteinert worden sind.

Haye, siehe Hecke.

Hayn, s. Hain.

Hayn-Buche, Carpinus betulus *L.* s. Th. VII, S. 314.

Hayn-Butte, Rosa canina *L.* s. Th. XXI, S. 126.

Hayseng, nennen die Chineser gewisse Fische, welche bey ihnen insgemein zur Speise dienen, und fast bey jeder Mahlzeit ein Gericht ausmachen. So schön die im XIX. Th. S. 513, sqq. beschriebenen Goldfische oder Goldkarpfen in China sind: so häßlich sind dagegen die Hayseng; daher sie auch häßliche Fische genannt werden. Man sieht sie an den Küsten von Schan-tong und Fo-kyen schwimmen. Die Missionarien sahen

sie

sie erst für leblose Klumpen an. Einer, den die chinesischen Schiffer auf ihr Verlangen fiengen, schwamm in dem Becken, in welches man ihn gethan hatte, und blieb darin eine ziemliche Zeit lebendig. Weil die Landeseinwohner ihnen allezeit berichtet hatten, dirses Thier habe 4 Augen und 6 Füße, und gleiche an Gestalt einer Menschenleber: so untersuchten sie es sehr sorgfältig, konnten aber nur zwey Plätze entdecken, welche die Augen zu seyn scheinen, weil das Thier, wenn sie die Hand nach diesen Gegenden bewegten, Merkmale einer Furcht spüren ließ. Wollte man jedes Gliedmaß, welches ihm zur Fortbewegung zu dienen schien, einen Fuß nennen, so könnte man deren so viele zählen, als sich über seinem ganzen Leibe kleine Höcker oder Knöpfchen befinden. Es hat weder Stacheln, noch Knochen, und stirbt, so bald man es drückt. In ein wenig Salz hält es sich lange, daß man in alle Theile dieses grossen Reiches verführen kann. Ein Wassergeschöpf mag dieses Thier wohl seyn; aber ein Fisch im eigentlichen Verstande kann es nicht genannt werden.

Hazala, siehe Röthe.

Hazard-Spiel, s. Spiel.

Hazardiren, s. Wagen.

Héaume, s. Helm und Helm-Stock.

Héaumier, s. Waffen-Schmied.

Heb-Amme, eine Person weiblichen Geschlechtes, welche ein Geschäft daraus macht, Kinder zu heben, d. i. gebärenden Weibspersonen in der Geburt Hilfe zu leisten; eine Wehmutter, Wehfrau, im g. L. auch eine Kindermutter, Bademutter, weise Frau, weise Mutter, Nieders. Bademöme, Bademoder, wyse Moor, in Preußen die Alte, in Meißen die Pimpelmutter, Püppelmutter, im Dithmars. Förfro. In einem alten 1501. zu Rom gedruckten deutsch-italienischen Vocabul. kömmt dafür, das sonst ungewöhnliche Heckamme vor. L. Obstetrix; Fr. Sage-femme,

Ma-

Matrone, Accoucheuse. Außer der gewöhnlichen Beschäftigung der Hebammen, Gebärenden in der Geburt Hilfe zu leisten, müssen sie, auf Befehl der Obrigkeit, auch Besichtigungen anstellen, wenn eine Person fleischlicher Vermischung, oder vor kurzem vorgegangener Geburt verdächtig ist.

Daß der Mensch bey seiner Geburt, und damit solche glücklich geschehe, und nicht Mutter oder Kind, oder gar beyde zugleich am Leben und an der Gesundheit Schaden leiden, weit mehrere Aufsicht und Beyhilfe, als das Vieh, bey dem Werfen, Hecken oder Gebären seiner jungen Thiere, oder auch diese auf die Welt kommenden Jungen selbst, nöthig habe: solches ist nicht nur den Naturforschern und Aerzten, sondern auch sonst Jedermann, der nur einige Kenntniß von solchen Dingen hat, bewußt. Dieses hat veranlaßt, daß die Regenten, aus landesväterlicher Vorsorge, schon von uralten Zeiten her, die sehr nöthige und nützliche Sorgfalt getragen haben, gewisse hiezu vor andern geschickt geachtete Personen verordnen zu lassen, welche den kreißenden Weibspersonen in der Geburt mit ihrer Hilfe beystehen. Weil aber die Gebärenden solche Beyhilfe, aus unzeitiger Schamhaftigkeit, nicht gern von Mannspersonen verrichten lassen: so sind zur Geburtshilfe Personen aus dem weiblichen Geschlechte gewählt worden, welche in Deutschland den Namen der Hebammen oder Wehmütter bekommen haben. Und da man immer mehr eingesehen hat, daß solche Personen im gemeinen Wesen unentbehrlich seyn, so ist es in Deutschland, und auch in den meisten andern Ländern von Europa, dahin gediehen, das heut zu Tage von der Obrigkeit in jedem Dorfe wenigstens eine, in Städten aber etliche Hebammen bestellt sind, die vorher von dem Landes-Medicinal-Kollegio, oder den bestellten Stadt- und Land-Physicis examinirt worden, und unter deren Aufsicht stehen.

Eine unzeitige Schamhaftigkeit der Frauenspersonen, welche, sobald sie übertrieben ist, zum Laster wird, hat dem Aufnehmen der Hebammenkunst von je her unbeschreibliche Hindernisse in den Weg gelegt; und man wollte lieber ein Raub des Todes werden, als dieses wichtige Amt, sich und dem neuen Bürger das Lebens zu erhalten, einer Mannsperson überlassen.

Die Gesetze der alten Griechen untersagten den Weibspersonen die Ausübung der Arzneykunst; mithin behaupteten auch die Männer so lange das Recht, den Frauen in der Geburt beyzustehen, bis endlich der gewöhnliche Eigensinn der Schönen, wie Hygin erzählt, die Vorsicht der Gesetze und Areopagiten vereitelte, die Agnodice in Mannskleidern vom Herophilus die Arzneykunst erlernte, und dadurch ihre Schwachheiten so lange unterhielt, bis zuletzt gewisse Frauenspersonen dieses große Amt, als eine Siegesbeute über die Männer, davon trugen. Dieses ist der Ursprung der löblichen Zunft der Hebammen, die seit der Zeit, da dieses Vorurtheil in den schwachen Gemüthern der Frauenzimmer tiefe Wurzel geschlagen hat, mehr denn einer Million Menschen das Leben gekostet hat. Die meisten dieser Personen sind entweder alte abgenutzte, oder junge Weibsbilder, die, ohne etwas mehr, als den Entstehungsort der Menschen zu wissen, und etwann einige Kinder geboren zu haben, sich zu Vorsteherinnen der Geburt aufwerfen.

Wie die Arzneykunst nach und nach immer mehr gestiegen, und insonderheit auch durch die mit mehrerm Fleiße getriebene Zergliederungskunst vieles Nützliche, welches vorher noch unbekannt gewesen, entdeckt worden ist: so hat man auch bey der zur Wundarzeneykunst (Chirurgie) gehörigen Hebammenkunst eingesehen, daß sie noch gar schlecht beschaffen sey, und von den gemeinen Hebammen noch schlechter ausgeübet werde, und mithin großer Verbesserung bedürfe. Man hat daher seit ungefähr 100 Jahren in verschiedenen Ländern von Europa, vornämlich aber in Frankreich, England und Holland, und nun auch an vielen Orten in Deutschland, die Hebammenkunst sehr verbessert, und solche auch durch einige in solcher Kunst wohl unterrichtete Männer weit besser, als nur durch gemeine

Heb-

Hebammen ausüben zu lassen, kein weiteres Bedenken gehabt; ja man hat daher in vielen großen Städten einige in dieser Kunst geschickte und erfahrne, so genannte Hebammenmeister, Hebärzte oder Geburtshelfer Fr. Accoucheur, besonders dazu bestellt, daß sie den Schwangern und Gebärenden mit Rath und That beystehen, und in Nothfällen hülfliche Hand leisten sollen. In einer so wichtigen Sache, als die Vermehrung der Nachwelt und die Bevölkerung der Staaten ist, findet keine Nachsicht gegen das schöne Geschlecht Statt; und man begeht ein Verbrechen wider die Menschlichkeit, so bald man dem wunderlichen Eigensinne der Frauen die Freyheit läßt, sich und die Frucht ihres Leibes einem alten Weibe aufzuopfern, welche nicht einmal die Natur und Lage der Gebärmutter kennt. Die Stimme der Menschlichkeit ist beredter, als alle Vorstellungen der Aerzte; und die vorgegebene Schamhaftigkeit ist entweder ein leerer Name, wie es in unsern Tagen die meisten Tugenden sind, oder ein glänzendes Phantom, welches nur wenig Augenblicke blendet; denn die traurige Erfahrung lehrt, daß öfters Personen, welche, ihrem Arzte gewisse Zufälle des Körpers zu entdecken, Bedenken trugen, sich den Augenblick nachher jedem Nichtswürdigen in die Arme werfen, ohne nur jemals roth zu werden. Gesetzt auch, die Schamhaftigkeit wäre ein erhabener Vorzug des weiblichen Geschlechtes, so hört sie doch auf, es zu seyn, so bald die natürliche Nothwendigkeit uns zwingt, eine Ausnahme von der Regel zu machen, und das Gefühl der Selbsterhaltung wird alsdann die vornehmste Tugend. Der gelehrte Arzt, der die ganze Maschine und ihren Bau, die Lage, Proportion und Symmetrie aller Theile mit einem scharfen Blicke übersieht, das Verhältniß der natürlichen und widernatürlichen Geburt durchdenkt und die mächtigen Hülfsmittel kennt, alle vorkommende Schwierigkeiten mit der Klugheit eines

Meisters zu besiegen, hat unendlich mehr Recht auf das Zutrauen der Schönen, als alle solche Weiber, aus deren Gesichtern gemeiniglich Dummheit, Bosheit und Niederträchtigkeit hervor leuchten. Viele schwere Geburten werden unter der Hand eines solchen Accoucheurs leicht, oder auch verhütet; und eine glückliche und zu rechter Zeit angestellte Wendung erhält nicht selten der Mutter und dem Kinde das Leben. Die schneidenden Instrumente werden entbehrlich, wenn man, frey von Vorurtheilen und Aberglauben, bald zu einer guten Geburtshülfe seine Zuflucht nimmt; und die englische Zange, welche auf die Gemüther der Frauen eben den Eindruck macht, den die Gespensterhistörchen auf die Kinder haben, ist nichts weiter, als eine künstliche Hand, welche zuverlässig hilft, ohne zu verletzen oder zu schaden, weil sie lauter stumpfe und glatt polirte Flächen hat. Der gelehrte Geburtshelfer kennt die Gesetze der Mechanik, und er siegt unter deren Beystande oft da, wo ein altes Weib zittert.

Noch im J. 1522 wurde zu Hamburg D. Veit verbrannt, weil er sich für eine Hebamme hatte brauchen lassen. Dieses Vorurtheil gegen die männliche Geburtshülfe hat nunmehr bereits größtentheils aufgehört. Große Prinzessinnen haben in Deutschland allem irrigen Wahn entsagt, und sich bey der Geburt künftiger Regenten, gelehrter Geburtshelfer bedient. Eine große Anzahl vornehmer Damen nehmen bereits auch bey natürlichen Entbindungen ihre Zuflucht zu der Einsicht und regelmäßigen Erfahrung solcher Männer, die auf diese Art ihren Dienst und Eifer zum Besten der Staaten und des Vaterlandes anwenden; und der wahre Menschenfreund wünscht aus Patriotismus, bald die glückliche Zeit zu erleben, wo auch der Pöbel von Weibern so weise handelt, in schweren Fällen den Beystand eines verständigen und erfahrnen Geburtshelfers zu verlangen, oder wo die Großen des Volkes

durch

durch Ansehen und Gewalt ein Vorurtheil auszurotten suchen, welches dem Wohl des Staates und der Nachwelt eben so nachtheilig ist, als Atheisterey und Aberglaube.

Man-midwifery, analysed, and the tendency of that practice detected and exposed. Lond 1765, 4.

De l'indecence aux hommes, d'accoucher les femmes, & de l'obligation aux femmes de nourrir leurs enfants; pour montrer par des raisons de Physique, de Morale & de Medecine, que les Méres n'exposeroient ni leurs vies, ni celles de leurs enfants, en se passant ordinairement d'accoucheurs & de nourrices (par *Phil. Hecquet.*) à Par. 1708, 12

Reponse au livre d'indécence aux hommes d'accoucher les femmes, par *Guil. Marquest de la Motte.* à Par. 1718 12.

Io. Ge. Roederer oratio de artis obstetriciae praestantia, quae omnino Eruditum decet, quin imo requirit; publice dicta d. 18 Dec. 1751. st. in Dessen Opusc. med. Gott. 1763, 4. S. 1—16.

Iac. Staalkopf commentatio parergica, qua Medicum in casu necessitatis munere obstetricis fungentem à decori regulis non deflectere ostenditur, st. im 9 Vers. der Vrtsl. Samml. Sept. 1719, S. 386—392.

Das Project des Verfassers der Schrift: Wie die Pfarrer und die Pfarr- und Kirchengüter besser zu nutzen wären, Brandenb. 1780, 8 (welche auch in der 4ten Samml. der Beyträge zur Aufhebung der Gemeinheiten ꝛc. Brandenb. 1780, 4. S. 71, fgg. abgedruckt ist,) daß die Pfarrer auf dem Lande zugleich Geburtshelfer seyn sollen, möchte wohl schwerlich in Ausübung kommen.

Da aber bis jetzt an vielen Orten Deutschlandes die Erfüllung dieses Wunsches und die Allgemeinheit gelehrter Geburtshelfer unmöglich ist, und es ein Glück ist, wenn man noch hin und wieder in großen Städten dergleichen findet, wiewohl sie selten gebraucht, und öfters nur als Schreckbilder betrachtet werden: so mögen die Hebammen dieses Amt behalten, wenn sie nur die gehörigen Eigenschaften, welche zu Behauptung ihres Standes erforderlich sind, besitzen, und es sich zur unverletzlichen Pflicht machen, sogleich ihre Zuflucht zum Geburtshelfer, oder, in dessen Ermangelung, zu einem jeden geschickten Arzte oder Wundarzte zu nehmen.

Eine Hebamme, welche mit Nutzen und Ehre für die Nachwelt arbeiten will, muß zuvörderst einen guten natürlichen Verstand und eine gewisse Gegenwart des Geistes besitzen, um die Regeln ihrer Kunst gehörig zu fassen, und auf die vorkommenden Fälle anwenden zu lernen. Ohne dieselben sind alle erlangte Kenntnisse öfters, wie das Gift in der Hand eines Böswichtes; und Mutter und Kind stehen in Gefahr, methodisch in die andere Welt geschickt zu werden. Will aber eine Hebamme in ihrer Profession etwas tüchtiges leisten: so muß sie, nach erlangter anatomischer Kenntniß derjenigen Theile, worin das Kind im Mutterleibe liegt, und durch welche es zur Welt geboren wird, unter andern nützlichen Sachen, vornämlich sechs Stücke gut verstehen, und die dabey, zu Erforschung der Sache Beschaffenheit und zur geschickten Entbindung erforderlichen Handgriffe wohl auszuüben wissen:

1. Wie der Mund der Gebärmutter außer der Schwangerschaft beschaffen und gestaltet ist.

2. Was für Veränderungen der innere Muttermund, nach geschehener Schwängerung, sowohl im Anfange, als in der Mitte und gegen das Ende der Schwangerschaft, bey angehendem Gebären, seine Gestalt betreffend, natürlicherweise leide.

3. Wie solcher Muttermund nicht bey allen Weibspersonen ordentlich, d. i. gerade hervor, nach der Mutterscheide zu, stehe, sondern bey einigen widernatürlich bald zu weit nach der rechten oder linken Seite hin, bald vor- bald hinterwärts, gekehrt sey, und dem leichten Gebären hinderlich, an einer Seite des Beckens, worin die ganze Gebärmutter liegt, widerstehe, mithin also die ganze Gebärmutter mehr oder weniger schief liege, und dadurch gemeiniglich eine schwere Geburt verursache, daß deswegen viele Kinder

der vor der Geburt, und manchmal auch Mutter und Kind zugleich, sterben müssen, wofern diese schiefe Mutterlage nicht bey Zeiten durch eine schickliche Stellung oder Legung der Gebärenden verbessert, und dabey der da- oder dorthin verschlagene oder gekehrte, und an einem Orte widerstehende Muttermund nicht zu rechter Zeit mit einem schicklichen Handgriffe behutsam gerade gerichtet oder eingelenket, sondern alles nur den Geburtswehen überlassen wird, durch ihre Gewalt den da- oder dorthin widerstehenden Muttermund, bey dem gewaltsamen An- und Austriebe des Kindes, dermaßen herum zu quetschen oder zu treiben, daß dieses endlich geboren werden kann.

4. Müssen sie durch den geöffneten Muttermund, ehe die Wasserblase, worin das Kind liegt, springt, nachzufühlen und zu erforschen wissen, ob das Kind ordentlich, oder in einer unrechten Lage zur Geburt eintritt; und wenn sie das letztere merken, alsdann die üble Lage des Kindes bey Zeiten verbessern, weil dieses hernach, wenn die Blase schon gesprungen und das Wasser verlaufen ist, nicht wohl mehr möglich ist. Wenn sie aber alsdann erst zu den Gebärenden kommen, da das Kind, nach verlaufenem Wasser, schon in einer übeln Lage zur Geburt sich zeigt, daß es also nicht wohl lebendig geboren werden kann, müssen sie, nachdem sie die Gebärende in das gehörige Wende- oder Rücken-Lager gebracht haben,

5. geschickt in die Gebärmutter einzugreifen, des Kindes Füße zu suchen, und es damit gehörig heraus zu ziehen wissen. Auch müssen sie, nachdem das Kind geboren worden, den Austrieb der Nachgeburt oder des Mutterkuchens bloß der Natur überlassen, nur aber alsdann, wenn der Mutterkuchen an einem andern Orte,

außer dem Grunde der Gebärmutter, inserderheit an dem Muttermunde fest ansitzt, oder wenn ein heftiger Blutsturz erfolgt,

6. behutsam in die Gebärmutter einzugreifen, den Mutterkuchen abzulösen, und solcher Gestalt die Nachgeburt sicher heraus zu holen, verstehen.

Wenn eine Hebamme diese 6 Puncte versteht und gehörig auszuüben weiß, so ist sie unter die geschickten Hebammen zu rechnen; und es werden ihr gewiß sehr selten Fälle vorkommen, wo es dennoch die Noth erfordert, ein Kind mit Instrumenten ganz oder stückweise aus dem Mutterleibe zu bringen.

Hienächst muß eine rechtschaffene Hebamme einen guten moralischen Character besitzen. Denn die traurige Stunden, wo die Gebärenden ein Raub krampfhafter Zusammenziehungen der Mutter und der schmerzhaftesten Empfindungen sind, fordern von der Hebamme ein gütiges, bescheidenes, sanftmüthiges und freundliches Verfahren, und sie muß, von einer hinlänglichen Kenntniß geleitet, dieselben weder dem falschen Wahn ohne Noth Preis geben, noch sie, bey Erblickung der Unmöglichkeit einer natürlichen Geburt, durch leere Tröstungen auf den Beystand des Himmels hintergehen und tödten. Denn die Zeit, Wunder zu sehen, war nur in den vorigen Jahrhunderten nöthig; und man erwartet jetzt alles von dem rechten Gebrauche der natürlichen und erlaubten Mittel.

Eine besoffene Hebamme ist ein eben so verächtliches Geschöpf, als ein trunkener Arzt oder Prediger. Alle drey entehren die Wichtigkeit ihres Standes, und werden unfähig, etwas mit Anstand, Klugheit und Ueber-

berlegung zu unternehmen. Die Geschichte der Arzneywissenschaft lehrt zur Genüge, wie viel traurige Schlachtopfer dem Geiste der Völlerey unterliegen müssen; und der schreckliche Anblick so vieler Personen, die eine betrunkene Unwissenheit auf die ganze Lebenszeit unglücklich gemacht hat, zwingt den wahren Patrioten, den Beystand der Obern in einer Sache zu erflehen, die das Wohl des Landes und der Nachwelt betrifft.

In wohlgeordneten Staaten wird jede Hebamme beeidiget, um nichts zu thun, was wider Religion, Gewissen und Staat ist; und dennoch sind sie ins gesamt geneigt, den Aerzten in das Amt zu fallen. Eine geheime Mine und eine graue Erfahrung scheint sie zu berechtigen, Frauenzimmern von allerley Stande und Zufällen, wie auch Kindern, Arzneyen zu verordnen. Es ist unmöglich, daß Personen, welche öfters kaum gesunden Menschenverstand und die Kenntnisse ihres Standes haben, auch Arzneyen mit Nutzen verordnen könnten, es wäre denn, daß man die Arzneywissenschaft als ein Handwerk ansähe, welches sich mit zwey oder drey Mitteln ausüben ließe. Ihre meisten Arzneyen, die sie geben, sind ein geheimer Wust, und von keinem bessern Werthe, als das liebe Markgrafen- oder edle Herzpulver, womit manches Kind ohne Noth gequält wird; und ich gebe dieses alles gern zu. Allein, sind ihre Mittel stets unschädlich, und werden sie immer mit der gehörigen Einsicht und Klugheit gebraucht? Wie oft lassen sie sich nicht durch Versprechungen, Ansehen und Geschenke erkaufen, die Monatszeit durch heftige Arzneyen zu befördern, oder auch heimliche und unerlaubte Schwangerschaften zu verbergen, und Verbrechen gegen den Staat und die Nachwelt zu begehen! Es giebt zwar keine specifische Mittel, welche die Frucht zuverlässig abtreiben, und alle Bemühungen solcher nichtswürdigen Personen

sind fruchtlos; allein, werden starke Arzneyen, die zur Erlangung dieser Absicht gereicht werden, deshalb aufhören schädlich zu werden, weil sie ihre Kraft auf die Frucht verlieren? Ein heftiger Sturm bringt alle Verrichtungen des Lebens in Unordnung; unbezwingliche Blutergießungen aus der Mutter rauben den Schatz der Gesundheit, und reißen diese Elenden entweder ohne Barmherzigkeit dahin, oder machen ihnen den Rest ihres traurigen und siechen Lebens zu einer unaufhörlicher Folter.

Da unwissende und verwegene Hebammen der bürgerlichen Gesellschaft unaussprechlichen Schaden zufügen, so muß man ja wohl die Regenten und Obrigkeiten hoch preisen, welche des öffentlichen Schazes und der Bürger Beyträge nicht schonen, um Hebammen- oder Geburtshelfer-Schulen in ihren Städten anzulegen, und durchaus nicht gestatten, daß irgend Jemand, er sey männ- oder weiblichen Geschlechtes, ungeprüft, und ohne mit genugsamen Zeugnissen seiner Geschicklichkeit versehen zu seyn, sich mit dieser wichtigen Arbeit beschäftige. Es ist aber auch nothwendig, daß mehrere Geburtshelfer und Hebammen von gleicher Geschicklichkeit sich in einer Stadt befinden, damit eine Schwangere die freye Wahl behalte. Wie erhaben wird der Ruhm unsers großen und weisen Monarchen, wenn er seine wachende Vorsorge auch auf diese erste und vornehmste Ursache der Entvölkerung richtet, und, von Liebe gegen das Wohl seiner Unterthanen erfüllt, selbst seine Schätze zur Erreichung dieser großen Absicht huldreichst austheilt! Die Menschlichkeit zollet ihm eine dankbare Zähre, und erbauet, von der Gnade seines unsterblichen Friederich's gerührt, seinem Andenken, in der Erhaltung so vieler neuen Weltbürger, Trophäen und Denkmale, welche länger dauern, als alle Lorbeeren, die er als Held von so

viel

viel Schlachtfeldern davon trug. (*) Kann der Patriot und der Arzt den Wunsch zurück halten, daß alle Fürsten sein Beyspiel nachahmen möchten? Ich darf hier nur die Worte eines allergnädigsten Rescripts v. 24 May 1774 anführen, so wird man leicht sehen, was ich sagen will.

Friedrich ꝛc.

Unsere ꝛc. Wir haben Euch schon verschiedentlich Unsere höchste Intention zu erkennen gegeben, daß denen Frauen, welche sich zum Hebammendienst in dortiger Provinz widmen, und wegen Entlegenheit der Oerter die hiesige Hebammenschule nicht wohl besuchen können, der nöthige Unterricht durch geschickte Hebammenlehrer in der Provinz selbst ertheilet werden soll. Um nun der Sache näher zu treten, und eine so nützliche Anstalt, wie bereits in einigen andern Provinzen geschehen, auch dort endlich zu Stande zu bringen, haben Wir, nach eingezogenem Gutachten Unsers Ober-Colegii medici allergnädigst resolviret, in der Stadt . . . für dortige Provinz überhaupt eine dergleichen öffentliche Hebammenlehrschule zu errichten, dabey einen in der Hebammenkunst theoretisch und praktisch bewanderten Mann, er sey Medicus oder Chirurgus zum Lehrer zu bestellen.

Die Zeit des von dem Hebammenlehrer zu ertheilenden Unterrichtes soll in den Wintermonaten bestimmt und öffentlich bekannt gemacht werden.

Es soll jeder Stadt, oder jedem Dorfe, wo eine Hebamme subsistirt, oder anzuordnen nöthig ist, die zu dieser Kunst tüchtigen Subjecte zum Unterricht zu sistiren, auch allen bereits im Amte sitzenden Hebammen erlaubt seyn, diesem Unterricht mit

(*) Melius est unum servare civem, quam mille occidere hostes. *Antonin. Pius.*

beyzuwohnen; wogegen aber schlechterdings keine Person zur Hebamme approbiret werden muß, welche nicht in dieser Hebammenschule völligen Unterricht und darüber ein Attestat des Lehrers erhalten hat.

Wir befehlen Euch Eures Ortes ernstlich, darauf bedacht zu seyn, daß diese Anstalt in Activität komme, und überhaupt in dieser das gemeine Beste des menschlichen Geschlechtes und die Bevölkerung betreffenden Angelegenheit, mit patriotischer Gewissenhaftigkeit, ohne alle unzeitige Consideration für diesen, oder jenen Arzt, zu verfahren ꝛc.

So lobenswerth, so vortrefflich, und so wünschenswürdig für alle Provinzen eine solche Anordnung ist: so wäre doch zugleich zu wünschen, daß nicht noch verschiedene wichtige Hindernisse dabey wären, bey welchen, und so lange diese nicht gehoben sind, aller gewöhnliche Unterricht wenig gute Hebammen bilden wird. Denn, 1) es gebe sich der beste und erfahrenste Lehrer alle ersinnliche Mühe, solchen Weibern, wie sich in den Provinzen gemeiniglich zu Hebammen hergeben, die Hebammenkunst begreiflich zu machen; er lehre sie die Theile kennen, mit denen sie zu thun haben: so weit wird alles angehen. Nun beschreibe er ihnen sowohl gewöhnliche, als auch mögliche Fälle von schweren und widernatürlichen Geburten, er entdecke und erkläre ihnen die besten Handgriffe dabey, welche er nicht bloß aus Büchern gesammelt, sondern die er selbst gedacht, selbst ausgeübt hat, und er lasse sich zu ihrem schwachen Verstande so weit herab, als er wolle; kann er ihnen seine Kunst nicht sinnlich genug, nicht praktisch machen, so wird er ihnen wenig oder nichts nütze. Eine bloß akademische oder Professormäßige Vorlesung über die Entbindungskunst kann zwar eingebildete Hebammen machen, die jeden Fall, von dem sie nur hören, für bekannt annehmen, weil sie ihr Gedächt-

dächtniß vielleicht an die Hebammenschule erinnerte, den sie aber lange nicht so gut begreifen, um alles dabey anwenden zu können, was dazu erfordert wird. Denn nichts wird leichter seyn, als daß sie die Fälle mit einander verwechseln, und bey dem einen das in Anwendung bringen, was zu einem ganz andern gehört; und sie werden noch glücklich seyn, wenn sie so viel Menschenverstand besitzen, daß sie durch Erfahrungen selbst lernen, was in diesem oder jenem Falle angehe oder nicht. Wie geht es aber indessen jenen, denen sie helfen sollen? Denen mag der Himmel beystehen und ihnen helfen!

Diesem Uebel könnte nicht wohl anders abgeholfen werden, als daß man in jeder Provinz ein öffentliches Haus anlegte, worin Schwangere, welche ihrer Entbindung nahe sind, frey aufgenommen, verpfleget und entbunden würden. Eine solche Anstalt müßte aber nicht mit einem öffentlichen Krankenhause oder Hospital verbunden seyn; denn, da in solches Krankenhaus, Personen die mit allerley zum Theil ansteckenden und ekelhaften Krankheiten und Zufällen behaftet sind, zur Cur aufgenommen werden: so können, wenn solche Kranke und die Gebärenden sich in angränzenden Gebäuden, oder gar unter einem Dache, befinden, unvermerkt viele Krankheiten auf Mutter und Kind gebracht werden; wenigstens wird man Entbundene aus solchen Anstalten zu Säugammen zu nehmen, immer Bedenken tragen müssen. Also ein eigenes, und von Kranken-Verpflegungsanstalten völlig abgesondertes Haus! Viele Arme würden dahin gehen, und nichts die Bevölkerung so sehr befördern, als dieses Mittel, weil solche Leute nicht selten sind, welche nicht allein deswegen, weil ihnen die Erhaltung und Erziehung der Kinder schwer fällt, sondern schon wegen der mit der Niederkunft gemeiniglich verknüpten Kosten, Verpflegung u. d. gl. unerlaubte Mittel anwenden, ih-

re Fruchtbarkeit zu verhindern. Ferner könnten alle unehelige Schwangere angehalten werden, dahin zu gehen, oder allenfalls von den Obrigkeiten frey dahin geschaffet werden. Dieses wäre eine neue Wohlthat für viele solcher Personen; und eine verheimlichte Schwangerschaft verdiente alsdann um so viel schärfere Ahndung.

Vielleicht finden sich hier Einwürfe und Schwierigkeiten, welche mir eben nicht beyfallen, oder die meine Einsichten übersteigen, um deren willen ich die Abwägung des fortdauernden Nutzens mit dem aus dem Gegentheile erfolgenden Schaden, Andern, welche hiezu etwas betragen können, gern überlasse. Ehe indessen eine solche Anstalt zu Stande käme, muß ich meine Meinung sagen, wie ich mit den Schülerinen der Hebamenschule verfahren würde. Außer demjenigen, was zur gemeinen Hebammenkunst gehört, würde ich einer jeden richtige und genaue Kupferabbildungen mit einer kurzen und deutlichen Erklärung aller, oder doch der meisten, schweren Lagen in die Hände geben, und darnach meine weitere Ausführungen und Belehrungen einrichten. Ferner würde ich ernstlich darauf bedacht seyn, eine künstliche Maschine, in Gestalt eines weiblichen Körpers verfertigen zu lassen, wo die Action der Gebärmutter und Mutterschride durch Springfedern bewirket würde. Daß man auch einige Kinderfiguren hiezu haben müsse, versteht sich von selbst. Mit dieser Maschine müßten sich alle mögliche Lagen eines und auch zweyer Kinder machen lassen. Nun erkläre man in der Hebammenschule einen schweren Fall einer widernatürlichen Geburt; man verweise die Schülerinnen auf die Kupfer, und alsdann mache man dieselbe Lage in der Maschine, und lasse eine jede die gezeigten Handgriffe dabey anwenden; und endlich führe man dieselben, wo es thunlich ist, bey Menschen an. Wenn dieses zum Unterricht

und

und zur Verbesserung der Hebammen doch nicht fruchtet, und wenn hievon nicht noch zehnmal so viel, als von allen Vorlesungen, hängen bleibt: so weiß ich nichts mehr davon zu sagen.

Dieses Lehrmittel mit Maschinen ist bereits in verschiedenen Hebamenschulen auf mancherley Art, unter andern auch mit gläsernen, in Form der Gebärmutter, angewandt worden.

Die gebährende Frau, von D. Börner. Frf. und L. 1750, 8. 3 B. Der Verf. beschreibt eine Maschine, die der Stadtarzt zu Giengen, Lic. Mohr, durch verschiedene Künstler hat verfertigen lassen, und selbst um 6 Gulden verkauft, wobey die Hebammen zu den Handgriffen angewiesen werden können.

Description d'une machine pour apprendre l'art des accouchemens, imaginée par Madame le *Bourfier* du Coudrai, st. im Journ. oecon. Nov. 1759, S. 518 f.

Lettre à l'Auteur du Mercure de France, au sujet d'une machine inventée par Mad. le Bourfier du Coudrai, Accoucheuse, pour démontrer l'art des accouchemens aux Sages-femmes de campagne, st. im Merc. de France, Dec. 1759, S. 173—179.

Relatio de *Jo. Ant. Galli* meritis in rem obstetriciam, (qui inpr. in privatis suis aedibus muliebri utero conclave quoddam dicavit, idque proinde imaginibus quamplurimis e terra aliave materia, mira arte conformatis, non sine magno sumtu instruxit) st. in Commentar. de Bononiensi Scient. & Art. Instituto atq. Academia, To. III. Bonon. 1755, gr. 4. S. 87—89.

Man könnte zwar einwenden: 1) es sey eine ganz andere Sache um eine Maschine, die gestellet werde, wie man sie haben wolle, oder wie sie einmal eingerichtet sey, als um eine wirkliche Geburt, bey welcher ein und eben derselbe Fall ungleich schwerer seyn werde; 2) die festen Theile machten oft in der Natur eine Geburt schwer, auch bey natürlicher Lage, und dieses ließe sich nicht wohl bey einer Maschine anbringen. Ich antworte aber überhaupt darauf, daß durch die Stärke der Federn und ihre Spannkraft sich doch sehr viel ausrichten und die Geburtshilfe erschweren läßt; und diese können auch schon manchen Fehler der festen Theile, z. B. die Verengerung des Beckens, nachahmen; auch kann man mit großen und kleinen Kinderfiguren Veränderungen machen, ob es sonst gleich richtig ist, daß keine Nachahmung die Vollkommenheit der Natur in diesem Stücke erreichen wird. Indessen muß man da mit der Kunst zufrieden seyn, wo man die Natur nicht haben kann; es wird doch gewiß mehr Nutzen, als ohne beydes und durch bloßes Vorsagen, gestiftet. Ja, man hätte so gar bey dem Gebrauche dieser Maschine noch den Vortheil, daß man jeden Fall nach Belieben und von einer jeden Schülerin könnte machen

chen lassen, welches in einem öffentlichen Entbindungshause und Wöchnerinnen-Hospital nicht einmal angeht. Denn es kommen in einer Zeit, welche denen, die Hebammen werden wollen, zum Unterricht angesetzt werden kann, unmöglich alle Fälle widernatürlicher Geburten vor; und eben so wenig können auch alle Schülerinnen bey jedem einzelnen Falle selbst Hand anlegen. Hätte man beydes zusammen, ein Entbindungshaus und eine Maschine, alsdann würde der Unterricht vollkommen seyn.

Eine zweyte wichtige Ursache, warum es wenig gute Hebammen, insonderheit auf dem Lande, giebt, besteht darin, daß die meisten, welche sich dazu begeben, Hebammen zu seyn, sich dazu gar nicht schicken, und daß sich so wenig eine andere, als eine von diesen, die geringste Mühe geben, oder die kleinste Beschwerde, oder nicht nennenswerthe Kosten haben will, ihre Kenntniß und Geschicklichkeit vollkommener zu machen. Die meisten sind vom niedrigsten Pöbel, von rohem Verstande und bäurischen Sitten. Dieses alles aber darum, weil, die größern Städte ausgenommen, keine Hebamme von ihrem Dienste, auch nicht einmal schlecht, leben kann. Warum sollte sich nun eine vernünftige Frau, gesetzt auch, daß sie alle dazu erforderliche Stücke äußerlich, und die Fähigkeit habe, durch guten Unterricht eine geschickte Hebamme zu werden, diesem beschwerlichen Geschäfte widmen, wenn sie sonst noch auf irgend eine Art leben kann? Etwann aus Patriotismus? den darf man wohl hier nicht suchen; und es wäre auch Ueberspannung der Gutherzigkeit, wenn man ohne Noth, bloß aus Patriotismus, hungern müßte. Nichts desto weniger bringt jetzt der Hunger die meisten dazu. Allein, man verbessere diese Dienste; man gebe ihnen etwas gewisses! Was würde denn ein Wispel Korn jährlich ausmachen? Man gebe ihnen, wo es thunlich ist, freye Wohnungen! Man verbessere überhaupt auf mehrere Art ihre Einkünfte!

Wäre

Wäre es z. B. wohl unbillig, wenn die Hebamme von jedem neuen Ehepaar etwas erhielte, als von Leuten, davon die meisten sie künftig nöthig haben werden? als: von einem Tagelöhner, Soldaten ꝛc. 8 Ggr.; von einem Handwerker, Bauer ꝛc. 16 Ggr.; von einem Künstler, Kaufmann, Gelehrten ꝛc. 1 Rthlr.; von einem Edelmann 2 Rthlr. Hievon müßten auch selbst die Prediger nicht ausgenommen seyn; denn diese haben gemeiniglich den meisten Nutzen davon. Und zu der Zeit, da bey den meisten der Himmel voll Geigen hängt, wird eine solche Kleinigkeit von den wenigsten geachtet oder bedauert. Auch die Alten, von denen keine Kinder zu hoffen sind, müßten hievon nicht ausgeschlossen seyn; und das von Rechts wegen. Denn was für Nutzen hat wohl der Staat davon, wenn ein Mann von 30, 40 oder mehr Jahren, und welcher, Kinder zu zeugen, allerdings noch vermögend ist, eine Person heurathet, die schon 50 und mehr Jahre zählt? Er lasse es also bleiben, und nehme eine junge, an der kein Mangel ist; oder er zahle, zur Strafe, etwas an die Hebamme des Ortes, dafür, daß sie keinen weitern Verdienst von ihm zu erwarten hat!

Man muß auch für jede Gemeinde einen oder zween Geburtsstühle anschaffen. Das weibliche Geschlecht kann das Werk der Geburt in vielerley Stellungen, mit fast gleicher Leichtigkeit verrichten, in so fern es natürlich damit zugeht. Daher kömmt es, daß einige Völker ihre Weiber während dieser Arbeit zu Bette bringen, andere sie in besondere Hebammen-Kreiß- oder Geburts-Stühle setzen, noch andere aber im Stehen, oder gar knieend, gebären lassen. Indessen bleibt ein wohl eingerichteter Hebammenstuhl ein wesentlich nothwendiges Stück, bey der großen Verschiedenheit der Geburten, besonders auf dem Lande, wo alle sonstige Gemächlichkeiten fehlen; weil solcher sowohl für starke als für schwache Gebärende, und überhaupt so beschaffen seyn muß, daß die Hebamme die gehörige Freyheit behalte, und der Ausgang des Kindes nicht gehindert werde, sondern alle Kräfte der Gebärenden, ohne Verlust, auf die baldige Beförderung der Geburt angewendet, und dennoch die Gebärenden,

wenn zwischen den Wehen ein kurzer erquickender Schlummer sie überfällt, gleichsam in einem Bette demselben sicher überlassen werden können. Von den gemeinen Kreißstühlen kann nun alles dieses nicht erwartet werden, weil solche gemeiniglich einen sehr schlechten und der Geburtsarbeit sehr unangemessenen Bau haben. Man muß daher dafür sorgen, daß jede Gemeinde 1 oder 2 Kreißstühle, welche alle Absichten erfüllen helfen, besitze. Es giebt deren verschiedene Gattungen, und fast jeder Geburtshelfer hat an diesem oder jenem noch etwas hinzu oder aus zu setzen; indessen ist das Allzukünstliche auch in diesem Stücke unbrauchbar, weil die Hebammen entweder sich nie recht darein verstehen, oder weil sie für arme Gemeinden zu kostbar sind, oder endlich, weil, wenn auf Dörfern etwas an solchen Stühlen zerbricht oder schadhaft wird, die Handwerksleute solche nicht wieder ausbessern können. Der Steinische Geburtsstuhl ist von guter Erfindung, der Friedische aber weniger zusammengesetzt und vollkommen brauchbar. Den wirklich ebenfalls sehr nützlich Henkelschen Stuhl, habe ich im IVTh. gegenwärtigen Werkes, S. 334, fgg. beschrieben, wo man ihn auch Fig. 150 abgebildet findet.

Unter den neu errichteten Hebammenschulen, sind die zu Amsterdam, Augsburg, Berlin, Braunschweig, Cassel, Dresden, Göttingen, Jena, Koppenhagen, St. Petersburg, Rudelstadt und Strasburg, unstreitig wohl die berühmtesten.

Nach der zu Strasburg, im J. 1728, errichteten sind fast die übrigen alle eingerichtet. Die Herren D. Fried und Weige sind die berühmtesten Lehrer darin gewesen.

Das Hebammenwesen in Strasburg besteht aus einem Hebammenmeister, einem bestimmten Successor, und einem Vicarius, welche alle drey theils mit dem zu ertheilenden Unterricht an die angehenden Studiosos und Hebammen, theils mit wirklicher Hülfsleistung bey den Gebärenden beschäftigt

und,

sind, da ausser ihnen Niemand, eine Entbindung zu verrichten, Erlaubniß hat. Jedoch haben diese mit Erwählung und Bestätigung der neuen Hebammen nichts zu schaffen, sondern es ist hierzu ein besonders Kollegium aus dem Rathe gesetzt, welches aus 3 Personen, nämlich einem Ammenmeister, einem Funfzehner, und einem Sekretär besteht, und welche die Oberammenherren genannt werden. Die Anzahl derer Weiber, welche die Hebammenkunst erlernt haben, beläuft sich auf 24, wovon 6 Geschworne, 6 Vortäuferinnen, 11 examinirte, und eine, die Lehrtochter genannt wird. Den Geschwornen und Vortäuferinnen, wie auch den Examinirten, steht die Ausübung der Hebammenkunst frey, und sie sind alle in Eid und Pflicht genommen. Erstere beyde sind gehörig salarirt, doch genießen die Geschwornen eine stärkere Besoldung, als die Vortäuferinnen, und dürfen sich auch einer von ihrer Wohnung ausgehängten Tafel bedienen. Jedoch dürfen die Vortäuferinnen keine Lehrtochter zu einigem Privatunterricht annehmen, welches nur den 6 Geschwornen frey steht; auch dürfen erstere dem Examen einer neu zu erwählenden Hebamme nicht beywohnen. Die Examinirten aber genießen weder eine Besoldung, noch dürfen sie eine Tafel aushängen. Aus ihnen werden sowohl in der Stadt, als auf den Dörfen, die erledigten Hebammendiesen besetzt. Die Lehrtochter muß allemal ein Jahr lang in dem Kindbetterinnen-Hospital in der Lehre stehen, auch sich während diesem Jahre wöchentlich zwey Stunden von dem Hebammenmeister unterrichten lassen; zu welchen Unterricht auch alle die Lehrtöchter, welche bey den geschwornen sich zu halten, zugelassen werden. Ist das Jahr vorbey so wird sie zuerst von dem Hebammenmeister privatim, alsdann von dem Stadtphysikus, Pro-Decanus der medicinischen Facultät und dem Hebammenmeister, in Beyseyn der Oberammenherren, examiniret, und erhält alsdann ein Attestat ihrer Fähigkeit, durch welches sie in die Zahl der Examinirten aufgenommen wird. Wird eine von diesen wirkliche Hebamme, so muß sie vorher nochmals examiniret werden. Auf solche Art kann es niemals an geschickten Subjectis fehlen, denen das Amt in der Stadt oder auf dem Lande anvertrauet werden könnte. Uebrigens wird alle Jahre ein Cursus für die sich in Straßburg aufhaltenden studierenden Medicos gelesen, so daß von dem Hebammenmeister vom November an, bis in den April, täglich zwo Stunden die Theorie der Kunst vorgetragen, und die Handgriffe der Wendung, auch die Application der erforderli-

chen Instrumente an einer Maschine gezeigt, die eigentlich praktischen Hilfsleistungen aber sowohl, als was bey Schwangern, Wöchnerinnen und neugebohrnen Kindern zu beobachten ist, in dem Hospital an den daselbst auf öffentliche Kosten aufbehaltenen Personen deutlich und aufrichtig angegeben und erkläret werden. Für dieses Kollegium zahlt jede Person 6 Schild-Louis d'or, oder 38 Rthlr.; in dem Spital, 2 Louis d'or; und an allerhand Kleinigkeiten, 1 L. d'or. In dieses Hospital wird zu obigem Behuf jede Schwangere, die sich angiebt, und vorher von dem Hebammenmeister ihrer Gesundheitsumstände wegen untersucht worden, sie möge ehelich oder unehelich geschwängert seyn, 6 Wochen vor ihrer Niederkunft angenommen, und bis 4 Wochen nach ihrer Entbindung, auch, wenn sie krank wird, bis zu ihrer Wiedergenesung verpfleget. Sie erhält Kost, Verpflegung, Wartung, Arzney und alles Nothwendige, völlig umsonst und hinreichend. Der Hebammenmeister muß täglich, zu einer gewissen Stunde, die daselbst befindlichen Schwangern und Kindbetterinnen, nebst ihren Kindern, besuchen, und in Beyseyn der Studiosorum und Lehrtöchter ihre Umstände sich erzählen lassen, die Ursachen davon erklären, die dabey zu bemerkenden Beobachtungen anzeigen, und die nöthigen Arzeneyen verordnen. Mittwochs und Sonnabends werden alle Schwangere von den Lehrlingen in Gegenwart des Hebammenmeisters untersucht, und die Veränderungen des Muttermundes, in so fern sie auf die Schwangerschaft und die heran nahende Geburt einige Beziehung haben, genau bestimmet und in ein Buch aufgezeichnet. Von vier erfolgenden Geburten kommen allemal die zwo ersten an die Lehrtöchter, die zwo letztern aber an zween von denen den Cursus hörenden Studiosis, welche alle von dem Hebammenmeister in gewisse Klassen getheilet, und nach dieser Ordnung von dem Aufwärter zusammen gerufen werden. Der Hebammenmeister, oder sein Successor, oder auch der Vicarius, muß bey jeder Geburt gegenwärtig seyn, und den Lehrlingen den nöthigen Unterricht ertheilen. Einer von diesen drey leistet auch selbst bey jeder vorkommenden widernatürlichen Geburt, die nöthige Hilfe; in welchem Falle die sämtlichen Studierenden, welche in demselben Jahre den Cursus hören, dahin gerufen werden. Stirbt eine Schwangere, oder eine Wöchnerin, so wird ihre Section, in Beyseyn der Studiosorum und aller Hebammen, von dem Hebammenmeister verrichtet.

No. 1 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1768, S. 7, fgg.

Bey der zu Berlin, seit dem J. 1751, errichteten Hebammenschule, ist das Amt eines Hebammenlehrers zuerst von dem damaligen Professor der Anatomie und Physik Hrn. D. Mekel, nach dessen Tode aber von dem Professor der Chirurgie, Hrn. D. Henkel, rühmlichst verwaltet worden. Jetzt versieht dasselbe der geschickte und erfahrne Assessor Chirurgiæ beym Ober-Collegio-Medico, Hr. Hagen, welcher sich bey der gelehrten Welt durch seine nützliche und lehrreiche chirurgische Wahrnehmungen, Mitau, 1772, 8. und bey dem Berlinischen Publicum durch seine bey Hohen und Niedrigen glücklich abgelegte Proben seiner Geschicklichkeit in der Geburtshülfe, den verdientesten Ruhm erworben hat. Von eben diesem Hebammenlehrer haben wir auch ein neues, durch lauter Erfahrungen bestätigtes System der Entbindungskunst, nächstens zu erwarten, und ich werde seiner auch, bey Gelegenheit der Beschreibung der von ihm erfundenen, vorzüglich bequemen, Tobaks-Klystier-Maschine, wieder Erwähnung zu thun, Gelegenheit haben. Die Vorlesungen werden von demselben in den 4 Wintermonaten, Nov. Dec. Jan. und Febr. Mittwochs und Sonnabends, Abends von 5 bis 7 Uhr, auf dem anatomischen Theater gehalten. Der Policeydirector bestimmt diejenigen Frauen, welche bey dem Lehrer der Hebammenkunst die Lectionen hören und sich zu künftigen Hebammen bilden sollen. Sie müssen sich vorher in Ansehung ihres Lebens und Wandels, durch ein Attestat ihres Beichtvaters und des Commissaire de quartier legitimiren, sie müssen keinen gebrechlichen oder verunstalteten Körper, noch ungeschickte Hände haben, auch lesen und schreiben, wenigstens lesen können. Die praktische Hebammenkunst lehren bis jetzt noch die Pensionschirurgi in dem großen Hospital und Lazareth la Charité, bey den daselbst aufgenommenen Wöchnerinnen, sowohl die angehenden Hebammen, als auch die

Studierenden des königl. Collegii medico-chirurgici, welche sich dieser Kunst widmen wollen.

Jo. Fr. Henkels kurze Nachricht von der Berlinischen Hebammenschule, v. 4. Mart. 1774, st. nach der Vorrede zu seiner Abh. von der Geburtshülfe, zum Gebrauch bey seinen Vorlesungen in der Hebammenschule, 2te Aufl. Berl. 1774, 8.

In Bruchsal, der bischöflichen Residenzstadt im Hochstifte Speyer, ist seit 1774 eine öffentliche Hebammenschule errichtet, wohin sämtliche Gemeinden ihre Hebammen zur Lehre schicken müssen. Die Hebammen werden jährlich über ihre erlernte Wissenschaft sowohl, als über die verschiedenen ihnen inzwischen vorgekommenen Geburten, zweymal examiniret. Mehrere Nachricht von dieser Stiftung, nebst der vollständigsten Abhandlung über das Hebammenwesen, haben wir vom hochfürstl. Speyerischen Geheimenrathe und Leibarzte, Hrn. D. Frank in der Fortsetzung seines System einer vollständigen medicinischen Policey, (eines Werkes, welches in Ansehung seiner Vollständigkeit und Gründlichkeit in dieser Materie das erste ist, und auch wohl das einzige bleiben wird, und wovon bis jetzt 3 Bände gedruckt sind,) zu erwarten.

Auch der Graf von Lippe Detmold hat durch öffentliche Anstalten und Verordnungen das Hebammenwesen in seinem Lande in die schönste Verfassung gesetzt. Er hat eine sehr weise Landhebebammenordnung für alle Hebammen im Lande bekannt machen, zu Detmold eine öffentliche Hebammenschule errichten, und, zum Behuf derselben, von dem hochfürstl. Hessischen Hofmedicus, der Arzeney- Wundarzeney- und Entbindungskunst ordentl. Lehrer am Collegio Carolino zu Cassel, Hrn. D. Stein, einen Hebammencatechismus aufsetzen lassen, welcher zu Lemgo 1776, auf 7 Bögen in 8. gedruckt ist. Dieser Schule ist eine geschickte und erfahrne Landhebamme vorgesetzt, welche, nicht nur den angehenden Hebammen einen zureichen-

den

den Unterricht zu geben, sondern ihnen auch bey schweren und widernatürlichen Geburten mit Rath und That beyzustehen, verbunden ist. Man hat diese Anstalt, deren Urheber Hr. D. Trampel ist, zugleich mit den neuesten und nöthigsten Instrumenten, vornämlich mit Geburtsstühlen, und einer zum Unterricht verfertigten Geburtsmaschine versehen. Hier werden die Hebammen unterrichtet und geübt, bis sie sich der Prüfung des Physikus unterwerfen, und hierauf als ordentliche Hebammen eidlich verpflichtet und bestellet werden können.

Das ganze Hebammenwesen und diese Schule steht unter der Aufsicht des Collegii medici, welches auf die genaue Beobachtung der Landhebammenordnung, und alle die Geburtshülfe ausübende Personen, männ- und weiblichen Geschlechtes, aufmerksam ist. Keine Person, die über 30 Jahr alt, und im Lesen und Schreiben ungeübt ist, wird zur Unterweisung in die Schule an genommen. Keine Hebamme, selbst kein Arzt und Wundarzt, darf ohne vorhergehendes Hebammenexamen die Hebammenkunst ausüben. Bey allen widernatürlichen Geburten, und selbst bey natürlichen, die innerhalb 6 Stunden nach Abgang des Kindswassers nicht geendigt sind, sind die Hebammen verbunden, den Beyrath und die Hülfe der Landhebamme oder eines verpflichteten Geburtshelfers zu verlangen. Eben dieses sollen sie thun, wenn längstens eine Stunde nach der Entbindung die Nachgeburt noch nicht weg ist. Keiner Hebamme ist erlaubt, Instrumente zu gebrauchen, oder die Wendung zu verrichten, wenn sie nicht wegen ihrer besondern Fähigkeit, durch eine besondere Erlaubniß vom Collegio medico ausdrücklich dazu autorisirt ist. Keine schwangere unentbundene Person darf begraben, sondern soll, so bald als möglich nach ihrem Tode, und wenn der Fall keinen Verzug leidet, von dem ersten besten Wundarzte, ja sogar wider Willen der Anverwandten, geöffnet werden.

In Dresden entschlossen sich, im J. 1775, die Mitglieder der über anderthalb hundert Jahre bestehenden und wieder erneuerten Societatis charitativae in Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer Hebammenschule, aus patriotischem Eifer

einstweilen einen kleinen Anfang zu einer solchen Einrichtung zu machen, und die bey jeder Quartalversammlung eingehenden, zu guten Werken bestimmten, Beyträge dazu anzuwenden. Die Ausführung dieses Entschlusses war dem Mitgliede der gedachten Societät, dem churf. sächs. Hofrath und Leibmedicus, Hrn. D. Hänel, aufgetragen, und nach dessen, von der Societät genehmigten, Plan, in den zu Errichtung einer Hebammenschule ehedem bestimmten, bisher leer gebliebenen Zimmern, dergestalt ins Werk gesetzt, daß seit dem März 1775 die Lehrstunden angefangen, und die zu Unterrichtung der Hebammen nöthigen schwangern Personen aufgenommen und mit gehöriger Verpflegung versorget werden könnten. Zu dem Unterricht werden alle Frauenspersonen, welche von ihrer Gerichtsherrschaft, Stadtobrigkeit oder Gemeinde mit einem glaubwürdigen Zeugniß versehen, und an Hrn. Hofr. Hänel abgesendet, von solchem aber, daß sie mit genugsamen Leibes- und Seelenkräften versehen seyn, nach erfolgter Prüfung befunden worden, unentgeldlich zugelassen.

No. 46. des Leipz. Int. Bl. v. J. 1775, S. 417, f. und No. 8. dess. v. J. 1776, S. 64. f.

Zu Fulda, hat der Fürstbischof eine Schule der Chirurgie und Hebammenkunst gestiftet, und den Hrn. D. Alix zum Director dieses Instituts angestellt. Diese Schule ist am 12. Febr. 1775 wirklich eröffnet worden.

Zu Jena, ist im J. 1779 von dem Herzoge von Weimar und Eisenach eine mit der Hebammenschule verbundene Accouchiranstalt fundirt worden.

Schon im J. 1771 ward dieses Institut unter der obervormundschaftlichen Regierung der Herzogin Amalie projectirt, auch von der medicinischen Facultät zu Jena ein ausführlicher Plan dazu übergeben. Allein, bey allem Eifer, welcher sowohl von Seiten gedachter Facultät, als auch selbst von der höchsten Landesregierung bezeigt ward, fanden sich allerley Hindernisse, welche die Ausführung des Vorschlages unmöglich machten;

bis

bis am Ende des J. 1778 der jetzt regierende Herzog einen Befehl deshalb an Höchst Dero Generalpolizeydirection in Weimar ergehen ließ, nach welchem der oben erwähnte Plan von neuem durchgegangen und zur wirklichen Ausführung gebracht werden sollte. Gedachtes Collegium in Weimar, in welchem Se. Exc. der Herzogl. wirkl. Geheimrath und erste Minister, Freiherr von Fritsch, als Präsident, den Vorsitz haben, traf unvorzüglich die nöthigsten Anstalten zur Erfüllung des Befehls, und brachte, mit Zuziehung des Hofraths und ersten Leibarztes, Hrn. Hufeland, in Weimar, und des Hrn. Prof. Loder in Jena, die Sache glücklich zu Stande. Durch besonders dazu ertheilte Befehle ward sowohl ein allgemeiner Fond, als auch ein jährlich zu erhebender Beytrag aus dem Herzogthum Weimar und der jenaischen Landesportion festgesetzt; alsdann aber ein großes und in allem Betracht sehr bequemes Haus in Jena angekauft, an dessen völliger Einrichtung mit allem Eifer gearbeitet wird.

Dieses Institut zielt dahin ab, daß zuvörderst denjenigen Personen, aus dem Herzogthum Weimar und der jenaischen Landesportion, welche als Hebammen, oder als Land Accoucheurs, künftig gebraucht werden wollen, der Unterricht in der theoretischen und praktischen Geburtshilfe unentgeltlich ertheilet wird, wovon selbst die, welche bereits wirklich als Hebammen und Accoucheurs angestellt sind, nicht ausgeschlossen seyn dürfen; hiernächst aber auch den in Jena studirenden jungen Aerzten und Wundärzten Gelegenheit gegeben wird, sich in der Praxis der Hebammenkunst zu üben. Zu letzterm Behuf ist das Institut mit einem ansehnlichen Vorrath von Instrumenten und mit verschiedenen Büchern versehen; auch den in und um Jena befindlichen Obrigkeiten anbefohlen worden, alle unehelich schwangere Personen in das zu Jena errichtete Accouchirhaus zu verweisen, wo sie, während der letzten Zeit ihrer Schwangerschaft und in ihrem Wochenbette, mit allem nöthigen Unterhalt unentgeltlich versehen werden. Der Hebammenunterricht und das ganze Institut überhaupt, ist dem Hrn. Prof Loder anvertrauet, ihm aber, zu einem Gehilfen bey vorfallenden Geburten, Hr. Prof. Starke zugeordnet worden. Die innere Oekonomie des Hauses wird, unter Aufsicht des Hrn. Loder, von besonders dazu bestellten Leuten besorgt

48. St. der Jen. gel. Zeit. v. 14. Jun. 1779. S. 406—408.

Wie sehr der Herzog sich angelegen seyn läßt, dieses Institut in Aufnahme zu bringen, und den Eifer derjenigen überhaupt, die sich auf irgend eine Weise um den Staat verdient machen, zu ermuntern, davon ist ein Beweis, daß Derselbe Marien Elisabethen Gottschalkin, aus Bürgel, welche den Unterricht in der Hebammenkunst in diesem Institut genossen, für ihre bey dem erhaltenen Unterricht bezeigte Lernbegierde und Fleiß, auch gleich hernach, bey der Ausübung der erlangten Kenntnisse, bey zwo sehr beschwerlichen und widernatürlichen Gebarten bewiesene vorzügliche Geschicklichkeit, im J. 1780 eine Prämie von 2 Louis d'or aus Höchst Dero Chatoulle auszahlen, derselben solche durch Hrn. Prof. Loder zustellen, und selbige höchster gnädigster Zufriedenheit versichern lassen.

Zu der weisen Einrichtung des Hebammenwesens in einem Lande, gehören endlich auch gute Hebammenordnungen, auf welche dieselben zu vereiden sind. Eine solche Instruction ist diejenige, welche Hr. D. Weiz, zu Naumburg, im J. 1772, bey Gelegenheit des ihm von Sr. churfürstl. Durchl. zu Sachsen, conferirten Physikates des Amtes Eckartsberga, für die Hebammen aufgesetzt hat. Da sich dieselbe auf Medicinalbefehle, auf eine tüchtige Einsicht in die Hebammenkunst, auf eine wohl angewandte Erfahrung und eine reife Kenntniß in die medicinische Polizeyordnung gründet, und daher den Beyfall großer Aerzte erhalten hat: so trage kein Bedenken, sie hier einzurücken.

Instruction für die Hebammen, auf welche dieselben künftighin bey ihrer Verpflichtung zu verweisen.

1. Die Hebamme soll bey der reinen, protestantischen (*) Religion treu und unverbrüchlich beharren, sich der wahren Gottesfurcht, Bescheidenheit, Leutseligkeit, Sanftmuth und Gedult befleißigen, und sorgfält, fleißig, vorsichtig, nüchtern und mäßig seyn.

2. Sie

(*) In dem Original der für Churfachsen eingerichteten Instruction lautet es, wahren lutherischen.

2. Sie soll dem Rath, Unterricht, den Lehren, Erinnerungen und Warnungen des jedesmal verordneten Amts-Physici genau und willig nachkommen, auch sich gegen denselben, als ihren in der Hebammenkunst und dahin einschlagenden Geschäfften Vorgesetzten, jederzeit folgsam und bescheiden bezeigen.
3. Die Hebamme soll sich jederzeit der Verschwiegenheit befleissigen, was bey ihrer Berufsarbeit etwa zu ihrer Wissenschaft kömmt, geheim halten, am wenigsten aber, was bey einer oder der andern Wöchnerinn vorgegangen, andern Leuten wieder erzählen und ausplaudern.
4. Sie soll ferner munter und wachsam seyn, und nicht etwa bey den Gebärenden schlafen, oder sonst die Zeit versäumen, sondern vielmehr mit der genauesten Aufmerksamkeit alle und jede Umstände und Veränderungen beobachten.
5. Die Hebamme soll sich, so viel möglich, zu Haus halten, und ohne die dringendsten Ursachen nicht auser ihren Berufsgeschäften verreisen, oder über Land gehen.
6. So oft eine Hebamme aus ihrem Haus geht, hat sie entweder bey ihren Leuten, oder bey dem ihr zunächst wohnenden Nachbar, zu hinterlassen, wo sie gewiß anzutreffen sey. Muß sie aber unvermeidlich über Land reisen, so hat sie solches in den Städten, bey der Obrigkeit, in den Dörfern aber den Richtern oder Schulzen anzuzeigen, und resp. ihre Einwilligung zu suchen, sich auch, sobald als möglich, wieder einzufinden, und alsdann ihre Ankunft an angezeigten Oertern wieder zu melden.
7. Die Hebamme soll auch auf jedesmaliges Verlangen und ohne Unterschied der Person, sie sey arm oder reich, willig und eifrig erscheinen, nach bestem Vermögen und Wissen Hilfe leisten, und sich allenthalben dieser Instruction und der übrigen Anweisung und dem Unterrichte des Amts-Physici gemäß bezeigen.
8. Finden sich vor, in und nach der Niederkunft bedenkliche, ungewöhnliche und gefährliche Umstände, denen die Hebamme nicht zuverläßig zu rathen weiß, besonders wenn vor oder bey der Geburt das Geblüt außerordentlich stark geht, oder das Kind widernatürlich zu liegen und entreten zu wollen scheint, so soll die Hebamme, ohne langes Verweilen, den Umstand, daß Gefahr vorhanden sey, den bey den Gebärenden oder Wöchnerinnen gegenwärtigen Personen vorsichtig anzeigen, und bey Verlust ihres Amtes und empfindlicher

Bestrafung inständigst darauf dringen, daß ein Medicus oder Accoucheur, wozu sie, wenn der Ort nicht gar zu weit entfernt ist, den Amts-Physicus vorzuschlagen hat, oder eine andere in der Nähe wohnende Hebamme herbey geholet werde.

9. Ist die Wendung der Frucht nothwendig, und die Hebamme wüßte mit derselben nicht recht umzugehen, oder getraute sich nicht, solche zu verrichten, so soll sie eine benachbarte geschickte Wehmutter, oder auch einen in dieser Arbeit geübten Arzt ohne Zeitverlust herbey rufen lassen.

10. Der Gebrauch aller Instrumente zur Wegnehmung des Kindes ist der Hebamme ausdrücklich verboten.

11. Wenn die Nachgeburt nicht alsobald nachfolgen will, so wird hiemit bey ernstlicher Strafe der Kindbrau verboten, stark an der Nabelschnur, vornämlich weit von ihrer Befestigung an dem Mutterkuchen, zu ziehen.

12. Eben so wenig soll sie sich unterstehen, die Nachgeburt mit Gewalt abzulösen, oder gar heraus zu reißen; hingegen soll sie, wenn solche durch ganz gelindes Ziehen an der Nabelschnur nicht fortzubringen ist, die Vorschrift, die der Amts-Physicus ihr in seinem weitern Unterrichte geben wird, genau befolgen, oder sein oder eines andern benachbarten Arztes Hilfe verlangen.

13. Auch wird der Hebamme verboten, das Zungenbändchen mit den Nägeln der Finger zu lösen, sondern sie soll, wenn sie glaubt, daß es gelöset werden müsse, einen Arzt oder Wundarzt um Rath fragen, und das Lösen nicht für sich selbst unternehmen.

14. Wenn zwo oder mehrere Hebammen zu einer Gebärenden oder Kindbetterin gefordert werden, so sollen sie friedlich und verträglich seyn, nichts aus Neid oder Mißgunst einander verhalten, keine die andere wegen eines begangenen Fehlers öffentlich tadeln oder verunglimpfen, vielmehr einander mit Bescheidenheit begegnen, die vorgefallenen Umstände treulich erzählen, die gegenwärtigen Umstände mit einander reiflich überlegen, und alsdann mit vereiniatem Rath, nach ihrem besten Wissen und Vermögen, der Gebärenden oder Kindbetterin beystehen.

15. Trägt es sich zu, daß die Hebamme von der Frau, bey welcher sie angefangen, Dienste zu thun, und es sich zur Geburtsarbeit anläßt, inzwischen ab- und zu einer andern gerufen würde: so soll sie getreulich daselbst verbleiben, und keine

ne Frau, und wenn es auch die allerärmste wäre, verlassen, wohl aber diejenigen, zu welcher sie während ihrer Arbeit gerufen worden, an ihre Stelle eine andere geschworne Hebamme vorschlagen.

16. In dem Falle, da die Geburt lange verzögert, und der Hebamme aus Mangel der Kräfte gezwungen seyn sollte, eine Zeitlang auszuruhen, soll sie sich, doch nicht anders, als im äußersten Nothfalle, von Niemand als einer andern geschwornen Kindfrau ablösen lassen, die alsdann alles das mit eben der Treue verrichtet, was der erstern zukömmt.

17. Die Hebamme ist schuldig, die ersten Wochen nach die Niederkunft der Kindbetterin, wo möglich, täglich zu besuchen, wobey sie denn wohl Achtung zu geben hat, wie Mutter und Kind vor Verwahrlosung und Schaden mögen gesichert bleiben; auch hat sie so lange damit fortzufahren, bis beyde zu Kräften und Gesundheit gelangen.

18. Wenn ein zur Welt gebornes Kind sehr schwach ist, hat die Hebamme es bey Zeiten zu melden, damit es bald zur heil. Taufe gebracht werden könne. Im äußersten Nothfall aber soll sie die Nothtaufe selbst verrichten, deren Art und Weise sie von dem Prediger wohl zu erlernen, und alle Fehler bey der Verrichtung dieser Taufe sorgfältig zu vermeiden hat.

19. Stürbe eine schwangere oder kreißende Frau kurz vor ihrer Niederkunft oder in der Geburtsarbeit, so soll die Hebamme, deren Hilfe die Verstorbene verlangt hat, sofort und in schleunigster Eil dafür sorgen, daß die Verstorbene durch einen Wundarzt, in Gegenwart und unter Veranstaltung eines Medicus, geöffnet, und das Kind, wo möglich, beym Leben erhalten werde. Es soll daher die Hebamme, welche der Verstorbenen ihre Dienste gethan, an dem Orte, wo ein Medicus oder Wundarzt wohnt, solches demselben in möglichster Eil selbst melden, oder, wenn er nicht zu weit von dem Orte entfernt ist, durch einen Boten eiligst melden lassen.

20. Wenn unverehelichte Personen mit zeitigen oder unzeitigen, auch todten Kindern niederkommen, soll solches die Hebamme, wenn sie ihnen die Hilfe in der Geburt geleistet, entweder der ordentlichen Obrigkeit oder dem Dorfschulzen alsobald anzeigen.

21. Auch bey ununverehelichten Personen soll die Hebamme ihr Amt in der Geburt eben so treu und unverdrossen, als bey ver-

verehelichten, verrichten; und wenn sie erfahren, daß vor der Geburt gewaltsam abtreibende Mittel, wodurch die Frucht des Lebens beraubet werden können, gebraucht werden, solches der Obrigkeit anzeigen.

22. Wenn unverheirathete Personen mit todten Mißgeburten niederkommen, oder wenn letztere bald nach der Geburt sterben, hat die Hebamme solches sofort der Obrigkeit zu melden.

23. Die Hebamme soll sich alles Curirens, und aller Austheilungen und Verordnungen von Medicamenten enthalten, und es ist nur erlaubt, diejenigen Mittel zu geben und vorzuschlagen, die ihr der Amtsphysikus als Nothfallsmittel benennen, und weshalb er ihr weit en Unterricht geben wird.

24. Und da die Verrichtungen einer Hebamme hauptsächlich auf göttliche Gnaden und Segen beruhen, so sollen sie sich desselben durch abergläubische und in Gottes Wort verbotene Mittel, als: Beschwörungen, Verschreibungen, Anhängsel u. d. gl. nicht verlustig machen.

Was in den königl. preußischen und churfürstl. brandenburgischen Landen den Hebammen vorgeschrieben ist, findet man in dem Medicinaledict und Verordn. d. d. Berl. d. 27. Sept. 1725, S. 35—37, (welches jedoch, wegen der nunmehr in Berlin errichteten Hebammenschule, und der in den meisten Provinzen angesetzten Hebammenlehrer, einige Abänderung leidet,) und den Eid, den sie abzulegen haben, S. 69. Was die Hebammen in Schlesien zu beobachten haben, ist in der königl. preuß. *General-Medicinal*-Ordnung für das *souveraine* Erzherzogthum Schlesien und die Grafschaft Glatz, *d. d.* Berl. den 14. März. 1744, S. 75—87, und in Hrn. H. K. R. Bergius Policey- und Kammeral-Magaz. 6 Th. S. 340—342. Das königlich. Ober-Collegium Medicum hat auch für gut befunden, den Hebammen, besonders auf dem platten Lande, ein Buch in die Hände zu liefern, bey dessen Lesung ihnen dasjenige von neuem in das Gedächtniß gebracht wird, was sie in der Hebammenschule erlernt haben. Es ist dasselbe, unter dem Titel: Kurzer Unterricht für Hebammen auf dem Lande

de, Berl. 1778, auf 7½ Bogen in 8. gedruckt, und wird von dem Hebammenlehrer in Berlin zum Grunde seines Unterrichtes gelegt. Man hat hiebey zum Hauptaugenmerk gehabt, diese Anleitung aus den neuesten und vorzüglichsten Schriftstellern zusammen zu tragen, und so kurz und deutlich zu fassen, wie man geglaubt, daß es den Begriffen solcher Leute angemessen seyn könne. Daher ist alle Weitläuftigkeit sorgfältig vermieden; und man hat aus der Anatomie nur diejenigen Theile beschrieben, welche einer Hebamme gut zu kennen unentbehrlich ist; denn diejenigen, welche die Fähigkeit und Lust haben, mehr zu wissen, können von den Hebammenlehrern sich immer weiter belehren lassen. Eben deswegen hat man auch nur besonders die natürlichen Geburten, und von den widernatürlichen nur wenige, und zwar solche beschrieben und abgehandelt, bey welchen eine Hebamme ohne ganz besondere Fähigkeiten und ohne Instrumente fertig werden kann; denn dergleichen Verrichtungen sind sie ohne dies nach der Instruction verbunden, den Aerzten und Wundärzten zu überlassen. Es ist nur zu wünschen, daß die Hebammen hievon den gehörigen Gebrauch machen mögen, da man sich dann gewiß versprechen kann, daß in der Folge viele Kinder und Mütter mehr werden können beym Leben und Gesundheit erhalten werden.

Ordnung des Hebammenmeisters und sämtlichen Hebammen der Stadt Straßburg. 1728. f. 5. B.

Eines Wohledlen, Hoch- und Wohlweisen Magistrats in wohllöblicher des heil. Röm. Reichs freyen Stadt Kaufbeuren Ordnung, nach deren Inhalt und Artikuln die sämtlichen Hebammen allda sich zu verhalten haben, (verfaßt von D. Ge. Fr. Gutermann) Kaufbeuren 1737, f. 9 B. und in 4to. 7 B. Einen Auszug davon findet man im Commerc. litt. Nor. 1737, hebd. 50, n. 1.

Nürnbergische erneuerte Ordnung der Hebammen, Nürnb. 1755, 4.

Braunschweigische Verordnung, das Hebammenwesen betreffend 1757, 4

Straßburger erneuerte Hebammenordnung, v. J. 1757.

Heb-

Hebammenordnung für das Herzogthum Holstein. königl. Antheils, die Herrschaft Pinnenberg, Stadt Altona und Grafschaft Ranzau. Glückstadt, 1767, 4. 6 B.

Hochstift Würzburgische Verfügungen über das Hebammenwesen, d. d. Würzburg, d. 2. Jan. 1777, st. im 4. St. der Ephemeriden der Menschheit, v. J. 1780, S. 492—503.

Königl. Großbritannische Verordnung wegen des künftigen Unterrichts und der Bestellung der Hebammen in der Grafschaft Hoya, d. d. 22. Sept. 1778, st. im 88. St. der Hannöv. Anz. v. J. 1778, Col. 1361—1366.

Ausführliche und vollständige allgemeine nützliche Hebammenordnung. Wezlar 1778, 4. 6. B.

Regensburgische erneuerte und vermehrte Hebammenordnung. 1779, 4. 5. B.

* * *

Anonymi Gedanken von dem verderbten Zustand der Hebammen in Deutschland. Lübeck, 1752, 8.

Vorschläge zur Verbesserung der Ausübung der Geburtshilfe, besonders auf dem Lande, st. im 3. Jahrg. der neuen Mannigfalt. Berl. 1776, 8. S. 710, fgg.

De obstetricum functionibus, s. *Conr. Berth. Behrens* Selecta medica, Frf. & Lpf. 1708, 4. Sect. VIII. S. 69—76.

Patriotische Vorschläge zur Verbesserung der Medicinal-Anstalten, hauptsächlich der Wundarzney-Hebammenkunst auf dem platten Lande, von D. Jo Pet. Brinkmann. Düsseld. 1778. 8. 6 und ein halb. B.

Ein Exempel von Nothwendigkeit der Vorsicht, bei Bestellung einer Hebamme, von Jo. Erh. Donauer, st. im 36. Vers. der Bresl. Samml. v. May 1726, S. 608—610.

(D. Jo. Fr. Glasers) Ohnmasgebliche Vorschläge zur sehr nöthigen Verbesserung des zu großen Schaden des gemeinen Wesens in Deutschland insgemein noch gar schlecht beschaffenen Hebammenwesens, st. im 11. St. des neuen allgemeinen Harzmagazins, Blankenb. 1770, 8. S. 629—652, und 12. St. S. 693—703.

Jo. Goldhammers Weiber- und Kinder-Arzt, samt einer nützlichen Hebammenprobe. Lpz. und Nordh. 1751, 8.

Jo. Andr. Harnisch Gedanken, wie Hebammen ihr Amt und Pflicht in Acht nehmen, imgleichen, wie Schwangere, Kreißende und Wöchnerinnen sich bei ihrem Zustande verhalten sollen, Lpz 1755, 8.

De constitutione obstetricum; von Bestellung tüchtiger Hebammen, s. Jo. Ge. Hasenest medicinischen Richters 4. Th. Onolzb. 1753, 4. Cas. 7, S. 63—78.

Ludw. v. Hoernigk Politia medica, oder Beschreibung dessen was Medici, Apotheker, Hebammen ꝛc. zu thun haben. Frf. 1638. 1646, 4.

Jo. Junkers kurzer Entwurf von der Hebammenpflicht, welcher ehemals einer lehrbegierigen Wehemutter auf dem Lande ist ertheilet, und um mit dessen Genehmhaltung zum Nutz anderer in gleichen Umständen lebender Wehe-Mütter zum Druck befördert worden. Halle, 1753, 8. 1 und ein halb. B.

Der

Der bey dem Frauenzimmer vernünftig curirende Medicus; dem beygefüget die nach Pflicht und Wissenschaft handleistende Hebamme ꝛc. herausgeg. v. D. Ludw. de Rudr. Lpz. 1747, 8.

De sterilitatis scrutinio. & verteri obstetricum officio, s. *Jo. Langii* epistst. medicinal. Hannov. 1[illegible], 8. Lib. 1. Ep. 4[illegible] S. 217—222.

Joach. Ludw. Müllers Abhandlung von Verbesserung der Hebammen auf dem Lande. Lpz. und Rost. 1756. 8. 2. B.

Projet d'etablissement de plusieurs ecoles de Sages-Femmes, proposé par M. de *Saint-Fergev*, st. in No. 47 der Gazette salut. v. J. 1768.

Io. Gallego de la *Serna* tract. de conservatione infantis in utero existentis &c. & de obstetricis officio, st. in Dessen Opp. phy. med. ethicis. Lugd. 1634, 1. S. 21[illegible]—2[illegible].

Von den Hebammen, ihren Kenntnissen und Pflichten, s. Hrn. D. Weiz chursächs. Landphysicus, 2 Jahrg. S. 15[illegible], 593.

Heb-Ammen-Meister, siehe oben, S. 529.

Heb-Ammen-Ordnung, s. oben, S. 552.

Heb-Ammen-Schule, s. oben, S. 636.

Heb-Ammen Stuhl, s. oben, S. 543.

Heb-Arm, in der Mechanik, dasjenige Holz an der Welle eines Rades, welches einen Stämpel, Hammer u. s. f. aufheben muß, und an einigen Orten auch die Hebetatze, Hebelatte, der Hebekopf, Hebedaumen, Hebezapfen, Hebel, oder Heber, und im Bergbaue der Halbig genannt wird.

In dem Hüttenbaue führt auch eine Stange mit zween Ringen, womit die Seigerstücke aus der Frischpfanne gehoben werden, den Namen des Heb-Armes.

Heb-Arzt, ein Arzt, welcher bey gebärenden Weibern die Stelle einer Hebamme vertritt; s. oben, S. 529.

Heb-Eisen, eine eiserne Stange, Lasten damit zu heben, und welche, so fern sie zunächst zum Auf- oder Ausbrechen bestimmt ist, auch ein Brecheisen genannt wird; s. Th. VI, S. 577, und Hebel.

Vom Hebeisen der Wundärzte, s. Heber.

Heb-Opfer, siehe den folg. Artikel.

Hebe, von dem Zeitwort heben, was gehoben wird, doch nur in einigen einzelen Fällen. In der deutschen Bibel ist die Hebe oder das Hebopfer bey dem Gottes-

te-dienste der ehemaligen Juden, ein jedes Opfer oder Gott geweihetes Geschenk, welches mit empor heben dargebracht wurde; besonders die auf solche Art dargebrachten Erstlinge von den Früchten; s. Heben und Hebe-Schulter. In weiterer Bedeutung wird in manchen Gegenden eine jede Abgabe Hebe genannt, wofür an andern Orten das Wort Hebung üblich ist. Daher in der Landwirthschaft einiger Gegenden, z. B. in der Lausitz, der Dreschlohn, so fern er in einem bestimmten Theile des ausgedroschenen Getreides besteht, die Drescherhebe genannt wird; siehe Th. IX, S. 600, und Hebe-Korn.

Hebe-Balken, ein jeder Balken, welcher etwas hebet, oder aufhebet. Besonders an den Zugbrücken die zween beweglichen Balken, von deren Enden Ketten bis zur Brücke gehen, dieselbe damit aufzuziehen.

Hebe-Baum, ein Baum, d. i. starke hölzerne Stange, eine Last damit in die Höhe zu heben, besonders so fern er mit der bloßen Hand gebraucht und regieret wird; in Franken ein Tremel oder Hebetremel, an andern Orten eine Handkluppe ein Handklotz, ein Wucht-Baum. Nieders. Bärbom, Handspeke. Eine solche Stange ist durchaus rund, vorn an dem einen Ende aber etwas platt und scharf zugespitzt, daß man damit desto besser unter die Last kommen könne. Siehe Hebel und Heber.

Hebe-Daumen, s. Heb-Arm.

Hebe-Gabel, im Jagdwesen; s. Th. XV. S. 604.

Hebe-Gerüst, ein jedes Gerüst, so fern es bestimmt ist, Lasten zu heben. Der Krahn, die Winde u. s. f. sind solche Hebegerüste.

Hebe-Kopf, s. Heb-Arm.

Hebe-Korn, in einigen Gegenden, z. B. der Mark Brandenburg, dasjenige Korn oder Getreide, welches als ein Pacht zins, oder andere Ausgabe gegeben wird. Den Bauern seine Aecker um Hebekorn austhun. Siehe Hebe.

Hebe-

Hebe-Krahn, s. Krahn.

Hebe-Lade, ein mechanisches Werkzeug, Fig. 1285, welches in einem offenen Kasten A B C D E F G H besteht, in dessen gegen einander über stehenden Wänden A E und D F sich zwey Reihen Löcher, a b und c d, befinden. Diese sind dergestalt eingerichtet, daß die Löcher der Reihe a und c gleich hoch liegen, und eben so auch die in den Reihen b und d. Man kann daher durch I und K eine eiserne Stange stecken, welche die Unterlage des Hebels ist. Der Hebel selbst ist eine starke hölzerne Stange L M, an deren Ende in L sich ein eiserner Haken befindet. Diese Stange hat in N, O, P, runde Einschnitte, in deren Höhlung sich die eisernen Stäbe, dergleichen I K ist, genau passen. Ihre Entfernung von einander muß so groß seyn, als die Entfernung der durch die Löcher gesteckten eisernen Stangen. Wenn man diesen Hebel auf die Stange I K, als auf eine Unterlage legt, und ihn so hoch in die Höhe hebt, daß diese Stange durch das zweyte Loch gesteckt werden kann, und dieses nach und nach fortsetzt, so wird der Hebel nebst der zu hebenden Last endlich um die Höhe der ganzen Hebelade in die Höhe gebracht.

Ins besondre ist unter dem Namen der Hebelade, das im IV. Th. S. 13, f. beschriebene, und Fig. 107 und 108 abgebildete Werkzeug, große Bäume, Baumstämme u. d. gl. mit Vortheil und ohne große Mühe auf einen Wagen zu heben, und wieder von demselben abzuladen, und welches auch die Baumhebe oder der Holzheber heißt, bekannt.

Hebe-Latte, s. Heb-Arm.

Hebe-Leiter, ein Name, welchen an einigen Orten die Fuhrmanns- oder Wagenwinde führt, weil sie einer kurzen Leiter nicht unähnlich ist; die Hebe-Winde; s. Winde.

Hebe-Mahl, an einigen Orten ein Gastmal, welches den Zimmerleuten bey Hebung, d. i. Richtung eines Gebäudes gegeben wird, und an andern Orten das Richtmahl, der Richtschmaus heißt.

Hebe-Nagel, in den Schlaguhren und deren Schlagewerk, kleine senkrechte Stifte auf der rechten Seite des Heberades, welche den Hammer heben, wenn die Uhr schlagen soll, und auch Schlagnägel genannt werden.

Hebe-Rad, s. im vorhergehenden Artikel.

Hebe-Schaufel, Hebe-Schüssel; siehe Schaufel-Kunst.

Hebe-Schulter, in der deutschen Bibel, die Schulter von einer Hebe, d. i. einem zum Opfer geschlachteten Thiere. Siehe Hebe und Heben.

Hebe-Tatze, s. Heb-Arm.

Hebe-Tuch, in dem Jagdwesen, ein Tuch, welches man auf- und niederlassen kann, um dem Wilde nach Belieben einen freyen Ausgang zu verschaffen; das Schnapptuch, die Schnappe, das Falltuch.

Hebe-Walze. Mit dieser Benennung belegt der Schiffsbaumeister bey der königl. schwedischen Kriegsflotte, **Gilb. Sheldon**, ein von ihm erfundenes Hebezeug, womit hölzerne Gebäude, Schiffe und andere große Lasten gehoben werden können, und welches wegen seines leichten Baues, bequemen Gebrauches, und großen Vermögens zu Erhebung schwerer Lasten, besondern Beyfall gefunden hat. Fig. 1286 a) stellt diese Maschine von der Seite vor; und 1286 b), perspectivisch.

a, zwey Grundblöcke mit einer Vertiefung, die oben einen Rand hat, damit kein Sand und keine Steinchen mitten an die Walze kommen, wo die Stütze stehen soll.

b, die Walze mit einem viereckigen Kopfe; an jedem Ende zu zwey Löchern, sind die Bäume, welche mit Ringen und Schienen versehen werden, zwischen den Köpfen ganz rund, und mit einem kleinen Beschlage in der Mitte, wo die Stütze steht, $\frac{1}{4}$ Z. tief, welches die Stütze hindert, sich nach den Enden zu schieben.

c, die

c, die Stütze, welche mit einem Ende an der Walze, mit dem andern unter der Last, die geholen werden soll, steht. Das untere Ende wird nach der Gestalt der Walze ausgehölet, aber mit einer größern Oeffnung, als nur die Walze faßte; denn man bekleidet diese Aushöhlung inwendig mit Sohlleder, und verwahret sie mit eisernen Ringen.

d, die Bäume zum Winden, die mit Händen, oder durch andere Werkzeuge, die Walze nach e fortwälzen.

f, ein fester Klotz oder Block, an den die Stütze mit dem andern Ende kömmt, ihr Heben zu verrichten.

Sowohl die Walze, als die Grundblöcke unter derselben, werden auf beyden Seiten um die Stütze ausgehacket, und mit Harze und Steinchen bestreuet, damit die Walze bey ihrem Umwinden nicht zurück trete, sondern durch diesen Grus genöthiget werde, bey dem Umwinden nach e hin zu rollen, da sie zugleich die Erhebung um so viel verursachet, als die Linie b f größer, als c f, ist, welches bey dieser Stellung $4\frac{1}{4}$ Zoll nach Fig. 1286 a) beträgt. Wenn also die erste Erhebung geschehen ist, versieht man das Gebäude mit lockern Stützen und Unterpfählung; die Walze wird wieder in ihre erste Stelle gerücket, und ein Klotz zwischen das Ende der Stütze und den festen Klotz f geleget, so kann man wieder $4\frac{1}{2}$ Zoll heben, und dieses so oft als man will.

Die Stützen, wo sie einander reiben, werden mit Fett und Seiffe geschmiert, damit sie sich leichter umwenden lassen. Die Stelle, woran der Klotz f befestigt ist, muß mit den übrigen Theilen des Gebäudes stark verbunden werden, damit sie nicht von einander gezwänget oder eingedrückt werden.

Die Ausrundung an den Grundblöcken wird aus dem Mittelpuncte b gemachet, zu dessen Findung die halbe Weite b e von f ausgesetzet, und mit dem Halbmesser b f, der Bogen h b i e gezogen wird. Man könnte zwar den Grundblock g rade machen, allein das Hebezeug bekömmt alsdann keinen so gleichen Gang, und die Erhebung geschieht nicht so gleichförmig, so daß man immer gleich viel Kraft zum Winden brauchet, als bey einem kreisförmig ausgeschnittenen. Die Walze wird von ihrer lothrechten Linie nur 17 Grad gewendet, wenn sie straff gespannt ist; sonst aber, beym ersten Ansetzen, kann die Entfernung der Walze $\frac{1}{3}$ der Länge der Stütze genommen werden; nimmt man sie größer, so verliert man Kraft beym Winden; denn je näher die Walze ihrer lothrechten Lage kömmt, desto weniger Kraft wird zu ihrem Umwinden erfordert, und desto stärkere Wirkung erfolgt beym Heben.

Dieses Hebezeug ist ganz einfach, und kann in vielerley Fällen nur von Eichenholz ohne besondern Beschlag gebraucht werden, da man denn ihrer verschiedene zugleich anbringen kann, nachdem die Nothwendigkeit und Lage es erfordern. Wollte man aber die Walze von Eisen machen, so ließe sich damit unglaubliche Wirkung ausrichten.

Um die Friction, welche dieses Hebezeug bey dem Andrücken der Stütze an die Walze beschwert, zu vermindern und beynahe völlig zu heben, dürfte man nur, nach dem Vorschlage des Hrn. Commercienr. Polhem, die Stütze auf einen beweglichen Block stellen, welcher über zwo Rollen geführt wird.

Eine Untersuchung der Eigenschaften dieses Hebezeuges, st. im 9. B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1747. Hamb. 1753, 8. S. 48—60.

Hebe-Winde, s. Hebe-Leiter.

Hebe-Zange, s. unter Zange.

Hebe-Zeug, ein jedes, sowohl einfaches als zusammen gesetztes Werkzeug, wodurch eine Last sich bequem in die Höhe heben läßt, daß man dieselbe hernach füglich von einem Orte zum andern fortschaffen, und geschickt von einer Seite zu der andern wenden kann. Sie bestehen in allerley Walzenwerke (s. Hebe-Walze), Haspeln (s. oben, S. 230, fgg.), Hebeladen (s. oben, S. 561), Erdwinden (s. oben, S. 243, fgg.), Flaschenzügen (s. Th. XIV, S. 52, fgg.), Krahnen, Radern, Schrauben, Fahrwerken u. d. gl. wovon an eines jeden Orte fernere Erklärung geschieht.

In engerer Bedeutung führt in dem Bergbaue die Winde, womit die Kunsträder aufgehoben werden, diesen Namen.

Bey der Artillerie heißt es eine gewisse Maschine, vermittelst welcher die Stücke gehoben und auf die Lavetten gelegt werden. Es besteht aus 3 starken, 12 bis 14 Fuß langen, Hölzern, davon zwey mit Riegeln zusammen gefügt sind, das dritte aber oben daran gestoßen, mit einem Bolzen befestiget, und ein Kloben daran gehängt wird. Das Hebezeug wird über das Stück gestellt, der Kloben wird an den Delphinen angeschla-

geschlagen, das Seil um die an der einen Seite des Hebezeuges angefügte Welle gelegt, und durch Umdrehen derselben angezogen.

Hebel, ein Werkzeug, einen andern Körper damit zu heben, oder aufzuheben. So ist in der Mechanik der Hebel eine gerade steife Linie, welche in einem Puncte, um welchen sie beweglich ist, aufliegt, und an deren einem Ende die Last, an dem andern aber die Kraft angebracht wird; L. Vectis, im mittlern Lat. Levarius, Fr. Levier.

In einigen Gegenden wird auch der Sauerteig der Hebel genannt, Fr. Levain, weil er den Teig hebet, oder zum Gähren bringt; siehe Hefen; daher hebeln auch für säuern, einsäuern vorkömmt.

Das—el in diesem Worte zeigt ein Werkzeug an. Siehe Heber.

Der Hebel ist in der Praxis ein Werk- oder Rüstzeug, vermittelst dessen eine Last mit einer geringern Kraft, oder einem Gegengewichte, entweder erhalten, aufgehoben, niedergelassen, oder sonst auf mancherley Art beweget werden kann. Es ist derselbe das erste und allgemeine Stück, ja gleichsam die Mutter, und der Grund fast aller einfachen und zusammengesetzten Hebezeuge. Er ist nicht nur die allersimpelste Maschine, welche in der Welt gefunden werden mag, sondern auch diejenige, womit das allermeiste, in Ansehung der Kraft, ausgerichtet werden kann, weil die wenigste Friction dabey Statt findet. Ferner kann vermittelst des Hebels alle diejenige Last beweget werden, so durch viele andere und kostbare Werkzeuge kaum geschehen mag, nur daß solche Bewegung nicht auf einmal allzu groß seyn kann. Die meisten Instrumente, die wir im gemeinen Leben nöthig haben, sind entweder als ein einfacher, oder als ein doppelter Hebel anzusehen, z. B. der Bohrer, die Schere, die Zange u. a. m. Aus den Gesetzen des Hebels lassen sich auch von der Bewegung der

Körper, sowohl der Thiere als der Menschen, die richtigen Gründe angeben, und ihr Vermögen genau berechnen; wie denn *Borellus*, in seinem Buche de motu animalium P. 1. Propos. 146, sqq. den Gang der Menschen und Thiere, das Fliegen der Vögel, und das Schwimmen der Fische, nach den Gesetzen des Hebels gründlich erklärt hat.

Die Materie des Hebels kann Eisen, Stahl, Messing, Holz und alles, was nach Proportion der Last sich nicht bieget, oder bricht, seyn. In der Theorie wird dem Hebel keine Materie oder Schwere zugeeignet, sondern er wird nur als eine blose Linie, daran der lange Theil so schwer, als der kurze ist, betrachtet.

Die Figur des Hebels ist an sich selbst sehr schlecht und geringe; denn ein jeder Stab, Stange, oder dergleichen, kann öfters, ohne weitere Zurichtung, einen Hebel abgeben; wenn z. B. der Fuhrmann, in Ermangelung seiner Wagenwinde, mit einer unter die Achs gestellten gemeinen Stange oder einem Zaunpfahl den Wagen aus dem Koth, oder denselben zu schmieren, in die Höhe hebet. Die mit Fleiß zugerichteten Hebel sind gemeiniglich von Holz, oder von Eisen. Der eiserne, welchen man auch das Brecheisen, den Brechhebel, und die Brechstange nennt, ist ein runder oder eckiger Stab Eisen, der an dem untersten Ende etwas gekrümmt, breit geschlagen, in der Mitte auch wohl gespalten, und dabey spitzig zulaufend gemacht ist, in welchem Falle er auch Kuh- oder Geißfuß, Fr. Pied de chevre, genannt wird; Fig. 1287. Von seinem Gebrauche, s. Th. VI, S. 577. Der hölzerne, dessen sich insonderheit die Auflader, Packer und Ballenbinder bedienen, ist unter dem Namen des gemeinen Hebebaumes bekannt; Fig. 1288. Siehe auch oben Hebe-Baum. Die Theile des Hebels sind: A C, der Kopf, oder der lange Theil des Hebels; A D, die Zunge, oder der kurze Theil; B, die

Unter-

Unterlage, der Ruhepunct, die Stütze, Gr. und Lat. Hypomochlium, Fulcrum. In gewissen Fällen wird der Ruhepunct auch Axis oder Centrum genannt; daher dessen Stelle öfters ein Bolzen, Nagel, Zapfen, ja wohl gar nur ein Strick oder Seil, vertritt.

Bey dem Hebel sind 3 Puncte zu bemerken: 1. der Punct der Ruhe, oder die Unterlage; 2. der Punct der Last, oder des Widerstandes, wo die Last angehängt wird; und 3. der Punct der Kraft, wo die Kraft applicirt wird. Das Vermögen des Hebels, so die Kraft mit demselben ausrichten kann, entsteht einzig und allein durch den Abstand, welchen die Last und Kraft vom Ruhepunct oder von der Unterlage gegen einander haben, und wird auch von den Werkleuten die Abwäge genannt.

Die unterschiedenen Arten, oder vielmehr Benennungen des Hebels entstehen also, nachdem derselbe auf unterschiedene Art in Ansehung des Ruhepunctes oder des Hypomochlii, gebraucht wird. Befindet sich der Ruhepunct zwischen der Last und Kraft, so entsteht ein Hebel der ersten Art, oder ein so genannter Druckhebel, Vectis heterodromus, Fig. 1289 a). Wenn sich hingegen an dem einen Ende des Hebels der Ruhepunct, an dem andern entweder die Last oder die Kraft befindet, so entsteht ein so genannter Tragehebel, Vectis homodromus. Befindet sich, wie in Fig. 1289 b), die Last oder der Widerstand R zwischen dem Ruhepuncte C und der bewegenden Kraft F, so nennt man ihn den Hebel der zweyten Art, bey dem Hebel der dritten Art hingegen, Fig. 1289 c), befindet sich die bewegende Kraft F zwischen dem Ruhepunct C und der Last oder dem Widerstande R.

Bey den Hebeln der ersten Art, Fig. 1289 a), verhält sich die Bemühung, welche die bewegende Kraft anwendet, um sich mit dem Widerstande oder der Last in ein Gleichgewicht zu setzen, zu dem Widerstande, wie sich die Entfernung eben dieses Widerstandes von dem Ruhepuncte, zu der Entfernung des

Ruhepunctes von dieser bewegenden Kraft verhält. Wenn also bey dem Hebel das Gewicht R, welches hier als der Widerstand betrachtet wird, 2 ℔ schwer ist, und die bewegende Kraft F hat 1 ℔, so werden beyde im Gleichgewichte stehen, wenn nämlich die Entfernung F C noch einmal so groß ist, als die Entfernung R C. Hieraus folgt auch, daß die Kraft F, wenn sie sich beweget, in einem und eben demselben Zeitpuncte zweymal mehr Weg laufen wird, als die Last R, und daß man also allezeit in Ansehung der Geschwindigkeit dasjenige verliere, was man in Ansehung der Kraft gewinnt. Auf diesen unwidersprechlichen Grundsatz gründet sich die Unmöglichkeit, Maschinen zu verfertigen, die ein Perpetuum mobile sind, welches so viele Personen, die keine rechte Einsicht in diese Wissenschaft hatten, so oft, aber auch allezeit vergeblich, gesucht haben.

Bey den Hebeln der zweyten Art, Fig. 1289 b), verhält sich die Kraft, welche die bewegende Kraft äußert, um mit dem Widerstande sich in ein Gleichgewicht zu setzen, zu dem Gewichte dieses Widerstandes, wie die Entfernung des Ruhepunctes C von dem Widerstande R sich zu der Entfernung dieses Ruhepunctes von der bewegenden Kraft F verhält. Wenn also die Entfernung C R 1 Fuß, und die Entfernung C F 3 Fuß beträgt, so wird eine Kraft F von 1 ℔. mit einem Gewichte oder Widerstande R von 3 ℔. im Gleichgewichte stehen. Hieraus ist leicht einzusehen, daß in solchem Falle die bewegende Kraft F, indem sie den Bogen des Zirkels F G durchläuft, dreymal mehr Weg mache, als der Widerstand R, wenn er den Bogen des Zirkels R S durchläuft.

Bey den Hebeln der dritten Art, Fig. 1239 c), wirkt die bewegende Kraft F auf den Widerstand R, wie sich die Entfernung des Ruhepunctes C von dieser bewegenden Kraft F zu der Entfernung eben dieses Ruhepunctes von dem Widerstande R verhält. Wenn also die bewegende Kraft 1 Fuß weit von dem Ruhepuncte, und der Widerstand 4 Fuß entfernt ist, so ist eine Kraft F von 4 ℔. nöthig, um ein Gewicht oder einen Widerstand R von 1 ℔. im Gleichgewichte zu erhalten, weil der Bogen F G, den die bewegende Kraft durchläuft, nur der 4te Theil des Bogens H I ist, den der Widerstand R in eben der Zeit durchläuft. Man sieht hieraus auch, daß man in diesem Falle wieder an der Kraft verliert, was man an der Geschwindigkeit gewinnt.

Der Hebel ist ferner entweder gleicharmig, oder ungleicharmig. Aus dem gleicharmigen entsteht die gewöhnliche Kramerwage, und aus dem ungleicharmigen die Schnellwage. Der gleicharmige Hebel ist in der Theorie eine Linie, in praxi aber ein Stab, Stange oder dergleichen, so in 2 gleiche Theile getheilt wird, daß demnach Kraft und Last vom Ruhepuncte gleichweit abstehen; Fig. 1290 a), b) und c). Bey der ersten Art ist gleiche, bey der zweyten Art die halbe, und bey der dritten Art noch einmal so viel Kraft nöthig. Der ungleicharmige Hebel, Fig. 1291, ist, wenn von der Unterlage an, der eine Arm des Hebels bis zum Punct der Last oder Kraft kurz, und der andere lang ist, oder, wenn sie einander ungleich sind. Endlich giebt es auch gerade und gebrochene oder Winkel-Hebel.

Hebel, (Setz-) siehe Setz-Trog.

Heben (*), in die Höhe bewegen, von der Oberfläche der Erde entfernen; L. levare, elevare, Fr. lever.

1. Eigentlich. Die Last ist so schwer, ich kann sie nicht heben. Wer den Stein nicht heben kann, der muß ihn fortwälzen. Der Wind hebt den Staub, wenn er ihn aufwärts treibt. Die Wage hebt tausend Pfund. Die Hand gen Himmel, die Augen in die Höhe, das Haupt empor heben. Jemanden auf den Tisch, auf das Pferd heben. Je-

(*) Im Niederf. heven, im Engl. haeve, im Dän. höve, im Schwed. haefwa, im Wend. kibam und gibam. Es stammet von dem alten ha, hoch, her, von welchem mit veränderten Endsylben auch Haupt, Hübel, Hügel, Giebel, Hefen, Hürden und hundert andere herkommen. Das Niederf. Heven, der Himmel, Engl. heaven, bestätiget diese Ableitung, so wie das Niederf. hevig, groß, und figürlich auch schwer, wichtig. Im Oberdeutschen bedeutet heben nicht nur haben, besitzen, sondern auch halten. Uebrigens ist für heben im Niederf. auch hissen, (Fr. hausser,) tillen, (L. tollere, delere,) imgl. luften und lichten, (Frequentativa von levare) üblich.

manden in den Himmel heben, figürlich, ihm außerordentliche Lobeserhebungen beylegen; s. Erheben.

2. Figürlich.

1) Von verschiedenen Handlungen, welche mit einem eigentlichen Heben oder Aufheben verbunden sind. Einen Schatz heben, ihn ausgraben. So auch, einen Stein heben. Einen Graben heben, d. i. reinigen, ausschlämmen, von neuem aufgraben. Ein Kind aus der Taufe heben, dessen Pathe seyn; eine Anspielung auf die älteste Art der Taufe, da die Täuflinge ganz unter das Wasser getauchet wurden; im mittlern Lat. lenare de sacro fonte. Bey den Jägern hebt der Wolf oder Fuchs die Lockspeise, wenn er sie frißt. Jemanden aus dem Sattel heben, eigentlich ihn mit der Lanze von dem Pferde stoßen; eine von den ehemaligen Turnieren entlehnte R. A. Figürlich; jemanden überlegen seyn, ihn aus dem Besitze eines Gutes oder Vortheiles treiben. Ein Haus heben, in verschiedenen hoch- und oberdeutschen Gegenden, das Zimmerwerk aufsetzen und zusammen fügen; im Nieders. richten; s. Hebe-Mahl.

2) Zur Hebe bringen, d. i. mit Aufhebung darbringen, besonders Gott zum Opfer bringen; eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, welche noch in der deutschen Bibel vorkömmt. Es soll einer heben seine Hand voll Semmelmehls vom Speisopfer, 3 Mos. 6, 15, und an andern Orten mehr; s. Hebe.

3) Einnehmen, in Empfang nehmen, von Einkünften, Abgaben und Geldsummen. Geschoß und Steuern heben; s. Hebung. Geld oder Gelder heben, zu sich nehmen, in Empfang nehmen. Das Geld ist schon von einem andern gehoben, d. i. in Empfang genommen worden. Daher die noch bey den Handwerkern übliche R. A. mit einem Handwerke heben und legen, dessen sämtliche Gebräuche beobachten, sich gewissermaßen zu demselben bekennen;

eigent-

eigentlich gemeinschaftlich einnehmen und ausgeben, seinen Beytrag an Gelde mit demselben geben, und solchen auch gemeinschaftlich mit demselben genießen.

In mittlern Lat. wurden die eingebornen Unterthanen eines Herren Levantes & cubantes, Fr. Levans & couchans, genannt, zum Unterschiede von den Albanis oder Fremden.

4) Aufstehen und sich weg begeben, als ein Reciprocum; ein im Hochdeutschen veralteter Gebrauch. Hebet euch aus dieser Gemeine, 4 Mos. 16, 45. Hebe dich entweder zur Rechten oder zur Linken, 2 Sam. 2, 21. Hebe dich weg von mir, Satan! Matth. 4, 10.

5) Entstehen, als ein Reciprocum; eine im Hochd. gleichfalls veraltete Bedeutung; wofür sich erheben üblicher ist. Und hub sich ein groß Ungewitter auf dem Meere; Jon. 1, 4.

6) Wegschaffen, aufhören machen, endigen; nur in einigen Fällen. Einen Streit heben, endigen. Eine Krankheit, einen Anstoß heben, wegschaffen. Einen Zweifel heben, auflösen. Einen Einwurf heben, zeigen, daß er ungegründet sey.

7) Hervor stehend machen; machen, daß eine Sache deutlicher, merklicher in die Sinne falle oder lebhafter empfunden werde. Durch starke Schatten um die Figuren, werden diese gehoben. Der Maler hebt einen Gegenstand, wenn er einige Pinselstöße mit hellen oder glänzenden Farben darauf thut. Keine Schminke sparen, seine Gesichtsfarbe zu heben.

8) Ehre, Ansehen, Vermögen ertheilen. Jemanden heben. Sich heben, zu Ansehen, Gewalt oder Vermögen gelangen.

Heben=Holz, s. Eben=Holz.

Heber. 1. Eine Person, welche hebet, in welcher Bedeutung es nur in den Zusammensetzungen Anheber und Urheber üblich ist.

2. Ein

2. Ein Werkzeug, womit man etwas aufhebet. Dahin gehört der Heber oder das Heberisen der Wundärzte, L. Elevatorium, ein stählernes Werkzeug, ein Stück einer zerbrochenen Hirnschale wieder in die gehörige Lage zu heben. Noch häufiger bezeichnet dieses Wort eine gläserne oder metallene, nach einem Winkel oder auch nach einer Krümme gebogene Röhre, mit welcher ein flüssiger Körper, vermittelst des Druckes der Luft, gehoben oder in die Höhe getrieben wird (*), L. Sipho, Fr. Siphou. Der Heber ist von verschiedener Art, theils in Ansehung der Figur und der Stellung, theils auch in Ansehung der Beschaffenheit der Schenkel, welche eine solche gebogene Röhre formiret. Besteht ein Heber aus zwey Schenkeln, so wird er ein einfacher Heber, Sipho simplex, genannt; wenn hingegen eine Röhre in mehr als zwey Schenkeln gebogen ist, oder wenn z. B. der eine oder längere Schenkel wieder in die Höhe gebogen ist, so daß ein dritter Schenkel mit diesem parallel wieder hinauf läuft, heißt es ein vermischter Heber, Sipho mixtus. Sind die Mündungen des einfachen Hebers in die Höhe gekehrt, wird er ein aufrecht stehender Heber, Sipho erectus, wenn hingegen die Mündungen desselben beyderseits niederwärts gegen den Horizont zu gerichtet sind, ein umgekehrter Heber, Sipho inversus oder reflexus, genannt. Ein Heber mit zwey gleichen Schenkeln, welche unten etwas krumm gebogen sind, welchen ein Bürger zu Stuttgard, Johann Jordan, erfunden, und womit er das Wasser 45 Fuß hoch gehoben haben soll, wird, weil der würtembergische Herzog Friedrich Carl denselben, als etwas sonderbares, anfänglich verwahrt hat, der würtembergische Heber genannt. Es giebt auch einen unterbrochenen Heber, Sipho interruptus. Die nähere Beschreibung und Erklä-

(*) Im Dän. Hävert, im Böhm. Hewer, im Poln. Hewar.

Erklärung aller dieser Arten von Hebern, gehört in die Hydraulik und Hydrostatik.

In der Oekonomie kennt man, unter der Benennung Heber, eine von kupfernem oder verzinntem Eisenbleche hohl getriebene, oder aus Glas geblasene Röhre, womit man aus frischen und noch nicht angezapften Fässern von dem darin befindlichen Bier, Wein, Branntwein oder andern Getränke, so viel man will, durch das geöffnete Spundloch heraus ziehen kann. Man hat zu diesem Behuf zweyerley Arten, den gemeinen und den Stechheber. Ein gemeiner Heber, Fig. 1292, ist eine in C gekrümmte Röhre AB. Der Winkel ACB kann seyn, wie er will. Der kurze Theil AC wird in die Flüssigkeit gesteckt, und aus dem großen, B, sauget man die Luft, so kömmt die flüssige Materie aus B heraus gelaufen, und läuft so lange, bis die Oeffnung A nicht mehr durch die Fläche der Flüssigkeit reichet. Nur muß die Oeffnung B tiefer außer der Flüssigkeit stehen, als die Oeffnung A unter derselben sich befindet. Gemeiniglich bestehen diese Heber, deren man sich bedient, das Bier aus einem Fasse zu heben, oder zu ziehen, aus zwey in einen rechten Winkel zusammen gestoßenen gleich weiten Stücken, welche Schenkel heißen, davon das eine länger als das andere, beyde aber ungefähr eines kleinen Fingers dick, sind. Wenn man nun aus einem Fasse ausheben will, steckt man das kurze Ende in das Faß, und zieht oder saugt an dem langen stark an, bis das Getränk an den Mund gelaufen kömmt; hierauf senkt man es nieder, und läßt es laufen, so lange man will, hebt alsdann das lange Ende in die Höhe, damit dasjenige, was noch in dem Heber ist, zurück in das Faß laufe, und zieht ihn hernach sacht heraus. Man nennt ihn, wegen seines Gebrauches, gemeiniglich einen Ziehheber. Die andere Art, welche ein Stech- oder Strichheber, an einigen Orten auch ein Pumper, oder eine

Pumpe,

Pumpe, genannt, und gemeiniglich beym Weine gebraucht wird, Fig. 1293, ist eine gerade, von Glas geblasene, oder von Blech getriebene, hohle Röhre, welche oben eine Oeffnung, A, in der Weite eines kleinen Fingers, oder, wenn sie in den blechernen Hebern weiter ist, einen aufgelötheten, und in der Mitte durchlöcherten Deckel hat, und in der Länge von ½ Elle, oder darüber, immer weiter wird, B, bis es unten, wie eine kleine Handspritze, in ein dünnes Röhrchen C ausläuft. Wenn man einen solchen Heber in das Faß steckt, steigt das Getränk darin so hoch, als es aussen um den Heber herum ist; wenn man alsdann das obere Löchlein mit dem Daumen zudrückt, so kann kein Tropfen heraus laufen, bis man den Heber über ein Glas oder anderes Gefäß gehalten, und den Daumen von dem obern Loche hinweg gethan hat.

Zur Verfertigung derer Heber, welche eine Arbeit der Klempner sind, bedient sich dieser Professionist einer völlig runden, durchgängig gleich dicken, und etwann 3 Fuß langen, eisernen Stange, die Heberstange genannt; um welche er nicht nur die Röhren zu Hebern, sondern auch zu andern Blechcylindern, die eine gleiche Weite haben, bieget. Die Vierheber sind insgemein nur klein, und aus zwey Armen von weißem Blech rechtwinkelig zusammen gelöthet. Zu großen Weinfässern, werden größere Heber aus verschiedenen Blechröhren zusammen gelöthet, und beyde Arme durch ein gebogenes Knie von Messing vereinigt, weil das Eisenblech sich nicht gut biegen läßt. Man rollt das Messingblech auf der Heberstange zusammen, gießt Bley hinein, und biegt es, wenn es erkaltet ist, zu einem krummen Knie; das Bley wird hernach wieder im Feuer ausgeschmolzen, und beyde Arme werden mit dem Knie vermittelst des Löthkolbens vereiniget.

Aus der Theorie des Hebers lassen sich die Vexierbecher erklären, welche nicht eher auslaufen, als bis sie voll sind. Es zeigt solches Fig. 1294 a), da im Becher oder Trinkglase eine bey a und b offene Röhre im Boden befestigt ist. Wird das Glas mit Wasser oder einer andern Flüssigkeit gefüllet, und zwar nur

bis

bis an die Linie de, so wird es im Glase bleiben, und nichts heraus laufen; so bald es aber über die Rundung c geht, fängt es an zu laufen, bis alles heraus ist. Man macht dergleichen Becher auch mit 2 Röhren, welche ein in einander gesteckter Heber sind; Fig. 1294 b). ED, ist eine Röhre, die an beyden Enden offen ist, CAB aber eine um sie gehende andere Röhre, die am Boden des Bechers bey C eine Oeffnung hat, zwischen welcher und der Röhre ED ein Zwischenraum bleibt. Gießt man nun in solchen Becher Wasser, so steht dasselbe in der Röhre CAB, und dem Becher, so lange es nicht über die Oeffnung E zu stehen kömmt, gleich hoch, und der Becher behält das Wasser. Gießt man hingegen mehr Wasser hinzu, so daß es über E zu stehen kömmt: so wird die Luft aus den Röhren CAB und ED heraus getrieben, und das Wasser tritt dagegen hinein; daher muß das Wasser bis auf den Boden des Bechers auslaufen. Es läßt sich hieraus erklären, wie ein Brunnen bey trocknem Wetter Wasser haben, bey nassem aber trocken seyn kann.

Vom Heber der Gärtner, Melonenheber, s. im Art. Melone.

In den Pochwerken werden auch die Hebarme Heber genannt.

In andern Fällen ist Hebel üblicher, ob es gleich mit diesem ein und eben dasselbe Wort ist.

Heber-Stange, s. oben, S. 574.

Hebung, von dem Zeitworte heben. 1. Die Handlung des Hebens, in allen Bedeutungen des Zeitwortes.

2. Was gehoben, d. i. eingenommen wird, in welchem Verstande in einigen Gegenden nicht nur alle Arten von Einkünften, sie bestehen in Geld oder Waaren, sondern auch die Abgaben diesen Namen führen. Stehende Hebungen eines Gutes, in der Mark Bran-

den-

denburg, gewisse Einkünfte von demselben. Man unterscheidet sie in Naturalhebungen, als: Mühlen- und Getraidepächte ꝛc. und Geldhebungen. Eine Hebung ausschreiben, eine Steuer, Abgabe. Levata, Levatio und Levatura kommen im mittlern Lat. in eben diesem Verstande vor. Siehe auch Hebe.

3. Ein erhobener oder erhabener Ort. In diesem Verstande werden die Erhebungen an dem Hinter- und Vordertheile der Fahrzeuge auf Flüssen in einigen Gegenden Hebungen genannt.

Hechel (*), das Diminutivum von dem veralteten Hache, ein Haken, eine kleine Spitze zu bezeichnen, in welcher weitern Bedeutung es noch in dem Worte Hauhechel vorkömmt. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, ein mit scharfen Drahtspitzen versehenes Werkzeug, vermittelst dessen der Hanf oder Flachs nach dem Schwingen von dem noch übrigen Werrige und Schäben gereiniget wird; wovon ich sogleich mit mehrern handeln werde. Den Flachs durch die Hechel ziehen, ihn hecheln.

Daher die Hechelbank, eine hölzerne Bank, worauf die Hecheln, wenn man sich ihrer bedienen will, befestiget werden; die Hechelfrau, eine Frau, welche um Lohn Hanf oder Flachs hechelt, im g. L. das Hechelweib, an einigen Orten auch die Hechlerinn; der Hechelmacher, derjenige, welcher Hecheln verfertiget, im gem. Leben der Hechelmann; und hecheln, vermittelst der Hechel reinigen, durch die Hechel ziehen, Engl. hatch, Niederf. hekeln, imgleichen sleepen.

Jemanden durch die Hechel ziehen, oder ihn in der Hechel haben, figürlich, böses von ihm sagen, ihn durchhecheln oder durchziehen.

Die

(*) Im Niederf. Hekel, im Engl. Heckle, Hatchel, im Dän. Hegle, im Böhm. Hachle, Schwed. Haeckla, Finnisch Kaekylae. Siehe Haken.

Die Hechel, L. Echinus, Pecten ferreus, Carmen, Fr. Peigne, Séran, oder das Instrument, mit welchem sowohl der Hanf als der Flachs nach dem Schwingen rein gemacht, von dem Werrige oder der Hede abgesondert und zum Spinnen tüchtig gemacht wird, besteht aus einem Stücke Blech, welches ungefähr 4 Zoll lang, und 3 Zoll breit, mit vielen, über $\frac{3}{4}$ Zoll langen, eisernen Drahtspitzen durchschlagen und versehen, und auf einem dünnen Bretchen befestigt, so wie dieses wiederum auf einem langen, schmalen und dünnen Stücke Bret, und zwar auf dem in der Mitte desselben aufzenagelten hölzernen Backen fest gemacht ist. Man muß deren dreyerley Sorten in einer Haushaltung haben, deren eine immer kleiner ist als die andere, oder deren Spitzen dichter zusammen stehen, nämlich grobe oder weite, mittelmäßige, und feine. Es werden insonderheit die Ettenheimer Hecheln, oder diejenigen, welche in Ettenheim, einem Städtchen im Breisgau, verfertigt sind, gerühmt. Sie werden vornämlich zu Hause gebraucht; und dauern viele Jahre. Jede Hechel besteht aus 320 wohl gehärteten Stacheln oder sogenannten Zähnen, und 6 Stück übercompleten.

Auf eines vorzüglich groſen Landwirthes Rittergute in Thüringen hat man eine neue Art von Hecheln erfunden, welche in einem Rade besteht, an welchem feine und grobe Hecheln nach Belieben befestiget werden können, und die sich mit dem Rade herum drehen. An dieser Maschine können zwo Personen zugleich hecheln, indem sich jede von ihnen vor das Rad stellet, und mit dem Fuße, wie bey den Spinnrädern, durch einen Tritt dasselbe herum drehet, und den Flachs den Hecheln entgegen hält, so, daß an der einen Seite der Flachs herunter hängt, an der entgegen gesetzten aber über dem Rade liegt. Das Werrig, welches diese Hechel macht, sieht so gut aus, als wenn es gekämmt worden wäre, und das Hecheln selbst geht viel geschwinder von Statten.

No. 10 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1769, S. 387.
81. St. der gel. Beytr. zu den braunschw. Anz. v. J. 1769, S. 651, f.

Einige beym Hecheln des Hanfes zu beobachtende Handgriffe habe ich im XXI. Th. S. 805, fgg. angezeigt. Was insonderheit beim Hecheln des Flachses in Acht zu nehmen ist, wird im Art. Lein vorkommen.

Im XXI. Th. S. 831, habe ich gesagt, daß die Seiler den geschwungenen Hanf, ehe sie ihn verarbeiten, nach und nach durch eine grobe, mittlere und feine Hechel ziehen. Letztere wird der Feinkamm, Fr. Affinoir, genannt. Eine solche, auf einem hölzernen Bock befestigte, Hechel sieht man Fig. 1295 a) abgebildet. Alle drey gedachte Hecheln stehen auf diesem Bock beysammen.

Die Perrückenmacher haben aus starken Stacheln bestehende Hecheln, worin sie das Haar ziehen. Das Haar am Kopfe ziehen, heißt bey ihnen, alle Wurzeln der Haare, d. i. alle Enden, womit die Haare am Haupte gesessen haben, durch ein wiederhohltes Hervorziehen aus der Hechel, bey einander bringen; und die Haare bey der Spitze ziehen, wenn alle Spitzen eines Päckchens Haare zusammen gehechelt werden, damit lauter Spitzen bei Spitzen zu liegen kommen. Dieser Handgriff ist deswegen unentbehrlich, weil alle Haare mit ihren Köpfen an der Perrücke aufgenähet werden, und nur die Spitzen frey hängen und gekräuselt werden können, wenn nicht eine unförmliche Verfilzung erfolgen soll, wie geschehen würde, wenn man die dickern Köpfe kräuseln und die Spitzen aufnähen wollte. Eine solche lange und schmale Ziehhechel kostet 2 Rthlr. 12 Gr. Eben diese Hecheln sind auch der Kamm, die Haarpacke durchzukämmen.

Fig. 1295 b) ist die Abbildung einer Ziehhechel. Nachdem die Haare entweder mit Staubmehle, feiner Kleye oder feinem Sande gereiniget, und hernach ausgestäubet worden, schlägt der Perrückenmacher dieselben in die Ziehhechel, so daß er die Spitzen der Haare a vor sich hat, und er sie bey diesen heraus ziehen kann; welches geschieht, indem er sie mit den Daumen und der einen Klinge der großen eröffneten Scheere aufasset,

fasset, und diejenigen, welche die andern mit heraus ziehen, in die linke Hand nimmt. Wenn er auf diese Weise eine gewisse Quantität derselben beysammen hat, bindet er sie gegen die Köpfe (diejenigen Enden, welche an dem Haupte gesessen haben,) zu, mit einem Schnürfaden zusammen, legt alsdann jedes Pack allein, und fährt fort, die hervor stehenden Haare zu ziehen. Die Packe legt er kreuzweise über einander, damit sie nicht in einander verwirret werden. Auf solche Weise werden die Haare, der Länge nach, gleichsam von selbst sortiret; denn die längsten derselben gehen zuerst aus, und nach und nach kömmt man so weit, daß man auch die kürzesten ausziehen kann. Hat man kostbare Haare, so zieht man sie, damit nichts davon umkomme, anfänglich bey dem Kopfe und nachher bey der Spitze aus. Wenn alle und jede Theile also zubereitet sind, legt man sie in verschiedenen Reihen, wie sie der Länge nach auf einander folgen. Alsdann werden sie gekrauset.

Eben diese Hecheln sind, bereits erwähntermaßen, auch der Kamm, die Haarpacke durchzukämmen. Der Professionist schlägt die Packe, welche von gleicher Länge sind, zusammen mit der Spitze in die Ziehhechel, und legt eine andere, oder auch eine Kardetsche mit sehr langen Zacken, Fig. 1295 c), umgekehrt darauf, damit das Haar sich gewöhne, zwischen beyden zu liegen. Hernach zieht er es, auf vorbeschriebene Art, beym Kopfe mit dem Daumen und der Scheere wieder nach und nach dazwischen aus, wodurch das Haar in kleinen Packen von einander abgesondert wird, welche der Einschlag (das Passee, Pallée) genannt werden. Jedes von diesen Packen wird mit einem Zwirnfaden zusammen gebunden, und, so wie die verschiedenen Längen auf einander folgen, kreuzweise über einander gelegt. Hieraus werden wieder neue Reihen gemacht, welche er in Schachteln an einem weder zu feuchten noch zu warmen Orte aufhebt, bis er sie zu einer Perrücke verarbeiten will.

Hechel-Bank, **Hechel-Frau,** s. im vorhergeh. Artikel.

Hechel-Kamm, eine Art Nadelkerbel, Scandix Pecten *Linn.*; s. unter Kerbel.

Hechel-Macher, **Hecheln,** s. Hechel.

Hechse, der Kniebug; s. Hakse.

Hecht, (*) L. Lucius, Esox rostro plagioplateo *Arted. Gronov.* Esox Lucius rostro depresso subæquali *Linn.* Fr. Brochet, ein bekannter Flußfisch, welcher fast durch ganz Europa in allen Gewässern, in Seen, Teichen und Strömen gefunden wird. Er hat einen länglichen, stark mit Knochen versehenen, platten und fast viereckigen Kopf, mit einem gelben und bisweilen schwarzgrünen Augenbogen und einem himmelblauen Augapfel, eine längliche Schnauze, einen weiten Rachen, lange spitzige Zähne, einen länglichen, einigermaßen vierwinkeligen Leib, grau gestreifte Seiten, und einen weißen Bauch. Der untere Kiefer ist länger, als der obere, und hohl wie ein Löffel. In den Beinen des Hechtkopfes will man Leiter, Spieß, Nägel und alle Instrumente, welche die Römer bey der Kreuzigung eines verurtheilten Missethäters zu gebrauchen pflegen, entdecken; wozu aber eine starke Einbildungskraft kommen muß. Die Schuppen sind länglichrund. Die Flußhechte werden gemeiniglich ¾ Ellen lang, 10 Zoll dick, und 4 bis 5 Pfund schwer, da sie dann die schönsten Tafelhechte abgeben, und von dem besten Geschmacke sind. Ein sehr großer Hecht wird von den Fischern und Köchen ein Haupthecht, Fr. Brochet car-

(*) In den monseeischen Glossen Haccid, im Nieders. Heked, im Angels. Hacod, im Engl. Hakot, im mittlern Lat. Hakedus. Entweder von dem noch im Nieders. üblichen hecken, fangen; imgleichen heften, von welchem Worte der Mäuse- oder Taubengeyer in einigen Gegenden auch der Taubenhacht, und der Sperber, der Stoßhachtel genannt wird; oder auch von seinen scharfen Haken oder Zähnen. Um dieses letztern Umstandes willen wird er im Schwed. Gädda, und im Dan. Gredde genannt, welches Ihre von Gadd, ein Stachel, herleitet, ungeachtet es auch von dem alten Gier, Begierde, abstammen kann, die große Gefräßigkeit dieses Fisches auszudrücken. In einem alten, zu Ende des 15ten Jahrhunderts zu Augsburg gedruckten Vocabulario, heißt er Snouch, welches mit dem holländ. Namen Snoek von snoojen, schneiden, hauen, abstammet. Die französ. Benennungen brochet und becquet beziehen sich so, wie der engl. Pike, gleichfalls auf seine scharfen Zähne.

carreau; ein Hecht von mittlerer Größe, ein Mittelhecht oder Schüsselhecht (vielleicht weil man mit einem solchen Hechte eine mäßige Schüssel füllen kann) Fr. schlechtweg Brochet, und die kleinste Art Hechte, Hechtchen, Oberd. Hechtlein, Grashecht genannt, weil sie gemeiniglich in den Gräben zwischen den Grasländern gefangen werden, Fr. Brocheton, oder in der Fischersprache Lançon oder Lanceron. Einen Hecht, welcher 1 Jahr alt, und etwa ¼ Elle lang ist, nennen die Fischer Maßhecht. Der Hecht wird, wenn er nur hinlängliche Nahrung hat, bald groß, und gelangt auch zu einem hohen Alter.

Zeiler gedenkt eines schneeweißen Hechtes, welcher 1525 bey Wollin in Pommern gefangen worden, und 2 Ellen lang und ½ Ellen breit gewesen. Conr. Gesner erzählt, daß man im J. 1497 bey Heilbrunn in einem See einen Hecht gefangen habe, welcher 19 Fuß lang gewesen, und, wie man aus der Schrift des angehängten kupfernen Ringes ersehen, vom Kaiser Friedrich II. im J. 1230 in dieses Wasser gesetzt worden, folglich darin 267 Jahre gestanden. Er soll 350 Pfund gewogen haben, und dem damaligen Churfürsten von der Pfalz nach Heidelberg geschickt worden seyn. Gesetzt auch, daß man in Angebung des Alters, der Größe und des Gewichtes dieser Hechte, insonderheit des Kaiserhechtes, etwas zu milde gewesen, so bestätigen doch der sehr große Hecht von 43 Pfund, welcher d. 13. Nov. 1652 zu Moritzburg in der Grafschaft Meißen im großen Teiche gefangen, und in die königl. Küche zu Dresden gebracht worden, ingleichen der vom Richter in seiner Ichthyotheologie beschriebene Hecht, welcher über 4 rheinl. Fuß lang gewesen, 1 Fuß im Umfange des Bauches gehalten, auf 20 Pfund gewogen, und wegen seiner starken Knochen, wenigen großen Zähne, weißgelblichen, auf dem Backen bis an die Nasenspitze sehr großen Schuppen für hundertjährig geschätzt worden, daß ein so räuberischer und unersättlicher Fisch bey überflüssigem Fraße, ungestörter Ruhe, und mehr als hundertjähriger Lebenslänge zu einer erstaunlichen Größe und Schwere erwachsen könne; wie ihn dann auch Cardanus als ein Exempel des härtesten und längsten Lebens, piscis vivacissimi, aufstellt.

Hr. Hederström in Schweden, welcher durch angestellte Versuche sehr wahrscheinlich gemacht hat, daß sich das Alter der Fische durch ihre Rückgrathswirbel entdecken lasse, hat nach dieser Regel auch das Alter der Hechte untersucht, und daraus gefolgert, daß ein Hecht, von der Größe eines ziemlichen Strömlinges, und welcher 3 bis 4 Loth wiegt, 1 Jahr alt sey; daß einer von $1\frac{1}{2}$ oder 2 Viertel Länge, von der Größe eines ziemlichen Häring's, und welcher 7 bis 9 Loth wiegt, 2 Jahr habe; daß einer von $\frac{3}{4}$ lang, der ungefähr 1 Mark wiegt, 3 Jahr; einer von 1 Elle lang und 2 bis 3 Mark schwer, 4 Jahr; ein 5 bis 6 Viertel langer und 6 Mark wiegender, 6 Jahr alt sey. Hechte von der größten Art, welche 2 Ellen lang sind, und $1\frac{1}{2}$ Liespf. wiegen, haben nach seiner Bemerkung gemeiniglich am Rückenwirbel 12 oder 13 Ringe, und sind also vermuthlich nicht mehr als so viel Jahr alt.

21. Band der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. der Wiss a. d. J. 1759, Hamb. und L. 1762, 8. S. 218.

Sam. Rhanai Nachricht von einem großen Hechte, der am dendanischen Strande in Curland gefangen worden, st. im 31. Vers. der Bresl. Samml. Feb. 1725, Cl. 4, Art. 10. n. 1. Der hier beschriebene Hecht war 8 Klafter oder 24 rigische Ellen lang, und so fleischig, daß 25 Tonnen davon eingesalzen, und an ein Schiff verkauft werden konnten.

Der Hecht ist ein gewaltiger Raubfisch, welcher insonderheit in den Teichen großen Schaden thut, sich auch wohl an junge Gänse macht, ja in dem Fischhälter wohl gar nach Menschenbeinen schnappt; daher er mit Recht ein Fischwolf oder Wasserwolf, L. Lupus aquaticus, Fr. Loup des eaux, genannt wird, weil er eben so im Wasser mit den Fischen, wie der Wolf im Walde mit den Thieren umgeht. Man hat in seinem Magen todt in die See oder in das Wasser geworfene junge Gänse und Katzen, Schlangen, Mäuse, Frösche, Karpfchen, Häringe, Bärsche, Wasservögel, Theile von todten Menschen, auch harte stachelige Wassernüsse, selbst Artedi einen Seescorpion (Cottus Scorpius L.) welcher doch über und über mit Stacheln bewaffnet ist, gefunden; nur die verschluckten Kröten soll er wieder ausspeyen, und in öden Wässern bey großer Hungersnoth mit Wasserjungfern und Wasserinsecten fürlieb

lieb nehmen. Er schont seines eigenen Geschlechtes nicht, und raubt alles, was er erhaschen kann, er möge es verschlingen können oder nicht. Man hat einen Hecht gesehen, welcher einen andern großen Hecht in seinen Zähnen hatte, und so lange herum schwamm, bis der Theil, den er gefressen hatte, verdauet war, daß er das übrige auch verschlingen könnte.

Rondelet, Richter und einige andere behaupten, daß der Hecht der einzigen Schleihe verschone, daß dieser Fisch sein Arzt sey, an welchen er sich reibe, wenn er verwundet ist, und daß dessen fette Klebrigkeit ihm statt eines Pflasters diene, und ihn heile. Gesner bezeuget, daß man in England die bewundernswürdige Gewohnheit habe, den feilen Hechten den Bauch auf 3 Querfinger aufzuschneiden, um ihr Fett zu zeigen, den nicht verkauften aber denselben wieder zuzunähen, und sie in die Teiche oder Weiher, worin Schleihen sind, zu werfen, an denen sie sich rieben, und ihre Wunde bald ausheilten.

Ich muß gestehen, daß ich von der Richtigkeit der Meinung, daß der Hecht der Schleihen schone, nicht überzeugt bin. Wenn der Hecht auf den Raub geht, so geschieht es in der Höhe; auf dem Grunde der Flüsse und Teiche raubt er nicht. Nun steckt aber die Schleihe fast beständig im Schlamme, und kömmt nur, wenn sie mattes Wasser hat, in die Höhe. Dieses hat vielleicht zu der Meinung Anlaß gegeben, daß der Hecht der Schleihen verschone. Wenn man Hechte und Schleihen in einen Fischkasten zusammen steckte, würde man wohl gewahr werden, daß der Hecht der Schleihen so wenig, als der Karpfen, wenn er mit denselben in einem solchen Behältnisse steckt, verschone.

Der Hecht leichet zu drey unterschiedenen Malen. Der erste Theil, der in den beyden ersten Monaten des Jahres leichet, wird daher Frühhecht, auch Hornungs- (Horn-) Hecht genannt. Und wäre auch das ganze Wasser mit Eis bedeckt, so nahen sich die Hechte doch dem Ufer unter demselben, bis sie ein wenig Gras finden, wo sie ihren Leich anbringen können. Der zweyte Theil hat seine Leichzeit im März, und diese werden daher Märzhechte (auch, weil

weil sie um diese Zeit schon Padden oder Frösche fangen, Padden- oder Poggenhechte) genannt. Die Brut von ihnen geräth, wegen des alsdann gewöhnlichen hohen Wassers, und wegen der guten Witterung, die meiste Zeit am besten. Je höher der Hecht zu dieser Zeit steigen kann, je lieber ist es ihm. Er sucht besonders überschwemmte Wiesen, und achtet es nicht, wenn auch der Rücken über dem Wasser hervor ragt. Sie unternehmen gemeiniglich ihre Reisen dahin paarweise, und entledigen sich ihres Leiches unter beständigem Reiben an einander, und mit vielem Geräusche. Oft verzehrt auch der größere den kleinern bey diesem Geschäfte. Wenn nun die Witterung um diese Jahrszeit zum Ausbringen dienlich ist, wenn das Wasser nicht zu geschwinde vertrocknet, oder wenn dasselbe, welches für sie noch zuträglicher ist, steigt, und ein milder Sonnenschein die Luft erwärmt: so gerathen sie in sehr großer Menge, und man findet überall die sogenannten Grashechte. Man pflegt hieraus allemal eine üble Vorbedeutung vom Mißwachs der Kornfrüchte zu ziehen, zumal in Gegenden, die zu einer guten Erndte wenig Frühlingnässe erfordern. Der dritte Theil leichet erst im May, und sie heißen daher Mayhechte.

Einige Beobachtungen von den Hechten in Ansehung ihrer Fortpflanzung, s. im XIII. Th. S. 484, fgg.

Untersuchung vom Leichen des Hechtes durch Abr. Argillander, st. im 15. B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad der Wiss. a. d. J. 1753, Hamb. und L. 1756, 8. S. 77—79.

Remarques sur la propagation des brochets, tirés des Mémoir. de l'Acad. de Suede, st. im Mercure Danois, Nov. 1753, S. 307—312, und im 1. Th. des Nouvelliste œcon. & litter. p. l. m. de Juill. & Août. 1754, S. 61—63.

Weil dieser Raubfisch erwähntermaßen nicht nur kleinere Fische, als er selbst ist, angreift, sondern auch der größten nicht verschont, und sie, wenn er sie gleich nicht auf einmal verzehren kann, doch zu Schanden beißt, und nach und nach auffrißt, insonderheit aber mit

mit der Karpfenbrut in den Teichen übel umgeht, so hat man sich wohl vorzusehen, daß man ihn nicht in die Karpfenteiche setze. (Zweypfündige Karpfen in einem Tage ist für einen großen Hecht, der nichts anders zu fressen hat, keine übermäßige Mahlzeit.) Jedoch wenn ein Karpfenteich mit Fischen überhäuft ist, und sich vielleicht Karauschen, Schleihen, Rothaugen, Weißfische u. d. gl. darin befinden, welche für sich und ihre Brut nicht Nahrung genug haben, und daher den Karpfen das Ihrige wegnehmen würden, so kann man mit Nutzen Hechte in den Teich werfen; denn sie räumen hurtig auf, leeren den Teich, und weil sie ohnedies einen Ueberfluß vor sich finden, so wagen sie sich nicht leicht an den großen Karpfen. Wenn aber der Teich abgelassen worden, und die Hechte nebst den andern Fischen heraus gefangen werden, muß man zusehen, daß kein Hecht darin bleibe.

Bey aller Vorsicht, daß in die zur Brut bestimmten Teiche keine Hechte kommen, ist es doch nicht leicht zu verhüten. Denn wenn einmal ein Hecht in einem Teiche gewesen ist, so kann der Teich nicht anders davon gereiniget werden, als daß man ihn viele Jahre trocken liegen läßt. Bleibt an einigen Orten nur ein wenig Wasser übrig, so werden sich kleine Hechte darin erhalten, die sich, wenn der Teich voll ist, zeigen, und vielen Leich und Brut zernichten werden. Gemeiniglich werden die Hechte durch die wilden Aenten mit in die Teiche gebracht. Die Aenten lassen nicht nur den verschluckten Rogen von Hechten durch den Hintern unversehrt von sich, sondern es bleibt auch oft solcher Rogen an den Füßen der Aenten hängen, und auf solche Art transportiren sie ihn von einem Teiche zum andern, zumal wenn diese nahe beysammen liegen.

Da also der Hecht in den Karpfenteichen sowohl mit der Brut und dem jungen Satz, als auch mit den großen Karpfen schlechte Nachbarschaft hält, so pflegt man demselben ein besonderes Quartier zu seinem Aufenthalt einzuräumen, und ihn in besondere Hechtteiche zu setzen. Hiezu nimmt man gern kalte Teiche, darein man sonst keine Karpfen setzen kann. Weil

aber der Hecht nicht, wie die Karpfen, vom Schlamm, sondern von andern Fischen seine Nahrung hat, so muß in dergleichen Teiche aus einem nahe gelegenen Bache oder Fluße, durch Gräben oder weite Rinnen, das Wasser geleitet werden, damit es kleine Fische den Hechten zur Nahrung mit hinein führen könne. In Ermangelung solcher Gelegenheit muß man, wenn andere Teiche gefischet werden, etwas von Speisefischen zu den Hechten einsetzen, damit, wenn jene leichen, diese von der Brut zu leben haben. Daher setzt man auch gern in die Streckteiche Hechte, welche aber kleiner seyn müssen, als die darin befindlichen Karpfen, damit die Speisefische, welche sonst den Karpfen die Nahrung wegnehmen würden, von den Hechten aus dem Wege geräumet werden. Wenn man aber keine Speisefische haben kann, muß man an deren Stelle etliche Leichkarpfen hinein setzen, damit die Hechte von der Brut ihren Unterhalt bekommen. In diesen Teichen streichen auch die Hechte selbst. Weil sie aber, wenn sie groß, und ihrer zu viel werden, ihre eigene junge Brut zu vertilgen pflegen: so müssen alle Jahre die größten heraus gefangen werden.

Endlich ist zu merken, daß man auch deswegen Hecht- und Karpfensatz in einen Teich nicht zusammen setzen dürfe, weil der Hecht wegen seines geschwinden Wuchses so mächtig wird, daß er der größten Karpfen nicht mehr schonet, sondern, in Ermangelung anderer Nahrung, auch diese angreift; es wäre denn, daß man Hechte neben Karpfen aus einer besondern Absicht duldete, nämlich, damit die Menge unnützer kleiner Fische gemindert, und denen Karpfen, die zur Zucht wachsen sollen, mehr Raum gemacht werde; oder, wenn der Grund und Boden des Teiches so beschaffen wäre, daß dieser auch Karpfen zugleich trüge, da alsdann so große Karpfen einzusetzen sind, welche der Hecht unangefochten lassen muß.

Da die Hechte sehr groß werden, so ist es der Mühe wohl werth, sie in Nahrungsteichen zu halten, weil sie geschwinde am Werthe zunehmen. Hechte von 6 Zoll lang sind an großen Flüssen für einen sehr geringen Preis zu haben; und wenn sie in Teiche gesetzt werden, die einen Ueberfluß an Nahrung haben, so werden sie im ersten Jahre bis auf 14, und in dem andern 22 bis 23 Zoll lang. Sie fressen insonderheit in Stücken gehackte Aale sehr gern, und mästen sich damit, wie Ferkel.

Vom Einsetzen der Hechte in Hälter, s. Th. XIII, S. 715, f.

Die Hechte werden mit Wathen oder Zuggarnen, Hamen, Wurfgarnen und Reusen, imgleichen mit Angeln und Nachtschnüren gefangen, wiewohl sie auch zu Winterszeit unter dem Eise mit dem Eisnetze heraus geholt werden; s. Eis-Fischerey, Th. X. S. 531, f33.

Die Hechtangel überhaupt, habe ich im II. Th. S. 107, f. beschrieben. Zum Hechtfange bedient man sich insonderheit der sogenannten Schußangel (Schieß- oder Schottangel), welche diese Benennung daher erhalten hat, weil man den kleinen Fisch, mit welchem man den Hecht zu fangen gedenkt, in das Wasser geschwinde hinein sinken oder schießen läßt. Vielleicht entspringt der Name auch daher, weil der Hecht nach dem Lockfische schießt, und ihn in der Geschwindigkeit raubet. Man höhlt, in dieser Absicht, ein durchgeschnittenes und glatt gehobeltes Stückchen Eichenholz, von ungefähr 4 Zoll Länge, 2 Zoll Breite, und, beyde Stücke zusammen gelegt, 2 Z. Dicke, jedes zur Hälfte dergestalt aus, daß, wenn sie auf einander fassen, ein mäßiger Federkiel darin liegen könne, welcher an dem einen Ende aus dem Holze hervorsteht, obwärts aber sich schließt, ohne ganz durch zu gehen. Diese beyde Rinnen machen eine Länge von 3 Zoll aus. Seitwärts dieser Rinnen schneidet man noch eine andere gerade, aber viel kleinere, welche nicht ganz oben, wo die große Rinne im Holze zu Ende geht, sondern 1 oder 2 Lin. davon anheben muß. Zu Verfertigung eines Angel-

Hakens, bieget man einen Eisendraht, von der Dicke einer Rabenfeder, in einen rechten Winkel, und läßt das eine Ende, ungefähr 2 Zoll, die kleine Rinne hindurch gehen. Das andere Ende, welches in die große Rinne tritt, muß nicht ganz durchlaufen. Man dreht ein kurzes Ende geglüheten Messingdraht von der Dicke, wie zu den Setzangelvorfächern (s. Th. XIII. S. 592.) gebräuchlich ist, zusammen, läßt unten ein kleines Oehr, und wickelt beyde Enden unten an den Eisendraht, so, daß wenn beyde in ihren Rinnen liegen, das Oehr nur ein wenig über das Holz hervorraget. Dergleichen Drahte legt man mehrere nach einander in die Rinnen, weil es eine Arbeit bey dem Gusse ist, schmelzt reines Blei, ohne Zusatz von Zinn, macht die Form ganz heiß, legt einen Draht hinein, bindet beyde Stücke Holz fest zusammen, und gießt das geschmolzene Blei hinein, wo das Oehr vorsteht. So bald es erstarret ist, öffnet man die Form, stößt den Guß heraus, legt wieder neuen Draht hinein, und gießt alsdann eine beliebige Quantität Angeln. Die Formen lassen sich eben so gut aus Thon verfertigen; nur müssen dieselben wohl getrocknet, vor dem Gusse heiß gemacht, und inwendig mit einem Fette bestrichen werden. Man kann auch wohl Gyps dazu gebrauchen, und damit eben so, wie mit dem Thone, verfahren. Wenn sie erkaltet sind, feilet man sie rund, und unten nach dem Oehr zu, welches nunmehr samt dem Eisendrahte einen Körper ausmacht, etwas dünner; oben aber an dem Kopfe der Angel über dem Eisendrahte, feilt man eine kleine Rinne, welche zum Aufbinden des Lockfisches nöthig ist. Denn seitwärts noch gerade weg stehenden Eisendraht feilt man in eine scharfe Spitze, und biegt ihn endlich rund, gegen das Oehr, nach unten zu, in die Gestalt eines Angelhakens. Durch mehreres Abfeilen des Bleies wird die Angel kleiner, dergleichen man zuweilen auch bedarf. Die

beste

beste Gestalt bekömmt der Angelhaken, wenn der bleyerne Körper mit dem Oehr 3 Zoll lang ist, daß er von dem Blei 1 Zoll lang herunter gehe, aber nicht ganz 1 Zoll in der weitesten Entfernung der Biegung ausmache. Einige feilen noch einen Widerhaken daran, welcher aber unnöthig ist. Endlich gehören zu diesen Angeln eben solche Vorfächer von Draht, wie zu den Setzangeln; nur muß man hier etwas stärkern Messingdraht nehmen, 4 Glieder an die Kette bringen, und das letztere, von der Angel am weitesten entfernte, um noch 1 Zoll verlängern. Daß das erste Glied in das Oehr der Angel befestiget werden müsse, versteht sich von selbst.

Zur Angelschnur nimmt man eine, in 3 Stränge gedrehete, Leine von 12 Fäden, dergleichen Zimmerleute zu dem Ablöthen gebrauchen. Diese Schnur muß 9 bis 10 Klafter lang seyn. Zu ihrer bessern Dauer kann man sie in Holzlauge oder Seifenwasser ½ Stunde kochen, und hernach eine Nacht in Wasser weichen. Den anden Morgen löset man sie ganz aus einander, und zieht sie, der Länge nach ausgespannt, über etliche Haken in freyer Luft zum Trocknen. Diese Leine wird auf eine Rolle, mit einer kleinen Handhabe gewickelt, dergleichen gewöhnlich an dem Lothblei der Zimmerleute befindlich ist. Sie muß sehr frey laufen, und damit sie im Nassen nicht quillet, stark mit heißem Leinöhl überzogen seyn.

Zu der hiebey nöthigen Stange nimmt man eine gewöhnliche Angelruthe ohne Aufreis. Auf den am obern Ende befestigten eisernen Zapfen, auf welches bey andern Angeln das Aufreis hinauf gestoßen wird (Th. XIII. S. 550,) steckt man ein, ungefähr 2 Zoll langes, 1 Z. breites, und 2 Lin. dickes, Stückchen Holz, Horn oder Knochen. Gegen das eine Ende bohrt man ein Loch, wodurch der eiserne Zapfen, etwas gedrängt, geschoben werden kann. Gegen das andere Ende bohrt man noch

ein Loch, welches aber etwas weiter, als das erste, seyn muß, wodurch hernach die Schnur gezogen wird. Will man sich, anstatt der Stange, eines englischen durchbohrten Fischstockes bedienen: so nimmt man einen fingerlangen Stock, welcher gerade das Maß der Weite der obersten Oeffnung des zweyten Theiles des Fischstockes hat. Oben läßt man dieses Stöckchen breiter, macht es platt und durchbohrt es, um die Schnur dadurch ziehen zu können. Andere bringen zwischen den breitern Theil eines solchen Aufsatzes, der sich auch aus Horn verfertigen läßt, eine kleine knöcherne oder elfenbeinerne Rolle an, worüber die Schnur laufen muß. Man muß sich aber alsdann hüten, daß die Schnur sich nicht verwickele, weil der Raum hier nicht so groß ist, als wenn sie frey durch ein Loch läuft. Wird aber die Schnur, wenn der Hecht im Fortschiessen ist, aufgehalten, so merkt er die Gefahr, welche ihm bevorsteht, und verläßt seinen Raub. Im Nothfalle thut ein wenig zusammen gebogener und an einen Stock gebundener Draht gleiche Dienste. Man kann auch, wenn etwa der Aufsatz zerbrochen oder vergessen wäre, von einem biegsamen Aste ein solches Oehr flechten und glücklich damit fangen.

Zu den übrigen Geräthschaften, welche man zu dieser Angelfischerey mitnehmen muß, gehören ferner ein scharfes Messer, ein Knäuel starker Zwirn, ein Fischnetz oder Kesser, und ein tragbarer Fischhälter, um die kleinen Lockfische lebendig zu erhalten.

Die Zeit, diese Fischerey anzustellen, fängt mit dem May an, und dauert den ganzen Sommer hindurch, bis der Frost einfällt. Zu den andern Arten der Fischerey wird eine stille und helle Witterung, zu dieser aber das Gegentheil, erfordert. Der Hecht läßt sich zwar auch bey gutem Wetter fangen; allein, ein kleiner Sturm aus Westen oder Süden, ein trübes Wasser, klei-

kleiner Staubregen, oder wenigstens trübe Luft, werden dem Fange weit vortheilhafter seyn.

Die Ursachen davon sind leicht einzusehen. Der Hecht, welcher beständig herum schweift, um seiner Gefräßigkeit Genüge zu thun, findet bey hellem Wetter und stiller Luft, in seiner Laufbahn überall Nahrung an den kleinen Fischen. Ist aber die Witterung unruhig, so setzen sich die kleinen Fische, halten sich stille, und schwärmen nicht umher. Sieht nun der Hecht, wenn sonst wenig für ihn zu finden ist, einen Fisch, so schießt er desto begieriger darnach; denn er entdeckt den Köder auf 3 bis bis 4 Faß weit im Wasser. Die trübe Luft, weniger helles Wasser und dessen Bewegung, verhindern auch, daß er die Schnur, an welcher der Lockfisch befestigt ist, nicht sogleich bemerkt und dadurch scheu gemacht wird.

Die Hechte halten sich zwar an allen nicht zu niedrigen Stellen der Ströme auf, sie lieben aber vorzüglich tiefe Stellen am Ufer, wo altes Holz, Pfähle, Gebüsche und Kraut, auch kleiner und hoher Schilf stehen. Mitten im Strome, wo es besonders reissend ist, findet man sie seltner. Nahe bey einem Wirbel, oder wo der Fluß eine Stauung macht, an der Spitze eines Einschlages, wenn sie tief genug ist, und unter Gesträuchen, welche über das Wasser sich neigen, pflegt gemeiniglich ihr Stand zu seyn.

Die Zeit des Tages zu dieser Fischerey ist zwar ziemlich willkührlich, doch ist gewiß, daß die Hechte im hohen Mittage nicht so begierig anbeißen, als gegen den Abend. Vom Morgen früh, bis 11 Uhr, sind ihnen alle Stunden gleich; doch ist nach 9 Uhr ihre Gierigkeit schwächer.

Die Lockfische, welche man zu der Schußangel gebraucht, dürfen nicht über 6, und unter 4 Zoll, in der Länge seyn. Die Gründlinge sind unter allen Lockungen für die Hechte die angenehmsten; diesen folgen die Häselinge, und nach ihnen die Rothaugen und Rothfedern. Einige ziehen die Weißfische überhaupt den Gründlingen deßwegen vor, weil jene wegen ihrer hellen Farbe dem Hechte eher in das Gesicht fallen.

Ete

Etliche nehmen auch kleine Karauschen dazu; weil diese aber etwas breit sind, wird man nicht leicht andere, als sehr große Hechte von 10 bis 20 Pfund damit fangen, und diese finden sich nicht so häufig, als die von mittlerer Größe, von 2 bis 6 Pfund. Wenn man in einer Gegend einen außerordentlich großen Hecht weiß, welcher mit den gewöhnlichen Schußangeln nicht zu fangen ist: so darf man nur eine größere Angel nehmen, und einen pfündigen Hecht darauf binden, so wird der größere den kleinern bald verschlingen.

Man pflegt sich auch anstatt der kleinen Fische auf der Angel eines Frosches zu bedienen (s. Th. XIII. S. 571, f.) Oft schnappen sie begierig darnach, zu anderer Zeit aber lassen sie ihn unangetastet vorbey schießen. Zu dieser Fischerey muß man aber keine Wasser- sondern Garten- und Gras- oder Wiesenfrösche, und zwar die von mittelmäßiger Größe und hellbrauner Farbe nehmen. Die grünen und dunkeln taugen nicht dazu. Der Frosch wird eben so auf die Angel gebracht, wie der Fisch. Man stößt nämlich das hintere Ende des Vorfaches demselben in das Maul, und zieht es ganz durch, spaltet die Lefzen, bringt den Haken entweder zur Seite oder unterwärts, bindet ihn vorwärts um das Maul und hinterwärts, die Beine ausgestreckt, fest an die Glieder des Vorfaches. Weil die vordersten Beine dem Hechte im Schlagen einigen Aufenthalt verursachen könnten, werden sie im ersten Gliede weggeschnitten.

Wenn man nun mit allem diesen, bisher beschriebenen, Geräthe versehen ist, begiebt man sich an den Strom, und hebt seinen Fang von oben an, herabwärts, an, weil es mit dem Strome weit besser, als gegen denselben, geht. Man sucht unter seinen vorräthigen Lockfischen einen lebendigen aus, an welchem keine Schuppen fehlen, legt ihn in die linke Hand, und bringt mit der rechten das letzte und längste Glied des Vorfaches durch das Maul des Fisches, und dessen Bauch, in den Schwanz, so daß er bey den Schwanzflossfedern heraus kömmt. Dieses hervor getretene Ende zieht man weiter durch den Fisch, so folgt die

ganze Angel nach, bis an die Stelle, wo der Haken gekrümmt ist. Um nun die Angel in den Fisch ganz zu verstecken, muß das Maul des Fisches etwas aufgerizet werden. Einige schneiden dasselbe seitwärts auf; allein, es ist besser, die Unterlefze in der Mitte, ungefähr 3 Linien, zu spalten, damit alsdann die Krümmung des Hakens unter dem Bauche des Fisches zu liegen komme, anstatt daß er, wenn des Fisches Maul seitwärts gerissen ist, auch zur Seite zu liegen kömmt. Wenn derselbe auf die erste Art eingesteckt wird, bleibt er nicht so oft im Wasser, an altem Holz und Gesträuche sitzen, als wenn er seitwärts heraus steht. Die Erweiterung durch den Einschnitt erlaubt nun, die Angel so tief durch den Fisch zu ziehen, daß das letzte Ende oder der Kopf derselben, welcher über den Haken hervor raget, und mit einer Kerbe versehen ist, ganz in das Maul des Fisches hinein gezogen und von den Lefzen desselben bedeckt wird. Da der Fisch verschiedene Gewaltthätigkeiten dulden muß, so würde er, wenn er nicht auf die Angel gebunden würde, sehr leicht abschlüpfen; es wird daher ein starker Zwirn doppelt um das Maul gebunden, und der Kopf der Angel dazwischen geschoben, damit der Faden die Kerbe derselben fasse. Hinten am Schwanze, dicht über den Schwanzfloßfedern, wird er noch einmal mit doppelten Umgängen des Zwirns gebunden. Die Schwanzfloßfedern und die seitwärts abstehenden Brustfloßfedern werden, nahe an den Wurzeln derselben, abgeschnitten, damit sie nicht bey dem öftern Aufziehen und Niedersinken fest werden, und der Fisch unter dem Wasser sich verwickle.

Der Fischer legt nun den aufgezogenen Fisch, dessen Schuppen sorgfältigst geschonet werden müssen, so lange in das Wasser, bis er mit den übrigen Anstalten fertig ist. Er steckt den Vorsatz auf die Stanze, und zieht die Schnur durch die andere größere Oeffnung desselben, oder über die Rolle, von unten nach oben, damit

mit das Ende der Schnur auswärts laufe. An dieses Ende bindet er das letzte Glied des Vorfaches, worauf der Fisch befestigt ist, und tritt damit an das Wasser. Er fasset die Rolle, worauf die Schnur gewickelt ist, in die linke, und die Stange in die rechte Hand. Er schleudert nun den Fisch, mit einem Schwunge, in das Wasser, und läßt so viel von der Leine ablaufen, daß der Fisch niedersinken kann. Er muß aber nicht lange in einerley Stellung bleiben. Daher macht er, bald mit der Stange, eine leichte Bewegung, bald läßt er die Leine weiter ablaufen, bald zieht er sie an, und auf diese Weise ahmet er das Hin- und Herfahren eines Fisches im Wasser nach. Wenn sich ein Fisch in der Gegend aufhält und Lust zum Anbeißen hat, so ergreift er den Fisch sogleich überzwerch, und hält ihn fest. Hat der Fischer sich an der Stelle 1 oder 2 Minuten aufgehalten, und es kömmt kein Hecht, so tritt er weiter, und fährt mit dem Bewegen, Aufziehen und Schießen lassen des Fisches, allzeit auf neuen Stellen, so lange fort, bis einer anbeißt. Dieser erste Angriff geschieht oft mit solcher Heftigkeit, daß ein Furchtsamer darüber erschrickt, indem der ganze Arm davon erschüttert wird. Nunmehr muß die Stange ganz ruhig, die Spitze gegen die Oberfläche des Wassers gesenkt, gehalten und der Leine die völlige Freyheit gelassen werden. Wenn der Hecht, nach dem ersten Anbisse, einige Augenblicke still gehalten hat, geht er mit seiner Beute im Rachen in großer Geschwindigkeit fort, ohne sie zu verschlingen, und begiebt sich nach seinem gewöhnlichen Standort. Wofern dieser von dem Orte des Raubes weit entfernt wäre, so gehört ein großer Theil der Leine dazu. Oft läuft sie ganz von der Rolle, und der Hecht will noch immer weiter. Dieser Vorfall ist zwar nicht der angenehmste; denn man ist in Gefahr, den Hecht zu verlieren. Allein, wenn man die Leine einigemal gelinde anzu-

pfet, so scheint der Hecht zu glauben, seine Beute wolle ihm entwischen; er hält daher in seinem Laufe ein, und verzehrt sie. Aus der Geschwindigkeit des Ablaufens der Leine, und aus dem Wege, welchen der Hecht nimmt, urtheilt der Fischer mit ziemlicher Gewißheit, ob er einen großen, mittelmäßigen oder kleinen daran habe. Wenn die Leine langsam und ohne Kraft abgezogen wird, so ist der Räuber nicht stark, oft so klein, daß er die Lockspeise nicht verschlingen kann, und er verläßt sie endlich gar. Wenn die Leine mit ziemlicher Geschwindigkeit den Strom niederwärts gezogen wird: so ist es ein mittelmäßiger, zwey- bis dreypfündiger, welchen man gemeiniglich Jäger nennt. Wenn aber der Hecht gegen den Strom geht, und gleichsam die Leine aus der Hand reißen zu wollen scheint: so hat ein großer angefasset. Nach diesen Umständen macht der Fischer seine Anstalten, den Hecht an das Land zu bringen. Er sucht ein flaches Ufer aus, wo er ihn nachher hinleiten könne, oder wenn irgend in der Nähe dergleichen nicht vorhanden ist, nimmt er den Kesser zur Hand, um ihn heraus zu langen. Ist der Fisch klein, so sind diese Vorbereitungen nicht nöthig. Wenn nun der Hecht den Lockfisch mit dem Angelhaken verschlungen hat, bleibt er noch einige Augenblicke auf eben der Stelle, und der Fischer darf die Leine noch nicht rühren, weil er sonst den ganzen Fang vergebens machen würde, indem der Hecht alles wieder ausspeyen kann. Indem er schlinget, bemerkt man an der Leine, sie sey so weit abgelaufen als sie wolle, ein oder etlichemal ein Zupfen, geschwinde hinter einander. Wenn der Fischer diese Anzeige hat, fängt er, ein Paar Augenblicke danach, an, seine Leine zurück zu ziehen. Einige pflegen derselben ein oder zweymal einen mäßigen Ruck zu geben, um den Haken, den der Hecht nun in Magen hat, tiefer in das Fleisch eindringend zu machen. Andere, welche etwann den Hecht nicht so-

gleich verspeisen wollen, unterlassen es, damit er nicht zu sehr verwundet werde; denn oft dringt der Haken nach einem solchen Ruck durch den Magen und die Haut auswärts heraus. Wer seine Beute auf diese Weise noch mehr an den Haken befestiget hat, sieht gemeiniglich unmittelbar danach den Fisch über dem Wasser. Denn der Hecht thut gewaltige Sprünge, um sich von der Angel zu befreyen. Nunmehr ist das sicherste, die Stange nieder zu legen, die Leine allein zu fassen, und jedoch mit keiner zu großen Gewalt oder Geschwindigkeit, sondern nach und nach an sich zu ziehen. Es muß dem Hechte auch niemals so viel Willen gelassen werden, daß er sich umdrehen könne; denn sonst reißt er gewiß los, und der Fischer hat das Nachsehen. Wenn der Hecht nun, nach und nach, dem Ufer so nahe gebracht ist, daß er erreicht werden kann, so nimmt der Fischer den Kesser zur Hand, und fasset damit unter den Hecht, oder bedient sich auch, in dessen Ermangelung, der Hand, indem er ihn gleich hinter den Kopf fasset. Ist er klein, so bedarf es dieser Umstände nicht, sondern er wird mit einem geschwinden Zuge auf das Land gebracht, wenn er in Sicherheit ist, würde zu viele Zeit erfordert werden, den Angelhaken wieder aus dem Leibe zu lösen, wenn der Fisch lebendig bleiben soll; deswegen schneidet man die Leine dicht an dem Vorfache ab, läßt dem Hechte den Haken, und setzt ihn in den Fischkasten. Wollte man aber durchaus den Haken heraus haben, so wird, wenn derselbe ganz in den Magen gefahren wäre, der Hecht auf der Stelle geschlachtet; steckt er aber nur im Gaumen, so ist er, vermittelst einer von einem kleinen Aste verfertigten Gabel, wieder heraus zu bringen, indem sie so geleitet wird, daß der Haken zwischen dieselbe kömmt, und so aus dem Rachen gezogen wird. Hiebey muß man sich sehr für das Gebiß hüten.

Eine

Eine nicht üble Art der Schußangel, besonders in großen und weitläuftigen Gewässern, ist diese Fischerey aus einem Schiffe. Man läßt es in einer mäßigen Entfernung vom Ufer treiben, und schleudert den kleinen Fisch gegen dasselbe. So bald aber ein Hecht angefasset hat, muß das Schiff ruhig gehalten werden, damit er nicht etwa vor der Bewegung desselben erschrecke, und wieder los lasse. Man kömmt auch aus dem Schiffe auf viele Stellen, wohin vom Ufer aus gar nicht anders zu kommen ist, und verschaffet sich mithin einen viel reichern Fang. Ueberdies leistet das Schiff bey dem Festlaufen großen Vortheil.

Ich habe bisher den reinen Fang der Hechte mit der Schußangel in freyen und offenen Strömen beschrieben. Es fallen aber dabey zum öftern verschiedene Widerwärtigkeiten vor. Dahin gehört zuvörderst das so eben erwähnte Festlaufen. Wenn nämlich der Hecht mit seiner Beute davon gehet, oder wenn er sie auch schon verschluckt hat, und Stellen finden kann, wo Kräuter oder Buschwerk im Wasser stehen: so eilt er dahin, und verwickelt die Leine in denselben dergestalt, daß viele Stunden erfordert werden, sie zu befreyen. Oft sind alle Bemühungen vergebens; und man ist gezwungen, Hecht, Angel und Leinen im Stiche zu lassen. Ich weiß kein anderes Mittel dagegen, als Geduld und Versuche, und die Hülfe aus einem Schiffe, wenn solches in der Nähe zu haben ist. Eine starke Baumscheere, die Zweige unter dem Wasser damit abzuschneiden, woran die Leine verwickelt ist, dürfte, bey klarem und nicht sehr tiefem Wasser, von Nutzen seyn.

Eine andere Verdrießlichkeit ist, wenn man den Hecht ganz nahe am Ufer hat, und derselbe, bey dem äußersten Bestreben sich frey zu machen, zuweilen den verschlungenen Fisch, und mit demselben den Angelhaken zurück giebt, und davon schwimmt. Dieses rührt gemeiniglich daher, wenn der Fischer bey dem Anziehen zu voreilig gewesen ist, und dem Hechte nicht Zeit genug gelassen hat, den Köder in den Magen zu bringen; oder, wenn der Angelhaken gegen den an demselben gehabten Hecht zu klein ist. In letzterm Falle muß man einen größern Haken und stärkern Fisch aufbinden; man kann sogleich auf derselben Stelle damit angeln, und wird denselben Hecht wieder an die Angel bekommen, zumal wenn derselbe, nachdem er wieder frey ist,

etliche Sprünge über das Wasser thut, als welches ein sicherer Beweis ist, daß er nach der Lockspeise begierig sey.

Noch ein unangenehmerer Umstand ist dieser. Wenn man den kleinen Frosch mit der Schußangel im Wasser bald aufzieht, bald sinken läßt, so kann sich der hervorstehende Haken der Angel gar leicht in altes Holz, hinter Pfähle und im Gesträuche befestigen. So bald man dieses bemerkt, muß man nicht aufziehen, sondern die Stange und Leine sofort sinken lassen. Oft befreyet man damit die Angel wieder. Man muß aber sogleich nachsehen, ob sie auch Schaden gelitten, eine gekrümmte Spitze bekommen habe, oder gar gebrochen sey. Sitzt aber der Haken schon so fest, daß er durch das Niedersinken und seine eigene Schwere sich nicht löset, so richte man die Spitze der Stange gegen den Ort seines Anhaltens, wozu die Leine, welche man gemächlich anzieht, die Leitung giebt, und versuche, ob man, wenn man ihn berührt, ihn nicht durch Niederdrücken befreyen könne; denn die Spitze des Hakens ist allemal von unten nach oben eingedrungen. Läßt sich hiemit nichts bewirken, so ist die Angel verloren, oder, wenn sie ja noch losgerissen wird, für dießesmal verbogen und unbrauchbar. Hieraus erhellet die Nothwendigkeit, sich, wenn man auf diesen Fang ausgeht, mit dem mehresten kleinen Geräthe doppelt, ja dreyfach, zu versorgen.

Eine besondere Angel, welche zu den großen Hechten und Aalen gebraucht wird, findet man im XIII. Th. S. 560 beschrieben, und Fig. 677, abgebildet.

Von dem Hechtfange vermittelst einer Leine, an deren einem Ende eine Angel, und an dem andern ein auf dem Wasser schwimmendes Stück Holz, oder ein so genannter Kegel, befestigt ist, siehe Th. XIII, S. 612, und die dazu gehörige Fig. 696,

Man pflegt auch die Hechte vermittelst einer so genannten Darge, d. i. einer messingenen Angel mit einem rothen Lappen zu fangen, weil sie den rothen Lappen für Rothaugen ansehen.

Wenn im Frühlinge warme Tage einfallen, der Wind ganz ruhig, das Wasser stille und klar ist, und die Sonne hell scheinet, so läßt sich der Hecht sehr leicht vermittelst einer Schlinge fangen. Man bedient sich

ihrer

ihrer entweder vom Ufer aus, oder auf dem Wasser in einem Kahne. In beyden Fällen werden scharfe Augen erfordert, den Fisch, zumal wenn er etwas tief steht, zu bemerken, und auch die Schlinge unter dem Wasser zu beobachten. Man nimmt hiezu einen, 5 oder 6 Fuß langen, leichten Stock, und heftet oben an das schwächere Ende einen nicht gar zu starken Bindfaden, welcher um etliche Fuß länger seyn kann, als die Stange. Ungefähr einen halben Fuß von da, wo er fest gebunden ist, knüpfet man eine Schleife, deren Oeffnung so groß seyn muß, daß ein Finger bequem durchgesteckt werden kann. Man zieht alsdann einen Theil des Fadens durch diese Oeffnung, aber nicht das ganze Ende, so daß daraus eine Schlinge entsteht, die alles das, was zwischen derselben ist, fest hält, wenn man das Ende der Schnur anzieht. Um es im Wasser gemächlicher niedersinken zu machen, rollet man an die Schleife ein wenig geschlagenes Bley. Mit dieser Zurüstung geht man am Ufer auf oder ab, allemal aber, wo möglich, daß man die Sonne vor sich, oder doch zur Seite habe. Die Hechte pflegen, bey hellem Sonnenscheine, der Oberfläche sich zu nähern. Wenn man nun einen auf solche Weise stehen sieht, verfügt man sich langsam hinzu, läßt die Schlinge ganz gemächlich, ungefähr 1 Fuß vor dem Fisch, in das Wasser, und bringt sie behutsam unter und über ihn, bis hinter die ersten Floßfedern, dergestalt, daß die Schlinge den Fisch von weitem ganz umgiebt. Alsdann zieht man das Ende des Bindfadens, welches man um die linke Hand gewickelt hat, indem man den Stock mit der rechten hält, ziemlich stark und geschwinde an, und hebt den Fisch in dem Augenblicke mit der Stange zugleich, aus dem Wasser. Diese Art des Fanges mißlingt niemals, wenn man ein gutes Gesicht, eine feste Hand und Gelassenheit genug besitzt. Es darf Niemand befürchten, daß der Hecht forteilen werde. Denn, wenn

er sich einmal einen Stand, sich zu sonnen, erwählt hat, bleibt er, wenn er nicht verscheucht wird, Stunden lang, wie unbeweglich, stehen. Bey dem Ueberziehen der Schlinge hüte man sich, dieselbe ihm von hinten anzulegen; denn da entwischt er ohne alle Hoffnung ihn wieder zu sehen. Bringt man hingegen die Schlinge von vorn herüber, so hilft er sich selbst hinein, vermittelst einer gelinden Bewegung der vordersten Floßfedern, welche, indem sie im Wasser einen kleinen Wirbel machen, der Schnur behülflich sind, sich zu nähern. Wenn auch die Spitzen der ersten Floßfedern den Bindfaden etwas berühren, so scheint er sich nichts daraus zu machen, weil er keine Gefahr sieht; die geringste Empfindung an den hintern Floßfedern aber macht ihn furchtsam.

Wer sich zu dieser Fischerey eines Kahnes bedient, muß mit dem Strome langsam treiben, und sich Gebüschen zu nähern suchen, wo die Sonne heiter hinscheinet; denn solche Stellen sind den Hechten sehr angenehm zum Sonnen. Wenn derjenige, der mit der Schlinge fangen will, und der allemal vorn im Schiffe stehen muß, einen Hecht erblickt, giebt er dem, der den Kahn regiert, einen Wink, inne zu halten. Er wirft alsdann seine Schlinge über den Fisch, und zieht ihn in das Schiff. Auf diese Art kann ein geübter Fischer in einem Mittage, bey bequemer Witterung, eine Menge Hechte aus dem Wasser ziehen.

Die auf der Schlinge gefangenen Hechte sind sehr kenntlich, indem sie den Eindruck, welchen die Schnur um ihren Leib gemacht hat, niemals verlieren. Dieser Eindruck bleibt sogar nach dem Abkochen im Fleische selbst sichtbar, wie eine Schwiele.

Vom Hechtfange vermittelst einer Gabel, oder des sogenannten Speeres oder Hechtspießes, siehe Th. XV, S. 600, f.

Die Fischer nehmen von der Hechtleber ein Merkmal des Winters, welches ziemlich genau eintreffen soll. Wenn nämlich dieselbe, nach der Gallenblase zu,

zu, breit, der vordere Theil aber spitzig und schmal ist, so bedeutet es einen langen und harten Winter.

Von dem in der Leber der Hechte sich aufhaltenden Fadenwurm, Gordius lacustris *Linn.* s. Th. XII. S. 30.

Hrn. D. Bloch Nachricht von fünferley Arten Würmer, welche der Hecht in seinen Eingeweiden ernähret, st. n. Kupferabbild. im 4. B. der Beschäftig. der berlin. Gesellsch. naturforsch. Freunde, Berl. 1779, gr. 8. S. 537 — 548.

Jo. Leonh. Frisch relatio de taenia, quae in jecore piscium inveniuntur, imprimis vero de lucio fusce, st. in Miscellan. Berolin. Cont. V. f. T. VI. Berol. 1740, 4. S. 129.

Hrn. Etatsrath Muller, Abhandlung von Thieren in den Eingeweiden der Thiere, insonderheit vom Kroger (Echinorynchus) im Hecht, st. im 12. St. des Naturforschers, Halle, 1778, gr. 8. S. 178 — 196.

Der Hecht läßt sich, zumal im Winter, sehr lange in Flußwassertrögen oder Fischkasten und Hältern erhalten, und folglich ein Vorrath davon auf das Künftige, wenn er nicht so häufig gefangen wird, bewahren. Noch viel nutzbarer läßt sich der in manchen Jahren vorhandene Ueberfluß von diesen Fischen anwenden, wenn sie eingesalzen und geräuchert werden. Verschiedene Länder und Oerter, wo der Hecht in Menge gefangen wird, und wo besondere Hechtteiche angelegt sind, legen sich mit vielem Vortheil auf dieses Geschäft. Dergleichen sind die Gegenden um Lemberg in Kleinpolen, die Odergegenden um Wriezen, Freyenwalde und Frankfurt, bey Sonnenburg, Küstrin, und andere mehr. Hier dörret man die kleinen Hechte, und verkauft sie pfundweise; die größern aber salzet man ordentlich ein, schlägt sie in Tonnen, und schickt sie unter dem Namen Bökelhecht, Salzhecht oder Tonnenhecht, weit und breit, nach den entlegensten Orten. Der größte Handel damit wird nach den katholischen Ländern getrieben, wo er in der Fastenzeit häufig verspeiset wird. In der That ist ein recht zubereiteter Bökelhecht eine wahre Delicatesse. Es ist daher eine Waare, welche eigentlich diejenigen Kaufleute führen, die mit groben und so genannten

Fettwaaren handeln. Frankfurt an der Oder treibt einen starken Handel damit nach Polen, Oestreich und Ungarn; und es ist darin so berühmt, daß Deutschland beynahe keine andere Bökelhechte hat, als die von Frankfurt, wohin so gar viele Hechte im frischen Zustande aus Sachsen und der Lausitz gebracht werden. Die Zubereitungen des Bökel- oder Salzhechtes ist indessen nicht schwer, und erfordert nur etwas Sorgfalt. Man wählt nämlich dazu die größern Hechte, reißet sie auf, nimmt sämtliche Eingeweide, als Leber und Rogen, heraus, wäscht den Fisch rein aus, reibet stark Salz ein, bestreuet Stück vor Stück damit, thut ihn in Fässer, und versendet ihn so zubereitet. Auch werden die kleinern Hechte, nachdem sie auf vorbeschriebene Art 3 oder 4 Tage im Bökel gelegen haben, an der Luft gedürret, oder, geräuchert, und solchergestalt aufgehoben, oder verschicket und verkaufet. Es giebt in einigen der vorgenannten Städte der Mark Brandenburg eine eigene Zunft solcher Leute, welche die Hechte einsalzen und verschicken, und Hechtreißer genannt werden. Vom Räuchern des Hechtes, s. Th. XIII, S. 531. Wenn die Leber und der Rogen nicht frisch verspeiset werden können, so bökelt man sie bisweilen auch besonders ein, und viele Leute essen den Rogen anstatt des Caviars. Die geräucherten werden in der ganzen Mark, bis an die Ostsee herum, wie der Schnäpel (ein aus der Altmark kommender, aber etwas seltener Fisch), mit fein geschnittenen Rübchen und Butter, auf vornehmen Tafeln verspeiset. Die an der Luft getrockneten Hechte werden nach Polen versandt, und sind daselbst eine gewöhnliche Fastenspeise.

Man kann auch, wie ich an seinem Orte beschreiben werde, den Hecht mariniren.

Ob gleich der Hecht ein wohlschmeckendes und gesundes Fleisch hat: so ist solches doch, zumal bey einem großen Hecht, etwas schwer-verdaulich, und erfordert

dert einen guten Magen; daher kann man Kranken keine andere als kleine Hechte zu essen erlauben. Der Hecht ist aber in keinem Monate so fett und schmackhaft, als im Februar, so wie er im März am allerschlechtesten schmeckt. Im März fängt er, wie ich bereits erwähnt habe, an, Frösche zu fangen und zu fressen, und in diesem Monate fällt auch gemeiniglich seine Leichzeit. Hierauf wird der Hecht im Juli und August wieder recht gut, und bekömmt ein derberes Fleich, da er es vergleichungsweise von der Leichzeit her, weicher gehabt. Nur in stillstehehenden Gräben, Dümpfeln und Pfützen kann er auch in jetztgedachten Monaten noch ein weicheres Fleisch behalten, welches sich erst in der kältern Jahrszeit ändert. Uebrigens werden die Milcher den Rogenern vorgezogen, da jene auch in der Leichzeit noch immer besser bleiben, als diese. Die in ihrem ersten Jahre lebenden, und so genannten Grashechte, sind sich im Jahre ganz gleich, wenn sie im fließenden Wasser stehen. In Dümpfeln und Gräben aber bekommen sie in heißer Witterung um die Aerndezeit ein sehr weiches Fleisch, welches den Geschmack dieses Fisches sehr herunter setzt.

Der Hechtrogen wird von einigen für schädlich gehalten, indem er Ekel, Bauchkneipen, Brechen und Purgiren verursachen soll. Allein, so arg sind doch die Wirkungen davon nicht. Mit Sardellen giebt derselbe ein schmackhaftes Gericht ab; wie denn auch der im Winter, wie Caviar, eingesalzene und zubereitete Rogen, in Pommern und in der Mark, wo man dergleichen Gerichte Kezin nennt, ohne Schaden in Menge verspeiset wird.

Daß an dem Hechte die Leber das niedlichste Stück sey, ist überall bekannt. Sie wird daher dem Vornehmsten bey dem Tische vorgelegt, oder in Stücke zertheilt, und, nebst der Milch oder dem Rogen, auf einem Teller der Reihe nach herum gegeben; wie denn auch ehedem

dem bey feyerlichen Mahlzeiten, bey Gelegenheit der Vertheilung und Genießung der Hechtleber, eine witzige Art zwey- oder vierzeiliger Sinn- und Scherzgedichte auf die jedesmaligen Umstände gemacht wurde, und zum Theil noch jetzt gemacht wird, welche man Leberreime nennt, (in denen allemal die erste Zeile mit den Worten anfängt: die Leber ist vom Hecht, und nicht von ꝛc.) die aber insgemein mehr unwitzig sind, und nicht eben allzeit zu dem niedlichen Geschmacke der Leber selbst passen.

Die frischen Hechte werden auf mancherley Art zum Genuß zugerichtet. Die gewöhnlichsten Zurichtungsarten derselben, finden auch bey vielen andern Fischen Statt.

Der Hecht, wenn er aus dem Salze oder als Salzfisch gekocht werden soll, wird nicht geschuppet. Man nimmt ihm, vermittelst eines Schnittes im Bauche, das Eingeweide heraus, wovon Leber, Rogen und Milch allein mit gekochet werden, reißt ihn ferner durch den ganzen Leib im Rückgrath herunter, zerschneidet ihn in gewöhnliche Stücke, und wirft sie in kaltes Wasser, woraus sie sogleich in den Kessel über das Feuer kommen. Das Salz kömmt sogleich in das Wasser, und man würzet dieses mit Lorbeerblättern, ganzen schwarzen, auch englischen Pfefferkörnern, ein Paar Petersilienwurzeln, auch einer oder mehr Bollen; und wenn die Brühe eingekocht ist, wird noch ein Stückchen Butter angelegt, um damit einzuschmoren.

Wenn der Hecht groß und alt ist, wird er mit kaltem Wasser angekochet, damit er nicht zu hart bleibe; der Mittel- auch Grashecht aber kömmt mit kochendem Wasser auf das Feuer.

Bey allem Fischkochen muß man das Feuer so regieren, daß die Fische geschwinde zum Ueberkochen kommen. Das aufschwimmende Unreine wird abgeschöpfet, und das Ueberlaufen der Brühe verhindert, indem man entweder mit der Kelle die Brühe von oberwärts niedergießt, oder damit auf den Rand des Kessels klopfet.

Die

Die kleinen oder Grashechte werden geschuppet, auf beyden Seiten fein gekerbet, der Kopf ganz gelassen, in den Schwanz ein Loch geschnitten und gekrümmet, daß sie mit den Zähnen in dieses Loch einbißen, und so gekrümmt bleiben müssen. Sie heißen dieserhalb auch **Krummhechte** oder **Krollhechte** (von dem Niederf. krollen oder krüllen, kräuseln, rund biegen), und werden wie die großen Hechte gekochet.

Wenn der Hecht mit der blauen Farbe auf den Tisch kommen soll, (welches man blau gesottenen Hecht, Fr. Brochet au bleu, nennt) wird er, wenn er meist gar ist, geschreckt; d. h. es wird kaltes Wasser übergesprengt, und der in der Schüssel angerichtete Fisch mit einer andern Schüssel, und noch einer Serpiette darüber zugedecket.

Von den großen Hechten kömmt die mitgekochte Petersilienwurzel nicht mit auf den Tisch; wohl aber die ganzen Bollen, weil diese von manchen gegessen werden. Die Grashechte, als Salzfische, kocht man mit Petersilienkraut, welches nicht zerschnitten wird. Dieß kömmt mit in die Schüssel, weil es von Liebhabern ebenfalls gegessen wird.

So wohl der Rand der Schüssel, als auch die Salzfische selbst, werden mit Petersilienkraut, woran noch kurze Stängel sind, bestreuet. Was aber kein Salzfisch ist, bekömmt auf dem Rande der Schüssel geriebene Semmel.

Zu Salzfischen werden allerley Salate gegeben. Zu deren Ermangelung nimmt man bloßen Weinessig, oder eine Meerrettigtunke, welche auf folgende Art zu bereiten ist. Es wird guter weißer Meerretig auf einem Reibeisen gerieben, und mit dem Teller gegen eine Gluth gerichtet, damit das Beißende heraus ziehe. Alsdann gießt man Essig über den roben Meerrettig, und bricht ihn mit Zucker. Angenehmer schmeckt diese Tunke, wenn Borsdorfer oder andere gute Aepfel mit dazu gerieben werden. Noch Andere belieben eine **Mustunke**. Es wird gutes Pflaumenmus mit Wein dünn gemacht, und aufs feinste zerschnittene Citronschale darunter gemenget. Wenn der Wein zu sauer ist, versüßet man ihn mit Zucker. Einige nehmen auch halb Wasser und halb Weinessig mit Zucker, damit der Geschmack piquant werde. Ueber die Mustunke wird klein gestoßener Zimmet gestreuet; und sie wird nicht warm, sondern kalt gegessen. Noch eine Tunke zum Salzfisch, ist die in einer Sauce recht klein geriebene, und mit Weinessig versetzte Brunnkresse.

Hecht mit märkischen Rüben. Die klein geschnittenen Rüben werden in einem Kessel, Schmortopfe, oder in einer Casserole, meist gar gekochet, der in Stücke zerschnittene Hecht oben darauf gelegt, damit er in der Rubenbrühe gar werde, mit Butter, Muskatenblumen und Pfeffer gewürzet, zuletzt aber geriebene Semmel angeschüttet.

Wenn die Fische nicht außer dem Salze zu kochen sind, schuppet man sie, und kerbt sie auch auf beyden Seiten.

Hecht mit Pastinaken. Dieses Gericht wird wie das vorhergehende bereitet, außer daß ein Löffel voll Sahne oder süße Milch zu der Brühe genommen wird.

Hecht mit Petersilienwurzeln. Man verfährt hiebey fast eben so, wie bey dem Hecht mit märkischen Rüben, und würzet mit Muskatenblumen und geschärbter Petersilie. Auf gleiche Art wird auch mit Selleriewurzeln verfahren. Einige pflegen an die Petersilienwurzeln noch Zucker zu thun, damit die Brühe süß schmecke.

Hecht mit grünen Erbsen. Wenn die jungen grünen Erbsen fast gar sind, werden die Hechte, wozu man gemeiniglich nur die kleinen nimmt, oben auf gelegt, damit sie in der Erbsbrühe völlig gar kochen. Man thut Butter, Muskatenblumen, Petersilie, zuletzt aber geriebene Semmel hinzu. Viele versüßen die Erbsen mit Zucker, wovon sie auch wohlschmeckender werden.

Hecht mit Senf oder Möstrich. Man setzt in einem Tiegel Wein auf Kohlen mit Butter, Muskatenblumen, Citronscheiben, Lorbeerblättern, Zucker und 5 bis 6 Löffeln voll Möstrich, und läßt es mit einander aufkochen. Nachdem man die für sich besonders in Salz gekochten Hechte aus ihrer Brühe genommen, und und in der Schüssel angerichtet hat, gießt man die bereitete Möstrichbrühe überher, so daß alle Stücke Fisch davon bedeckt seyn. Wofern die Möstrichbrühe allzu

dünn

dünn geworden wäre, kann man noch ein Paar Eyerdotter anrühren.

Man kann auch Mittelhechte ganz unzerschnitten kochen, und die Senfbrühe darüber gießen. Es muß aber der Fisch nicht so sehr gesalzen werden, als ob er, wie bloßer Salzfisch, gegessen werden sollte.

Hecht mit Meerrettig. Man kochet die Hechte für sich in einem Kessel, mit mittelmäßigem Salze; zugleich kochet man geriebenen Meerrettig mit Milch, Butter und Muskatenblumen, in einem besondern Topfe, gießt das Salzwasser von den Fischen aus dem Kessel, und den Meerrettig dagegen zu den Fischen, um damit ein wenig aufzusieden. Sollte die Meerrettigbrühe zu dünn seyn, so thut man geriebene Semmel hinzu.

Hecht mit einer Petersilienbrühe. Eine mittelmäßige recht fein gehackte Zwiebel wird zuerst mit dem Wasser im Kessel gekochet, der Fisch hineingelegt, mit Butter, Muskatenblumen, und fein zerschnittener Petersilie, gewürzet, und die Brühe mit geriebener Semmel seimicht gemacht.

Wenn sehr viel Petersilie hinzugethan worden, nennt man es Hecht mit einer grünen Brühe.

Hecht mit einer sauern Brühe. Die gerissenen, geschuppten, und an den Seiten gekerbten Hechte werden, wie gewöhnlich, im Salze gar gekochet. Alsdann setzt man einen Tiegel auf Kohlen, brät darin würfelicht geschnittenen Speck und Zwiebeln, thut Majoran, etwas Nelken, klein geriebenes schwarzes Brod und Biereßig hinzu, und läßt alles zusammen kochen. Wenn man die Fische in einer Schüssel angerichtet, und alle ihre Salzbrühe zurück gelassen hat, gießt man die saure Brühe über die Fische mit einem Löffel solchergestalt her, daß jedes Stück davon bedeckt ist.

Wenn man von grobem schwarzen Brode die Oberrinde anreibt, schmeckt die Brühe desto kräftiger. Man muß sie mit

Honig

Honig oder Zucker etwas versüßen, wenn man nicht lieber grose und kleine Rosinen unter die Brühe thun will.

Hecht mit Häringsmilch. Gerissener und in Stücke zertheilter Hecht wird in einer, auf einem Triangel, über Kohlen gesetzten Schüssel mit Butter, hinein gelegt, recht fein gehackte Häringsmilch, Muskatenblumen und Citronensaft, auch Citronscheiben hinzu gethan, eine andere wohl passende Schüssel übergedeckt, und so lange durchgeschwitzet, bis der Fisch gar geworden.

Ist der Hecht groß und ausgenommen, so kann er ungerissen bleiben; man muß ihn aber alsdann in solche runde Stücke zertheilen, die nur eines Querfingers dick sind. Es werden aber diese Stücke, wenn sie noch roh sind, nur etwas mit Salz angesprenget. Damit die Häringsmilch nicht zu salzig sey, muß sie vorher etwas ausgewässert worden seyn.

Anstatt der Häringsmilch können auch klein gehackter, von Gräthen entledigter Häring von Sardellen genommen werden. Man kann auch Austern hinzu thun.

Einige nehmen auch etwas Wein, welchen man, wenn er sauer ist, mit Zucker versüßt, und thun zuletzt etwas geriebene Semmel hinzu. Hat man viel Fisch, so muß er in einem flachen Tiegel bereitet werden.

Hecht mit einer holländischen Soße. Man setzt einen Tiegel mit Wein, oder halb Weinessig und halb Wasser, Butter, Citronscheiben und Muskatenblumen auf Kohlen, querlet in einem Topfe Eyerdotter, und gießt sie zur Brühe in den Tiegel. Wenn die in Salz gekochten Fische, aus ihrer Salzbrühe in die Schüssel gelegt worden, wird die Soße darüber gegossen, so daß jedes Stück davon gelb gefärbet sey, welches am bequemsten mit einem Löffel geschieht. Die Soße wird mit etwas Zucker versüßet.

Brathecht. Man nimmt den Fisch, nachdem er geschuppet und an den Seiten eingekerbet worden, am Bauche aus, sprenget ihn mit Salz an, und steckt grünen oder trocknen Majoran in den Bauch. Alsdann setzt man einen Rost auf Kohlen, und legt die Fische dar-

darauf, bis sie gar geröstet worden. Hierauf brät man sie noch in einem Tiegel mit Butter, und sucht die Fische fein ganz aus dem Tiegel in die Schüssel zu bringen.

Wenn der Fisch ganz allein, als Bratfisch, gegessen werden soll, so ist der in den Bauch gelegte Majoran ein recht wesentliches Gewürz, ohne welches der Fisch nur schlecht schmeckt. Man läßt den Majoran, wie er ist, an seinen Stängeln, und legt ihn mit denselben ein. In geröfteten Fischen, über welche eine andere Soße, als die von bloßer Butter, kömmt, wird er sparsamer eingelegt, um den eigenen Geschmack derselben nicht zu vertilgen. In Ermangelung des Majorans, kann auch Thymian genommen werden.

Damit der Fisch nicht an den Rost anbacke, und zerissen werde, muß man den Rost, vor Auflegung des Fisches, auf den Kohlen heiß werden lassen, und alsdann mit einer Speckschwarte überstreichen.

Wenn der Fisch in dem Tiegel mit Butter gebraten wird, kann man geriebene Semmel überstreuen, damit sie an den Fisch anbacke. Es muß aber nur wenig seyn. Auch muß man den Fisch in der Butter umkehren, damit beyde Seiten durchzogen werden. Die flachen Tiegel sind hiezu die bequemsten.

Bey dem Anrichten des Bratfisches wird die braune Butter aus dem Tiegel zugegossen; und er kann mit mancherley Vorkost des Mittags, z. B. mit Sauerkohl, Milchkohl, Milchspeißen, dergleichen Reiß, Hirsche und Schwaden sind gegessen werden. Des Abends werden allerley Salate, oder bloses Pflaumenmus, dazu gegeben.

Hecht mit Weintrauben. Wenn der Hecht auf dem Roste gebraten ist, legt man ihn in einen Tiegel mit Butter und reifen Weintrauben, und läßt ihn damit durchschwitzen. Wäre die Brühe von den Trauben allzu dünn geworden, muß ein wenig geriebene Semmel hinzu gethan werden.

Gebackene Hechte. Die kleinen Grashechte werden geschuppet, gekerbet und ausgenommen, mit Salz besprenzet, in Mehl umgekehret, in gelbbrauner Butter gebacken, und die Butter, mit etwas angegossenem Weinessig oder Citronensaft überher gegeben.

Einige nehmen etwas Eyer und Muskatennuß zu dem Mehle, worin der Fisch umgekehret und gebacken wird. Zu gebackenen Fischen ißt man gemeiniglich eine Mustunke.

Geröfteter Hecht mit einer Kapernsoße. Wenn der Hecht vorbeschriebenermaßen auf dem Roste gar gemacht worden, wird er in einem Tiegel mit einer Kapernbrühe bereitet. Man brennt nämlich einen Löffel voll Mehl kastanienbraun in brauner Butter, gießt Brühe oder Petersilienwasser und ein Glas Wein hinzu, wirft Muskatenblüthe, Ingber, Citronenschnitte, auch eine Hand voll Kapern hinein, und läßt die Brühe dick einkochen. Alsdann legt man den geröfteten Hecht in diese Brühe, und läßt ihn darin etwas schwitzen, damit sich der Geschmack einziehe.

Oder, man wirft ein Paar ganze Zwibeln, Lorbeerblätter, nebst Rosmarin zu dem in Butter gebrannten Mehl, würzet es mit Ingber, grob gestoßenem Pfeffer, Nelken und Citronschalen, und läßt es mit einander kochen; alsdann legt man den Hecht darein, gießt etwas Baumöhl dazu, und läßt es wiederum eine Weile kochen, damit sich das Oehl recht in den Hecht ziehe. Bey dem Anrichten thut man die ganzen Zwibeln davon.

Citronbrühe, Wein- und Korinthen- auch Sardellenbrühe, werden ebenfalls mit dem geröfteten Hecht bereitet.

Hecht mit unreifem Weintraubensaft oder Agrestbrühe. Man siedet und schuppet den Hecht, und schneidet ihn in kleine Stücke. Alsdann nimmt man von unreifen Weintrauben die Beeren, thut sie in Butter über das Feuer, und läßt sie eine Weile dämpfen; hernach gießt man süßen Wein darauf, und thut noch Zucker hinein, damit es recht piquant schmecke; legt endlich den abgesottenen Hecht hinein, wirft Citronschale, Muskatenblüthe, auch fein geriebene und in Butter geröstete Semmel hinzu, damit die Soße etwas seimicht werde. Bey dem Anrichten wird Zucker und Zimmet darüber gestreuet.

Hecht mit Sauerkraut. Das Sauerkraut wird für sich allein erst gar gekochet, der in Salz gekochte

Hecht

Hecht aber in gröbliche Stückchen zerbröckelt, oder, wie man es in der Küche nennt, gepflücket. Auf dem Boden der Schüssel wird zuerst eine Lage Hecht, sodann eine Laze Kohl, dann wieder Hecht u. s. w. angerichtet.

Der auf jezt beschriebene Art bereitete Hecht ist nur Familienspeise. Will man aber eine Gastspeise haben, so wird der Hecht geröstet, in brauner Butter gebraten, von Gräthen befreyet, gepflücket, und Lagen Hecht mit Lagen Kohl abgewechselt. Der Hechtkopf mit etwas Fleisch daran, bleibt ganz, liegt über dem Kohle, aber etwas darin eingedrückt mit den Kiefern, und hält zur Zierde die Leber im Maule, so daß sie auf beyden Seiten, der Quere nach, hervor rage. Es werden auch wohl Kapern, oder gar Austern, unter dem Kohle mit gekochet.

Hecht mit Nelken- oder Stockschwämmen. Man schuppet ein Paar Mittelhechte, nimmt das Eingeweide heraus, schneidet ihnen kleine Kerbchen über den ganzen Leib, und siedet sie ab. Danach weichet man Stock- oder Nelkenschwämme einige Zeit in Fleischbrühe oder Petersilienwasser, und drückt sie zulezt wieder aus, sezt sie mit einem Stücke Butter über das Feuer, und läßt sie so lange passiren, bis die Butter recht zerschmolzen ist; alsdann wird Brühe dazu gegossen, damit die Schwämme ferner recht kochen, wozu die Hechte nebst Muskatenblüthe auch zu legen. Endlich werden die Hechtlebern, ein Paar hart gesottene Eyerdotter, ein Stückchen Butter und Muskatennuß in einem Mörser klein gerieben, die Brühe von den Schwämmen, nachdem sie durchgeseihet worden, daran gequerlt, und durch ein Haartuch wieder an die Hechte gegossen, daß es vollends mit diesen koche.

Hecht mit Morcheln und gebackenen Klößen. Nachdem man mit dem Hechte auf vorbeschriebene Art verfahren, und er nebst einer ganzen Zwiebel eine Zeit in Butter passirt hat, weichet man Morcheln, die aber vorher etlichemal gewässert und vom Sande wohl gereinigt worden, in Fleischbrühe oder Petersilienwas-

ser, drückt sie hernach aus, und läßt etwas davon an den Hecht laufen. Hierauf schneidet man dieselben, doch nicht gar zu klein, und macht Klöße oder Serielchen davon; diese bestreuet man ein wenig mit Mehl, bäckt sie aus Schmalz fein goldgelb, thut sie auch an den Hecht, und gießt eine gute Brühe hinzu; in Ermangelung dieser aber querlet man braunes Mehl an die Brühe, läßt es durch einen Durchschlag an den Hecht laufen, setzt ihn an das Feuer, und läßt es kochen, bis es genug ist.

Angeschlagener Hecht. Nachdem der Hecht geschuppet, ihm die Haut abgezogen, das Eingeweide heraus genommen, und das Fleisch von den Gräthen gelöset worden, so daß nur Kopf und Schwanz hängen bleiben, schneidet man das Fleisch mit einem Schneide- oder Wiegemesser ganz klein, mischet eingeweichte Semmel darunter, thut es in einen Mörser, wirft zugleich Citronenschalen, Muskatenblüthe, Ingber, ein wenig klein geschnittene Zwiebeln, ein Stück ausgewaschene Butter, 2 ganze Eyer, und 6 Rühreyer, wie man sie zu essen pflegt, daran, salzt es so viel nöthig, und stößt dieses alles durch einander, daß es recht fein werde, wozu einige noch abgekochte Nierenstollen nehmen. Wenn nun das Hechtgerippe mit Eyern bestrichen ist, schlägt man gedachte Farße an dasselbe, formirt sie so gut man kann, und streicht sie endlich mit einem warmen Messer glatt zu, bestreicht alsdann das Angeschlagene mit Eyern, gießt zerlassene Butter darüber, bestreuet es mit fein geriebener Semmel, legt es in eine mit Butter bestrichene Pfanne, und läßt solches allmählich backen. Wenn es bald gar ist, besteckt man ihn mit abgezogenen Pinien, und läßt es vollends backen. Dergleichen Hecht kann mit brauner Butter angerichtet werden.

Gespickter Hecht. Man nimmt hierzu mittelmäßige Hechte, schuppet sie, nimmt das Eingeweide heraus,

aus, schneidet Speck und Citronschalen ganz subtil, und zieht mit einer kleinen Spicknadel wechselsweise eine Reihe Speck und eine Reihe Citronschalen hinein, sprengt sie alsdann ein wenig mit Salz an, brät sie an einem Spieße, begießt sie zum öftern mit Butter, und fängt daneben den abtriefenden Saft und die Butter fleißig auf. Ueber diese gebratene Hechte wird folgende Brühe angerichtet. Man thut in einen Tiegel Butter, Citronschalen, Muskatenblüthe, und etwas gehackte Sardellen, nebst ein wenig geriebener Semmel, gießt auch Wein und Brühe dazu, und läßt es ein wenig dick einkochen. Bey dem Anrichten aber gießt man noch die aufgefangene Bratensoße darunter, und legt die Hechte ordentlich darein.

Ein *Hachis* (Haschih) vom Hechte zu machen. Nachdem man den Hecht geschuppet und das Eingeweide aus demselben heraus genommen hat, zerstückt man ihn, und schneidet das Fleisch mit einem Wiegmesser klein. Danach sezt man, in einem Tiegel oder einer Casserole, Butter auf Kohlenfeuer, legt, wenn dieselbe zergangen ist, das gehackte Hechtfleisch darein, und läßt es also schmoren, nur das es nicht braun werde; würzt es hernach mit Muskatenblüthe und Citronenschalen, legt eine ganze Zwiebel und ein Paar Lorbeerblätter darein, gießt ein wenig Wein und Brühe dazu, streuet geriebene Semmel darauf, und salzet es, jedoch nicht zu stark. Bey dem Anrichten wird die Zwiebel heraus genommen, und viel Citronsaft darauf gedrückt.

Will man das Hachis mit Kapern oder Rosinen machen, so muß man nebst denselben etwas Zucker hinein werfen, auch guten Weinessig daran gießen. Der Kopf, Schwanz und Haut, werden hernach aus dem Schmalze gebacken, und als eine Garnitur zum Hecht gebraucht. Man bedient sich solcher Speise gemeiniglich als einer Fülle zu Pastetchen aus mürbem Butterteig.

Die eingesalzenen oder Böckelhechte werden aus der Tonne genommen, über Nacht gewässert, rein ausgewaschen, in Stücke zerschnitten, und alsdann abgesotten. Es können auch ausgemachte grüne Erbsen daran gekocht und darüber angerichtet werden.

Der Zurichtung der geräucherten Hechte ist bereits oben Erwähnung geschehen.

In der Arzney schreibt man vielen Stücken vom Hechte, welcher aber frisch, und keine Reliquien von der Tafel seyn müssen, einen herrlichen Nutzen zu. Die mit Zähnen besetzten Kiefern oder Kinnbacken eines Hechtes, (Hechtkiefern, Niederf. Hechtkeven,) L. Mandibulae lucii piscis, und die Hechtzähne, werden, wie die Krebsaugen, weil sie das stockende Geblüt auflösen, und die Säure des Magens absorbiren, gepülvert, und zu ½ bis 1 Quent eingenommen, wider das Seitenstechen gerühmet. Eben dieses Pulver eingestreuet, trocknet die Wunden und heilet das Gliedwasser. Ja überhaupt sollen alle Knochen des Hechtkopfes von dieser Tugend seyn. Die zwey weißen Steinchen, welche man in dem Kopfe findet, werden wider den Nieren- und Blasenstein, wieder die fallende Sucht, zur Blutreinigung, und zur Beförderung der Geburt, von 10 Gran bis zu 1 Quent eingegeben, gerühmt. Das kreuzförmige Bein soll wider die Epilepsie und Zauberey dienlich seyn. Die Galle ist als ein Mittel, die weißen Flecken in der Hornhaut der Augen zu vertreiben, berühmt; s. Th. XV. S. 746, f. Wer drey Hechtgallen einnimmt, oder das Herz einem lebendigen Hecht aus dem Leibe reißt, und ißt, den Hecht aber wieder in das Wasser läßt, soll das Fieber verlieren. Das Herz einem lebendigen Hecht ausgerissen, und mit Wein verschluckt, soll bey Schwangern den Blutfluß stillen.

Eph. Iac. Trew relatio de corde piscis lucii vivi excisi, & calido adhuc cum pauxillo vini devorato, remedio evporisto contra haemorthagiam gravidarum, st. im Conmerc. litter. Nor. A. 1741, hebd. 42, S. 332.

Kindern, welche mit dem Husten geplagt sind, und nicht schlafen können, pflegt man das Fett gegen Feuer auf die Fußsohlen zu bestreichen, und ihnen damit Hilfe und Ruhe zu verschaffen.

Ge. Franci agonisma de pinguedinis lucii inunctione. Heielb. 1632.

Hecht, (angeschlagener) s. oben, S. 612.
— — Bökel-) s. oben, S. 601, u. 614.
— — (Brat-) s. oben, S. 608, f.
— — (Erd-) eine Art amerikanischer Eidechsen; s. Th. X, S. 328.
— — (Früh-) s. oben. 583.
— — (geräucherter) s. oben, S. 601.
— — (gespickter) s. oben, S. 612.
— — (Gras-) s. oben, S. 581.
— — (Haupt-) s. oben, Se 580.
— — (Horn- oder Hornungs-) s. oben, S. 583.
— — (Kroll- oder Krumm-) s. oben, S. 605.
— — (Land-) s. Th. X, S. 328.
— — (März-) s. oben, S. 583.
— — (Maß-) s. oben, S. 581.
— — (May-) s. oben, S. 584.
— — (Meer-) Seehecht, eine Art dem Hechte ähnlicher Meerfische mit Bauchfinnen von den Brustfinnen und zwo Rückenfinnen, Gadus Merlucius *L.* Fr. Merluche, Merlus, Brochet de Mer, Spet. Eine gewisse Art davon, ist die Bécune, Bégune, oder Bèhune der Franzosen, welche 10 bis 12 Fuß lang ist, und an der Goldküste Jack genannt wird. Sie ist von der amerikanischen, welche die Meerschnepfe, Centriscus Scolopax *L.* Fr. Bécasse de mer, ist, wohl zu unterscheiden. Das Fleisch der guineischen Art soll fest und weiß seyn, und dem Geschmacke der Hechte, mit denen der Fisch selbst verwandt ist, nahe kommen. Man soll aber da-

von, ohne genugsame Vorsicht, nicht essen, weil der sehr gefräßige Fisch alles, was ihm vorkömmt, begierigst hinunter schluckt, worunter auch zuweilen die giftigen Früchte und Aepfel von dem Manchinellbaum, und die Galere, eine giftige Art einer Thierpflanze oder ein Meerinsect, die den Fisch selbst zwar nicht vergiften und umbringen, doch aber sein Fleisch, und ihn also unbrauchbar machen. Wenn die Leber dieses Fisches nur in etwas bitter, oder seine Zähne schwarz sind, so ist er für giftig zu achten. Da der gemeine Essig als ein bewährtes Gegengift wider die schädliche und tödtliche Wirkung der Manchinelläpfel gerühmet wird: so würde derselbe auch wider die Vergiftung dieses genossenen Fisches dienen können.

Hecht, (Mittel-) s. oben, S. 581.

— — (Vadden- oder Poggen-) s. oben, S. 584.

— — (Salz-) s. oben, S. 601.

— — (Schüssel-) s. oben, S. 581.

— — (Tonnen-) s. oben, S. 601.

Hecht-Angel, s. oben, S. 587.

Hecht-Fang, s. oben, S. 587, fgg.

Hecht-Fett, s. oben, S. 615.

Hecht-Galle, s. oben, S. 614.

Hecht-grau, s. Th. XIX, S. 791.

Hecht-Herz, } s. oben, S. 614.
Hecht-Kiefer, }

Hecht-Kopf, eine Art Köpfe bey gewissen Pferden; s. Kopf der Pferde.

Hecht-Kraut, im g. L., verschiedene Arten des Potamogeton *L.* s. Samen-Kraut, imgleichen des Federballes, Myriophillum *L.* welche in den Flüssen und Mühlgräben häufig wachsen; weil die Fische, und besonders die Hechte darauf zu leichen pflegen.

Hecht-Leber, s. oben, S. 600, f. 602 u. 603.

Hecht-Maul, ein gewisser Fehler der Unterlefzen bey Pferden; s. unter Maul der Pferde.

Hecht-

Hecht-Pastete, s. Grisette, Th. XX, S. 102, fgg.
Hecht-Reißer, s. oben, S. 602.
Hecht-Rogen, s. oben, S. 602, u. 603.
Hecht-Satz, ein Collectivum, junge Hechte zu bezeichnen, bis sie drey Jahre alt sind. Siehe Satz.
Hecht-Schimmel, ein hechtgrauer Schimmel, oder weißes Pferd.
Hecht-Spieß, s. oben, S. 600.
Hecht-Teich, s. oben, S. 585, f.
Hecht-Zähne, s. oben, S. 614.
Heck, (das) ein nur in Niedersachsen übliches Wort, eine Befriedigung von Latten, ein Stacket, und die darin befindliche Thüre, eine Gatterthüre, auch wenn sie die Gestalt eines Schlagbaumes hat, zu bezeichnen; in einigen Gegenden auch die Hecke. Siehe auch Heck-Pfahl.

Es gehört mit dem folgenden Hecke zu dem Worte Hag, welches unter andern auch eine jede Befriedigung oder Einfriedigung bedeutete. Siehe dasselbe, imgleichen Hägen.

Heck-Apfel, s. Hecken-Apfel.
Heck-Back, s. das Folgende.
Heck-Balken, Heckback, im Schiffbaue, der obere letzte Balken im Hintertheile der Schiffe, welcher über das ganze Schiff reicht, in der Mitte auf den Hintersteven und mit den Enden auf den Randhölzern ruhet; Fr. Lisse d'hourdi.

Die erste Hälfte des Wortes stammet vermuthlich von dem Nieders. hechten, Schwed. haekta, heften, verbinden, her, weil dieser Balken wirklich die beiden Borde des Schiffes mit einander verbindet.

Heck-Both, (das) Holl. Hek-boot, eine Art kleiner leichter Fahrzeuge zu Wasser, mit einem weiten Bauche, ohne Hinter- und Vordermast, wie eine Flüte gestaltet, nur daß das glatte ebene Hintertheil (der Spiegel) unten einen Band (Heckbalg) liegen hat. Es kann bis 100 Tonnen tragen.

Heck-Drüse, im g. L. einiger Gegenden, eine Benennung des fehlerhaften Kropfes an den Menschen, wo dieses Wort an manchen Orten auch Hagedrüse und im Osnabrück. Hagedrull lautet. Siehe Kropf.

Es stammet vermuthlich von hecken, sich fortpflanzen, her, weil ein solcher Auswuchs schwer zu vertilgen ist. In einer andern Bedeutung des Wortes hecken, kömmt es in dem 1500 gedruckten Liber Pestilent. von den Hoden oder Testiculis vor, wo es heißt: an beiden beynen oben by dem gleich (Gelenk) do gewöhnlichen die Hagdrüsen wachsent, genannt Evinctorium; in welchem Verstande es in den monseeischen Glossen schon Hegadruoli lautet.

Heck-Groschen. 1. In der Naturlehre des großen Haufens, ein übernatürlicher Groschen, von welchem man glaubt, daß er mehrere Groschen hecke, oder hervor bringe, oder daß er, wenn er auch noch so oft ausgegeben würde, immer wieder zu seinem Herrn käme. Siehe Heck-Thaler.

2. Im g. L. auch ein falscher, nachgemachter Groschen, ein Beyschlag. Siehe Hecke 2. Anmerk. und Heck-Pfennig.

Heck-Gulden, s. Heck-Pfennig.

Heck-Herberge, s. Herberge.

Heck-Holz, oder vielmehr Heckenholz, Ligustrum *Linn.*; s. Rain-Weide.

Heck-Jagen. 1. Das Jagen an unerlaubten Oertern, oder zu verbotenen Zeiten; s. Hecke 2. Anm.

2. In einem andern Verstande ist im Jagdwesen ein Heckjagen, ein Treibejagen, welches durch Vorhölzer und Hecken angestellet wird, das daselbst befindliche Wild gleichfalls herbey zu treiben; das verlorne Treiben. Siehe auch Beyjagen, Th. IV, S. 155.

Heck-Jäger, s. Jäger.

Heck-Münze, im g. L., eine falsche nachgemachte Münze; imgleichen ein Ort, oder eine Werkstätte, wo falsche, verbotene, untaugliche Münzen geprägt werden: eine Winkelmünze. Siehe Hecke 2. Anm.

Heck-Mutter, im vertraulichen Scherze, eine fruchtbare Person weiblichen Geschlechtes, welche fleißig hecket, d. i. oft gebieret. Siehe Hecken 3.

Heck-Pfahl, in Niedersachsen auf dem Lande, zween Pfähle, woran das Heck, d. i. eine Gatterthüre, befestiget wird, und welche auch Heckstapel genannt werden. Siehe Hänge-Pfahl und Schlag-Pfahl.

Heck-Pfennig, im gem. Leben, 1. ein falscher, nachgemachter, ungültiger Pfennig. Siehe Hecke 2. Anm.

2. Ein fruchtbarer Pfennig, von welchen sich der grose Haufe einbildet, daß er mehrere aus sich selbst hervor bringe. Siehe Heck-Groschen. Ein solcher Gulden wird ein Heckgulden, und ein solcher Thaler ein Heckthaler genannt.

Heck-Schnarre, s. Wachtel-König.

Heck-Stapel, s. Heck-Pfahl.

Heck-Thaler, s. Heck-Pfennig.

Heck-Zeit, diejenige Zeit, da die Vögel zu hecken pflegen, die Brutzeit, die Hecke. Siehe Hecken 3.

1. Hecke, von dem Zeitworte hecken, sich fortpflanzen.
1. Die Fortpflanzung seines Geschlechtes, Ausbrütung der Jungen, doch nur von den Vögeln.
2. Die Zeit, wenn die Vögel zu brüten pflegen, die Heckzeit.
3. Der Ort, wo man kleinere Vögel zur Fortpflanzung unterhält. Eine Canarienhecke, Vogelhecke u. s. f.
4. Ein Nest voll Vögel, so viel junge Vögel einer Art, als auf einmal ausgebrütet werden; in welchem Verstande auch die Wörter Geheck, Flug und Zug üblich sind. Siehe Hecken 3.

2. Hecke. (*) 1. Ein Strauch, ein Busch, besonders ein mit Dornen oder Stacheln versehenes strauchartiges

(*) Im Dän. Hekke, im Angels. Hegge, im Engl. Hedge, im Franz. Haye, im Nieders. Hagen. Siehe Hag, welches in allen diesen Bedeutungen gleichfalls vorkömmt. In den Zusamen-

ges Gewächs. Ich will euer Fleisch mit Dornen aus der Wüsten, und mit Hecken zerdreschen, Richt. 8, 7. 16, In allen Hecken und in alle Büsche, Es. 7, 19. Der beste unter ihnen ist wie ein Dorn, und der Redlichste wie eine Hecke, Mich. 7, 4. In welcher Bedeutung es doch im Hochdeutschen ungewöhnlich ist.

2. Eine Sammlung mehrerer solcher stachligen Sträuche, besonders ein aus solchem Buschwerk bestehender lebendiger Zaun, und in weiterer Bedeutung ein jeder lebendiger Zaun; besonders in den Gärten eine von Bäumen oder Gesträuche gezogene Wand. Eine Hecke von Hagebuchen, Kirschen, Rosen u. s. f.

3. In einigen, besonders niedersächsischen Gegenden, führt sowohl eine jede Einfriedigung von Stangen, Pfahlwerk u. s. f. als auch die darin befindliche Thüre, den Namen der Hecke, wo doch das Heck üblicher ist; s. oben, S. 617. Daher rührt vermuthlich auch die hochdeutsche R. A. bey der Hecke seyn, bey der Hand seyn, gleich zu etwas bereit, willig seyn; eigentlich gleich an der Thüre seyn.

Die Hecken, in so fern man darunter ein wildes, und von sich selbst auf den Feldern, Wiesen, an den Wegen und Gehölzen gewachsenes Gebüsch versteht, welches aus allerhand Dorn- und stacheligen Sträuchen und Buschholze, insonderheit aber aus Schwarzweiß, und Kreuzdorn, wilden Rosenstöcken oder Hagedorn, Brombeeren, Büchen, Rainweiden, Hartriegel u. d. gl. besteht, L. Dumetum, Vepretum, Fr. Epinaie, Haie, pflegen sich, wenn sie nicht ausgerottet werden, immer weiter auszubreiten. Wenn sie auf den Feldern und Aeckern abgesondert liegen, werden sie

Feld-

menseßungen Heckherberge, Heckjäger, Heckmünze u. s. f. wo dieses Wort etwas Verbotenes bedeutet, welches heimlich geschieht, scheint es aus Ecke gebildet zu seyn, weil in den meisten dieser Fälle auch Winkel — üblich ist. Indessen läßt sich auch die Ableitung von Hecke vertheidigen.

Feldbüsche (s. Th. XII, S. 513), wo sie aber an den Wiesen und Gehölzen in einem Striche hin liegen, Wiesen- und Holz-Bramen (Holzbrahnen, Holz-Brohnen), oder auch, bey diesen letztern, Vorhölzer genannt. Dergleichen Hecken dürfen nicht abgeräumt, noch ausgerottet werden, wenn man nicht vorher von demjenigen, der die Jagdgerechtigkeit in selbiger Flur hat, die Erlaubniß dazu erhalten. An den Wegen und Landstraßen aber soll billig ein jeder Eigenthümer dieselben, so weit sie hinderlich sind, abräumen. Von einem Boden, der zuerst gerodet, ausgestockt, und vom Gestäude und Reiswerke gereiniget worden, wird dem Forstherrn, zu einer Erstattung des Abganges, den er dadurch an der Jagd leidet, die zehente Garbe, welche die Forst- oder Stockgarbe genannt wird, gegeben. Siehe Busch und Dorn.

Eine Reihe nahe an einander gepflanzter, in einander geflochtener und gewachsener Sträuche oder Stauden, zur Befriedigung, Verzäunung oder Verschliessung eines Feldes, einer Wiese, eines Gartens, Weinberges, oder wohl gar eines ganzen Hofes, wodurch Menschen und Vieh der Eingang vermehrt wird, wird eine grüne oder lebendige Hecke, in Niedersachsen auch ein Knick, im Schleswichischen ein Paarwerk, und in Obersachsen ein Gehägezaun, ein selbstwachsender oder lebendiger Zaun, ein grüner Hag, eine grüne Wand ꝛc. L. Saepes viva, Fr. Haie vive, zum Unterschiede einer todten Hecke, oder eines todten Zaunes, Fr. Haie morte, d. i. einer aus in einander geflochtenen dürren Aesten und Reisern bestehenden Hecke, genannt.

Billig werden die noch an den meisten Orten in Deutschland gebräuchlichen todten Hecken und dürren Zäune, welche von abgehauenem Reisholze, Stangen und Bohlen (Planken) verfertiget werden, unter die

unnöthigen Verschwendungen des Holzes gerechnet. Die Landleute müssen freylich zwar ihre Höfe, Gärten, Krautäcker ꝛc. vermachen, wenn sie den vielfältigen Schaden, den sowohl das Wild als das zahme Vieh, sonst beständig anrichten würde, abwenden, und sich auch vor den ersten Anlauf böser Menschen in ihren Gärten sicher stellen wollen. Allein, müssen denn solche Vermachungen eben von todtem Holze seyn, die an sich selbst von keiner Dauer sind, sondern an welchen beständig zu flicken ist, und die überdies zur Winterszeit, zum großen Verdruß der Eigenthümer, von Leuten, welche nichts dazu beygetragen haben, weiter transportiret, und zur Feuerung gebrauchet werden? Die Verschwendung des Holzes aber, welche dadurch angerichtet wird, ist, wenn man ein ganzes Land und alle darin befindliche Dorfschaften, und die den Dörfern ähnlichen kleinen Landstädte, zusammen betrachtet, nicht genug zu beschreiben. Wir Deutschen machen ja sonst, wiewohl zu unserer Schande, meistens in thörichten Dingen gern fremde Moden nach; warum ahmen wir denn nicht in diesem Stücke die Engländer nach, die nicht allein ihre Gärten, sondern auch so gar Aecker und Wiesen, mit lebendigen und grünen Hecken einfassen? Ob nun zwar die Aecker und Wiesen, wegen der Hut und Trift, auch anderer Umstände wegen, sich bey uns nicht wohl umzäunen lassen: so sind es doch die vielen Gärten und Gartenäcker, die eine Umzäunung nöthig haben; da dann bey Anlegung lebendiger Hecken viel Holz erspart würde, und ein mehreres zuwüchse, welches der Eigenthümer bey dem jährlichen Abkappen und Beschneiden der Hecken sehr wohl nutzen könnte.

Man macht zwar verschiedene Einwürfe wider die lebendigen Hecken; allein, sie wollen alle nicht viel bedeuten. Man sagt gemeiniglich, es ließe sich zu Anlegung derselben das nöthige Heckenwerk nicht aller Orten

ten finden; es währte etwas lange, ehe sie anwachsen und wegen der verschiedenen Lage und des verschiedenen Bodens, da das Erdreich entweder zu naß oder zu trocken ist, wollte es nicht allezeit gut thun, indem nicht alle Holzarten in einem wie in dem andern Erdreiche fortkommen. Alle diese Hindernisse sind leicht zu heben. Es giebt vielerley Arten Baum- Strauch- und Staudengdwächse, welche zu Hecken tauglich sind; und es wird so leicht kein Land seyn, wo man nicht einige derselben in Menge antreffen sollte; viele können auch mit leichter Mühe und in wenig Jahren theils aus dem Samen, theils aus den Aesten, gezogen werden, wenn man sich nur ein wenig mehr Mühe geben, und sich das Anpflanzen besser angelegen seyn lassen wollte. Es ist auch billig, daß sich sowohl die Dorfgemeinen unter einander, als auch diesen die Grundherrschaften, mit Abgebung solcher Heckenpflanzen zu Hilfe kommen, ja selbst die Landesherrschaft, wenn sie ihren Zweck erreichen will, muß aus ihren Waldungen ihnen hierunter nach Möglichkeit, und ohne Bezahlung dafür zu verlangen, an die Hand gehen, und die sonst gewöhnlichen Anweisungsgebühren müßten gleichfalls hier gänzlich wegfallen. Wollte man die Hecken von solchen Gewächsen anlegen, die im Lande nicht zu haben sind, wie z. B. von dem stacheligen Genst: so müßte der Same dazu freylich von auswärts her verschrieben werden, und dieses würde Kosten verursachen, die manchen armen Bauer beschwerlich fallen dürften. Allein könnte man diese Kosten nicht aus einer Gemeinkasse bestreiten? Unter den vielen Heckensträuchen sind nun auch einige, die sich zu einem nassen, andere zu einem trocknen Boden schicken; man hat also die Wahl, die man nach Beschaffenheit des Bodens leicht treffen kann. Daß es mit den Hecken langsam her gehe, bis sie zu Stande kommen, kann nicht von allen gesagt werden. Einige können in 3 bis 4 Jahren in

vollkommenen Stand gebracht werden, wie die von wilden Rosen, Hohlunder, Weiden u. a. m.

Ein Landesherr und die Landeskollegia müssen sich daher an dergleichen Einwürfe nicht kehren, sondern die Abschaffung der todten Hecken und Zäune, und an deren statt die Anlegung der lebendigen, nachdrücklich anbefehlen, wie solches auch bereits in verschiedenen deutschen Staaten geschehen ist.

Fürstl. Hessen-Casselische Forstordn. S. 32.
Herzogl. Würtembergische Forstord. S. 99.
Fürstl. Braunschw. Lüneburgische Forstordn. Cap. 3, §. 11.
Bayerisches Landrecht, Lib. 3. Tit. 16, Art. 2.
Herzogl. Sachsen-Gothaisches neues Mandat, die Beförderung des Holzanbaues betreffend, v. 16. Jul. 1766, §. 5.
Königl. Preußische Verordnung, daß an statt der höltzernen Zäune auf dem Lande, lebendige Heckenzäune gemacht werden sollen, vom 7. Oct. 1727, in Mylii Corp. Const. March. 5 Th. 3 Abth. 2 Cap No. 5, S. 375.
Erneuerte und Verbesserte Dorfordnung des Königreichs Preussen, v. 22. Sept. 1751, §. 20. in novo Corp. Const. Pruss. March. Th. I S. 147.
Reskript an das Amt Hausberg, wegen Anlegung lebendiger Zäune, v. 26. Jun. 1753, eb. das. S. 534.
Dorfordnung für das Fürstenthum Minden, v. 7. Feb. 1755, eb. das. S. 739, wo zugleich § 6. verordnet wird, daß derjenige, welcher statt eines todten Zaunes einen lebendigen Hagen von Hainbüchen anlegen will, von des Nachbarn Grunde 1 Fuß breit, dafern aber der Hagen von Weißdorn gemacht werden soll, anderthalb Fuß, mit Vorbehalt seines darüber habenden Eigenthums, weichen soll.
Dorfordnung für die Provinz Litthauen, v. 22. Nov. 1754, §. 62. eb. das. S. 1139.
Reskript wegen Anlegung nutzbarer Hecken aus dem Samen der Genistæ spinosæ v. 2. May 1758, in der Edictensamml. v. J. 1758, No. 20.

Daß aber diese Befehle bisher sehr wenigen Effect gehabt, so daß man schwerlich ein Land, worin gar keine todte Hecken und Zäune mehr anzutreffen wären, finden wird, rührt vielleicht wohl daher, daß man es an vielen Orten bey dem bloßen Befehl ertheilen bewenden läßt, ohne für deren Befolgung gehörige Sorge zu tragen. Soll diesen Gesetzen überall und genau nachgelebet werden: so muß man den Leuten eine proportionirte Zeit, z. B. 4, 5, 6 Jahre, nach dem es das

Wachs-

Wachsthum der Hecken erfordert, zu deren Anlegung bestimmen, ihnen, wie schon gemeldet, mit den benöthigten jungen Pflanzen oder Samen an die Hand gehen, ihnen den zum Säen und Pflanzen nöthigen Unterricht mittheilen, und sie dazu durch erfahrne Leute anweisen lassen. Zugleich muß ernstlich verboten werden, daß die Materialien zu todten Zäunen aus fremden Gehölzen so wenig mehr verabfolget, als aus eigenthümlichen zu diesem Zwecke angewendet werden sollen. Den Unterobrigkeiten und Aufsehern muß aufgetragen werden, nicht allein auf das anbefohlne Heckenpflanzen und deren Unterhaltung in tüchtigem Stande fleissige Aufsicht zu haben, sondern auch, wie dem Anbefohlnen an jedem Orte nachgelebet worden, alljährlich zu einer gesetzten Zeit und ohne weitere Erinnerung, vermittelst Einsendung besonderer Tabellen, zu berichten. Die auf die Unterlassung zu setzende Strafe muß zwar nicht übertrieben, sondern mäßig und proportionirt seyn, aber unabbittlich und ohne Nachsehen vollzogen werden.

In dem vorher angeführten herzogl. Sachsen-Gothaischen neuen Mandat wegen des Holzanbaues, wird, zur allgemeinen Anlage und Bepflanzung der Zäune mit lebendigem Holze, eine Zeit von 6 Jahren, von Publication dieses Mandates an, bestimmet, damit die Unterthanen indessen die zu Hecken und Zäunen dienlichen mancherley Holzsamen, oder jungen Stämme, an Weißdorn, Schwarzdorn, Kreuzdorn, Ahorn, Hainbüchen, Rainweiden u. d. gl. säen oder stecken, mithin solchergestalt die erforderlichen Pflanzen vorher bekommen können. Wofern jemand binnen solcher Zeit sein Zäune mit lebendigem Holze nicht bepflanzt: so soll alsdann, und nach Verlauf solcher 6 Jahre, den nachläßigen Eigenthümern, ohne Ausnahme, eine Steuer von 3 Pfennigen terminweise von jeder Ruthe dürren Zaunes so lange, bis sie sich solcher landesherrlichen Verordnung gemäß bezeigen, auferleget, und solche von ihnen ganz unfehlbar und ohnnachläßig eingebracht werden.

Es kann und muß demnach einer der gemeinsten Abzüge aus den Wäldern, nämlich das Holz, welches

auf die Unterhaltung der trockenen Umzäunung der nutzbaren und anderer Grundstücke, auf eine so vielfache Weise überall angewendet, und zum Theil fast verschwendet worden ist, wegfallen. Die Gelegenheit, das Holz dadurch zu sparen, ist jezt um so viel beträchtlicher, weil sie in einem Lande, und fast überall beständig vorfallen muß. Der Anfang dazu geschieht unvermerkt, und bey einzelen Wirthschaften nach und nach, so wie der Ueberrest der alten hölzernen Verzäunungen vergeht, und wird mit der Zeit in ganzen Dörfern, Herrschaften und Städten allgemeiner, bis endlich daraus eine solche Landesgewohnheit entsteht, daß der Unterthan nichts besseres und natürlicheres mehr weiß, seine Gränzen zu bezeichnen, oder die Grundstücke vor dem Eindringen von Menschen und Vieh zu verwahren, zumal wo er zu Wällen und Gräben kein Land zu verschwenden hat. Der Schutz und die wirkliche Sicherheit, den die Besizer der Grundstücke sonst davon zu gewarten zu haben meinen, muß ihnen ohne dies von einer höhern Macht und Vorsorge, durch Anstalten und Gesetze angedeihen, als ob sie mit Mauern und Gräben umgeben wären.

Weil man aber das Holz noch auf vielerley Arten und bey noch wichtigern Gelegenheiten ersparen kann, worauf man aufmerksam zu seyn Ursache hat: so ist es eben nicht schlechterdings nöthig, überall in einem Lande, anstatt der hölzernen Gehäge, lauter lebendige oder selbstwachsende Zäune anzulegen, wo sie schwer oder gar nicht anschlagen, wo Steine in Ueberfluß vorhanden sind, wo Platz zu Gräben und Erdwällen übrig, und also zur Beschützung hinreichend sind; wobey man zugleich auf den verschiedenen Werth der Grundstücke ins besondre zu sehen hat. Die Art und Lage des Grundes, und die Verbindung der Grundstücke mit andern, müssen auch hiebey vieles entscheiden, indem sie zuweilen den Vorzug dieser oder jener Art der Einfassung

bestim-

bestimmen, und die selbstwachsenden Zäune gar entbehrlich machen.

Wo man aber, aus allen Umständen zusammen genommen, gewiß ist, daß die Anlage einer lebendigen Hecke nothwendig sey, und vor allen übrigen Befriedigungen den Vorzug habe, muß man dabey nicht aus der Acht lassen, daß alle selbstwachsende Zäune, außer dem, wenn sie noch so wohl angebracht sind, und die besten Eigenschaften besitzen, auch dahin, wo möglich, mit eingerichtet werden, daß sie den Besitzern der Grundstücke zugleich auf mehr als eine Weise nützen, und eine gewisse Festigkeit und Dauer haben mögen. Wie denn eben deswegen von den allerschlechtesten grünen Hecken, außer der Festigkeit und Dauer ein gleiches zu bemerken ist, auch von solchen, bey deren Anlage von unverständigen Leuten alle Fehler begangen worden sind, die man sonst zu vermeiden hat. Bey der Anlage solcher lebendigen Hecken ist, bey allen vorangeführten Umständen, niemals zu vergessen, daß sie ordentlich unterhalten werden müssen, wenn sie das werden und bleiben sollen, wozu sie eigentlich bestimmt sind. Denn es giebt Liebhaber solcher Hecken, welche sie zwar anlegen, und schon zu haben wünschen, aber nicht unterhalten wollen, und die sie nicht anlegen würden, wenn sie ihre Unterhaltung als einen nothwendigen Umstand in Betrachtung zögen.

Außer diesen ist noch ein Umstand, den man, seiner Wichtigkeit wegen, in solchen fruchtbaren Gegenden wohl in Betrachtung ziehen muß, zumal wo der Acker kostbar und genau abgetheilt ist, daß das Land weniger zu entbehren ist, als in andern; nämlich der Platz, welchen die lebendigen Hecken nicht nur bey ihrer ersten Anlage wegnehmen, sondern auch bey ihrem allmählichen Wachsthum, nach und nach sowohl über der Erde, als unter derselben, auf eine gewisse Art unbrauchbar machen. Denn indem sich die Wurzeln,

besonders diejenigen, welche in der Dammerde der obern Fläche näher kommen, als andere, ausbreiten und dabey beständig vermehren, ziehen sie die nährenden Säfte auf beyden Seiten der Hecke an sich, welches an denen Gewächsen, die den Hecken am nächsten sind, auf anderthalb Fuß, auch wohl weiter, zu spüren ist, wenn ihre Wurzeln in die Tiefe gehen. Ist nun der Boden gut, und die Wurzeln stark genug, so werden die Zweige an der Hecke in der Länge auch zunehmen, daß, ungeachtet sie recht ordentlich unter der Scheere gehalten werden, doch der jährliche Zuwachs der Hecke nach dem Schnitte, insgemein, sowohl in der Höhe, als auf beyden Seiten, 1 Zoll, auch mehr, beträgt, so wie er vor demselben, wegen der belaubten Sommerlatten (Erd- oder Stammloden,) bey einigen Arten des Holzes, von $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Fuß, auch länger, seyn kann. Das erstere beträgt in einer Zeit von etlichen 20 bis 30 Jahren ein merkliches, als binnen welcher man etwann einen so genannten und veralteten selbstwachsenden Zaun durch das Behauen und Ausschneiden zu verneuern pflegt. Das Sömmern der jungen Zweige in einem Jahre ist bey den Hecken dermaßen beträchtlich, daß es den nächst anliegenden Beeten die freye Luft, Sonne, Regen und Thau entzieht; welches, wenn es tragbares Land trifft, und man die Länge solcher Hecken bedenkt, die sie zuweilen haben, sehr merklich wird, und gar viel zu bedeuten hat.

Da es aber in fruchtbarem und wohl zubereitetem Lande allemal ein Schade ist, ein Stück, welches alle Jahre ganz ordentlich bestellt wird, wegen einer solchen Hecke, nicht recht oder gar nicht nutzen zu können, wie sonst außer dem geschehen würde: so muß man gleich Anfangs auch dahin sehen, 1) daß solche Hecken dergestalt angelegt werden, daß sie zwar die Dienste einer der Verwahrung halben gesetzten hohen Einfassung thun, dabey aber 2) weiter die wenigsten

oder

oder gar keine Beschwerden verursachen, oder 3) bey ihrem Wachsthume, den sie erlangen, den Grundstücken nicht schädlich werden, und, so viel möglich, 4) zugleich zu mehr als einen Nutzen eingerichtet werden können. Denn außer dem, daß man, zumal in Gärten, mit den Hecken, von dem tragbaren Lande immer einen Theil verliert, den man zu verschwenden sehr selten Ursache hat, ob er schon, in schlechtem Boden, von dem Ertrage und Werthe nicht ist: so mache man nur einmal die Berechnung von einer einzigen Feldmark, auf welcher alle Gärten, anstatt der sonst gewöhnlichen Reis- Splint- Bohlen- und Stakenzäune, mit guten dicken lebendigen Hecken versehen sind, nehme die angegebene Breite des Landes, welches die Hecken eigentlich unbrauchbar machen, und setze sie zu der Länge aller Hecken auf der ganzen Feldmark zusammen: so wird man den Abgang des guten tragbaren Landes gewahr werden. In großen fürstlichen Lustgärten achtet man dieses freylich nicht; und wenn es schlechter Boden ist, oder die Hecken in einer solchen Lage sich befinden, wo Wege, Straßen oder unbebauete Ländereyen daran stoßen, hat es auch wenig zu bedeuten. Allein, in kleinern zugemessenen tragbaren Gärten, und auf andern Stücken, hat eine dicke und starke hohe Hecke, gegen eine schlechte und lockere, wegen Schattens oder Austrocknens, wegen Mangel des Luftzuges, wegen des Ungeziefers u. s. w. in der That etwas mehr zu bedeuten; und das Auszehren des Grundes haben alle Arten der lebendigen Hecken mit einander gemein. Denn da die Wurzeln vieler jungen Sträuche zugleich sich in einem weit engern Raume befinden, als es bey zunehmendem Wachsthum ohne Absterben, oder wenigstens ohne Verminderung ihres Wachsthumes seyn soll, und sich dabey, nach den Seiten in die andern Wurzeln, nur wenig ausbreiten und nähren können: so gehen sie natürlicherweise auf beyden Seiten weit

in den lockern und frisch gegrabenen Grund, aus welchem sie beständig neue Nahrung saugen.

Die Anlagen solcher lebendigen Hecken gehen sehr weit, wenn man sie ordentlich fortsetzt, und auf die Umzäunung der weitläuftigen Obst- Wein- Hopfen- und Küchengärten und Plantagen sieht; welches an unterschiedenen Orten, zumal an den Landstraßen, halbe und ganze Meilen beträgt. Sie thun indessen vortreffliche Dienste, wenn nur die Arten des Buschholzes dabey ordentlich angewendet werden. Denn die jährliche allgemeine Ersparung des Holzes; und andere Vortheile, haben auch bey den angezeigten Beschwerden ihre Richtigkeit, denen am Ort und Stelle, nach den dabey vorkommenden Umständen, abgeholfen werden muß. Denn es kömmt sehr viel auf die Holzarten selbst an, woraus man dergleichen Hecken zieht, wegen der Insecten, Vögel, und andern Ungeziefers, denen sie theils Nahrung verschaffen, theils, zum Schaden der nächst anliegenden Grundstücke, Aufenthalt geben. Da nun viele Arten von Hecken selten, oder nur auf der einen Seite, oder auch gar nicht, gegraben werden: so halten sich zwischen und unter ihren Wurzeln auch Feldmäuse, Wiesel, Maulwürfe und andere Arten schädlicher Thiere, auf, welche bey ihrer Vermehrung ziemlichen Schaden anrichten, (*). Weil aber

(*) Hier kömmt es bey der Lage der Hecken oft bloß auf die Witterung in gewissen Jahren an, daß sich viele oder wenige Insecten von einer Art, oder von mehrern, zugleich darauf befinden. Denn da die Insecten ihre eigene Gewächse haben, wovon sie sich nähren, und auf denen sie ihre Begattung vorzunehmen und ihre Verwandlung zu überstehen pflegen: so ziehen sie auch noch eine Menge von anderm Ungeziefer dahin, welche nicht der Pflanzen wegen dahin kommen, sondern bloß um des Raubes besonderer Arten von Insecten willen. Einige Gewächse, die sich sonst zu lebendigen Hecken sehr wohl schicken, machen sich deswegen unbrauchbar, oder wenigstens unangenehm, weil sie zugleich dem Grundstücke, welches sie umgeben, vor andern eine allzu große Menge Ungeziefers zuziehen. Die Kenner der Naturgeschichte solcher Thiere können

aber diese Beschwerlichkeiten größer oder kleiner sind, und mit der Beschaffenheit der Gegenden, Lage und Witterung abwechseln, auch zuweilen fehlen, der Landwirth auch überdies schon längst gewohnt ist, das ganze Jahr hindurch mit Witterung und Insecten zu kämpfen, und bey den davon zuweilen auszustehenden Beschwerden und Schäden, dennoch die übrige Zeit seine Rechnung dabey findet: so wird er sich von Anlegung der nützlichen lebendigen Hecken deshalb nicht abhalten lassen, wenn es auch nur der einzige wichtige Punct der jährlichen großen Holzersparung erforderte, und sonst keine Ursachen mehr vorhanden wären.

Ich werde mich, nach diesen Vorerinnerungen, zur nähern Betrachtung sowohl des Hauptunterschiedes, als auch der Anlage und Wartung der lebendigen Hecken:

Wenn dergleichen Bäume, Sträuche und Stauden frisch aus der Erde kommen, und bald in einen solchen Grund gebracht werden, der dem ersten, woraus sie genommen worden, gleich, oder wenigstens nicht gar zu schlecht ist: so wachsen sie mit der Zeit entweder von selbst in und durch einander, oder sie werden hernach durch Schneiden und Binden dahin gebracht, daß sie ohne sonderliche Mühe und Kosten beständig bleiben, und in ihren Zweigen dergestalt mit einander verwachsen, daß sie endlich die äußere Gewalt, Sturm, Kälte, übermäßige Hitze, und das Eindringen von Menschen und Vieh, abhalten. Dabey können sie auf

ökonomischen Liebhabern, und andern, welche Hecken anzulegen und ordentlich zu unterhalten Willens sind, allein an Raupen und Motten über 120 verschiedene Arten nachweisen, worunter allein die Nachtschmetterlinge 108 ausmachen. Zu diesen kann man 12 Arten von Wanzen, 9 Arten von Spinnen, und wenigstens 5 Arten Käfer rechnen; anderer zu geschweigen, als: vom Geschlechte Tenthredo, 16; Chrysomela, 16; Aphis, 10; Chermes, 10; Cynips, 10; und Coccus, 3 Arten ꝛc.

mehr als eine Art nützen oder schaden, nachdem ihre Lage, Höhe, Dicke, und besondere Beschaffenheit, Gelegenheit dazu giebt.

In einigen Ländern, oder deren einzelen Provinzen, hat die Klugheit den Einwohnern seit langer Zeit angerathen, durch Anlegung der lebendigen Zäune eine Menge Holz, und hiemit zugleich die nachfolgenden Unkosten einer mühsamen Unterhaltung zu ersparen. In andern hingegen, wo sich, der triftigen Vorstellungen und Warnungen ungeachtet, von diesen guten Anstalten nicht das geringste hat äußern wollen, und wo die patriotisch Gesinnten noch vor wenigen Jahren mit ihren Erinnerungen lächerlich gemacht wurden, hat endlich der allzu stark überhand nehmende Holzmangel die Unterdrücker dieser nützlichen Anstalten, ihres wirthschaftlichen Verfahrens halben, auf das sinnlichste belehrt. So unstreitig indessen die Nothwendigkeit der Anlage selbstwachsender Zäune, in Absicht auf die Holzersparung, ist: eben so gewiß ist auch der übrige Nutzen davon, an den dazu schicklichen Orten; ob sich gleich noch immer Leute finden, bey denen das Widersprechen zur Gewohnheit geworden seyn mag, und die deswegen in solchen Sachen, welche das allgemeine Beste betreffen, eine jede Ueberzeugung nicht gar wohl vertragen. Ihren vorgeblichen Ueberfluß des Holzes, an welchen Orten, und in welchen abgelegenen Winkeln dieser oder jener Länder er auch gefunden wird, oder auch seyn mag, und also nur bloß von einigen einzelen Gegenden gilt, diesen könnte man vielmehr in recht eigentlichem Verstande, den Rest der noch auszurottenden Waldung nennen. Er giebt den schlechtesten Einwurf gegen die Anlage der lebendigen Zäune ab. Zeit, Zufälle, und eine schlechte Wirthschaft, dergleichen man in vielen Forsten gewahr wird, können ihn bald vermindern. Wo aber ist nun derjenige große Vorrath an Holz in solchen Provinzen,

wovon Niemand glaubte, daß derselbe jemals aufhören könnte? Endlich lassen sie sich noch einfallen, besondere Abtheilungen und Lagen der Grundstücke und eingeführte Straßengerechtigkeiten, die nur gewissen Gegenden eigen sind, gegen die allgemeine Anlage der lebendigen Hecken, auch an allen andern Orten, wo sie gar nicht gefunden werden, vorzuschützen. Diese Schwierigkeiten lassen sich, bey näherer Untersuchung der Umstände, auch an Ort und Stelle leicht heben. Vielleicht macht die Beschaffenheit derselben, und der Ueberfluß an andern Mitteln, daselbst die grünen Hecken entbehrlich.

Wo dieselben aber eingeführt werden können, stiften sie große Vortheile, welche einige damit vergesellschaftete Beschwerlichkeiten sehr vermindern und unmerklich machen; sollte es auch nur, außer der wichtigen allgemeinen Holzersparung, ihre Beständigkeit, und die Ersparung der allzu beschwerlichen Kosten und Arbeiten seyn, die sich bey den verschiedenen und weitläuftigern Arten von hölzernen Befriedigungen finden, wenn man sie in gehöriger Ordnung zu erhalten schuldig ist. Da sie nun auch die Dienste als feste Zäune thun, so befestigen und verdecken sie zugleich, zu vielerley Bequemlichkeit, Dämme, Ufer und Wege. Sie können auch, nach dem Unterschiede des Ortes und Bodens, des Alters, ihrer Stärke, Höhe und Länge, wegen der dazu genommenen Arten des Buschholzes, allerhand Laub zum Winterfutter und zum Einstreuen, wie auch Reis- und Backholz, und endlich wildes und zahmes Obst liefern.

Unter den lebendigen Hecken läßt sich füglich ein zweyfacher Hauptunterschied machen. Es sind nämlich dieselben entweder grüne künstliche Wände und Hecken von ungleicher Güte und Dauer, welche um die Kunst- und Lustgärten, oder in denselben, mit vieler Mühe und Kosten, zu aller Absicht, in einer ge-

wissen bestimmten Gestalt unterhalten werden; oder, es sind solche, die der Haus- und Landwirth mehr zum Nutzen, als zum Vergnügen, unterhält. Dahin gehören vornämlich die hohen und niedrigen, festen und losen, wilden und zahmen Hecken, die von allerhand Buschholz gepflanzet werden, dergleichen der Boden von selbst hervor bringt. Man nennt sie wilde, oder auch Busch- Feld- Wiesen- und Waldhecken, und hält sie etwas weniger in Ordnung, als die erste Art. Sie werden etwann alle 3 Jahr beschnitten, behauen, geflochten, oder ganz locker gebunden, wie es die Zeit und Umstände verstatten, auch wohl durch ein bloßes Behauen erneuert. Man läßt ihnen die Höhe und Dicke, die ihnen ihr eigenes Wachsthum gedachte Zeit über verschaffet. Sie sind dem Landmanne bey vielerley Anstalten zu seinen Absichten dienlich. Sie decken insgemein die Dörfer und Landstraßen, Lustwälder, Weinberge, Bleichplätze, Feld- Obst- Kohl- und Hopfengärten, und halten die Dämme und Ufer, an Ströhmen und Bächen. Unter solchen selbstwachsenden Zäunen giebt es auch in den Vorstädten und auf dem Lande, vermischte, halb wilde und zahme, von solchen Eigenschaften, welche die Dienste, wie die vorhergehenden, thun, oder gewisse Arten des Obstes zugleich tragen, wenn sie beym Ausschneiden nur etwas ordentlich behandelt werden.

Unter allen lebendigen Hecken sind die beständigen die besten; und wenn sie dauerhaft seyn sollen, müssen sie vor allen Dingen aus solchen Arten des Holzes bestehen, die den jährlich zu wiederholenden Schnitt wohl vertragen, ohne davon zurück zu trocknen. Ihre Stämme und Zweige müssen nicht zu schnelle und starke Triebe machen, noch, wenn sie in Hecken dicht stehen, zu bald ersticken und vergehen. Wie man sich denn wegen solcher Fehler, welche in den Hecken sehr große Lücken machen, vor allem Strauchwerke zu hü-

ten

ten hat, welches häufige Neben- und Wurzelsprossen treibt, oder, wie einige Baumarten thun, nach dem Behauen und Beschneiden, die Wiesen und Fruchtländer durch ihre auslaufende Wurzeln und Brut desto mehr verderben. Alle solche Holzarten geben weder dichte, noch recht beständige, feine und dauerhafte Hecken; sie wachsen zu geschwinde, und sind geneigt, ihre Zweige allzu weit auszubreiten. Sie sind daher zu dauerhaften Hecken, welche regelmäßig bearbeitet werden sollen, nicht dienlich. Zu solchen Gewächsen, welche keine gute geschlossene und dauerhafte Hecken geben, und deswegen ganz unrecht dazu angewendet werden, gehören: die Sahl- (Palm- oder Werft-) Weide, Salix caprea *L.*; die Weißpappel, Populus tremula *L.* und Schwarzpappel, Populus nigra *L.*; gemeine zahme und wilde saure Kirschen, Prunus Cerasus *L.*; schwarze Vogelkirschen, Prunus Padus *L.*; schwarzer Hohlunder, Sambucus nigra *L.*; Kalinkenbeere, Viburnum Opulus *L.*; wilde und zahme Haselstaude, Corylus Avellana *L.*; Faulbaum, Rhamnus Frangula *L.*; schwarze Johannisbeere, Ribes nigrum *L.*; gemeine Johannisbeere, Ribes rubrum *L.*; spanische Weide, Spiraea salicifolia *L.*; türkischer Flieder, Syringa vulgaris *L.*; falscher blauer Jasmin, Syringa persica *L.*; weißer Jasmin, Philadelphus coronarius *L.*; Hagebuttenstrauch, Rosa canina *L.*; wilder Kornelbaum, Cornus sanguinea *L.*; steigende Waldrebe, Clematis Vitalba *L.*; Geißblatt, Lonicera Caprifolium *L.*; großer Brombeerstrauch, Rubus fruticosus *L.* u. a. m.

In einigen Ländern macht man Verzäunungen, die nur auf etliche Monate dienen, und zwar von der großen Art Disteln, die man auf die Ränder eines Stückes dick in einander pflanzen läßt. In warmen Ländern wird die gemeine Agave oder americanische Aloe, in andern die indianische Stachelfeige (Cactus Opuntia *L.*) und andere Gewächse mehr, gebraucht.

Anstatt

Anstatt aller jetzt genannten Gewächse, die nur zu schlechten, losen und wenig-dauerhaften, wilden und zahmen Hecken dienen, giebt es andere, welche sich zu recht guten, starken, theils hohen, theils niedrigen, und beständigen Hecken, wie auch zu Zäunen in und um Lust- und Obstgärten und andere Grundstücke, mit dem besten Erfolge gebrauchen lassen, wofern man die Umstände der Lage, des Bodens, und der dabey nöthigen Unterhaltung wohl einzurichten versteht. Man hat seit einigen Jahren von den hiezu tauglichen Gewächsarten weit mehrere in Gebrauch gezogen, als man ehedem zu thun pflegte; doch sind nachstehende die gewöhnlichsten: Rothbüche, Fagus sylvatica *L.*; Weißbüche, Carpinus betulus *L.*; Rüster, Ulmus campestris *L.*; Eiche, Quercus Robur *L.*; Linde, Tilia europaea *L.*; virginische Acacia, Robinia Pseudo-Acacia *L.*; Ahorn, Acer Pseudo-Platanus *L.*; Roßkastanien, Aesculus Hippocastanum *L.*; Kastanienbaum, Fagus castanea *L.*; weißer Maulbeerbaum, Morus alba *L.*; wilder Oehlbaum, Elaeagnus angustifolia *L.*; Birke, Betula alba *L.*; Eller, Betula Alnus *L.*; Kiefer, Pinus sylvestris *L.*; Taxbaum, Taxus baccata *L.*; Wachholder, Juniperus communis *L.*; Sadebaum, Juniperus Sabina *L.*; Stechpalme, Ilex Agrifolium *L.*; hoher Buchsbaum, Buxus sempervirens *L.*; Rainweide, Ligustrum vulgare *L.*; Quittenstrauch, Pyrus cydonia *L.*; Berberisstaude, Berberis vulgaris *L.*; Weißdorn, Crataegus Oxyacantha *L.*; Kreuzdorn, Rhamnus catharticus *L.*; Schwarzdorn, Prunus spinosa *L.*; Zweckholz, Lonicera Xylosteum *L.*; tatarischer Zäunling, Lonicera tatarica *L.*; hochstaudiger Alpenzäunling, Lonicera caerulea *L.*; Spindelbaum, Evonymus europaeus *L.* u. a. m.

Die

Die lebendigen Hecken werden entweder gesäet, oder gepflanzet. Beyde Arten der Anlage sind gut und nützlich; beyde haben Beschwerde, aber auch Vortheile gegen einander, nach Beschaffenheit des Bodens. Die letztern aber behalten den Vorzug.

Was nun die Anlage solcher Hecken durch das Säen, nach niederländischer Art, betrifft, so wird insgemein dabey folgendermaßen verfahren. Es wird ein, etwa 2 Fuß tiefer, Graben gemacht, der bis auf die Hälfte mit wohl verfaultem Dünger, oder wenigstens mit einer guten Erde, ausgefüllet wird. In diesen Graben wird die Hecke gesäet. Hiezu werden allerley harte Kerne gebraucht, die man entweder so frisch, als man sie im Herbste einsammeln kann, darein leget, oder man verschiebt die Saat bis zum Frühlinge, wenn der Frost aus der Erde, und die nöthige Feuchtigkeit noch darin befindlich ist. Nach dem Einlegen der Kerne, muß die Erde allemal etwas angetreten werden. Die mehresten Samen gehen im ersten Jahre auf, die härtern aber im zweyten Jahre nach der Saat, auch wohl etwas später, zumal wenn sie nicht recht frisch eingebracht sind. So bald sie aufgegangen sind, müssen sie vom Unkraute behutsam gereiniget und gehörig begossen werden. Wenn die junge Samenhecke eine Höhe von ungefähr 3 Fuß erreicht hat, wird sie $\frac{1}{2}$ Fuß, auch tiefer, mit der Scheere beschnitten, da sie denn unterwärts sehr dick ausschlagen, auch gut in die Höhe gehen wird. Wenn man dieses Beschneiden jährlich fortsetzt, nun eine gute Art Samen von Buschholze zur Hecke genommen hat, so verwachsen die Zweige, sogleich vom Anfange an, von unten auf dermaßen in einander, daß zuletzt fast kein Vogel darin nisten, oder durch dieselben kommen kann. Das Beschneiden muß von unten nach oben zu, etwas spitzig oder schräg geschehen, damit die untersten Zweige, wegen Mangel der freyen Luft, der Sonne,

des

des Regens und Thaues, nicht etwann kahl werden, abſterben, und bey ganzen Hecken einen Uebelſtand verurſachen.

Will man aber, ohne die Erziehung ſolcher ſelbſtwachſenden Zäune durch die Saat anzufangen, dergleichen pflanzen, um ſie etwas eher in einer gewiſſen Höhe zu ſehen, als es durch den Samen geſchehen kann: ſo ſetzt man die jungen Stämme in einen wohl zubereiteten Graben, tritt die Erde etwas an, und läßt alsdann die Stämmchen frey und ungebunden ſo lange ſtehen, bis ſich das lockere Erdreich etwas geſetzt hat. Man kann auch, wenn der Graben in einer gehörigen Breite gemacht iſt, vor oder hinter ſolcher friſch gepflanzten Hecke, zugleich eine Reihe Kerne legen. Hat man aber eine bereits durch unregelmäßiges Anpflanzen oder ungeſchickte Wahl des Buſchholzes verdorbene, oder auch eine durch Nachläſſigkeit verwilderte oder ſonſt veraltete Hecke, die man ausbeſſern und wieder herſtellen will, ſie möge von Ellern, Linden, Rüſtern oder Büchen ſeyn: ſo iſt das beſte Mittel, ſie bis etwas über die Hälfte herunter zu hauen, aufzugraben, und mit friſcher Erde zu verſehen.

Bey einigen Arten der Gewächſe, als: dem groſſen und ſpitzigen Ahorn, Linden, Rüſtern, Weiß- und Rothbüchen ꝛc. können Hecken, außer den Samen und Pflanzen, auch aus Schnittlingen, Setzlingen, Einlegern ꝛc. gezogen werden; und bey etlichen, als: dem Quittenſtrauche, dem unächten Oehlbaume, Weiden, Pappeln, und vielen andern der oben angeführten Bäume und Sträuche, iſt die Anlage der Hecken aus Samen und Pflanzen gar nicht nöthig, weil ſie von eingelegten Zweigen und Setzlingen eben ſo gut und geſchwinde von Statten geht. Dahin gehören die meiſten Bäume, Sträuche und Stauden, die mit dicken, lockern und ſaftreichen Rinden verſehen ſind, und in einem mäßig feuchten lockern Boden ſehr bald

Wur-

Wurzel schlagen, nur daß nicht alle zu einem guten festen Gehäge um Gärten gebraucht werden können, sondern in Niederungen unter Waldhecken, an Straßen, Dämmen, Ströhmen und Gräben, welche weniger fest und dauerhaft seyn dürfen, genommen werden müssen.

Alle Arten von wilden oder zahmen selbstwachsenden Zäunen, mögen indessen noch so schlecht oder noch so dauerhaft seyn, oder dafür gehalten werden, wie sie wollen: so verlangen sie doch, weil sie gepflanzt sind, in den ersten drey Jahren einige Aufsicht und Wartung, wenn sie nicht allzu sehr verwildern sollen. Sie werden gemeiniglich, bloß aus dem Vorurtheile, verabsäumet, weil sie aus einer gemeinen Holzart bestehen, und eben nicht mitten um die Luststücke eines prächtigen Gartens angelegt sind, indem man sich ohne allen Grund vorstellt, das Buschholz wachse ohne alle Besorgung von selbst, es möge im Walde oder in Hecken stehen.

Die Wahl des Buschholzes zu den Hecken, richtet sich sowohl nach ihrer besondern Art, ihrer Dauer und Festigkeit, als auch nach der Beschaffenheit des Bodens. Verlangt man also recht gute und geschlossene Hecken an Orten, wo man ihnen einen bestimmten Platz und Gestalt geben muß: so kann man die vorher erwähnten Arten dazu wählen. Hat man aber nur eine Landstraße, oder einen Spatziergang im Freyen, an einem Lustwalde u. d. gl. zu bezäunen, wobey lose, buschige und mehr unregelmäßige Hecken hinreichend sind, oder etwas erhabene Dämme und Ufer an Ströhmen, und Moräste damit einzufassen, wodurch andere Gegenden nur verdecket werden sollen: so kömmt es dabey auf etliche Fuß breit Landes nicht an. Es werden freylich solche Holzarten dazu mit Nutzen gewählet, die außer dem, daß sie sich durch ihren ausfallenden Samen sehr vermehren, auch mit ihren Wurzeln etwas

weiter um sich greifen, viele Nebenschosse treiben, und mit ihren geschwinde wachsenden belaubten Zweigen die Hecke bald decken; vor denen man sich aber in wohl eingerichteten Gärten, und bey Bildung guter, fester und dauerhafter Hecken allezeit mit zu hüten hat. Dergleichen sind: Aespen, Weiden, Pappeln, Aeschen, Faulbaum, Fliederstrauch, Wasserholder, Haselstaude, Hartriegel, schwarze Johannisbeere, schwarze Vogelkirschen; unter denen die Waldrebe, Heckrosen, der steigende Nachtschatten und wilder Hopfen hin und wieder befindlich sind. Ihre Wurzeln und Wurzelzweige halten die Ufer dicht und fest zusammen; sie vertragen größtentheils die Ueberschwemmungen und die meisten so gar das Eis, wie man in den niedrigen Waldungen und auf den Inseln sehen kann.

Es giebt eine besondere, sehr bekannte, und außer der Mark in andern Ländern sehr gebräuchliche Art von lebendigen Hecken, die nämlich von dem Samen des zahmen stacheligen Ginsters (Ulex europaeus *L.* Genista spinosa *Dod.*) gezogen werden, und in allerley Boden, auch in dem schlechtesten Sande wachsen, und bald stark und dick werden. Bey uns hat es damit noch nicht sonderlich glücken wollen; denn sie verfriert leicht; s. Th. XVII, S. 356, flg. Eben die Bewandtniß hat es mit der Stechpalme, welche an freyen und hoch gelegenen Orten die strengen Winter bey uns nicht aussteht. Doch giebt es unter den fremden Bäumen, Sträuchen und Stauden, noch manche zu lebendigen Hecken taugliche Arten, welche sich in unsern Gegenden nach und nach an die Strenge der Winter gewöhnen. Dahin gehören einige Alpen- und Bergsträuche, nebst andern niedrigen Baumarten aus Sibirien und Nord-Amerika, wenn sie nur das dritte Jahr bey uns überstanden, und recht tiefe und häufige Wurzeln geschlagen haben, von deren Gebrauche man vor 30 Jahren noch wenig wußte; als: der

amerikanische dreydornige Zuckerschotenbaum, Gleditsia triacantha *L.*; der sibirische Erbsenstrauch, Robinia Caragana *L.*; Baumbohnen, Cytisus alpinus *Tourn.*; glatter kurzstieliger Geißklee, Cytisus sessilifolius *L.*; rothe virginische Ceder, Juniperus Virginiana *L.*; See- oder Weidendorn, Rhamnus *L.*; breitblätterige Berberisstaude aus Canada, Berberis latifolio Canadensis *H. R. Par.*; virginischer Hundsbeerstrauch, Cornus foemina, laurifolia *Pluk.* u. a. m. Bey vielen kömmt es auf Boden und Lage an, daß man ihn nicht verfehle, und zugleich, ob sie im jungen Holze überhaupt den Schnitt zu verschiedener Jahrszeit vertragen, und nicht nachtrocknen: denn die Vernachlässigung dieser Umstände vereitelt dergleichen Anstalten so gar mit unsern gemeinen einheimischen Gewächsen.

In England, vornämlich in Herfordshire, wo die Einwohner für die erfahrensten in Anlegung lebendiger Hecken um Aecker, Wiesen und andere Grundstücke, gehalten werden, geschieht solches auf folgende Art. Die Hecken werden gemeiniglich in gerader Linie gepflanzt. Ist die Erde von Wurzeln und anderm Strauchwerke frey: so werden einige Furchen gepflüget und gegen einander gewendet; ist aber die Erde mit Wurzeln und Stämmmen abgehauener Bäume dermaßen angefüllt, daß kein Pflug fortkommen und durchdringen kann, so wird die Erde mit einem Spaten aufgegraben. Einige pflegen auch die Stelle, wo sie ihre Hecke anlegen wollen, gar nicht aufzugraben, sondern lassen es dabey bewenden, daß sie die Erde aus dem nahe dabey gemachten Graben aufwerfen. Haben sie nun die Erde an dem Orte, wo die Hecke angelegt werden soll, entweder aufgepflügt, oder aufgegraben, so wird ein Graben längs und nahe bey demselben gezogen, welcher gemeiniglich, wenn alle Erde dar-

aus geworfen worden, 1 auch wohl 1½ Elle tief ist: Von dieser aus dem Graben heraus gebrachten Erde wird so viel auf die aufgepflügte oder aufgegrabene Erde geworfen, daß davon eine Erdbank, welche 1½ Elle, auch wohl etwas darüber, hoch ist, entsteht. Hierauf nehmen sie junge Sprößlinge von Haze- oder Schlehendornen, schneiden sie eine gute Querhand über der Wurzel schief ab, und pflanzen sie alle in einer Reihe auf die aufgeworfene Bank. Diese Zweige sind gemeiniglich eines Fingers dick, bisweilen auch etwas mehr, bisweilen weniger. Sie werden so dicht an einander gesetzt, daß sie kaum 3 Zoll von einander entfernt sind. Ehe sie aber die Sprößlinge pflanzen, ziehen sie längs der ganzen Bank eine Art von Wasser-Furche, die ungefähr 1 Querhand tief ist; und in diese setzen sie ihre Sprößlinge mit den Wurzeln, aber schief gegen den Graben zu, damit sie hernach desto besser das Vieh abhalten können. Alsdann wird die Furche, worein sie gepflanzt worden sind, wieder mit Erde ausgefüllet, und zwar dergestalt, daß die Spitzen des Baumes kaum 1 Zoll über derselben hervor ragen. Außer jezt gedachten Haze- und Schlehendornen, setzt man auch, entweder in einer gewissen Entfernung von einander, oder nach Belieben, noch allerhand Reiser von Laubbäumen, als: Weiden, Büchen, Eschen, Ahorn, Linden und Ulmen, und diese werden so weit abgestutzet, daß sie mit den vorigen gleich niedrig stehen. Nachdem dieses geschehen ist, fängt man an, den Wall auf einer Seite noch mehr zu erhöhen, indem aus dem Graben auf die Wurzeln der eingesteckten Reiser mehr Erde geschüttet wird. Hieraus entsteht endlich eine Bank, welche auf ½ Elle, senkrecht gemessen, über die vorige sich erhebt, allein eine so schräge Richtung hat, daß sie, wenn ein Stock auf die Seite oder schräg gelegt wird, ¾ Ellen zwischen der Reihe, in welche die Sprößlinge gepflanzt worden sind, und

zwi-

zwischen der Höhe dieser vermehrten Erde, beträgt. Hierein nun werden auf eben die Art, wie bey Pflanzung der ersten Reihe geschah, Haze- und Schlehendornen nebst mehrern vorgenannter Laubbäume gepflanzt, und die Wurzeln derselben werden ebenfalls hernach mit der aus dem Graben aufgeworfenen Erde bedeckt. Wenn man eine senkrechte Linie von dieser untern Reihe zieht, sieht man, daß sie ½ Elle näher, als die obere Reihe, nach dem Graben zu, stehen; und eben hieraus ist abzunehmen, wie abhängig die Seite nach dem Graben zu sey.

Der Graben wird aufgeworfen, theils um das Vieh abzuhalten, theils, um bey Pflanzung der Sprößlinge Erde bey der Hand zu haben. Oft machen auch die Engländer, zu noch mehrerer Vorsicht, auf der andern Seite des Grabens, gerade gegen die Hecke über, und dicht bey dem Rande des Grabens, todte Hecken, um gänzlich zu verhindern, daß das Rindvieh und die Schafe nicht in den Graben steigen und die Sprößlinge abbeißen. Bisweilen trifft man in England auch Hecken ohne einen Graben, alsdann aber allemal auf beyden Seiten der Sprößlinge todte Hecken an, welche so lange stehen bleiben, bis sie heran gewachsen sind, und von dem Viehe nicht mehr beschädiget werden können.

Bey der Pflanzung der Sprößlinge ist noch dieses anzumerken, daß die obere schwarze Erde nahe an und um die Wurzel herum gelegt werden muß.

Wenn eine neu angelegte Hecke 9 Jahr alt geworden ist, wird sie, bis auf die in der Mitte derselben stehenden Schößlinge, welche theils Pfähle, theils Zaunruthen zu mehrerer Befestigung der anzulegenden todten Hecke abgeben können, niedergehauen, damit der Besitzer theils Brennholz für sich und zum Verkauf erhalten, theils aber auch von den neu wieder aufschiessenden Sprößlingen eine bessere und dichtere Hecke bekom-

kommen möge. Denn, wenn eine Hecke 9 Jahr und länger gestanden hat, fangen einige Sträuche an, vor Alter auszugehen. Hierauf sucht mun sich unter den abgehauenen Sträuchen, die $\frac{3}{4}$ Ellen langen, und 1 auch 2 Zoll im Diameter dicken Pfähle aus, benimmt ihnen alle Nebenzweige, und steckt sie, 1 Elle weit von einander und $\frac{1}{4}$ Elle tief, in die Erde. Diejenigen Stäbe oder Stämme aber, die man nicht umgehauen, sondern in der Reihe, in welcher die todte Befriedigung angelegt wird, auf ihrer Wurzel stehen gelassen hat, und zu Zaunpfählen gebrauchen will und kann, schneidelt man, wie jene, die man ohne Wurzeln in die Erde gesteckt hat, aus, und stutzt sie 2 Ellen über der Erde ab, damit sie mit jenen von einerley Höhe werden. Hierauf schneidet man die übrigen von denen Stämmen, die man in der Mitte der alten und also in der Linie der todten Hecke, welche man anlegt, auf ihrer Wurzel stehen gelassen hat, und zu Pfählen nicht gebrauchen will oder kann, 1 Querhand über der Wurzel, und etwas mehr als zur Hälfte, schief durch, biegt sie allmählich und behutsam um, und flicht sie als Zaunruthen ein.

Da aber selten so viele Zaunruthen mitten in der Hecke wachsen, daß sie allein, wenn sie gebogen werden, hinlänglich seyn könnten, die Hecke anzufüllen: so werden die noch fehlenden von Haselstauden, Weiden, Hagedorn und andern Bäumen genommen, und schlangenweise dazwischen geflochten. Ist man mit dieser horizontal-schlangenförmigen Einfassung fertig, so nimmt man noch Zaunruthen von Hage- und Schlehendornen, denen man, wie jenen, die man in der Reihe der todten Hecke auf ihren Wurzeln stehen gelassen, und die man nur eingekerbt hat, damit man sie desto besser biegen und nach seiner Absicht einflechten könne, ihre Zweige läßt, und flicht sie vertical schlangenweise schief in den Zaun ein. Alsdann hauet man

in-

inwendig in der Hecke alle hervorstehende Zweige von gedachten eingeflochtenen Zaunruthen hinweg, damit sie ganz glatt sey; auswendig aber an dieser todten Hecke beschneidet man die hervor ragenden Zweige auf solche Art, daß dieselben bey der Erde ¾ bis 1 Elle, und noch weiter, von der Hecke ab stehen, nachher aber werden sie immer kürzer, je höher sie hinauf kommen, beschnitten, so daß die obersten kaum 1 Querhand lang sind. Wenn man an der platten oder inwendigen Seite der Hecke steht, und über den äußern Theil der Hecke herunter, oder auch seitwärts hin, blickt, so sieht sie wie ein abhängiger Erdwall aus. Die Zweige werden deswegen unten desto länger gelassen, damit sie das Vieh so viel besser von den jungen Sprößlingen abhalten. Wenn eine Hecke auf solche Art niedergehauen ist, schießt sie nach 2 oder 3 Jahren so hoch auf, daß sie ein gutes Gehäge abgeben und das Vieh abhalten kann. Die alte oder todte Hecke wird alsdann weggenommen, und zu Brennholz gebraucht. Die lebendigen Hecken werden gemeiniglich im October oder November, auch im Febr. und März niedergehauen, und todte Hecken an deren Stelle gemacht. Die Höhe dieser todten Hecken beträgt gemeiniglich 2 Ellen. Die Stämme, die man in der Reihe der todten Hecken auf ihrer Wurzel stehen läßt, und als Zaunruthen einflicht, werden deswegen nicht ganz durchgeschnitten, sondern nur eingekerbt, damit theils die todte Hecke dadurch mehr Halt bekommen und stärker werden möge, theils auch, damit die jungen hervor schießenden Sprößlinge an der Stelle, wo die Kerbe gemacht ist, hervor kommen und der Strauch nicht absterben möge. Endlich wird über die Stürzel der abgehauenen Sträuche aus dem bey der Hecke auswendig gezogenen Graben, welcher gemeiniglich ¾ E. tief und 1 E. breit ist, ein wenig Erde geschüttet, damit dieselben keinen Schaden von der

Sonnenhitze nehmen, und mehr und desto stärkere Schößlinge treiben.

Will man eine Hecke von mehr als einer Gattung oder Art von Holze anlegen, so wähle man 1) solche, die sich im Wachsthume gleich sind. Diese Regel ist wegen des gleichförmigen Wachsthumes und der Abtreibung der Hecken zu beobachten nöthig. Indessen ziehen die Meisten den vermischten die unvermischten Hecken vor. 2) Man lasse keine hohe Bäume in den Hecken aufwachsen; denn sie gereichen nicht nur der Hecke selbst, sondern auch denen Pflanzen, welche man in dergleichen lebendigen Umzäunungen bauet, zum Nachtheil.

Man hat hin und wieder Obsthecken, von Birnen, Aepfeln, Kirschen, Pflaumen, Quitten ꝛc. sehr angepriesen, und Fleiß auf deren Anlegung gewandt, in der Meinung, daß man von dem davon zu gewinnenden Obste großen Nutzen haben wollte; allein, man wird selten dergleichen antreffen, welche mit Nutzen zu Stande gebracht wären. Obstbäume tragen fast gar nicht, wenn sie nicht zu hochstämmigen Bäumen, und frey wachsen. Wir ziehen zwar Zwergbäume in den Gärten, diese müssen aber auf fremde ihren Trieb vermindernde Stämme gepfropfet werden, und tragen doch oft nicht, wenn sie nicht mit vieler Mühe beständig unter dem Messer gehalten werden; tractiren wir sie mit der Scheere, so gerathen sie in das Wilde; lassen wir ihnen den freyen Willen, so werden sie bald in die Höhe gehen. Es ist also beynahe als ein Widerspruch anzusehen, daß man Obstbäume wild als eine Hecke ziehen, und doch Nutzen davon haben will. Es würde auch schwer halten, sie vor den Anfällen des Viehes zu verwahren, und das darauf wachsende Obst zu schützen. Man zieht in Gärten Hecken von Pepping; sie erfordern aber eine genaue Aufsicht, welche man auf

eine

eine Hecke im freyen Felde nicht wenden kann, und öfters gehen Stämme aus. Pflaumen, welche noch am ersten zu Hecken in freyem Felde dienen möchten, vertragen das Schneiden nicht wohl; und Kirschen kann man kaum im Garten niedrig und frey ziehen. Die einzige Frucht, welche sich noch zu dergleichen Hecken schicken möchte, sind die großen Schlehen, oder wilden runden Pflaumen (Kriechen), Prunus insititia *L.*; allein von ihrer zwar eßbaren, aber allzu herben Frucht ist kein besonderer Nutzen zu ziehen, und die Hecken bleiben schlechter, wie andere. Ich rathe also nicht, daß ein Landwirth sich mit dergleichen Obsthecken zur Befriedigung abgebe. Ein anderes ist, Lusthecken davon anzulegen; ein Gärter aber muß dergleichen Obsthecken, eben wie andere am Spalier oder platt gezogene Bäume, mit dem Messer schneiden und warten.

So viele Empfehlung die lebendigen Hecken und Zäune zur Befriedigung der Aecker, Felder und Wiesen verdienen: so schädlich sind dagegen dieselben um Obst- und Küchengärten. Es sind besonders drey Haupt-Ursachen, weswegen ein Landwirth Bedenken tragen muß, die lebendigen Hecken und Zäune den todten vorzuziehen. Erstlich mag der lebendige oder Heckenzaun noch so dicht angelegt und stark aufgewachsen seyn, so ist er doch keine hinreichende Schutzwehr wider Schweine und Hühner. Die erstern werden dem ungeachtet durchbrechen, die letztern aber Schlupfwinkel in Menge finden, oder auch überfliegen können; und für beyde werden sowohl die Samen zu Küchengewächsen, als die Küchengewächse selbst, keinesweges sicher seyn. Ist zweytens der Garten mit Obstbäumen besetzt, so mag der lebendige Zaun noch so künstlich darum stehen, und mit noch so vielem Fleisse erhalten werden, er wird doch bey aller Vorsicht die nächste Gelegenheit dazu geben, daß die schädlichen Rau-

yen ihre Brut daselbst anseßen, und um so bequemer Früchte und Bäume verderben können. Drittens werden in solchen Gärten, die mit lebendigen Hecken eingezäunt sind, allemal die meisten Mäuse angetroffen werden. Denn hier bauen diese Thiere ihre Wohnungen am liebsten, weil sie hier nicht nur ein trocknes Lager finden, sondern auch meistentheils vor den Nachstellungen ihrer Feinde, und andern Gefahren, sicher sind; zu geschweigen, daß Käfer, Ameisen, und andere Arten von Insecten ebenfalls herbey gelocket werden, ihre Winterquartiere daselbst aufzuschlagen, welches zum großen Nachtheil für die Gartenfrüchte geschehen wird. Ich ziehe daher, wenn von Befriedigung der Obst- und Küchengärten die Rede ist, die todten Zäune den lebendigen Hecken vor; und unter jenen gefallen mir, wenn nicht eben auf die Zierde gesehen werden soll, keine besser, als unsere gemeine Zäune, wozu nichts weiter gehört, als daß man, in einer mäßigen Entfernung von einander, starke Pfähle eingräbt, woran Stangen oder Latten geschlagen, und diese dicht und enge mit Dornsträuchen ausgeflochten werden. Solche Zäune kosten wenig, dauern 20 bis 30 Jahre, und sind, wenn sie ja schadhaft werden, leicht wieder auszubessern. Und was die Hauptabsicht betrifft, so entsprechen sie derselben unstreitig mehr, als keine lebendige Hecke thun wird. Menschen können sie nicht ohne Gefahr, oder doch beschwerliche Mühe, überklettern; und noch weniger können sie so leicht, wie bey den Hecken, durchbrechen. Wider das Vieh sind sie ebenfalls eine weit sicherere Schutzwehr; und hiezu kömmt, daß Insecten und Ungeziefer wenig oder gar keinen Schutz unter ihnen finden.

Von andern Arten der Befriedigungen und Verhägungen der Gärten, s. Th. XVI, S. 336, fgg.

Künstliche Lusthecken, nützen nur in Lust- und Kunstgärten, in verschiedener Absicht, auch nur zuweilen

len zufälliger Weise, oder bey andern Umständen zugleich, nachdem ihr Grund, Lage, Höhe und Stärke und die Arten des Buschholzes, aus denen sie bestehen, beschaffen sind. Wind und Wetter abzuhalten, schlechte Aussichten zu verdecken, Schatten zu machen ꝛc. haben sie, nebst manchen Fehlern und Beschwerlichkeiten mit den übrigen ökonomischen guten und schlechten lebendigen Zäunen gemein. Die Zierde gehört unter die Hauptabsichten, warum sie in Gärten angeleget und unterhalten werden. Sie werden in die hohe Hecken, oder so genannte grüne Wände, in Mittel- oder so genannte Brusthecken, und in die ganz niedrigen eingetheilet, und in verschiedenen Absichten angewendet.

Hohe und starke Hecken, oder grüne Gartenwände, werden entweder von immergrünendem starken Nadelholze, als: Fichten- und Tannenarten, oder von Laubholze, als: Linden, Rüstern, kleinern und grössern Ahorn, Büchen u. d. gl. angeleget, die sich in der Folge zu Mittelhecken nicht schicken, ihres Wachsthumes halben auch nicht allezeit in Ordnung und bey ihrer Schönheit erhalten lassen. Es würden sich zu hohen Hecken noch mehrere schicken, wenn sie nicht das Unzeziefer zu sehr herbey lockten, ausbrüteten, oder davon abgefressen würden. Denn ein groſser Theil steht in den schönsten Monaten fast kahl; auch wird noch überdies durch manche Insecten ein groſser Gestank verursachet, daß man sie deswegen in Lustgärten nicht wohl unterhalten kann; z. B. Aeschen, Ellern, nebst etlichen Varietäten der Rüster ꝛc.

Zu Lusthecken in Gärten, schickt sich die gemeine Hainbüche am besten. Sie wächst in allerley Erdreiche, und kömmt leicht fort; man kann junge Stämme in den Wäldern häufig haben; sie läßt sich gut unter der Scheere halten, schlägt frühzeitig aus behält den ganzen Sommer über das angenehme Grün, und wirft die Blätter spät ab; s. Th. VII, S. 319, f.

Zu den Mittel- oder so genannten Brusthecken, welche nur bis an die Brust reichen, und über welche

man wegsehen kann, dienen die schwächern Holzarten, die man vor andern durch den Schnitt in Ordnung halten kann, zum Theil ein feines Laub haben, auch wohl beständig grünen, und nicht zu starke und lange Triebe machen, als: Raiuweide, Wachholder, Sadebaum, Taxus u. a. m. Diese lassen sich weit schöner und künstlicher bearbeiten, als andere, so daß die Gärtner einige darunter überaus fein und zu besondern Figuren schneiden können. Außer solchen Gewächsen wendet man zu Brusthecken auch andere an, die eine nutzbare Art von Obst oder Früchten tragen, oder man pflanzt und säet dergleichen einzeln darunter, daß sie in gehöriger Weite aus einander stehen, und ihre Krone zieht man, daß sie in gewisser Höhe über der Hecke besonders hervor gehe, welchen man alsdann durch den Schnitt die Gestalt der Kugeln oder Pyramiden giebt.

Die hiezu dienlichen Arten des Kern- oder Stein-Obst müssen keine starke Triebe machen, oder durch den Schnitt dahin gebracht werden können, daß ihre Zweige schwächer und kürzer werden; welches man unter andern bey einigen Arten von Birnen erhält. Andere, welche nach dem Schnitte ihre Triebe vielmehr verdoppeln, so lange sie im Wachsthum stehen, können hiezu nicht leicht gebraucht, und durch den Schnitt in einer bestimmten Gestalt erhalten werden. Der Genuß davon, ist von keiner großen Wichtigkeit, sondern man muß sich dabey nur mit dem bloßen Ansehen der Blüthe, und etwann einigen Früchten begnügen. Indessen kömmt es doch hiebey auf eine Kenntniß derjenigen Fruchtarten an, welche ihre Fruchtknospen mehr am alten Holze und den starken Seitenzweigen, als auf den Spitzen, bringen. Will man nun den Schnitt nach den Regeln führen, um eine solche Hecke, und ihre Kugeln und Pyramiden, in einer bestimmten Gestalt zu erhalten: so kann man das Tragholz nicht schonen; sollten aber mehrere Blumen und Früchte daran bleiben, so kann man die Gestalt nicht wohl erhalten. Es geschieht daher, wenn die Kugeln oder Pyramiden nach Johannis beschnitten werden, daß die halb gewachsenen noch übergebliebenen Früchte ebenfalls abgeworfen werden. Man kann sich zwar durch die Wahl der Arten in etwas helfen, doch nicht beständig; und dergleichen Fruchthecken

sehen

sehen gemeiniglich auf dem Papiere in der Zeichnung schöner aus, als im Garten. Denn das kann keinen Kenner reizen, schöne fruchttragende Bäume durch den Schnitt so zu verstümmeln und einzuschränken, wenn er einmal in gewissen Jahren im Garten etliche Pyramiden mit ein Paar Mandel Birnen gewahr wird, die an andern wohl gezogenen und gewarteten Bäumen schockweise zu sehen sind. Doch es giebt bey der Gärtnerey auch manche Moden, die Geld einbringen, wie bey andern Künsten und Professionen, welche die Liebhaber gern ohne weitern Genuß bezahlen. Unter allen diesen haben die Quitten-Hecken den meisten Beyfall erhalten, in welchen etliche Birnarten, zur Zierde, in Pyramiden gezogen werden können.

Zu den niedrigen Lufthecken werden die kleinern Sträuche, ihrer angenehmen Blüthe und des schönen Laubes wegen, gewählet. Außer Geruch und Zierde schaffen sie weniger Nutzen, als alle andere. Man nimmt hiezu solche Arten, welche jetztgedachte Eigenschaften besitzen, und weder durch die auslaufenden Wurzeln und häufigen Nebensprossen, noch den ausfallenden Samen, sich dazu untüchtig machen. Dahin gehören z. B. die niedrigen Geißkleearten, Kellerhals, Rainweide, glatte Erdpfrieme, deutsche stachelige Erdpfrieme, u. d. gl. Bey Behandlung und Unterhaltung der niedrigen Hecken ist eben das zu beobachten, was man bey den Mittel- und hohen Hecken in Acht zu nehmen hat, wenn man zugleich auf den Boden, Lage und die Eigenschaften einer jeden Art ins besondere sehen will.

Von den Lusthecken ist übrigens auch dasjenige, was ich davon im XVI. Th. S. 232, fgg. bey Gelegenheit der Gartengänge oder Alleen gesagt habe, nachzusehen.

Hecken-Apfel, Pyrus Malus frutescens *Linn.*; siehe unter Malum.

Hecken-Baum, ein jeder Baum oder baumartiges Gewächs, welches sich in Hecken ziehen lässet, dergleichen die Hazebüchen, Kirschen u. s. f. sind.

In engerer Bedeutung ist der wilde Kornelbaum Cornus sanguinea *L.* um eben dieser Ursache willen unter diesem Namen bekannt; siehe in K.

Hecken-Beere, Ribes Uva crispa *L.*; siehe Stachel-Beere.

Hecken-Binder, in der Landwirthschaft, ein Arbeiter, welcher die Hecken, d. i. Dornenbüsche, woraus man an manchen Orten eine Art des Hages oder Zaunes verfertiget, bindet und zubereitet.

Hecken-Büche, Carpinus betulus *L.*; siehe Th. VII, S. 314.

Hecken-Hopfen, s. Hopfen.

Hecken-Isopp, Gratiola; s. Gnaden-Kraut.

Hecken-Käfer, s. May-Käfer.

Hecken-Kirsche. 1. An einigen Orten eine Benennung der Lonicera Xylosteum *L.*; s. unter Kirsche.

2. Auch eine Art Gartenkirschen, welche in Italien wild wachsen, in Deutschland aber in Hecken gezogen werden; siehe eben daselbst.

Hecken-Rose, ein Name der gemeinen wilden Rose, weil sie gern in Hecken oder Zäunen wächset; s. Hage-Butte.

Hecken-Same, Ulex europaeus *L.*; s. Th. XVII, S. 356.

Hecken-Scheere, s. Scheere der Gärtner.

Hecken-Schnarre, s. Wachtel-König.

Hecken-Wicke, Vicia dumetorum *L.*; s. Wicke.

1. **Hecken**, ist im g. L. einiger Gegenden für hacken, Nieders. hicken, mit dem Schnabel beißen, imgleichen für beißen, stechen überhaupt, üblich, und in dieser Bedeutung von hacken nur der Mundart nach verschieden.

2. **Hecken**, als ein Neutrum, welches das Hülfswort haben zu sich nimmt, ist im g. L. einiger Gegenden für hocken üblich. Auf einander hecken, sitzen, d. i. sehr nahe um und neben einander seyn, von lebendigen Geschöpfen. Siehe Hocken.

3. Hecken, (*) ebenfalls als ein Neutrum, sich fortpflanzen, seines Gleichen erzeugen, wo es aber nicht ohne Einschränkung gebraucht werden kann. Man sagt es 1. von Vögeln, besonders von kleinern Arten derselben, und solchen, welche sich zu diesem Geschäfte paarweise versammeln, wo es dann das Begatten, Nisten und Ausbrüten mit unter sich begreift. So sagt man von den Tauben, Schwalben, Lerchen u. s. f. daß sie Junge hecken. Keine Taube heckt einen Sperber. Von größern Arten, wohin Gänse, Enten und Hühner u. s. f. gehören, ist, wie schon Hr. Stosch angemerkt hat, brüten und ausbrüten üblicher, welches Wort über dieß nur das Sitzen über den Eyern ausdrückt, folglich von eingeschränkterer Bedeutung ist. 2. Von einigen kleinern vierfüßigen Thieren. Der Igel wird auch daselbst nisten und legen, brüten und ausbecken, Ez. 34, 15. Am häufigsten von den Kaninchen. 3. In noch weiterer Bedeutung wird es, obgleich nur im Scherze oder aus Verachtung, von Personen weiblichen Geschlechtes gebraucht; siehe Heck-Mutter. 4. Im weitesten, vielleicht figürlichen Verstande, ist es im Oberdeutschen für hervor bringen überhaupt üblich. Ein Krieg heckt den andern. Zähne hecken, d. i. bekommen. Siehe auch Heck-Groschen, Heck-Pfennig.

Das Hauptwort die Heckung ist nicht gebräuchlich: s. Hecke 1.

Heckerling, s. Häckerling.

Heckse, der Kniebug; s. Häkse.

Heckse, s. Häckerling.

Hectisches Fieber, s. Schwindsucht.

Hede, (die) Heede, ein vornämlich in Niedersachsen übliches Wort, das Werk oder vielmehr Werrig, d. i. die

(*) Frisch leitet es von Hecke, ein Zaun, Gebüsch, her, andere von dem Angels. Aeg, ein Ey. Allein, da es scheint, daß es ehedem überhaupt hervor bringen, zeugen bedeutet habe, so muß es wohl von einem andern Stamme herkommen, der dessen Bedeutung nicht so sehr einschränkt. Siehe Heck-Drüse.

die verworrenen gröbern und kürzern Fasern des Hanfes und Flächses zu bezeichnen, welche im Hecheln davon abgesondert werden, besonders das Mittelwerrig, welches die zweyte Hechel giebt, wo dieses Wort in einigen Gegenden auch Heide lautet.

Daher das Bey- und Nebenwort heden, aus Hede verfertigt. Hedene Leinwand.

Hedel, (das) ein in der gemeinen Sprache der Bergleute übliches und aus Häuptel verderbtes Wort, den besten obersten Schlich in der Wäsche und dem Schlämmgraben zu bezeichnen, der daher auch Hedelschlich genannt wird. Der Hedelheerd, eine Art des Waschheerdes, welcher einen Abhang von 15 bis 20 Grad hat. Siehe Häuptel.

Hedenschmuck, s. Heiden-Schmuck.

Hedera, s. Epheu.

Hederich, Heiderich, ist in unsern Gegenden, und vielleicht in ganz Deutschland, ein gewöhnlicher Name eines Unkrautes, welches sich unter dem Getraide einfindet. Es giebt aber mehrere, einigermaßen einander ähnliche, doch wirklich verschiedene Gattungen, welche mit diesem Namen beleget werden.

1. Eine Pflanze mit vier langen und zween kurzen Staubfäden, welche gelbe Blumen und eine gerade viereckige Schote trägt, und sowohl als ein Unkraut häufig unter der Gerste, als auch an den Wegen, auch auf Brandstätten, Wällen und Dämmen wächst; Erysimum Dioscoridis *Dod.* & *Gerard.* Erysimum Irio *Ruell.* Erysimum vulgare *C. B.* Erysimum foliis pinnatis, pinnis rectangulis acutis, extrema triangulari maxima, siliquis adpressis *Hall.* Erysimum officinale, siliquis spicae adpressis, foliis runcinatis *Linn.* Fr. Tortelle, Velar. Der Stamm dieser jährigen Pflanze ist aufrecht, und treibt viele Aeste. Die Blätter sind zottig und gefiedert. Die kleinen gelben Blumen zeigen sich im Jun. Jul. und August. Sie schmeckt

wie

wie Kresse, aber nicht so scharf; doch soll sie, zerrieben und auf die Haut gelegt, Blasen ziehen. Sie besitzt eine auflösende Kraft, und dient nicht nur in dem Scharbock, sondern auch vorzüglich in langwierigen Brustkrankheiten ohne Fieber, indem sie alle Ausleerungen, hauptsächlich aber die Ausförderung des Schleimes aus den Lungen erleichtert; doch muß sie nicht lange gekocht werden. Sie wird daher auch, weil sie der Heiserkeit abhelfen, und den Sängern die verlorne Stimme wiederherstellen soll, im Fr. Herbe aux chantres genannt. Man hat sie auch äußerlich in Krebsschäden und andern Geschwulsten nützlich befunden. Man gebraucht vornämlich das Kraut.

Obs. de efficacia Erysimi in tumoribus scirrhoso-cancrosis, st. in Act. Medicor. Berolinens. Decad. III. Vol. I. S. 59—65.

Frid. Leb. Benj. Lertin obs. de pulveris Erysimi praestantia in statu mucoso, st. in Dess. Obss. medicar. Fasc. II. Cellis 1770. 8. Obs. 7, S. 28—30.

Die junge Pflanze ist in einem feuchten und fruchtbaren Boden süßlich, wässerig und saftig, und, wenn sie noch zart ist, ein angenehmes und gesundes Futter für die Schafe.

2. Der Ackerkohl, oder Ackersenf, wilder früher Ackersenf, Feldkohl, Feldsenf, schwarzer Feldsenf, Schüttsenf, Wegesenf, wilder Senf, Eruca aruensis vulgaris; Sinapi aruense praecox, semine nigro *Morif.* Rapistrum flore luteo, foliis incisis vel sinuatis *C. B.* Sinapis aruensis, siliquis multangulis torosо-turgidis laevibus rostro ancipiti longioribus *Linn.* Engl. Charlock, Curlock, ein in ganz Europa auf den Aeckern beschwerliches Unkraut, von welchem die Felder oft ganz gelb aussehen, führt in Obersachsen gleichfalls den Namen des Hederiches, falscher Hederich, gelber Hederich. In Niedersachsen wird er Rüdick, Retrich, Röddick, Röeck, Reeck, Dän. Ridike, um Ulm Triller, genannt. Er gehört unter die Sommergewächse. Seine Wurzel ist süß, knollig, klein und weiß. Sein Stängel ist, besonders unten, so wie auch seine Blätter, sehr rauh, blattreich

und

und hart, wird bis 2 Schuh hoch, und treibt Aeste, welche wie ein Arm ausgestreckt sind. Seine Blätter sind sägenartig gezahnt, und eyrund-lanzenförmig, bald ganz unzertheilt, bald in wenige Blättchen zerstückt. Seine Blumen, welche sich vornämlich im May zeigen, stehen auf eigenen Stielen in den Winkeln der obern Blätter und an dem Gipfel des Stängels in Aehren beysammen; ihr Kelch steht weit offen, ist blaß und glatt, und besteht aus vier gleich breiten eckigen Blättchen, welche mit der Krone abfallen, und wovon zwey nach unten zu höckerig sind; ihre Krone ist gelb, aderig und aufrecht, und besteht aus vier gleichen, weit auseinander und kreuzweise stehenden, rundlichen, platten und unzertheilten Blättchen; ihre sechs Staubfäden sind pfriemenförmig und aufrecht; zween derselben sind mit dem Kelche von gleicher Länge, vier aber weit länger. Seine Schote ist länglich, glatt, inwendig durch eine große lange Scheidewand in zwey Fächer getheilt, und länger als das Horn, welches der zurück gebliebene lange und feste Griffel bildet, hat viele Ecken und da, wo die Samen liegen, Knoten, und enthält viele kugelrunde, braune und scharfe Samen. Sein Kraut, welches mit dem Kraute des kurz vorher beschriebenen Erysimum vulgare gleiche Arzenenkräfte besitzt, ist nicht nur ein gutes Futter für das Rindvieh, und wenn es noch jung, saftig, weich und süßlich ist, und in einem feuchten und fruchtbaren Boden wächst, eine angenehme Nahrung für die Schafe, sondern kann auch, unter lextern Umständen, in theuern Zeiten zur Speise für Menschen dienen, so wie es in Schonen als Kohl genossen wird.

Da man denselben auf denen Aeckern, wo März- oder Frühgerste gebauet wird, sehr früh hat, so könnte er auch bey uns als Grünkraut im Frühlinge, wenn noch kein grüner Kohl zum Blatten gefunden wird, und andere Küchengewächse noch sehr sparsam sind, anstatt desselben zum Essen zubereitet werden. Wenn die Blätter desselben breit und lang genug sind, wer-

werden sie verlesen und gewaschen, wie Grünkohl fein zerschnitten, und mit Butter oder Schmalz gekocht. Am besten schmeckt dieser Ackerkohl oder Hederich mit Schinkenbrühe gekocht. Man hat gar nicht nöthig, das erste Wasser abzugießen. Es schmeckt das Gericht besser, als der gemeine Gartenkohl, hält im Geschmacke zwischen Spinat und Kohl das Mittel, und ist zugleich ein recht gesundes Essen. Es sollte daher bey allgemeiner Theurung diese Pflanze mehr gesucht und gegessen werden. Die Bettelleute sollten, da doch jeder Ort die seinigen, wie billig, versorgen muß, angehalten werden, den Hederich aufzusuchen und zu kochen. So aber läßt man diese Leute müssig umher gehen, und allein vom Brode leben. Es dürfte nur eine Gerichtsobrigkeit an einem einzigen Orte die Anstalt machen, die Bettelleute unter Aufsicht eines Vogtes in das Feld führen, und sich Hederich pflücken und kochen zu lassen. Hiedurch würde Brod gespart, Müssiggang verhütet, der Acker gebessert, und dem Lande ein wahrer Nutzen verschaffet. Eben diese Bettelleute müßten auch den Einwohnern ihres Ortes so viel Hederich oder anderes Unkraut, als sie zur Fütterung für ihr Vieh, grün oder trocken, verbrauchen könnten, zubringen. Etwas Zwang muß dabey seyn. Denn das Herumstreichen vor den Thüren ist für die Bettelleute freylich gemächlicher. Das Hederichpflücken aber ist eine Sache, womit Kinder sowohl als die ältesten Leute sich beschäftigen können. Hr. Pastor Germershausen versichert, an seinem Orte Dorfarme zu kennen, die sich nicht auf Betteley legen wollen; die sich beständig Hederich kochen, und so wenig Brod dazu essen, daß sie die ganze Woche mit etwa 4 Pfund Brod zum Hederich durchkommen können. Statt des Fettes rühren sie ein wenig Mehl an den Hederich, und sind ganz gesund dabey; gewiß gesünder, als bey allen Kraft- und Nahrungssuppen. Warum sollte nun dieses nicht im Größern nachgemacht werden können? Ein patriotischer und zugleich wirthschaftlicher Edelmann dürfte nur erst den Anfang mit einer solchen Einrichtung machen; es würden gewiß bald mehrere nachfolgen.

23. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1771, S. 180, und 26. St. dess. v. J. 1772, S. 205, f.

No. 26 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1771, S. 289.

Der preußische Sammler, 1. Band, Königsb. 1774, 8. S. 308, f.

Seine Blumen sind den Bienen sehr angenehm, und werden daher fleißig von ihnen besucht. Der Same kann anstatt des schwarzen Senfes gebraucht werden,

(wie er dann auch selbst in England unter dem Namen Durham Mustard-seed verkauft wird) und giebt durch die Presse ein fettes Oehl. Weil der Same sehr öhlreich ist, so erhält er sich, wenn er tiefer in die Erde kömmt, als zu seinem Aufgehen und Wachsthume erforderlich ist, bis drey Jahre wider die Fäulniß; daher es auch als Unkraut schwer auszurotten ist.

3. Der Ackerrettig, Heidenrettig, Acker- oder Feldkohl, insgemein der weiße Hederich genannt, Raphanistrum segetum flore luteo vel pallido *Tourn.* Rapistrum flore luteo, siliqua glabra articulata *Raj.* Raphanus sylvestris *Gerard.* Raphanus Raphanistrum, siliquis teretibus articulatis lævibus unilocularibus *Linn.* wächst in ganz Europa, vornämlich in nassen Jahren häufig als eins der beschwerlichsten Unkräuter unter dem Getreide, auch auf Brachäckern. Es ist ein Sommergewächs, und blüht vom May bis in den Herbstmonat. Dieser Hederich ist überall, nur die Schoten ausgenommen, rauh und scharf anzufühlen. Er treibt aus der holzigen, faserigen, weißen, und scharf wie Rettig schmeckenden Wurzel, einige tief und fast bis in die Mitte eingeschnittene, den Rüben ähnliche Blätter, deren Lappen gemeiniglich wechselsweise gestellet, eingekerbet, und von verschiedener Größe sind; der letzte ist der größte und eyförmig. Der Stängel erreicht 1½ bis 2 Fuß Höhe, und theilt sich in einige Zweige. Stängel und Aeste sind mit seicht eingeschnittenen, auch oberwärts mit ganzen und nur eingekerbten Blättern, und an der Spitze mit einer Blumenähre besetzt. Die Blumen öffnen sich nach und nach; die Aehre wird immer länger, und man findet auf einer Aehre sowohl Schoten, als auch aufgeblühete und noch verschlossene Blumen. Der vierblätterige Kelch ist Anfangs grün, zuletzt hellbraun, und die vier kreuzweise gestellten Blumenblätter sind blaßgelb oder weiß, oder, welches in der Schweitz und in Schwaben am gewöhn-

lichsten

lichsten ist, weiß mit blauen oder purpurrothen Adern und Streifen, oder bläulich; innerlich stehen 2 kurze und 4 lange Staubfäden. Alle diese Theile fallen ab. Das dünne, gekrümmte und gleichsam mit einem Horne sich endigende Schötchen besteht aus 4 bis 6 unterschiedenen Absätzen oder Gelenken, in deren jedem ein einziger rundlicher Same liegt. Solchergestalt scheint es, als ob viele an einander gesetzte Schötchen das Ganze ausmachten; wie dann auch solches nicht, wie andere Schoten, aus zwo Klappen besteht, und sich der Länge nach nicht öffnet.

Der vorher beschriebene Ackersenf ist diesem Hederich in Ansehung der Blätter und des Wachsthums sehr ähnlich, auch endigt sich dessen Schote mit einem Fortsatze oder Horne; die Blumenblätter aber sind durchaus von einerley gelben Farbe, und die eckige Schote ist nicht in wirkliche Gelenke abgetheilt.

Dieser Hederich ist sowohl eine schädliche als nützliche Pflanze. Schädlich ist sie, weil sie den Acker aussauget, und Krankheiten veranlassen soll. Insonderheit ist der Same verdächtig. Ellis hat demselben nicht nur eine schädliche Eigenschaft auf die Schafe, sondern Hr. v. Linné auch auf die Menschen zugeschrieben. Es enthält derselbe ein flüchtiges, scharfes Wesen, welches die Nerven angreift, und wunderbare Zuckungen in verschiedenen Theilen des Körpers verursachet. Diese Schärfe vermehrt sich, wenn die Pflanze in einem feuchten Boden wächst, oder die Witterung sehr naß ist. Linné hat daher behauptet, daß die der Kriebelkrankheit ähnliche Krankheit, welche in einer abwechselnden krämpfigen Zusammenziehung der Gelenke mit heftigen Schmerzen besteht, vorzüglich in dem Genusse dieses Samens ihren Grund habe. Denn obgleich die Schötchen mit dem Samen häufig auf dem Felde abfallen, und wenig davon mit dem Getreide, insonderheit der Gerste, worunter der Hederich am häufigsten wächst, in die Scheune gebracht wird: so kann doch vielleicht der Gerstensame dadurch

unrein, und das daraus gebackene Brod schädlich werde. Linné bemerkt insonderheit, daß diese Krankheit gemeiniglich 1) nur nach einem nassen Sommer, in welchem der Hederich sehr häufig wächst, und mehr Schärfe besitzt, und zwar gleich nach der Erndte sich äußere, wenn man von dem neuen Getreide Brod zu backen anfängt; daß 2) dieselbe nur das gemeine und arme Volk, welches ungereinigte Gerste zum Brodbacken nehmen muß, befalle; und 3) weil unter der Gerste kein Unkraut so häufig wachse, als der Hederich und Ackerkohl (Brassica campestris), von letzterm aber der Same keine Schärfe besitze; 4) daß diejenigen, welche zu der Zeit, als diese Krankheit fast allgemein gewesen, kein Gerstenbrod gegessen, oder die Gerste vorher gereinigt hatten, von dieser Krankheit frey geblieben seyn; daher hat auch derselbe dieser Seuche einen neuen lateinischen Namen gegeben, und sie Raphania genannt.

Car. de Linné diss. de raphania. Resp. Ge. Rothmann. Upsal. 1763, 4. 3 B.

Extrait d'une These de Medecine, de la Raphanie, soutenue a Upsal, sous la présidence de Mr. *de Linné*, par Mr. Rothmann, st. in No. 22 der Gaz. salut. v. J. 1767.

Hr. D. Wahlin aber hat in seiner Abhandlung von der in Smaland herumgehenden Kriebelkrankheit, welche im 33. B. der übers. Abhdl. der kön. schwed. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1771, Lpz. 1775, gr. 8. S. 18, fgg. befindlich ist, den Hederich von dieser Beschuldigung frey gesprochen. Auch Hr. D. Spielmann versichert, daß man in Elsas, wo der Hederich häufig unter dem Getreide wächst, niemals eine schädliche Wirkung davon wahrgenommen habe. Es möge indessen der Hederichsame wirklich zu dieser Krankheit Gelegenheit geben, oder andere Ursachen, und insonderheit der Genuß des Mutterkornes vieles dazu beytragen, so ist der Hederich doch, weil derselbe den Acker als ein Unkraut aussauget, und mit seinem Samen die Getreide-

früchte

früchte verunreiniget, als eine schädliche Pflanze anzusehen. Am häufigsten wächst solcher unter der Gerste, weniger unter dem Rocken, und selten unter dem Weizen. Insonderheit hat man angemerkt, daß die Felder sehr dazu geneigt seyn, wenn sie mit Kuhmist allein gedünget werden, welcher dieses Unkraut weit mehr, als jede andere Düngung befördert, wofern er nicht mit Pferdemist oder einem andern hitzigen Dünger gemengt wird. Man hat daher alle Mühe angewandt, dieses Unkraut auszurotten, oder wenigstens zu vermindern. Beydes ist schwer, doch das letzte eher, als das erste, zu bewerkstelligen.

Zur gänzlichen Vertilgung des Hederichs scheint nur ein Weg übrig zu seyn, nämlich den Acker mit dem Spaten wenigstens $1\frac{1}{2}$ Fuß tief zu riolen. Den Nutzen dieses Verfahrens bestätigt ein Landwirth bey Potsdam im 25. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1772, S. 202. Da aber dieses vielen zu kostbar seyn dürfte, muß man sich an der Verminderung begnügen lassen. Die ungemeine Fruchtbarkeit des Hederichs; der harte Same, welcher einige Jahre im Acker unversehrt bleibt, und andere Umstände mehr machen zwar alle gewöhnliche Mittel des Ausgätens, der Reinigung des Getreidesamens u. s. w. größtentheils vergeblich; und man sieht nicht selten ganze Hafer- Gersten- Lein- und Buchweizenfelder durch den Hederich verdorben, wenn auch alle diese Vorsichten angewendet worden sind. Indessen kann doch auch nicht geläugnet werden, daß dieses Unkraut auf schlecht bearbeiteten Aeckern in weit größerer Menge gefunden wird, als in Aeckern, bey deren Cultur der Landmann dem ihm obliegenden Fleiße Genüge zu thun sucht. Und hieraus läßt sich allerdings schließen, daß kein sicherer Weg sey, den Hederich zu vermindern, als der, wenn man das Land mit der möglichsten Industrie pfleget. Ich werde die von einigen praktischen Landwirthen zu Vertilgung oder

Verminderung dieses schädlichen Unkrautes auf verschiedenen Arten der Getreidefelder gethanen Vorschläge und wirklich angestellten Versuche erzählen.

In Schlesien versuchte ein Mitglied der Liegn. Fürstenth. Gesellschaft, nachdem er lange ohne gehofften Erfolg mit sorgfältiger Reinigung des Samens, mit Ausgäten des Unkrautes u. s. w. wider den Hederich gestritten hatte, ob er nicht durch eine andere Cultur des Ackers, als die gewöhnliche, bezwungen werden könne. Sein Unternehmen gelang, und der Nutzen davon wurde noch ausgebreiteter, als er seiner ersten Absicht nach hoffen konnte. Seit den 12 Jahren, als er seine Versuche fortsezte, hat sich nicht nur der Hederich von seinen Feldern fast gänzlich verloren, sondern seine Erndte am Sommergetreide ward auch um vieles reichlicher, und seine Aecker sind jezt nicht nur reiner von allem Unkraute, sondern lassen sich auch leichter als ehedem bearbeiten. Da er sahe, daß unter dem Wintergetreide ebenfalls Hederich wächst, und er überhaupt schloß, daß seine Mühe, denselben vertilgen zu wollen, vergeblich seyn würde, wenn er nicht bey jeder Bearbeitung des Ackers, zu jeder Fruchtart auf ihn Rücksicht hätte, so fieng er auch schon auf den Brachfeldern an, alle Mittel vorzukehren, die ihm seine Ausrottung versprachen. Er braachte das Land (d. i. er ließ es nach der gewöhnlichen Ruhe zum erstenmal pflügen) so früh, als er der Hutung wegen dazu kommen konnte; er wandte dasselbe nach einiger Zeit, wenn er gewahr ward, daß der Hederich ausgeschlagen war; er rührte es bey gleichen Kennzeichen (ließ es mit dem Rührhaken oder Hakenpfluge der Quere nach überfahren) ließ nach dieser Arbeit den Acker fein egen, und ihn, so viel möglich, von allen Quecken reinigen, und nahm hiebey besonders in Acht, daß, von da an, das Land wenigstens 4 Wochen bis zum Beetpflügen ungestört liegen blieb. In dieser

Zwi-

Zwischenzeit wuchs noch alles übrige Unkraut aus, und wurde hernach beym Ackern (letzten Pflügen) abermal zerrissen, und der Kraft fortzuwachsen und zu wuchern beraubet. Auf diese Art reinigte er nach und nach seine Winterfelder, und mit ihnen schon zum größten Theil auch die Sommerfelder.

Bey Bestellung der Sommerfelder war derselbe in Verfolgung seines Feindes nicht minder eifrig. Weil er glaubte, daß die alte Gewohnheit in dortigen Gegenden, den Hafer so zeitlich als möglich zu säen, und alsdann erst die Zurichtung der Gersten- und Leinäcker vor die Hand zu nehmen, dem Wachsthume des Hederichs sehr beförderlich sey, so gieng er davon ab, wandte und rührte während der Zeit, als er den Haferacker bestellen ließ, oder auch noch vorher, wenn es die Beschaffenheit des Landes gestattete, die Gersten- und Leinfelder, und nahm selten früher, als im April, die Aussaat des Hafers vor. Ehe er damit fertig ward, ruheten die Gersten- und Leinfelder 4 bis 5 Wochen lang. Der Hederich und alles Unkraut gieng auf, und wurde alsdann beym Saatpflügen wieder verdorben. Durch diese Zurichtung ward er desselben meistentheils los.

14. St. der ökon. Nachr. der patriot. Gesellsch. in Schles. a. d. J. 1775, S. 111, f.

Es erhellet hieraus, daß eine fleißige Cultur des Ackers zur Ausrottung oder Verminderung des Hederichs gar sehr beytrage, da hingegen seicht und schlecht bestellte Felder ihn noch mehr verbreiten. Nur muß man zwischen jeder Pflugart einige Zeit vorbey gehen lassen, damit unterdessen der Hederich ausschlagen könne. Verdirbt man solchergestalt öfters seine junge Pflanzen, so wird man ihn ohne Zweifel um so eher bezwingen. Aus diesem Grunde ist es auch bey Bestellung des Hafers rathsam, mit der Aussaat dieser Sommerfrucht nicht so zu eilen. Der Hederich kömmt im Frühlinge sehr zeitig hervor. Ein großer Theil wird daher zu Grunde gerichtet, wenn man mit dem Ackern nicht sobald anfängt. Der Hafer bestockt sich alsdann schon, ehe das Unkraut sich wieder erholen und nachwachsen kann, und hat weniger von ihm zu befürchten. Einige

Landwirthe lassen sogar das Haferfeld, wenn sie es gepflügt haben, noch einige Zeit liegen, ehe sie den Samen ausstreuen und unteregen. Wenn es die Beschaffenheit des Ackers zuläßt, so ist auch dieses Verfahren nicht zu verwerfen.

Nach dem Vorschlage des Frh. v. St**. im 33. St. der ökon. Nachr. der patriot. Ges. in Schles. a. d. J. 1775, S. 272, soll man, um den Hederich auf den Haferäckern zu vertilgen, nach folgender Methode verfahren, Man stürzt im frühen Herbste die künftigen Haferfelder, läßt sie 4 Wochen liegen, und eget sie vor Winters sorgfältig zu. Hiebey muß man aber auch in Acht nehmen, daß alle Wasserfurchen tief genug aufgeführt werden. In der Mitte des Märzes wird alsdann (die Gebirgegegenden ausgenommen) wenn irgend Wetter und die Beschaffenheit des Ackers es zulassen, mit Pflügen und Sägen der Anfang gemacht, und damit, so viel möglich, unausgesetzt fortgefahren. Unterdessen wird der Hafer immer auf den frisch gepflügten Acker gebracht, und es bleibt dieser niemals lange unbesäet liegen. Solchergestalt steht der Hafer nie in Gefahr, vom Hederich überwältiget zu werden, sondern es wird vielmehr diesem Unkraute im Wachsthume zuvor kommen, und solches dämpfen.

Ebenderselbe hat noch ein anderes gleich bewährtes Mittel, den Hederich zu tilgen, durch eigene Erfahrung gelernt. Auf einem Stücke, welches nicht nach jetzt erwähnter Art zugerichtet worden war, wuchs derselbe so geil, daß man davor keinen Hafer sehen konnte. Er ließ den Hederich mit Grassensen abhauen, aber hieben, so viel möglich, behutsam zu Werke gehen, daß das Herzblatt des Hafers unbeschädigt blieb. Indessen konnte doch bey aller Vorsicht nicht verhütet werden, daß nicht ein großer Theil des Hafers an den Spitzen verschnitten wurde. Dem ungeachtet erholte sich derselbe in kurzer Zeit, und stand in der Folge dem besten Hafer gleich; der Hederich kam auch nicht

ferner

ferner zum Blühen, sondern verlor sich nach und nach gänzlich.

Einige vertreiben den Hederich dadurch, daß sie ihn, wenn er eben zum Vorschein gekommen ist, mit einer von Schwarzdorn durchflochtenen Ege ausziehen lassen. Bey der Haferſaat geht es zuweilen an, daß der Hederich, wenn er dem Hafer überwachsen ist, durch das Egen vermindert werde. Denn er vertrocknet, zumal bey dürrem Wetter, wenn er durch die Zinken der Ege angegriffen und zerrissen worden ist. Dem Hafer schadet die Ege nicht, wenn er auch schon einer Hand hoch wäre. Allein man kann doch hiebey zuweilen auch dem Hafer Schaden thun. Folgt eine zu lange Dürre darauf, so wird der solchergestalt mit der Ege angerissene Hafer kränklich; es wäre denn der Acker von solcher innerlichen Güte, daß er, der Dürre ungeachtet, dennoch den Hafer stark treiben und in die Höhe bringen könnte. Hiebey ist indessen zu merken, daß der Hafer unterpflüget seyn muß, weil ihn sonst die Ege ausreißen würde.

Eine andere Art, den Hederich zu vermindern, und die der gänzlichen Vertilgung am nächsten kömmt, ist diese, daß man ein Stück Acker, um es zu reinigen, 3 bis 4 Jahre hinter einander mit Winterkorne besäet. Selten trifft man unter Winterkorn Hederich an; es müßte denn ein sehr gelinder Winter seyn. Sind aber die Winter kalt genug, so wird der im Herbste mit der Saat aufgehende Hederich unfehlbar erfrieren. Jedoch geht dasjenige, was man bey der Verminderung des Hederichs auf diese Weise gewinnt, bey dem Wintergetreide wieder verloren. Einerley Art Getreide auf denselben Acker so oft hinter einander, ist allen jungen und unerfahrnen Wirthen beständig zu widerrathen. Man sehe dasjenige nach, was ich im I. Th. S. 178, fgg. von Abwechselung der Getreidesaat gesagt habe.

Zur Vertilgung des Hederichs in der Gerste habe ich bereits im XVII. Th. S. 419 das spätere Einegen des Gerstenackers empfohlen.

Nach No. 45 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1766, S. 401, und No. 26 dess. v. J. 1780, S. 214, muß in dieser Absicht sowohl die Reinigung der auszusäenden Gerste, als auch die Reinigung des Ackers, worauf die Gerste ausgestreuet werden soll, in Obacht genommen werden. Man hat dieses seit einigen Jahren folgendermaßen unternommen, und davon einen erwünschten Nutzen gespüret. 1) Man hat die Gerstensaat, aus welcher der Same des Hederichs niemals ganz rein gebracht werden kann, an dem Tage, da sie ausgesäet werden sollte, viertelweise in eine große Wanne geschüttet, und reines Wasser darauf gegossen, bis das Wasser 1 Elle über der eingeschütteten Gerste gestanden; alsdann ist diese Gerste mit einer hölzernen Schaufel dergestalt fleißig in dem Wasser aufgerührt worden, bis der Hederichsame (welcher leicht ist, und oben auf zu schwimmen pflegt, da hingegen die Gerste zu Boden fällt) völlig von der Aussaat sich abgesondert hatte, und oben abgereiniget worden. 2) Den Acker von diesem Unkraute zu reinigen, hat man folgende wohl gelungene Versuche angestellt. Man hat, nachdem der Acker zu gehöriger Zeit gestürzt und gewendet worden, die auf obige Art gereinigte Saat auf dem Acker aussäen und mit unterpflügen lassen, und alsdann mit Einegung dieser Aussaat so lange Anstand genommen, bis die noch in dem Acker gesteckte Hederichpflanze aufgegangen war, welches, nachdem die Witterung feucht und warm ist, in einer Zeit von 4 bis 6 Tagen zu geschehen pflegt; alsdann hat man erst die ausgesäete Gerstensaat über- und einegen lassen, da dann die aufgegangenen Hederichpflanzen mit ausgerissen worden, und auf dem Acker liegend verdorrt sind; wodurch die Gerste vorzüglich wohl gerathen ist.

Die-

Dieser Vorschlag, das spätere Einegen der Gerste mit dem Schwimmen der Saatgerste zu verbinden, hat in der That viele Wahrscheinlichkeit, wenn man dabey die Natur des Hederichs in Erwägung zieht. Die Erfahrung lehrt, daß der Hederichsame nicht gleich in dem ersten Jahre mit der Gerste zugleich aufgeht, sondern erst in den folgenden zum Vorschein kömmt. Ein offenbarer Beweis hievon sind die zum erstenmal gedüngten und mit Gerste besäeten Aecker. In solchen wird man selten etwas von diesem Unkraute wahrnehmen, sondern jederzeit die reinste Gerste, wenn auch gleich die Aussaat mit Hederichsamen vermengt gewesen ist, erbauen. In der Folge aber, und wenn, solche neu bemistete Aecker mit Gerste zu besäen, fortgefahren wird, findet sich dieses Unkraut ebenfalls in großer Menge darin. Um also von diesem großen Gerstenfeinde Meister zu werden, müssen sowohl, um den in dem Lande steckenden Samen zu vertilgen, Mittel angewendet, als auch, daß der Acker nicht auf das künftige verunreiniget werde, die nöthige Vorsicht gebraucht werden. Der vorangeführte Vorschlag ist daher mit vieler Ueberlegung auf beydes gerichtet. Durch das spätere Einegen wird der schon vorhin in dem Lande befindliche Same gestöret; und durch das Schwemmen der Saatgerste wird verhindert, daß nichts weiter von diesem schädlichen Samen in den Acker komme. Nur wünschte ich, daß das Schwemmen der Saatgerste nach der vorgeschriebenen Methode im Großen eben so bequem fallen möchte, als es im Kleinen möglich ist. Denn da das Schwemmen der Saatgerste, und die darunter zum Endzweck habende Absonderung des Hederichsamens nur viertelweise geschehen soll, so muß nothwendig die Bewerkstelligung dieses Mittels in großen und weitläuftigen Landwirthschaften, wo öfters in einem Tage 30 und mehr Scheffel auszusäen sind, vielen Schwierigkeiten unterworfen seyn. Indessen muß man, dieser Schwierigkeiten wegen, nicht gleich die ganze Sache verwerfen, oder sich davon abschrecken lassen. Kann man gleich nicht in dem ersten Jahre seinen ganzen Gerstenacker auf solche Art bestellen, so wird es doch in den folgenden nach und nach möglich seyn. Hat es ein Landwirth nur erst dahin gebracht, daß er durch das vorgeschlagene Mittel so viel Gerste, als er zur Saat gebraucht, ganz rein und ohne Zusaz gezeuget hat: so wird er auch gar bald dieses schädlichen Unkrautes von seinem ganzen Felde los werden.

Hienächst muß man auch, wenn man den Hederich vermindern will, die rechte Zeit in Aussäung der Gerste zu treffen wissen. Ist eine nasse und kalte Saatzeit, so wird der Hederich voran gehen, und die Gerste nachkommen und Schaden leiden. Die in trocknen Tagen gesäete Frühgerste wird ganz rein; diejenige hingegen, welche an regenhaften Tagen eingesäet worden, mit Hederich überzogen seyn. Mit der kleinen Gerste ist noch mehr Vorsicht nöthig. Wenn nach der Aussaat etwa noch 3 Tage trocken und warm einfallen, so wird die Gerste voran gehen, der Hederich aber nur wenig nachkommen, und von der Gerste unterdrückt werden. Fehlt es dem Hederich an Feuchtigkeit, so wird er allemal nur sparsam und matt aufgehen.

Eben so sehr muß man auch dahin sehen, daß der Hederichsamen den Schweinen oder anderm Viehe nicht ungekocht zur Fütterung gegeben werde. Er geht meist unverdauet wieder von ihnen, und wird mit dem Miste abermal häufig auf den Acker hingeschleppt werden. Man wird dieses in den Gärten am ersten bemerken können. Hier sieht man sehr oft im Frühlinge viel Hederich aufschießen, ungeachtet alle Jahre gegätet und keine Hederichpflanze zum Saattragen gelassen wird. Dieser Hederich hat also offenbar aus dem Miste seinen Ursprung.

25. Et des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1772, S. 204, f.

Ein beobachtender und erfahrner Wirth hat bemerkt, daß auf einem Stücke Feldes, welches mit Gerste besäet, und rund herum mit großen Eichen besetzt war, die Gerste voll Hederich gestanden; so weit sie aber an den Seiten von den Bäumen beschattet wurde, rein gewesen. Es wäre wohl der Mühe werth, zu untersuchen, ob der Schatten der Bäume überhaupt, oder nur der Schatten der Eichbäume, oder das durch die herab fallenden Blätter lockerer gewordene Erdreich, oder die mehrere Trockenheit des Bodens, oder sonst ein

ein anderer davon abhängender Umstand das Wachsthum dieses Unkrautes verhindere?

6. Band der Berlin. Sammlungen, 1774, 8. S. 505, f.

Bey Vertilgung des Hederichs in dem Heidekorn oder sogenannten Buchweizen muß ebenfalls auf die Reinigung der Saat und des Ackers das Absehen gerichtet werden; nur ist das Verfahren mit dieser Sommerfrucht gegen das mit der Gerste gar sehr unterschieden, theils darum, weil das Heidekorn eine leichte Hülsenfrucht ist, welche im Wasser nicht untersinkt, theils auch deswegen, weil das ausgesäete Heidekorn eher auskeimet und aufgeht, als die Gerste, und mit der Hederichpflanze zugleich aufgeht, und daher letztere zur Saatzeit nicht mit ausgeeget werden kann. Um aber doch den Hederich auch aus dieser Sommerfrucht zu bringen, hat Hr. Helwig folgende ebenfalls sehr wohl gerathene Versuche damit angestellt. 1) Wenn das Heidekorn ausgedroschen und rein gemacht worden, hat er beym Wurfen in der Scheune wohl wahrgenommen, daß dreyerley Arten der Körner auf die Tenne der Scheune gefallen, nämlich von vorn die schwersten und zur Grütze tauglichen Körner, in der Mitte etwas leichtere doch reine Körner, und hinten nach dem Drescher zu die leichtesten und mit Hederichsamen voll vermengten Körner, welche letztere Art von den meisten Landwirthen zur künftigen Aussaat abgesondert und aufbehalten wird, weil die besten und vollen Körner deswegen zur Aussaat nicht wohl zu verbrauchen sind, weil in einem vollen Korne, sobald solches in das Erdreich kömmt, die dünnen Schalen zu geschwinde sich ablösen, und das darin befindliche Mehl gleichsam zu einer Milch wird, welche keine Keime zu Fassung einer Wurzel hinter sich läßt, da hingegen die geringen Körner viel eher zum Auskeimen gelangen. Von einem solchen Ausdrusch ließ derselbe die mittelsten Körner zur Aussaat absondern und aufbewahren, welche durch das

Wur-

Wurfen vom Hederichsamen an sich gereiniget worden. 2) Wird diese Art Früchte auf einen Acker gesäet, welcher vorher gestürzet und gewendet worden. Je zeitiger nun der gestürzte Acker im Frühlinge wieder gewendet wird, desto besser ist es, weil die Hederichpflanze desto eher auszuschlagen pflegt; nur muß das Wenden zu einer Zeit geschehen, wenn der Acker trocken ist; da hingegen die meisten Landwirthe darauf nicht Acht haben, und sich doch großen Schaden zuziehen, wenn der gestürzte Acker zur nassen Zeit gewendet wird, weil der Acker dadurch derb und untragbar wird. Nach Wendung des gestürzten Ackers muß man fleißig auf solchem Acker nachsehen, ob die Hederichpflanze aufgegangen, und ob in derselben das Herz ausgebrochen, welches eine grüne Knospe einer Erbse groß ist, und gemeiniglich in der 20sten Woche des Jahres hervor kömmt. Sobald der Hederich in solcher Beschaffenheit anzutreffen ist, kann man zur Aussaat pflügen, das Heidekorn aussäen, und sogleich einegen, wodurch der Hederich mit untergepflüget, und ihm die Kraft, hervorzukommen, benommen wird; da hingegen, wenn er zärter oder größer mit untergepflüget wird, demselben das Wachsthum keineswegs entzogen wird.

No. 27. des Leipz. Int. Bl. v. J. 1780, S. 220, f.

So schädlich diese Pflanze den Getreidefeldern ist, und so sehr ein kluger Landwirth mit allem Ernst auf ihre Ausrottung bedacht seyn muß: so kann er doch, wenn sie sich einmal eingefunden hat, gute Vortheile daraus ziehen.

In Holstein pflegt man den Hederich entweder grün, oder getrocknet, oder auch den Samen davon, mit Hafer vermengt, als ein sehr kräftiges Futter den Pferden zu geben. Die von den Getreidesamen abgesonderten Samenkörner können auch zum Futter für Schweine dienen; jedoch mit der dabey oben S. 668 erwähnten zu beobachtenden Vorsicht. Wenn die

Pflanze

Pflanze jung, noch vor der Blüthe aufgezogen und getrocknet wird, giebt sie zur Winterszeit dem Rindviehe eine Nahrung, die noch weit über alle beste Arten des Klees hinaus zu setzen ist. Wenn die Kühe im Winter kalben, brühet man ihnen diesen Hederich unter anderes Gemenge von Heu oder Häckerling auf. Sie fressen dieses Futter gern, und die Milch wird ihnen sehr darnach vermehret. Hat man die Menge getrockneten Hederich, und kann mit dessen Verfütterung anhalten, so bekömmt man eine schöne Winterbutter, welche an Farbe und Geschmack aller andern vorzuziehen ist.

Der Hederich ist eins der vornehmsten Bienenkräuter, im platten Felde, welches viel Honig und Wachs liefert, und um desto nützlicher wird, weil es wegen der verschiedenen Ackerbestellung und Bestellungsart den größten Theil des Jahres in der Blüthe seyn kann. Anstatt anderer schotentragenden Pflanzen könnte es für die Bienen, wie auch zum Oehlschlagen, zu verschiedener Jahrszeit gesäet werden.

Der Hederich kann sehr gut zu Oehl geschlagen werden, wenn er in der Scheune durch ein enges Sieb, welches die Gerste oder den Hafer zurück behält, gelassen wird. Einige ziehen den zur Reife kommenden Hederich im Felde aus dem Sommergetreide auf, wenn seine Menge nämlich das letztere übertrifft, legen ihn auf Haufen, und verfahren damit wie mit dem Rübesamen. Es ist aber in diesem Falle zu beurtheilen, ob die dabey niederzutretende Gerste oder anderes Getreide von dem Hederichsamen werde in Ansehung des Nutzens übertroffen werden oder nicht. Es muß wenigstens das Ausziehen der zur Reife kommenden Hederichpflanze so geschehen, daß die Personen, welche das Ausziehen verrichten, von Distanz zu Distanz ganz gerade Gänge, und zwar so halten, daß immer ein und eben derselbe Gang von einer Person so gehalten

werde,

werde, damit sie darin erst den zur rechten, und hierauf den zur linken Hand stehenden Hederich ausziehe.

In Liefland, wo sich dieses Unkraut in trocknen Jahren dermaßen häufig unter der Gerste einfindet, daß die Hälfte der Feldfrucht davon vertilgt wird, woher es auch vielleicht den fürchterlichen Namen Pehrkons, d. i. des Donners, führt, wird dasselbe am Dünastrande durch Kinder auf eine bequeme Art, kurz nach einem Regen, zur Zeit seiner Reife aus der Gerste gezogen. Jedes Kind hat zwo etwas breite Bänke zu seinem Gebrauche, von der Höhe einer kleinen Elle, deren oberer Theil aus einem mit Fichtenspänen überflochtenen Rahmen besteht, in dessen vier Ecken sehr schief vier Beine eingesetzt sind. Die Kinder gehen auf den Bänken selbst hin und wieder, wenn sie eine um die andere vermittelst eines Strickes, welcher in der Mitte angebracht ist, fort tragen, welches sie längs dem Acker hinauf ohne Weitläuftigkeit fortsetzen. Da die Bänke leicht, die Kinder aber der Arbeit gewohnt sind, so raufen sie, auf dem Bauche liegend, oder auch halb sitzend, ohne der Gerste den geringsten Nachtheil dadurch zu verursachen, den Hederich rein aus. Nach einer kleinen Röstung in der Rauchschenne (Riehe) drischt ihn der Wirth, und läßt die Körner in der gewöhnlichen Hanfstampfe zerquetschen, und alsdann zur Speise unter den Hanf mischen; das dürre Stroh aber spart er zur Streu für das Rindvieh.

Sollte dieser Handgriff nicht auch hier zu Lande denjenigen Armen anzurathen seyn, die sich so mühsam bey der Erndte mit Aehrenlesen beschäftigen, und denen jeder Besitzer eines mit Hederich überhäuften Ackers gern noch überdies eine Vergütung ihrer Mühe zugestehen würde, wenn sie ihm ein Unkraut vertilgen hülfen?

Hiebey muß ich noch eines Vortheiles gedenken, durch den man alle noch nicht ganz reife Oehlkörner in den Stand setzen kann, daß sie in kurzer Zeit so gut, als die auf dem Stängel völlig reif gewordenen, zum Oehlpressen geschickt seyn. Man legt nämlich die unreifen Stängel auf einen Haufen dergestalt über einander, daß derselbe, damit das Regenwasser leicht ablaufen könne, oben ganz spizig zugeht, wo man ihn mit einem Strohbändchen, als einem Hute bedeckt. Hier erhizt sich in kurzer Zeit alles dermaßen über einander, daß der Same braun wird, und leicht ausfällt, weshalb derselbe sogleich auf einem hart getretenen Plätzchen ausgedroschen werden muß. Wie lange der Haufen liegen müsse,

ehe

ehe die Körner bis zu dem gehörigen Grad der Reife erhitzt sind, läßt sich nicht bestimmen, sondern man muß von Zeit zu Zeit einige Stängel aus dem Haufen ziehen, und seine Veränderungen untersuchen. Läßt man die Haufen zu lange ungestört liegen, so geräth endlich alles in Fäulniß. Diese erhitzt gewesenen Stängel müssen, wenn man sie zur Streu aufbehalten will, vorher wohl aus einander gebreitet und getrocknet werden, widrigen falls sie sich auf dem Heuboden aufs neue erhitzen, und zwar nicht wie das Heu anbrennen, aber doch gänzlich verfaulen. Sind sie aber einmal recht trocken, so kann man sie ohne alle Gefahr auf die Böden bringen.

No. 14 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1768, S. 146, f.

Endlich hat auch die Hederichpflanze als Dünger auf dem allerschlechtesten Acker gebraucht, den Vorzug vor allen möglichen Arten des Düngers; worüber des rechtschaffenen Hrn. Past. Germershausen Versuche und Erfahrungen, im 25 St. des Wittenb. Wochenb. v. J. 1772, S. 206, f. nachgelesen und nachgemachet zu werden verdienen.

4. Der Erdepheu, Glecoma hederacea *Linn.* welcher bey den ältern Kräuterkennern Hedera terrestris heißt, wird in vielen Gegenden gleichfalls Hederich, in Hamburg Huderich, in Lübeck Hederik, an andern Orten aber Donnerrebe, Gundermann genannt. Siehe Th. XX, S. 350, fgg.

Endlich ist s. auch die Grindwurzel, Rumex acutus oder Lapathum acutum *Linn.* in Niedersachsen unter dem Namen des rothen Hederichs bekannt. Siehe Th. XX, S. 62, fgg.

In der 4ten Bedeutung ist dieser Name vermuthlich aus dem Lat. Hedera entlehnet, wegen der Aehnlichkeit des Erd-Epheues mit der wahren Hedera oder dem Epheue der Alten. In den übrigen Fällen ist die Abstammung so deutlich nicht, ob gleich Heide, eine ebene unfruchtbare Gegend, den nächsten Anspruch darauf zu haben scheint. Siehe auch Heiderich.

Hedyotis Linn. s. Ohren-Pflanze.

Hedypnois major, s. Röhr-Kraut.

Hedysarum, spanischer oder Süß-Klee; s. Klee.

Heede, s. Hede.

Heedweg, s. Heetweck.

Heer. (*) (das) 1. In der weitesten Bedeutung, eine große Menge neben oder bey einander befindlicher Dinge. Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer, 1. Mos. 2, 1. mit allen darauf befindlichen Geschöpfen. Das Heer des Himmels, 5 Mos. 4, 19. der ganze Umfang aller Welt- oder Himmelskörper. Im Hochdeutschen braucht man es nur noch in einigen Fällen von solchen Dingen, welche als im Zuge, oder doch in der Bewegung begriffen, vorgestellet werden.

2. In

(*) Bey dem Ulphilas ist Harji, eine Legion, bey dem Ottfried Heri und Herisaf, eine Menge Menschen, und ein Kriegesheer, welche leztere Bedeutung auch das Angels. Here, Herig, Herg, und das Isländ. Her, haben. Im Schwed. bedeutete Haer sowohl einen Landtag, als eine bürgerliche Versammlung, als endlich auch eine Zahl von hundert. In den ältern oberdeutschen Schriftstellern kommt auch Harst, für Heer, Kriegesheer, und Harster, für Soldat, mehrmals vor. Daß Heerde, Schaar und vielleicht auch Horst, mit zu dem Geschlechte des Wortes Heer gehören, ist sehr wahrscheinlich. Allein, welches der erste und herrschende Begriff in diesen Wörtern ist, ist nicht so leicht zu bestimmen. Frisch scheint das alte her, hoch. als das Stammwort anzusehen; siehe Hebr. Wäre, wie sehr wahrscheinlich ist, der Begriff des Zuges, der Bewegung, der in den meisten Fällen mit dem Worte Heer verbunden ist, der herrschende: so würden das Nebenwort her, das Hebr. הלך, wandern, und das Deutsche scheeren, in den mehrigen N. A. sich fortscheeren sich verscheeren u. s. f. gleichfalls mit dahin gehören. Frisch führt aus einer alten Handschreibung die Stelle an, als bald die Nacht zu Here ging, d. i. anbrach, herein brach. Auch das alte haren, rufen, schreyen, könnte dabey in Betrachtung kommen, das Gerüfe vieler bey und neben einander befindlicher Dinge auszudrücken. Siehe Heerde, Horst, Schaar.

Da das Wort Heer im Oberdeutschen zwar beständig üblich geblieben ist, im Hochdeutschen aber durch französische Wörter verdränget worden, so gilt solches auch von den meisten der folgenden Zusammensetzungen, da sie doch vor den statt ihrer eingeführten ausländischen Ausdrücken immer noch den Vorzug verdienen. In einigen derselben ist das lange scharfe e in ein kurzes offenes übergegangen, wie in Herberge, Hermann und Herzog.

2. In engerer Bedeutung eine bey und neben einander befindliche große Menge Geschöpfe. Ein Heer Heuschrecken. Ein Heer Weiber, Kinder u. s. f. Das Heer des Himmels, Ps. 33, 6. Nehem. 9, 6. d. i. die unsichtbaren Geschöpfe Gottes, ist im Hochdeutschen ungewöhnlich.

3. In der engsten Bedeutung eine Menge zum Kriege gerüsteter Menschen, welche dem Oberbefehle, eines einzigen unterworfen sind; ein Kriegesheer zum Unterschiede von einem Heere aus andern Ursachen versammelter Menschen. In dieser alten und guten Bedeutung, in welcher es noch in der deutschen Bibel sehr oft vorkömmt, ist es im Hochdeutschen sehr aus dem Gebrauche gekommen, seitdem das Franz. Armee beliebter geworden ist. Indessen hat sich doch Heer, und noch mehr Kriegesheer von Zeit zu Zeit in der edlen Schreibart erhalten. Ein Heer auf die Beine bringen, anwerben. Mit dem Heere ausrücken, in das Feld rücken. Mit Heeres Kraft, mit einem zahlreichen Kriegesheere, ist im Hochdeutschen veraltet.

Das Fastnachtsheer, wüthende Heer, die wilde Jagd, oder die wüthenden Jäger, ein eingebildetes Gespenst, welches mit einem großen Gefolge und schrecklichen Getöse durch die Wälder und Felder fahren soll; oder ein gespenstischer Aufzug, welcher das Ansehen hat, als wenn die Geister eine Procession halten, oder gar eine Komödie spielen wollten.

Nach der Erzählung des Fabelkrämers Prätorius, im 1 Th. seiner Beschreibung des Blocksberges, soll sich um die Weihnachts- und Fastenzeit in Thüringen ein Haufen Gespenster, Poltergeister und seltsamer Gesichter, auf dem Felde, auch in Städten und Flecken, als eine Menge Reiterey und Fußvolk sehen lassen. Voran geht ein alter ansehnlicher Mann, mit einem Stabe in der Hand, den man den getreuen Eckart nennt, und vermahnt das Volk aus dem Wege zu gehen, damit ihnen nicht etwas übles begegne. Hinter ihm folgen mehr als 100 allerley Gesichter. Etliche haben keine Köpfe, andere

das Gesicht auf der Brust, etliche zerstümmelte Hände und Arme, andere laufen auf einem Beine, einige legen die Beine auf die Schultern, und laufen dennoch geschwinde fort; einige sind wie Ixion an Räder gebunden, und werden umgedreht. Man hört ein Geschrey der Jäger und Schallen der Waldhörner; man hört Hunde bellen, Schweine grunzen, Löwen brüllen, sieht Hasen laufen u. d. gl. Der Hörselberg in Thüringen soll der Sitz dieses wüthenden Heeres seyn.

Andere schreiben, daß diese Geister bisweilen in großer Anzahl, wie in Soldatenordnung aus den Bergen hervor kröchen, ein Geräusch machten, als wenn sie von einem Befehlshabtr commandirt würden, und gegen einander ein Treffen halten wollten. Wenn aber ein harter Klang, wie einer Glocke, welches etwa die Losung ihres Anführers wäre, gehört würde, eilten sie wieder in guter Ordnung ihren Bergen zu, und verschwänden.

Der Name wüthendes Heer soll so viel heißen, als Wodans Heer, von einem Abgott der alten Deutschen, welcher auch sonst Othinus oder Odinus genannt wird. Dieser Abgott wurde insonderheit von den alten nordischen Völkern, als ein großer Wunderthäter, welcher sich in allerhand wilde Thiere verwandeln, auch sonst viel Wunder thun könnte, verehret.

Von dem Anführer des wüthenden Heeres soll das Sprichwort: du bist der treue Eckart, welches von einem, der vor Schaden warnet, gebraucht wird, entstanden seyn.

Man hat noch eine andere Art von wüthendem Heer erdonnen, welches man eigentlich den wüthenden Jäger oder das Waldheer nennt, und wovon man ebenfalls in den thüringischen Gegenden vieles zu sagen weiß. Es sollen sich nämlich des Nachts in den Wäldern ein Gebelle der Hunde, Geschrey der Jäger und die Waldhörner hören lassen, als wenn eine große Jagd gehalten würde.

Ein Mehreres von solchen fabelhaften Erzählungen, findet man im 1 Bande des Schauplatzes vieler ungereimten Meinungen und Erzählungen, Berl. 1736, 8. S. 444—454.

Aller Aufklärungen in der Naturgeschichte ungeachtet haben sich dennoch gewisse Vorurtheile bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt und erhalten. Die Stille und Dunkelheit der Nacht begünstiget noch immer hie

und

und da eine Gespensterhistorie, und unterstützt auch den alten Aberglauben von einer wilden Jagd oder einem wüthenden Heere. Man hört das Rufen der Jäger, das Bellen der Hunde, den Schall des Hieshornes. Man sieht in der Ferne Menschen und Thiere mit feurigen Augen; der Zug nähert sich gleich einem brausenden Sturmwinde; und wer ihn hört und sieht, bekreuzt sich, zittert und entflieht; und so weiß eigentlich Niemand, was er gesehen und gehört hat. Die Unwissenheit in natürlichen Dingen, wenn sie sich mit einer feurigen Einbildungskraft verbindet, ist die fruchtbarste Mutter des Aberglaubens. Der Mangel in der Kenntniß der Naturlehre setzt uns alle Augenblicke in Gefahr, falsche Ursachen von Begebenheiten zu erdichten, und Irrthümer mit Irrthümern zu häufen. Heftige Sturmwinde, welche sich besonders zur Winterszeit vorzüglich wirksam beweisen, können mancherley Getöse in Wäldern und Feldern, auch wohl pfeifende Töne in mancherley Abstand, in der Tiefe und Höhe, ein Knickern und Prasseln der dürren Baumäste u. s. w. erregen. Ein widernatürlicher Zustand der Ohren kann ebenfalls den Menschen auf die Gedanken leiten, als ob er mancherley Schälle und Töne höre, wenn gleich gar keine äußere Objecte vorhanden sind, die als eine Quelle solcher Wirkungen anzusehen wären. Der natürliche Forschungstrieb der Menschen sucht nun die Ursache zu diesen, eben nicht zu jeder Zeit sich ereignenden, Schällen. Da er aber nichts vor sich sieht, was in dieser Wirkung eine Aufklärung geben könnte, so ruft er seine betriegerische Einbildungskraft zur Gehülfin, und sucht bey ihr einen Unterricht, den sie ihm auch eben so dienstfertig und bereitwillig, als täuschend, ertheilt. Sie stellt die Ursache von ähnlichen Schällen, die bey Jagden, von Jagdhörnern, Reitern, die durch das Gehölz ein Knickern ꝛc. erregen, Rufen und Schreyen entstehen, mit der

größten Behendigkeit an die Stelle der wahren Ursache, welche in dem Sturmwinde zu suchen ist, und bereichert den wissenszierigen Menschen mit falschen oder Scheingründen. Dieses ist der Anfang des Betruges, den ihm seine Gefährtin und Gehülfin spielt. Da aber auch der Vernunfttrieb ein Begleiter dieser Gefährtin zu seyn pflegt, so denkt der Mensch nach, ob denn wirklich Jäger und Reiter vorhanden seyn möchten. Er sucht sie begierig, und findet sie nirgends. Dennoch müssen die Schälle, nach dem richterischen Ausspruch der Imagination, von Jägern herkommen. Hier sieht sich der schwache Wißbegierige in der größten Verlegenheit, er sieht sich zwischen der Imagination und Vernunft im Gedränge, und sucht neue Hülfe. Da nun die Phantasie weit mehr, als die Vernunft, gesellig, und in der Geschwindigkeit den Bedürfnissen unserer Kenntnisse abzuhelfen bemühet ist; da sie gleichsam mit Eifersucht ihre Aussprüche vor den Urtheilen der Vernunft geltend zu machen sucht: so schiebt sie den Menschen durch das Gedränge, und verwandelt die lebenden Jäger in abgeschiedene Jägerseelen, in Gespenster. Die Vernunft der Mehresten weiß nicht viel wider diesen neuen Ausspruch einzuwenden, weil ihre Kenntniß von dem Zustande der Geister, jenseit des Grabes, nicht deutlich genug vor Augen liegt. Daher erhält die Imagination den Sieg, und der Mensch setzt nicht den geringsten Zweifel, noch ein Mißtrauen in das phantastische Endurtheil. Er glaubt, er habe ein ganzes (versteht sich verstorbenes) Jägerheer gehört. Furchtsam flieht er davon, und hat wenigstens den Vortheil von seinem Glauben, daß er das Geld für ein Schwitzpulver ersparen kann.

Von Geister und Geisterfehern, (von Hrn. Hofr. Hennings in Jena,) Leipz. 1780, 8. S. 832—835.

Zuweilen ist ein Heer von Nachtvögeln und Eulen, insonderheit denjenigen von der größern Art, welche man die große Ohreule (Schufut, Uhu, Bahn,) nennt,

nennt, welche den Landmann durch ihr Geschrey erschrecken. Diese Licht- und Menschenscheue Thiere, welche in der Stille des Nachts, wenn keines andern Thieres Stimme mehr gehöret wird, das fürchterliche Geschrey, Huhu, Huhu, Buhu, ertönen lassen (s. Th. XI, S. 682,) nehmen gemeiniglich in den dichten Buchwäldern ihren Aufenthalt. Hier sitzt in einem Bezirke von einigen hundert Schritt eine ganze Familie zusammen. Im Winter verbergen sie sich einzeln in den Baumhöhlen, wo sie bey anhaltender Kälte von sehr wenigen Nahrungsmitteln ihr Leben nothdürftig erhalten, vielleicht auch einen guten Theil ihres Daseyns verschlafen. In der Mitte des Frühlinges oder zu Ende der Mayes, verlassen sie ihre kümmerliche Winterquartiere, und ziehen in die kleinen Buchwälder, die nahe an den Vorhölzern und freyen Feldern gränzen. Hier halten sie sich gemeiniglich den Sommer über auf. Bey Tage schlafen sie; des Nachts ziehen sie auf die Jagd. Man wird daher niemals in den Wintermonaten, oder in ihrer Brutzeit, die in den Jun. fällt, wohl aber im Jul. Aug. und Sept. von einem wüthenden Heere sprechen hören. Die ganze Erscheinung läßt sich also, auch von dieser Seite betrachtet, sehr natürlich erklären, wenn man bedenkt, daß der Frühling, welcher die ganze Natur mit Leben und Vergnügen erfüllt, auch den Trieb zur Fortpflanzung erregt, und daß dieser Trieb in allen Thieren, welche den Tag über schlafen, viel heftiger zu seyn scheint, weil sie eine längere Erholung genießen, und bey der Ausübung desselben nicht so sehr ermattet werden. Diesen zu befriedigen, durchziehen sie die Vorhölzer, und verfolgen mit der ungestümsten Wollust und Eifersucht ihre Weibchen. Dieses dauert gemeiniglich eine Stunde, auch länger, alsdann kehren sie einzeln zu ihren Wohnungen zurück, für ihre Erhaltung zu sorgen, oder sich Nester zu bauen. In den übrigen angezeig-

ten Monaten machen sie eine noch größere Gesellschaft aus, weil sie alsdann ihre Jungen mit ausführen, um ihnen die Gegenden bekannt zu machen, und sie zum Raube anzulehren; und jetzt ist ihr Geschrey desto fürchterlicher, je verschiedener die Töne sind.

4. Jahrg. der neuesten Mannigfaltigkeiten, Berl. 1781, gr. 8. S. 492—496.

Heer=Bann, L. Heribannus, Fr. Arrière-ban, der Bann, d. i. das Aufgebot der Unterthanen zur Vertheidigung des Landes; imgleichen die Verbindlichkeit, auf vorhergegangenes Aufgebot in den Krieg zu ziehen; s. Heeres=Folge; wie auch die im Weigerungsfalle darauf gesetzte Strafe.

Heerberge, s. Herberge.

Heer=Biene, Bienen, welche nicht selbst Honig einsammeln, sondern es andern Bienenstöcken rauben, und daher am häufigsten Raubbienen (Th. IV, S. 709) genannt werden. Siehe Heeren.

Heer=Führer, der oberste Befehlshaber oder Anführer eines Heeres, besonders eines Kriegesheeres, der Feldherr; wofür doch die französischen Ausdrücke General en Chef und commandirender General im g. L. üblicher sind.

Hr. Stosch unterscheidet einen Heerführer von einem Feldherren dadurch, daß dieser unter jenem einen Theil des Kriegesheeres anführt. Es wäre gut, wenn dieser Unterschied allemal beobachtet würde; allein in der edlern Schreibart, in welcher beyde Wörter nur allein vorkommen, werden sie gemeiniglich als gleichbedeutend ohne allen Unterschied gebraucht. Uebrigens waren für Heerführer ehedem auch die Wörter Herzog, Heerfürst, Heermeister und Heergraf üblich, von welchen die drey letztern noch jetzt mit Nutzen gebraucht werden könnten, wenn man die hohen Kriegesbedienungen, für welche wir nur noch französische Namen haben, deutsch geben wollte. Heerfürst kömmt noch 2 Chron. 16, 4. und Jer. 52, 25. vor, wo es den obersten Befehlshaber eines Kriegesheeres, oder doch eines Theiles desselben bedeutet.

Heer=Fürst, s. den vorhergeh. Artikel.

Heer=

Heer-Gans, in einigen Gegenden ein Name des grauen, blauen oder aschfarbenen Reihers, Ardea pella, pulla, cinerea *Klein.*

Bey dem Altensteig heißt eine Art Wasserhühner oder schwarzer Taucher, die Heergans.

Heer-Geräth, ein Collectivum, alles dasjenige Geräth zu bezeichnen, welches im Kriege, und zu dessen Führung erfordert wird, und wovon die Bagage oder das Gepäck, und das Heergewette nur einen Theil ausmacht; im ripuarischen Gesetze Harireda. Oft wurde es ehedem auch von dem zur Ausrüstung eines einzelen Kriegesmannes nöthigen Geräthe gebraucht.

Durch Heer-Gewette, Niederf. Herwedde, L. Res expeditoriae, versteht man die Kriegsrüstung eines Mannes, welche bey dessen Tode allemal sein ältester Sohn oder nächste männliche Erbe zum voraus bekam; imgleichen das Recht, diese Rüstung, wohin auch die beyden Kleider und Zierathen gerechnet wurden, zum voraus zu erben. Die letzte Hälfte des Wortes ist das alte Gewette, bey dem Ottfried Giwati, von Wad, Kleid; siehe Gewand. Da bey der veränderten Kriegesverfassung die Sache selbst in vielen Provinzen abgeschaffet worden, so ist auch das Wort mit in Abgang gekommen, indem es nur noch in denjenigen Gegenden gehöret wird, wo dieses Recht bey Todesfällen noch gültig ist.

In seiner ersten Bedeutung bezeichnete das Wort Heergeräth diejenigen Stücke welche ehemals, als eine besondere Rechtswohlthat, nach dem Sachsenrechte, den Mannspersonen zum Heerzuge, wenn sie nämlich in den Krieg zogen, als zu ihrem täglichen Gebrauche unentbehrliche Dinge, mitgegeben wurden. Es ist aber diese Gewohnheit nachher beybehalten worden; und da Anfangs nur adeliche Personen Heergeräth verlassen, und darin succediret haben, hernach aber auch unter Standespersonen und Bürgern, ja so gar

unter Bauern eingeführt worden: so bedeutet es nunmehr einen gewissen Auszug aus dem Erbe, welchen der erstgeborne Sohn, oder, in dessen Ermangelung, der nächste Freund männlichen Geschlechtes vom Vater her, bekommt, und begreift, nach eingeführter Gewohnheit, mehrere oder wenigere Stücke.

Nach dem allgemeinsten Gerichtsbrauche sächsischer Lande, gehören hiezu: 1. das beste Pferd; 2. der beste Harnisch, zu eines Mannes Leib; 3. das beste Schwert; 4. des Mannes tägliche Kleider; 5. ein Heerpfühl, d. i. ein Bett nächst dem besten, nämlich 1 Kissen und 2 Leilachen; 6. ein Tischtuch; 7. zwey zinnerne Schüsseln; 8. ein Fischtiegel; 9. eine Handquehle; und 10. ein Sohl- oder Schüssel-Ring. Daher auch das Heergeräth insgemein mit einem Worte die neun, oder, mit Einschließung des Harnisches, die zehn Stücke genannt werden. Jedoch werden an manchen Orten noch mehrere dazu gerechnet; als: der Petschierring, wie auch die Bücher, welche der Mann für sich gebraucht hat.

In der Ober-Lausitz sind die Stücke, welche zum Heergeräthe gehören: I. Bey einem von Adel: 1. das beste Roß, gesattelt und gezäumt; 2. sein bester Harnisch; 3. sein Schwert; 4. ein Kleid nach dem besten; 5. ein Gebett Betten; 6. ein Tischtuch; 7. ein Handtuch; 8. zwey Schüsseln. Was von den Stücken nicht vorhanden ist, wird nicht gegeben. II. Bey Bürgern und Landleuten: 1. alle männliche Kleider; 2. alles silberne Geschmeide, welches zur Mannszierde gemacht ist, und nicht über 2 Mark Silber wiegt; 3. ein Schrein oder Kasten; 4. ein Spannbett mit zwey Betten nächst dem besten, 2 Leilach, 1 Kissen, 1 Hauptpfühl; 5. ein Stuhlkissen; 6. ein Bankpfühl. Pferde bleiben bey dem Erbe, imgl. eine Hauswehre bey dem Hause und Gute. So

aber

aber mehr denn einerley vorhanden, soll dem Heergeräthe folgen. Hieben ist auch zu merken, daß, wenn der älteste Sohn, oder nächste Freund vom Manne her, ein Priester, Schulmeister oder Küster ist, nicht dieser, sondern der nächstfolgende, vom väterlichen Heergeräthe das Schwert voraus bekömmt, und die übrigen Stücke unter die, so weltlichen Standes sind, in gleiche Theile getheilet werden. Dagegen aber haben sie das Beneficium, daß sie mit ihren Schwestern, der Mutter ꝛc. in der Gerade folgen. Wider die Orte, davon man das Heergeräth nicht folgen läßt, wird das Jus retorsionis oder talionis gebraucht, d. h. an selbige läßt man auch dergleichen von andern Orten nicht abfolgen. Es fällt aber solches alsdann nicht der Obrigkeit, sondern denen zu, welchen es nach dem Erbganzsrechte gebühret; außer, wenn kein Erbe vorhanden ist, oder alle an Enden seßhaftig sind. Zu Leipzig fällt solches von einem in einem Bürgerhause verstorbenen Universitätsverwandten, in solchem Falle, vermöge der Compacten, nicht der Universität, sondern dem Rathe, anheim; und dem Kreisamte zu Wittenberg kommt davon nur $\frac{3}{4}$, dem Amtsrichter aber $\frac{1}{4}$ zu.

Auch in Schlesien ist das Jus Saxonicum commune in Absicht des Heergeräthes angenommen worden; doch ist daselbst das Heergeräth, so wie die Gerade, nur bey adelichen Personen in Gebrauch, bey Bürgerlichen und Bauern aber cessirt es. Was für Stücke aber zu dem Heergeräthe zu rechnen seyn, darüber verdient das in dem Oberamtlichen Bericht v. 19 Nov. 1773 angeführte Judicatum de publ. d. 8 März 1745, in Sachen des Freyherrn v. Schweinitz auf Hausdorf contra die verehel. Freyinn v. Posadowski, als Erbinn ihres Bruders, des Grafen v. Schweinitz angemerkt zu werden, indem bey der Glogauischen Ober-Amtsregierung solches zeither zur beständigen Richtschnur ange-

genommen worden; es haben auch bey dessen Abfassung beyde Senate concurriret. (*)

In

(*) In Sachsen des Freyherrn v. Schweinitz auf Hausdorf Imploranten an einem, entgegen und wider die verehlichte Freyin v. Posadowski, geb. Freyin v. Schweinitz auf Tscheplau, Imploraten am andern Theile, in puncto prätendirenden Heergeräthes aus der Graf v. Schweinitzischen Verlassenschaft, erkennen Wir Friedrich von Gottes Gnaden, König in Preußen ꝛc. ꝛc. nachdem Wir Uns die Sache im Rath gebührend vortragen lassen, hiemit für und zu Recht:

daß von denen in der Fol. 2 Act. übergebenen Specification geforderten Stücken, Imploratin als Erbin ihres Bruders dem Imploranten, qua nächsten Agnaten und Schwertmagen, mehr nicht denn nachfolgende zum Heergeräthe gehörige Sachen auszuantworten schuldig, als:

1. Das beste gesattelte und gezäumte Pferd mit Pistolen und Holstern, auch einer für Leute von Rittersart zu heutigen Feldzügen anständigen Schabracke. Wenn jedoch wegen dieses von Zeit des angetragenen Heergewettes in der Imploratin Futter gebliebenen Pferdes sich Implorant mit derselben zuvor gütlich gesetzet haben wird, in dessen Entstehung nach übergebener Liquidation richterliches Erkenntniß ergehen soll. 2. Des Verstorbenen bestes, nach jetziger Façon zu reden, so genanntes Campagne-Kleid, bestehend in Rock, Weste und Hosen. 3. Ein Bett nächst dem besten, samt 1 Kissen und 2 Leilaken. 4. Ein Tischtuch und 1 Dutzend Servietten. 5. Ein Handtuch. 6. Statt des sonst im Sachsenrecht ausgesetzten Schwertes nach dermaliger Kriegsmanier und täglicher Observanz, denjenigen Degen, so Defunctus auf Reisen und außerdem am meisten an seiner Seite getragen. 7. Zwo zinnerne Schüsseln. 8. Einen Kessel, oder, in dessen Ermangelung, den anbegehrten Fischtiegel. 9. Einen Hohlring oder Kesselhaken. 10. Einen Spieß, und 11. eine Axt.

Die übrigen dort aufgeführten Stücke aber werden als hieher nicht gehörig billig übergangen, außer, daß wegen des abgängigen Harnisches Imploratin ihr Vorgeben, daß keiner vorhanden, binnen Ordnungsfrist besser erweisen oder eidlich erhärten müsse. So wie hingegen wegen des geforderten großen silbernen Beckens und Gießkanne Imploranten, salva reprobatione, der Beweis dahin offen gelassen wird, daß der abgelebte Graf von Schweinitz solches gleichfalls bey der Partage zum Heergewette bekommen habe, wo sodann überall weiter ergehen soll was Rechtens ist: compensatis caeteroquin expensis. v. R. w.

In diesem Proceß war auf folgende Stücke libellirt worden:

1) das beste gesattelte und gezäumte Pferd; welches auch dem Aquaten, und zwar mit Pistolen und Holster, auch einer für Leute von Rittersart zu heutigen Feldzügen anständigen Schabracke zugesprochen worden, ob gleich man sich beklagterseits darauf bezog, daß das Jus Saxon weder Pistolen, noch Pistolenholster, noch Schabracke enthalte, zu der Zeit auch, als das Heergeräth aufgekommen, weder jene noch diese im Gebrauch gewesen.

2) ein Heerpfühl, d. i. ein gutes gebettetes Bett.

3) zwo Leilaken oder Betttücher.

Beklagterseits war mehr nicht als ein Bett und ein Kissen zugestanden, unter dem Anführen, daß die alten Sachsen im Feldzuge ein mehreres nicht mit sich geführet. Es ist auch mehr nicht als ein Bett nächst dem besten sammt einem Kissen und zwo Leilaken zuerkannt.

4) ein Tischtuch und ein Dutzend Servietten.

5) ein Handtuch, welches beydes dem Kläger zugebilliget worden, ob gleich die Servietten aus der Ursache von der Bekl. bestritten worden, weil das Jus Sax. davon schweigt.

6) des verstorbenen beste Kleider.

7) der beste Mantel.

Die Bekl. gestand nur die täglichen Kleider zu, welche Defunctus auf Reisen oder bey ungestümem Wetter gebraucht, und zwar nur einen Rock, Weste und Hosen, ohne Mantel, Strümpfe, Schuhe, Hut ꝛc. weil das Sachsenrecht nur die täglichen Kleider zum Heergeräthe aussetze, zu der Zeit, da das Heergeräth aufgekommen, keine galonirte Kleider im Gebrauch gewesen, und Gallakleider dazu nicht bestimmt wären, sich damit vor dem Feinde zu zeigen. In dem Judicato ist bloß auf des Verstorbenen bestes (nach jetziger Art zu reden so genanntes) Campagnekleid, bestehend aus Rock, Weste und Hosen, erkannt worden.

8) der beste Harnisch.

9) das beste Schwert.

Der Harnisch wurde nicht difficultirt, sondern nur behauptet, daß dergleichen in der Verlassenschaft nicht vorhanden wäre. Galanteriedegen, dergleichen nur allein in der Verlassenschaft wären, wollte man nicht passiren lassen, weil sie nicht zum Gebrauch im Heerzuge bestimmt waren. Durch das Judicatum aber ist derjenige Degen, den Defunctus auf Reisen

sen und außerdem am meisten an seiner Seite getragen, zuerkannt. Noch ist

10) der beste Küraß

gefordert; aber um deswillen, weil schon vorher ein Harnisch gefordert worden, das Sachsenrecht auch nur einen Harnisch aussetzt, difficultirt und durch das Judic. gleichfalls aberkannt worden.

Ferner sind gefordert: 11) der beste Stock; 12) die beste goldene Uhr, Tabatiere und Etuis, deren sich Defunctus bedient; 13) ein großes silbernes Becken nebst der Gieß-Kanne; 14) ein diamantener Ring; 15) Handknöpfe, Halsknöpfe und Schuhschnallen mit Diamanten, als welche Defunctus beständig an seinem Leibe getragen; 16) eine goldene Kette; 17) das beste Trinkgeschirr, d. i. der beste silberne Becher; aber allesammt um deswillen bestritten, weil dergleichen Stücke zum Heerzuge nicht bestimmt sind, noch auch zur Zeit der Einführung des Heergeräthes im Gebrauch gewesen. Im Judicato sind sie allesammt aberkannt; nur ist wegen des silbernen Beckens darauf Rücksicht genommen worden, daß, nach der Behauptung des Klägers, solches auf den Def. als ein Heergeräthsstück gekommen sey.

18) ein Dutzend silberne Schüsseln und Teller. Diese sind aus gleicher Ursache geweigert und in Sententia nur nach dem Ausspruch des Sachsenrechtes auf 2 zinnerne Schüsseln erkannt worden.

19) ein Kessel, oder, in dessen Ermangelung, ein Fisch-Tiegel; 20) ein Hohlring oder Kesselhaken; 21) ein Spieß, und 22) eine Axt. Diese Stücke sind zugestanden, weil sie dem Juri Sax. gemäß sind, und das Jud. hat sie zuerkannt.

Von diesem Urtheil ist nicht appellirt, sondern beyde Theile haben dabey acquiescirt. Es sind zwar keine Gründe dabey befindlich; man kann aber daraus nichts anders abnehmen, als daß (weil in dem ganzen Glogauischen Departement und den dazu gehörigen Fürstenthümern Glogau, Liegnitz, Wohlau und Sagan keine geschriebene Gesetze wegen des Heergeräthes existiren,) lediglich das Jus Saxonicum zum Grunde gelegt, und nur in den Arten der ex veteri consuetudine herrührenden Heer-Geräthsstücke, in so fern von der alten Simplicität abgegangen ist, als der Gebrauch dieser Stücke in den heutigen Heerzügen sich geändert, und die besondere Observanz in Schlesien die Abweichung bestätigt hat.

Bey der Frage: ob und was für Stücke nach veränderten Sitten der in alten Zeiten üblichen Rüstungen zu substituiren seyn? verdient auch ein unter d. 20 Dec. 1776 hieselbst ergangenes Judicatum, wovon nicht appellirt worden, angemerkt zu werden.

Aus dem Nachlaß des hier verstorbenen Hauptmanns v. Wiese, Freyh. v. Kellerschen Regiments, forderte der gewesene Major v. Wiese, als ältester Bruder desselben und Heer-Gerechts-Successor (denn in Schlesien erhält der älteste unter den nächsten Agnaten das Heergeräth allein,) auch die Schärpe und den Ringkragen, oder vielmehr, weil das Regiment solche einem andern Officier überlassen hatte, den daraus gelösten Werth. Die Erben, und unter selbigen Fiscus, statt zweyer darunter sich befundenen ausgetretenen Vasallen, machten ihm diese Stücke streitig, und sie wurden ihm aberkannt, aber aus folgenden Gründen.

1. Nach der Natur des Heergeräthes, welche dessen Ursprung bestimmt, gehören dazu nur solche Stücke, die zu der ehemaligen Ausrüstung der Lehenleute von Rittersart *ad expeditionem bellicam* gebraucht wurden.
2. Nach veränderten Sitten und Kleidungsgebräuchen, werden zwar heut zu Tage manche Stücke dazu gerechnet, die ehedessen dazu nicht gehörten, doch aber nur solche, welche in die Stelle der alten Ausrüstungsstücke getreten sind; und diese müssen also als *Surrogata* mit den in vorigen Zeiten üblichen *eiusdem naturae* seyn, z. B. der Degen statt des ehemaligen Schwertes.
3. Zu der ehemaligen Ausrüstung gehörten nur solche Stücke, die einem jeden Heergeräths-Successori nützlich seyn konnten, nicht aber solche, die den Heergeräths-Successoren von keinem gemeinen Gebrauch waren.
4. Von der ersten Art sind die streitigen Stücke nicht, sie können also auch nicht als *Surrogata* an-

angesehen werden. Ein jeder Heergeräths-Successor kann sich deren nicht bedienen. Sie sind nur bloß Ehren- und Unterscheidungszeichen der Officier, die diese so gar nicht anders als im wirklichen Dienst tragen dürfen; sie sind also nur *certo Ordini Militum ad determinatum usum* verliehen.

5. Daß der Heergeräths-Successor ein Officier gewesen, macht keinen Unterschied, theils, weil vorangeführtermaßen so gar wirkliche Officier sich der Stücke *quæst.* nur im eigentlichen Dienste bedienen können, theils aber weil es nicht auf die accidentelle Qualität des Heergeräths-Successors, sondern darauf ankömmt, was *in re* zu den Heergeräths-Stücken zu zählen ist, und in welcher Qualität *Defunctus* die streitigen Stücke besessen und verlassen hat, welches nicht in Qualität eines von Ritterart, der Heergeräths-Stücke nachläßt, geschehen ist.

Glogau, d. 18 Jan. 1778.

— — W.

Beytr. zu der juriſt. Litterat. in den preuß. Staaten, 2te Samml. Berl. 1778, gr. 8. S. 356, fgg.

In Stettin wird das Heergewette in das lebendige und todte eingetheilt. Das lebendige Heergewette wird dasjenige genannt, was dem überlebenden Ehemann vi juris ſtatutarii nach Absterben seiner Frau ex massa bonorum an beweglichen Stücken voraus gebühret; das todte ist dasjenige, was nach dem Absterben einer Mannsperson, seine nächste Agnaten, wenn sie sich qualificiren können, oder in deren Ermangelung dem Fisco aus der Erbschaftsmasse vi juris ſtatutarii an beweglichen Stücken gebühret.

In das todte Heergewette gehören folgende Stücke: 1. ein Bett, und 2. ein Pfühl, beydes mit Bühren; 3. ein Paar Laken; 4. eine Bettdecke; 5. ein Mannsmantel nebſt dem Kleide, alles nächſt dem beſten.

In

In das lebendige Heergewette werden dem hinterbliebenen Wittwer geleget: 1. Unterbett, und 2. drey Pfühle, mit ihren Bühren; 3. zwey Kissen, 4. ein Oberbett, 5. zwey Paar Laken, und 6. eine Bettdecke, mit ihren Bühren; das beste so zu finden von alle dem und in der Erbschaft; 7. sämtliche des Mannes Kleidung zu seinem Leibe gezeuget und getragen, sie haben Namen wie sie wollen; desselben sämtliche leinen Leibgeräthe klein und groß; 9. das beste Pferd, gezäumt und gesattelt, mit allem Zugehör; 10. alle Rüstung, als: Harnisch, Degen, Pistolen und andern Hausgewehr; 11. des Mannes Silber oder Gold, auch Perlen, so er an den Gürteln, Knöpfen, Hut oder Kragen, Band u. d. gl. zu seinem Leibe gezeuget und getragen; 12. desselben Signet, Hand- und Trauring; 13. zwölf silberne Löffel, und 14. zween silberne Becher; die besten; 15. alle seine Betbücher samt einer Bibel und Postille, worin er gelesen; 16. der größte Kessel; 17. der größte Grapen.

Hrn Justizrath Ge. Gustav v. Gerdes Abhandlung von der stettinischen Gerade und dem Heergewette, ist in der ersten Zugabe der Beytr. zu der jurist. Litterat. in den preuß. Staaten, Berl. 1780, gr. 8. S. 1—50.

Heer-Gewette, s. den vorhergeh. Artikel.

Heer-Holz; in einigen Gegenden ein Name des Holzhähers, aus welchem Worte derselbe auch verderbt ist; s. Th. XX, S. 637.

Heer-Horn, eine ehemalige, nunmehr aber veraltete Bedeutung einer Trompete, weil man sich derselben vornämlich bey den Kriegsheeren bedienet. In der Schweiz sind in einigen Cantons noch die Harschhörner üblich, welches Wort aus Heerhorn verderbt ist; obgleich diese Harschhörner von unsern hiesigen Trompeten noch verschieden sind.

Heer-Kraft, oder **Heereskraft**, ein veraltetes Wort, ein zahlreiches Kriegesheer zu bezeichnen. Ein Geschrey von Rossen, Wagen und großer Heerskraft, 2. Kön. 7, 6. Er wird daher ziehen mit großer Heerskraft, Dan. 11, 13. 25, 2c.

Heer-Kutsche, s. Land-Kutsche.

Heer-Lager, das Lager eines Heeres, besonders eines Kriegsheeres; ein im Hochdeutschen gleichfalls in Ab-

gang gekommenes Wort. Der Stank von eurem Heerlager, Amos 4, 10. Imgleichen das Kriegesheer selbst, auch wenn es nicht im Lager stille liegt. Da zogen hinauf die 5 Könige mit all ihrem Heerlager, Jos. 10, 5.

Heer-Macht, ein so wie Heerkraft im Hochdeutschen, veraltetes Wort, ein zahlreiches Kriegesheer zu bezeichnen, welches noch 1. Chron. 21, 1. und 2. Chron. 26, 13. vorkömmt.

Heer-Meister, der Meister, d. i. Oberste, Vorgesetzte, eines Theiles eines Kriegesheeres. Besonders ist dieses Wort noch bey einigen kriegerischen Ritterorden üblich, wo die Vorgesetzten einer Provinz, welche bey andern Orden Landcommenthur genannt werden, Heermeister heißen, weil sie die Ritter ihrer Provinz im Kriege anführen. Dergleichen ist der Heermeister des Johanniterordens zu Sonnenburg.

Daher heermeisterlich, demselben gehörig; das Heermeisterthum, dessen Würde und Gebiet.

Oft lautet dieses Wort auch Herrenmeister, entweder nach einer verderbten Aussprache, oder auch weil dergleichen Ritter gemeiniglich Herren genannt werden.

Heer Moos, in einigen Gegenden eine Benennung des Hippuris oder Equisetum hyemale *Linn.* s. Schaft-Heu.

Heer-Pauke, s. Pauke.

Heer-Pfühl, das Bett eines Soldaten im Kriege, ein in denjenigen Gegenden, wo das Heergewette noch gangbar ist, übliches Wort, eine bereitetes Bett nächst dem besten zu bezeichnen, welches dem ältesten Sohne oder nächsten männlichen Erben eines Verstorbenen, als ein Theil des Heergewettes überlassen wird. Siehe oben, S. 682.

Heer-Raupe, s. Raupe.

Heer-Schaar, ein im Hochdeutschen ungewöhnlich gewordenes Wort, eine Schaar, d. i. einen verbunde-

nen

nen Haufen eines Heeres, besonders eines Kriegesheeres, zu bezeichnen; ein Detachement, eine Legion, ein Regiment. In der deutschen Bibel wird es im Plural häufig von einer großen Menge verbundener Geschöpfe, besonders aber auch von einem Kriegesheere gebraucht.

Heer-Schatz, an einigen Orten eine Lehenwaare von einem erkauften Bauergute, welche an andern Orten der Handlohn, die Anfahrt, der Leihkauf, das Pfundgeld u. s. f. genannt wird.

Das Wort ist ohne Zweifel aus Ehrschatz verderbt, welches in dieser Bedeutung gleichfalls üblich ist; siehe Th. X, S. 203.

Heer-Schild, ein in den neuern Zeiten unganzbar gewordenes Wort. 1. Ein Schild, so fern man sich desselben ehedem im Kriege bediente; in welchem Verstande es mit der Sache selbst längst veraltet ist.

2. In dem deutschen Staatsrechte bezeichnete dieses Wort ehedem den Stand, die angeborne Würde, besonders die Ritterschaft, deren jeder Stand sich durch seinen Schild oder Wappen von den andern unterschied. Es gab sieben solcher Heerschilde oder Stände.

Heer-Schnepfe, ein Name der Feldschnepfe; siehe Schnepfe.

Heer-Steuer, ein nur noch in einigen Gegenden übliches Wort, die Kriegessteuer zu bezeichnen, d. i. diejenige Steuer, welche zum Behuf eines Krieges gefordert oder bewilliget wird. Imgleichen diejenige Steuer, womit sich ein Vasall oder Unterthan von den persönlichen Kriegsdiensten befreyet, und welche bey adelichen Vasallen gemeiniglich das Ritterpferd genannt wird.

Heer-Straße, s. Land-Straße.

Heer-Volk, ein veraltetes Wort, ein Kriegesheer, imgl. Kriegesvölker oder Truppen zu bezeichnen, welches noch 1. Sam. 16, 5. 1. Chron. 8, 4. Nahum 2, 4. vorkömmt.

Heer-Wagen, ein nur noch in einigen Gegenden übliches Wort. 1. Ein jeder bey einem Kriegsheere befindlicher Wagen; daher ehedem sowohl die Rüst- und Munitionswagen, als auch die Ritterwagen, die Wagen, aus welchen eine Wagenburg geschlossen wurde, u. s. f. Heerwagen genannt wurden.

2. Ein Bezirk von gewissen Dorfschaften oder Unterthanen, welche in Kriegszeiten einen Heerwagen stellen und unterhalten müssen.

So sind die Amtsdorfschaften in Sachsen in Ansehung der Frohnen noch izt in gewisse Heerwagen eingetheilt. Zu dem Pflügischen Heerwagen befanden sich 1745 in sechs Dörfern 147 Pferde.

3. Der gemeine Mann nennt ein Gestirn in der nördlichen Halbkugel, welches unter dem Namen des Bären am bekanntesten ist, den Heer- oder Himmelswagen.

Heer-Wurm, eine Art kleinen sprenklichen Ungeziefers, wie Maden, mit schwarzen Köpfen, welche sich oft zwo Ellen lang an einander anhängen, und in dieser Gestalt als ein scheckigtes starkes Seil auf den Heerstraßen fortziehen. Der Pöbel weissaget aus ihrer Erscheinung Krieg.

Hrn. D. Kuhn Nachricht von dem so genannten Heerwurm, st. im 1. St. des Naturforschers, Halle, 1774, gr. 6. S. 79—85.

Hrn. Past. Goeze Gedanken über den Heerwurm, st. im 9. St. dess. 1776, S. 79, f.

Heer-Zug, ein veraltetes Wort, den Zug eines Heeres, besonders eines Kriegesheeres, Fr. Marche, zu bezeichnen.

Man sagt auch: die Heerzüge der Fische; s. Th. XIII, S. 489.

Heerd, s. Herd.

Heerde, (*) L. Armentum, Grex, Fr. Troupeau, ein Haufen Viehes, besonders zahmen Viehes, welche mit

(*) Bey dem Ulphilas Hairda, bey dem Kero und Willeram Chortar, bey dem Notker Herto, im Angels. Hiord, Heord, Hired

mit einander ausgetrieben und geweidet werden, oder bey und neben einander befindlich sind. Eine Heerde Vieh, eine Heerde Schafe, Kühe, Schweine, Ziegen, Gänse. Eine Heerde Truthühner, sagt man auch alsdann, wenn man sie in Menge auf die Weide oder zu Markte zu treiben pfleget. Figürlich. Die Heerde Christi, die Gemeinde, Kirche Christi. In noch weiterer Bedeutung, eine jede Menge mehrerer bey und neben einander befindlicher Personen, doch gemeiniglich nur im Scherze, oder mit einem verächtlichen Nebenbegriffe. Eine ganze Heerde Kinder haben. Eine Heerde schreyender Weiber.

Heeren, stammet von dem Worte Heer ab, ist aber im Hochdeutschen veraltet. Es bedeutete ehedem, 1. mit einem Kriegsheere anfallen, mit Krieg überziehen, bekriegen, in welchem Verstande ehedem das Schwed. haerja üblich war.

2. Rauben, eine der ehemaligen Kriegsverfassung sehr gewöhnliche Ausschweifung. Siehe auch Heer-Biene.

3. Durch Rauben und Plündern zu Grunde richten, verderben, im welchen Verstande noch das zusammen gesetzte verheeren üblich ist.

Bey dem Notker kömmt das einfache herron noch vor. Auf ähnliche Art machten die Römer von Populus, das Zeitwort populare, und die Griechen von λαος, λητζεσθαι, beyde in der Bedeutung des Verwüstens.

Hired, im Holländ. Her, Herde, im Schwed. und Isländ. Hjord, im Engl. Heard, im Dän. Hiord, im Lat. Hara und Haracium. So natürlich sich bey der Ableitung dieses Wortes das vorige Heer darstellet, so wahrscheinlich ist es doch, daß es zunächst nicht von demselben, sondern vielmehr von dem alten hirten, bewahren, Schwed. hirda, Fr. garder, wofür jetzt warten üblich ist, herkömmt, so daß es zunächst so viel zahmes Vieh bedeutet, als man mit einander auszutreiben oder zu hüten pfleget. Auf ähnliche Art ist für das mehr Oberdeutsche Heerde, in Niedersachsen Drift, Trift, und Hode, Hut, üblich. Siehe Hirt und Hürde. Im Franz. bedeutet Harde eine Heerde oder einen Haufen Hirsche, und im Schwed. Hird, einen Haufen Menschen, und besonders eine Familie.

Heeres-Folge, L. Jus sequelae, die Verbindlichkeit dem Heere seines Herrn zu folgen, die Waffen für ihn zu ergreifen; der Heerbann, die Landfolge, ehedem auch der Kriegesbann, die Heerfahrt, die Reise.

Heeres-Kraft, s. Heer-Kraft.

Heerling, s. Herling.

Heerweck, Heedweg, (der) ein nur in Niedersachsen übliches Wort, eine Art eines gesottenen Gerstenbrodes zu bezeichnen, welches vier Zipfel in Gestalt eines Kreuzes hat, und am Fastnachtstage warm gegessen wird; s. Th. XII, S. 672.

Von heet heiß, und Weck, ein längliches oder keilförmiges Brod. Siehe Weck.

Hefen, (*) (die) L. Faex, Fex, Faeces, Fr. Baillière, Faisses, Fondrailles, Fondrilles, Lie, dasjenige bey einem flüssigen Körper, was durch die Gährung in die Höhe getrieben wird, und sich hernach zu Boden setzt, Bierhefen, Ciderhefen, Weinhefen, welche auch die Mutter genannt werden. In weiterer Bedeutung wird auch der Bodensatz eines jeden flüssigen Körpers, auch wenn er nicht durch die Gährung niedergeschlagen worden, die Hefen genannt. Daher dann der Bodensatz

(*) Obgleich dieses Wort im Hochdeutschen im Plural am häufigsten ist, so ist doch der Singular nicht ganz ohne Beyspiel. Ein Mahl, darinnen keine Hefen ist, heißt es Es. 25, 6. In der Oberpfalz ist die Hefe nur allein im Singular üblich. Das Wort stammet von dem Zeitworte heben ab, welches ehedem hefan lautete, weil die eigentlichen Hefen nicht nur in der Gährung in die Höhe gehoben werden, sondern auch andere, besonders flüssige Körper zum Aufblähen und zur Gährung bringen. Aus eben diesem Grunde wird auch der Sauerteig im Oberdeutschen Hebel und Hefel genannt, wo hebeln auch für säuern üblich ist. Die gleichbedeutenden Wörter von Hefen bestätigen diese Ableitung, wohin das in den gemeinen Mundarten gehörige Bärme, welches mit dem Lat. Fermentum überein kömmt, von dem alten bären, heben, das Oberdeutsche Gärm, Germ, Görm, von gähren, das Oestreich. Urbab, Ura, Aura, und andere mehr gehören; s. ehe auch Sauerteig. In Steyermark werden die Hefen Gleger, von legen, genannt.

denſatz des Oehles auch unter dem Namen der Oehlhefen bekannt iſt. Das Bier, den Wein auf den Hefen liegen laſſen, ihn von den Hefen ziehen.

Daher heficht, den Hefen ähnlich, nach Hefen ſchmeckend. Hefig, Hefen habend, von Hefen trübe.

Etwas bis auf die Hefen austrinken. Die Hefen trinken, figürlich, die unangenehmen Folgen einer Sache empfinden. Die Hefen austrinken müſſen, figürlich, eine Strafe nach aller ihrer Schwere empfinden müſſen. Die Gottloſen müſſen alle trinken und die Hefen ausſaufen, Pſ. 75, 9. Die Hefen des Taumelkelchs haſt du ausgetrunken, Eſ. 51, 17. Auf die Hefen kommen, auf die Hefen ſitzen, auf das Aeußerſte gekommen ſeyn, nicht weiter können. Auf ſeinen Hefen ſtille liegen, figürl. in Ruhe und Sicherheit leben, Jer. 48, 11. Zeph. 1, 12. Figürlich ſind die Hefen des Volkes die geringſten, ſchlechteſten Glieder eines Staates oder eines Volkes.

Bey den Bierhefen unterſcheidet man die Gohre, Gäſcht, Oberhefen oder Spundhefen, welche in der Gährung oben ausgeſtoßen werden, und die Unterhefen, welche ſich nach der Gährung auf den Boden ſetzen.

Die Hefen, welche an das friſch gebraute Bier, ſolches auf den Gährbottichen aufſtoßend zu machen, gethan werden, heißen daher Stellhefen, weil anderes Bier damit geſtellet, d. i. zum Gähren gebracht wird. Es müſſen dieſes keine alte, ſaure und verdorbene, ſondern friſche, junge und bittere Hefen ſeyn. Könnte man aber ja keine junge Hefen haben, ſo gießt man auf die alten friſches Waſſer, und rührt ſie wohl um; davon vergeht ihnen der üble Geſchmack. Hernach vermiſcht man ſie mit Staubmehl und gießt Bier aus dem Bottiche, welches am Feuer erwärmt worden, hinzu.

Wie die Hefen lange gut zu erhalten, s. Th. V, S. 182, flg. Wie sie zu Wege zu bringen, so oft man ihrer nöthig hat, S. 184, f. Wie dieselben in kurzer Zeit zu vermehren, S. 185.

Die Bierhefen gebraucht man sowohl zum Backen der Semmeln und Kuchen, als auch zum Branntweinbrennen. Zum Backen braucht man insonderheit diejenigen Hefen, welche das Bier, nachdem es gefasset worden, zum Spundloch auswirft (Spundhefen), welche daher auch Backhefen genannt werden. Einige Bäcker bedienen sich zwar auch der unreinen Unterhefen, wiewohl sie nicht von allen Arten von Bier zu gebrauchen sind; es wird aber nur sehr schlechte Waare daraus verfertiget; und es gehört für das Amt der Policey, eine solche Sudelbäckerey, die einen Ekel für dergleichen Waare erweckt, auf das sorgfältigste zu verhüten. Bey dem Handel mit den Hefen, oder wo es verstattet wird, daß andere Leute, als Bäcker, die Hefen aufkaufen, und damit Handel treiben, sind die Verfälschungen derselben fast unvermeidlich, und es kann alsdann von den Bäckern nicht gefordert werden, gute Waaren zu liefern. Es werden nicht allein Unterhefen unter die Spundhefen gemischet, sondern auch die sogenannten Ausspühl- oder Grundhefen von den Fässern, wovon das Bier abgezapfet worden.

Die vornehmsten Eigenschaften guter Hefen, sowohl zum Backen als Brauen, sind, daß sie frisch, rein, leicht, kräftig riechend, nicht sauer, und von einem guten Geschmacke seyn müssen. Die vom Weißbiere sind besser, als die vom Braunbiere; jene aber werden eher sauer, als diese, und müssen daher zeitiger gebraucht werden.

Zum Backen bedient man sich der Hefen entweder in flüssiger Gestalt, oder nachdem man sie getrocknet hat. Die getrockneten Hefen haben mehr Mehlichtes in sich, und kommen also hierin dem Teige und dem eigent-

eigentlichen Sauerteige näher. Die flüssigen Backhefen sind spiritudser und kräftiger, und verursachen, daß der Teig eher aufgeht. Sollen die trocknen Hefen gut seyn, so müssen, wenn man sie drückt, die Finger nicht durchdringen; sie müssen zerbrechlich seyn, und sich, ohne zu zerbröckeln, brechen lassen; sie müssen gelb aussehen und etwas in das bräunliche fallen. Wenn sie schwarz an Farbe und bitter an Geschmack sind, taugen sie nichts. Die trocknen Backhefen probiret man folgendermaßen. Man läßt etwas davon in heißem Wasser auflösen, und gießt von diesem aufgelöseten Hefen etwas in siedend Wasser; wenn sie alsdann von dem Boden aufsteigen, und auf der Oberfläche des Wassers sind, so ist es ein Zeichen, daß sie gut seyn; fallen sie aber zu Boden, und bleiben unten liegen, so taugen sie nichts. Man probiret auch die frischen oder flüssigen Hefen auf ähnliche Art. Man läßt einen oder ein Paar Tropfen in siedend Wasser fallen; sind die Hefen gut, so bleiben sie oben, und gerinnen wie Fett in kaltem Wasser; sinken sie aber unter, so sind sie untauglich.

Wenn die frischen Hefen ihre Kraft verloren haben, so bedient man sich folgenden Mittels, zu erfahren, ob sie noch zu gebrauchen seyn, oder nicht. In 1 Quart Hefen thut man 2 Eßlöffel voll Branntwein, feinen Zucker, so viel als die Größe von 2 Haselnüssen beträgt, und 2 Löffel voll Weizenmehl; dieses rührt man in die Hefen, und setzt sie an einen warmen Ort. Wenn die Hefen nicht ganz verdorben sind, so wird bald eine Gährung darin erfolgen, sie heben sich, und müssen bald verbraucht werden; sind sie hingegen verdorben, und mithin untauglich, so gehen sie nicht.

Zu bloßem Rockenbrod kann man keine Hefen nehmen; man nimmt sie auch nicht zu schwarzem Brod, ob es gleich dadurch einen bessern Geschmack bekömmt; man hat aber den Zusatz der Hefen hier nicht nöthig,

weil der schwarze Teig leichter gährt, als der Teig zu weißem Brode. Man bedient sich daher der Hefen nur zu weißem Brode, zu den Semmeln und Kuchen. Die Hefen verursachen, daß der Teig noch mehr aufgeht, und beschleunigen dessen Gährung noch besser, als der gemeine Sauerteig; daher hat man nicht nöthig, den Teig so lange und so stark zu kneten, weil er leichter durchzuarbeiten ist. Jedoch geben die Hefen kein so weißes, gesundes und wohlschmeckendes Brod, als der Sauerteig. Daher bedienen sich einige französische Bäcker nicht der Hefen, sondern sie machen den Sauerteig vom feinsten Rockenmehl zu ihrem Weizenbrod, und befinden ihn besser als den von Weizenmehl.

Man hat Brode, die allein mit Hefen, andere, die allein mit Sauerteig, und noch andere, die mit Hefen und Sauerteig zugleich, zum Aufgehen gebracht sind. Diese verschiedene Gährungsmittel machen freylich einen Unterschied des Brodes, welcher aber, wenn sonst gehörig dabey verfahren worden, auf die Gesundheit keinen merklichen Einfluß hat. Es gehört aber viel Geschicklichkeit dazu, wenn ein Sauerteig wohl zugerichtet, und zu rechter Zeit unter den Teig genommen werden soll. Ins besondere ist dieses bey den Bierhefen weit schwerer, als bey dem Sauerteige. Die Fehler des Brodes, die von Bierhefen herrühren, sind merklicher, als die, welche vom gemeinen Sauerteige herkommen. Wenn man zu viel oder zu alten Sauerteig genommen hat, so schmeckt das Brod darnach, und ist säuerlich; hat man aber zu viel oder verdorbene Bierhefen genommen, so ist das Brod sauer und bitter, im Munde kleberig, und noch weit schlechter, als das, so mit schlechtem Sauerteige eingemacht worden.

Brod, welches anstatt des Sauerteiges mit Hefen zum Aufgehen gebracht worden, wird Hefenbrod, und in Pommern Pamel genannt.

Vom

Vom Gebrauche der Bierhefen beym Branntweinbrennen, s. Th. VI, S. 463, f.

Man pflegt auch kupfernes und messingenes Geräth eine Zeit lang in Hefen zu legen, und alsdann daraus zu säubern, welches ihnen einen vortrefflichen Glanz giebt.

Die Spundhefen, insonderheit von Weizenbier, machen eine reine und glatte Haut, wenn diese oft damit gerieben oder bestrichen wird. Die Hefen, welche, nachdem der Branntwein davon gezogen ist, übrig bleiben, sind zu Erziehung des Viehes, vornämlich der Schweine, welche davon gar ungemein gedeihen und zunehmen, dienlich.

Von den Cider- (Obstwein-), Wein- und Oehlhefen, werde ich an gehörigen Orten handeln.

Hefen-Brod, s. oben, S. 698.

Hefen-Kuchen, ein junger Kuchen, welcher mit Bierhefen zur Gährung gebracht worden. In Nürnberg werden besonders die Pfann- und Eyerkuchen, Hefenküchlein genannt, weil sie daselbst auf eben diese Art zubereitet werden.

Hefen-Schwarz, s. unter Schwarz.

Hefen-Stück, bey den Bäckern, Mehl, welches mit Bierhefen zu einem Teige gemacht worden, und bey den Semmeln anstatt des Sauerteiges dient.

Hefener, an einigen Orten derjenige, welcher Wein- und Bierhefen zusammen kauft, und solche entweder verbraucht oder wieder verhandelt.

1. **Heft**, (*) (das) derjenige Theil eines Werkzeuges, wobey

(*) Im Nieders. Hecht, im Engl. und Poln. Haft, im Dän. Hefte, im Angels. Haelt. Es stammet zunächst von haben her, so fern es ehedem halten bedeutete, und auch heben geschrieben wurde. In einigen Gegenden ist es männlichen Geschlechtes, der Heft. Im Oberdeutschen lautet es an einigen Orten Haft. Gottsched wollte es Häft geschrieben wissen; allein alsdann müßten auch heben, Hefen, heftig und hundert andere dieser Schreibart folgen.

bey man dasselbe angreift und handhabet, der Stiel, die Handhabe, der Griff, L. Manubrium. Das Heft eines Degens, derjenige Theil des Gefäßes, wobey man denselben angreift; zuweilen auch das ganze Gefäß, wie Richt. 3, 22. Das Heft eines Messers, einer Ahle, eines Meißels. Im Hefte wackeln. Eine Sache bey dem Hefte angreifen, an ihrem gehörigen Orte, das gehörige und schicklichste Verfahren beobachten. Siehe Stiel, wo dessen Unterschied von Heft gezeiget werden wird.

2. Heft, (*) (das) im Diminut. das Heftchen, Oberd. Heftlein und zusammengez. Heftel.

1. Ein Werkzeug, vermittelst dessen zwey Dinge zusammen geheftet werden, doch nur in einigen einzelnen Fällen.

1) Die Stecknadeln werden im Oberdeutschen häufig Heftel genannt, daher auch die Nadler in Nürnberg Heftleinsmacher heißen.

2) Ehedem waren, besonders im Oberdeutschen, Hefte, Heftlein oder Heftel, gespaltene dünne Spangennadeln, gewisse Theile der Kleidungsstücke damit zusammen zu heften, da sie dann zugleich einen Theil des Frauenzimmerputzes ausmachten. Zu der Zeit wird der Herr den Schmuck — wegnehmen, und die Hefte und die Spangen, Es. 3, 18.

3) Ein kleiner krumm gebogener Haken von Draht mit zwey Oehren an einem Ende, der an diejenige Dingen genähet wird, die man bald an und aus einander hängen will, wie etwann die Wände an den Zelten; da dann dieses Heft in eine Schlinge oder ein Oehr von Draht eingreift; L. Fibula, Fr. Boucle, Fermaille, Fermeillet. In Niedersachsen wird dieses Heft

(*) Siehe Heften, von welchem es zunächst abstammet. In einigen Gegenden ist auch dieses Wort männlichen Geschlechtes, der Heft. Im Oberdeutschen lautet es sehr oft Haft; siehe Haft 2.

Heft der Haken, und die Schlinge die Oehse genannt. In einigen oberdeutschen Gegenden heißen beyde Stücke der Mönch und die Nonne.

Die Hefte an der Stiftshütte, 2. Mos. 26, 6. 11. 33. waren vermuthlich von dieser Art.

4) Bey den Jägern sind die Heftel (Spannstöcke) starke unten zugespitzte Pflöcke, woran man die Leinen der Tücher und Netze, wenn sie gestellet werden, anbindet und befestiget; s. Heftel.

2. Dasjenige, was zusammen geheftet ist. In diesem Verstande pflegt man einen oder mehrere Bögen zusammen gehefteten Papieres oder Pergamentes, es mag darauf geschrieben seyn oder nicht, sehr häufig ein Heft, Fr. Cahier, zu nennen.

Heft-Eisen, bey den Glasmachern, ein langes rundes gerades Eisen, mit einem eben so langen hölzernen Stiele, womit sie ein wenig geschmelztes Glas aus dem Ofen nehmen, die andern halb verfertigten Gläser damit gleichsam anzuheften oder zu befestigen.

Heft-Faden, ein Faden, womit zwey Stücke Zeuges geheftet, d. i. verloren zusammen genähet werden; Nieders. Rijdraht.

Heft-Haken, s. den folg. Artikel.

Heft-Lade, Fr. Couloir, ein Werkzeug der Buchbinder, welches in einem Bret mit zwo Schrauben, und einem mit Haken versehenen Querbalken besteht, worin die Bücher geheftet werden; Fig. 1296. Das untere Bret a b ruhet auf niedrigen Füßen; und auf diesem Bret steht neben jeder schmalen Seite eine lange hölzerne Schraubenspindel, h r und k l. Auf den beweglichen Schraubenmüttern dieser Schraubenspindeln, f und e, ruhet ein Querbalken oder eine starke Leiste, c d, welche beynahe von einer Schraubenspindel bis zur andern einen Einschnitt hat; in diesem Einschnitt stecken einige eiserne Haken mit Flügelschrauben, welche die Schnüre oder Streifen, worauf ein Buch geheftet wird,

wird, halten, und Hefthaken heißen, g, beweglich, so daß man sie nach der Richtung c d, und wieder zurück verschieben kann. Ein solcher Hefthaken ist unten in g gekrümmt, in l aber hat er eine Flügelschraube, daß man ihn also in etwas hinauf und hinab schrauben kann. Endlich hat das Bret a b in m n einen Ausschnitt, welcher durch die Leiste oder Vorlagen (den Vorschlag) m n ausgefüllet ist. Leztere kann man abnehmen, und wieder mit 2 Schrauben m und n ansezen.

Ehe der Buchbinder die gefalzte, geschlagene und zu mehrerer Sicherheit nochmals collationirte, Materie heftet, schneidet er das Vorsezpapier zu Anfange und Ende des Buches zu, und mißt das Buch mit dem Zirkel aus, wie viel Bünde (Gebünde) er machen muß. Es wird nämlich die Materie eines Buches auf dem Rücken an Bindfaden, welche man Heftschnüre nennt, oder an Pergamentstreifen angenähet oder angeheftet. Soll jeder Bund auf dem Rücken des bereits mit dem Bande belegten Buches sichtbar seyn, wie z. B. bey den ledernen Bänden von aller Art, so nimmt man Bindfaden; soll er aber, wie z. B. bey den Pergamentbänden, nicht in die Augen fallen, so werden Pergamentstreifen genommen. Das Format und der Band bestimmen die Anzahl der Bünde. Nimmt man hiezu Heftschnüre, so werden 7 bis 8 Bünde erfordert, wenn die Materie ein Foliant ist; und der Rücken muß, seiner ganzen Länge nach, in 8 bis 9 gleiche Theile mit dem Zirkel getheilet werden. Bey Quart- und Octavbänden werden etwa 5 Bünde erfordert, und die Länge der Materie wird also in 6 gleiche Theile getheilet. Wird hingegen das Buch mit Pergamentstreifen geheftet, so macht man nicht so viel Bünde, weil sie nicht sichtbar werden sollen. In Fig. 1297 sieht man die Bünde bey a vorgestellt. Man möge nun aber mit Heftschnüren oder Pergament

ment heften, so müssen die Bünde in der vorher festgesetzten Anzahl und Entfernung auf der Heftlade ausgespannt werden. Die erforderliche Entfernung kann der Buchbinder genau mit dem Zirkel bestimmen, da die Hefthaken l g sich nach der Richtung c d und wieder zurück verschieben lassen. In einem solchen Haken haket er den Bund oben ein, und bestimmt mit den Schraubenmüttern f und e die Entfernung der Leiste c d von dem Bret a b, nach der Stärke der Materie, die er heften will. Hienächst nimmt er die Vorlage m n ab, durchsticht und befestiget jeden Bund mit einem eisernen oder messingenen Heftstift, Fig. 1298, und setzt hierauf die Vorlage m n mit ihren Schrauben wieder an. Solchergestalt sind die Bünde hinter der Vorlage ausgespannt, und unter diesen sind die Heftstifte. Zuletzt schraubet er die Schraubenmutter f und e, und zugleich die Leiste c d in die Höhe, und spannet hiedurch die Bünde straff aus. Ist etwann ein Bund noch nicht straff genug ausgespannt, so hilft er mit der Flügelschraube des Hefthakens nach. Nunmehr schreitet er zum Heften selbst, und macht mit dem letzten Bogen den Anfang, welchen er daher auf das Bret a b in gehöriger Proportion hinter die Bünde legt.

Es giebt eine französische und eine deutsche Art zu heften. Die Franzosen fangen von vorn, oder vom Titel des Buches, an, so daß das Obertheil der Bogen allemal in der Heftlade zur rechten Hand zu liegen kömmt. Die Deutschen hingegen fangen hinten an, so daß das Obertheil ihnen zur linken Hand liegt, mit welcher Hand sie den Bogen unter dem Heften zu halten pflegen. Die deutsche Manier ist deswegen bequemer, weil die Bogen dem Obertheile der Hand näher sind, und folglich damit gleicher auf einander gehalten werden können, als wenn man mit der linken Hand ganz herum auf die andere Seite greifen, und den Arm so lange in die Heftlade stecken, oder die Bogen mit der rechten Hand, in welcher man die Heftnadel führt, vergleichen und halten muß.

Zum Heften selbst, gebraucht man, nach Beschaffenheit der Bücher, stärkere oder schwächere, fast ½ Spanne lange, Heftnadeln mit einem weiten Oehr. Es müssen aber allemal etwas stärkere Nadeln, als der Zwirn ist, genommen werden, damit man durch das dicke Papier besser durchkommen, die geheften Bögen damit niederstreichen, und große Löcher stechen könne, in welche sich der Leim recht hinein begeben, und auch die innersten Blätter des Bogens zusammen halten möge. Zum Zwirn nimmt man grauen oder ungebleichten, weil dieser am besten hält.

Der Zwirn muß nach Unterschied der Bände erwählet werden, indem ein Duodezband stärkern Zwirn erfordert, weil er mehr Blätter hält, als ein Quartant; es muß derselbe auch recht gleich und fest seyn, und mit Wachs bestrichen werden, worunter etwas Terpentin und Talg gelassen ist. Wer die Kosten daran wenden will, kann die Bücher mit Seide heften lassen; wiewohl es bey französischen und englischen Bänden ein ganz unnöthiger Aufwand wäre, weil der Rücken steif bleibt, und die Seide mit an das Leder gekleistert wird; bey hohlen Rücken hingegen, als: Pergamentbänden, welche immer offen liegen sollen, thut die Seide freylich mehr als der Zwirn. Auch Bücher, deren Bände im Rücken eingesäget werden, kann man füglich mit Seide heften.

Die kleinen Vortheile und Handgriffe lassen sich beym Heften selbst am besten zeigen; ich will also nur das Nöthigste anführen. Zuerst sticht der Buchbinder mit der Nadel etwas unter den Schnitt b, Fig. 1297, ein, so daß eine kleine Schlinge auf dem Rückenfalz des Bogens stehen bleibt. Hierauf sticht er mit der Nadel hinter den ersten Bund c nach d zu, und zwar von dem Innern des Bogens nach dem Aeußern zu, ein, und hernach wieder von dem Bunde c nach b, und zwar von dem Aeußern nach dem Inner zu. Also setzt er diese Arbeit bey jedem Bunde fort, und umschlingt ihn. Zuletzt sticht er noch etwas hinter dem letzten Bunde durch den Bogen in d, und zwar von dem Innern nach dem Aeußern. Nunmehr ist der letzte Bogen der Materie geheftet, und es folgt der vorletzte. Diesen legt er gehörig gerade auf den vorigen, sticht in d wieder zuerst durch, umschlingt abermal alle Bünde auf vorgedachte Art, und verschlingt ihn endlich in b durch

vorge-

vorgedachte Schlinge. Solchergestalt werden alle Bögen hinter einander geheftet. Man sieht leicht, daß die Bögen nicht durch einen Bund, sondern nur durch Zwirn mit einander vereinigt sind; und diese Verknüpfung heißt die Hauptsitze. Der Buchbinder erleichtert sich die Sache, aber nicht ehrlich, wenn er zween Bogen zugleich heftet.

Nach dem Heften wird das Buch umgeklopft, da man den Rücken vermittelst eines Hammers rund austreibt, und den Hammer daher gegen den überstehenden Schnitt richtet, u. s. w.

Heft-Nadel, bey den Buchbindern, eine lange Nähnadel, die Bücher damit zu heften; s. auf der vorhergehenden Seite.

Auch die Wundärzte und Zergliederer haben gekrümmte Heftnadeln, die Wunden und gewisse Theile des Leibes damit zusammen zu heften und zu vereinigen. Fig. 1299.

Diese Nadeln bestehen aus dem Kopfe a b, mit einem Einschnitt auf jeder Seite, wodurch das Oehr geht; aus dem Körper b c, welcher dicker ist als der Kopf, damit in der Oeffnung Raum für den Faden und den Kopf entstehe; und aus der dreykantigen Spitze c d. Zwo Kanten der Spitze müssen einerley Richtung mit den Einschnitten des Kopfes haben. Die Nadel wird aus Stahl geschmiedet und gehärtet. Um das Oehr zu verfertigen glühet der chirurgische und anatomische Instrumentenmacher die Nadel vor dem Härten, biegt den Kopf erst auf einer, und hernach auf der andern Seite krumm, und giebt in beyden Fällen der Nadel in der Krümmung einen Einschnitt mit einer feinen Feile. Hiedurch entsteht schon in der Mitte eine kleine Oeffnung, die nur noch mit einem vierkantigen kleinen Dorn zu einem Oehr erweitert werden darf. Bey dem Gebrauche wird die Nadel mit einem Nadelhalter gehalten.

Heft-Pflaster, ein Pflaster, welches über eine Wunde gelegt wird, damit die Fasen, und dasjenige, womit sie verbunden worden, nicht heraus falle. Auch ein Pflaster, die von einander stehenden Theile einer Wunde an einander zu halten.

Heft-Scharte. 1. Im Weinbaue, der Stiel oder das Heft an dem Weinmesser.

2. Bey den Faßbindern, die Bänder von Weiden, womit die Enden der Reife zusammen gebunden werden, und welche auch Heftspäne heißen.

In beyden Fällen von dem Oberd. Scharte, ein Stück, siehe dieses Wort.

Heft-Schnur, der Buchbinder, s. oben, S. 702.

Heft-Span, Heftspäne; s. Heft-Scharte.

Heft-Stift, s. oben, S. 703.

Heft-Strick, im Bergbaue ein Stück Seil, womit das Holz, wenn es in die Grube gelassen werden soll, zusammen gebunden wird, und welches, wenn es von Eisen ist, ein Schurz heißt.

Hefte, (die) die Handlung des Heftens, ein nur im Weinbaue übliches Wort, das Anheften oder Anbinden der Weinreben an die Pfähle zu bezeichnen. Die erste Hefte geschieht gleich nach der Breche im Junius, die andere aber gleich nach der andern Hacke. Siehe Weinstock.

Heftel, (das) das Diminut. von Heft, für Heftlein; s. Heft 2. Bey den Jägern wird es gemeiniglich im männlichen Geschlechte gebraucht, der Heftel, der Hauptheftel, Spannheftel u. s. f. Alsdann ist es freylich nicht das Diminutivum, sondern die Endung —el ist alsdann das Merkmal eines Werkzeuges.

Daher hefteln, das Diminut. des folgenden, mit kleinen Heften oder Hefteln befestigen.

Heften, (*) das Activum von dem Neutro haften, haften machen; figere, affigere, Fr. ficher.

1. Ei-

(*) Schon in dem übersetzten Isidor heftan, bey dem Otfried aber haftan, im Nieders. und Holländ. hechten, im Schwed. haefta, im Isländ. hefta. Aus dem erstern erhellet zugleich, daß es ehedem in einem viel weitern Umfange der Bedeutung üblich gewesen; weil daselbst hefteida auur zu, so viel ist, als er fügte von neuem hinzu, und in Berhorns Gloss. wird heftan durch nedere erklärt. Bey dem Tschudi bedeutet heften in Verhaft nehmen. Diejenigen, welche dieses Wort und dessen Ableitungen haften schreiben wollen, weil das Neutrum

1. Eigentlich, wo es durch den Gebrauch auf verschiedene einzelne Fälle eingeschränkt worden, wo es zum zum Theil nur eine Befestigung auf kurze Zeit bezeichnet.

1) Mit Nägeln befestigen. Die Tischler heften eine Leiste, wenn sie solche anleimen, und inzwischen bis der Leim bindet, mit einigen Nägeln befestigen. Die Philister hefteten Sauls Schedel an das Haus Dagon, 1 Chron. 11, 10.

2) Mit Stecknadeln befestigen, wo es besonders im Oberdeutschen für anstecken üblich ist, daher die Stecknadeln auch daselbst Heftel genannt werden. Eben daselbst sind auch die Diminut. hefteln, anhefteln, abhefteln, zuhefteln u. s. f. für anstecken, abstecken, zustecken üblich.

3) Vermittelst eines Bandes, für anbinden. So wird in dem Weinbaue der Wein geheftet, wenn die Weinreben und Schosse mit Stroh an die Pfähle gebunden werden. Siehe Hefte.

4) Durch Hefte und Schlingen, oder Hacken und Oehren, wo besonders die Zusammensetzungen anheften, aufheften, abheften, zuheften u. s. f. üblich sind.

5) Am häufigsten braucht man es von der Befestigung durch Nähen, wo man es theils für nähen überhaupt braucht; Fr. coudre. Und sollt sie (die Onychsteine) auf die Schultern des Leibrockes heften, 2 Mos. 28, 12. So heften auch die Buchbinder die Bögen, wenn sie solche auf der oben, S. 701, beschriebenen Heftlade mit Zwirn oder Seide an einander befestigen. Jemanden etwas auf den Aermel heften,

trum haften ein a hat, bedenken nicht, daß das Neutrum und Netwum in vielen andern Fällen auf ähnliche Art unterschieden sind: z. B. hangen und henken, laben und leben, prauen und prellen, darben und verderben, schallen und schellen, nassen und netzen, schwanken und schwenken, und a. m.

oder ihm etwas aufheften, seine Leichtgläubigkeit mißbrauchen, ihn einer Unwahrheit bereden. Theils von dem Nähen mit weiten Stichen, zwey Dinge nur auf einige Zeit mit einander zu befestigen, welches bey den Schneidern auch anschlagen, in Niedersachsen aber rijen, rigen, reihen, anreihen, genannt wird. So werden zwey Stücke Zeug, welche zusammen genähet werden sollen, zuvor geheftet. Auch die Wundärzte heften auf ähnliche Art die Wunden, damit die getrennten Theile zusammen wachsen.

2. Figürlich. Seine Augen auf etwas heften, sie auf eine anhaltende Weise auf etwas richten. So auch, seine Gedanken, seine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand heften.

Das Hauptwort die Heftung, ist nur in den Zusammensetzungen üblich. Doch kömmt es auch in dem einfachen Worte zuweilen im figürlichen Verstande vor.

Heftig, (*) einen hohen Grad der innern Stärke habend und bemühet, denselben thätig zu erweisen, imgleichen in dieser Eigenschaft gegründet.

1. Ue-

(*) Im Dän. heftig, im Schwed. hestig. Die wahre Abstammung dieses Wortes ist auch ungewiß, weil mehrere Wörter und wie es scheint, mit ziemlich gleichem Rechte darauf Anspruch machen können. Bey dem Ottfried Notker und Tatian kömmt das Wort hebig vor, welches daselbst schwer, groß, wichtig, heftig bedeutet, zu dem Zeitworte heben gehört, und das Stammwort von unserm erheblich ist. Das Angelf. hefig, Niederf. hevig, und Engl. haevy bedeuten gleichfalls wichtig, schwer, groß, heftig, sehr. Daher Wachter unser heftig mit vorzüglicher Wahrscheinlichkeit von diesem hebig ableitet. Frisch läßt es zunächst von heften abstammen, und erklärt es, woran man als geheftet ist. Ihre sieht das Isländ. heipt, Zorn, Wuth, als das Stammwort an, und wird darin von der niederf. Mundart unterstützt, wo eine hatske Kälte, eine heftige Kälte bedeutet, von Haat, Haß. Allein da heftig nicht bloß auf den Zorn allein eingeschränkt ist, das Isländ. heipt auch, allem Ansehen nach, zu dem niederf. Haat, Haß, und mit demselben zu Hitze gehört: so scheint Wachters Ableitung den Vorzug zu verdienen.

1. Ueberhaupt. Ein heftiges (grosses) Feuer, Es. 62, 2. Die Ströme werden sich heftig ergiessen, Weish. 5, 23. Die Hitze ist so heftig, daß Niemand dauern kann. Eine heftige Kälte. Das schmerzet mir überaus heftig. Ein heftiges Fieber. In dem heftigsten Sturme, Regen, Ungewitter. Ein heftiger Anfall. Besonders von Leidenschaften und Gemüthsbewegungen. Eine heftige Liebe. Ein heftiger Zorn.

2. In engerer Bedeutung, zu starken Gemüthsbewegungen und Leidenschaften geneigt, und in dieser Neigung gegründet. Er ist ein sehr heftiger Mann. Eine heftige Natur, ein heftiges Temperament haben.

Hege, die damit zusammen gesetzten Wörter, als: Hegebereiter, Hegeholz, Hegemahl, Hegereis, Hegereiter, Hegesäule, Hegeschau, Hegeschlag, Hegewasser, Hegeweide, Hegewiese, Hegewisch, Hegezeit, s. unter Hä, im XX. Th. S. 632, fgg.

Hege, ein hölzerner Hammer oder Schlägel; s. Heye.

Hegen, s. Hägen.

Heger, s. Häger.

Hegira. Dieses arabische Wort bedeutet überhaupt eine Flucht. Man bezeichnet aber damit insonderheit die Flucht Muhameds von Mecca nach Medina, als die Epoche oder Denkzeit, von welcher die Muselmänner anfangen die Jahre zu zählen. Diese Flucht geschah in der Nacht zwischen d. 15. und 16. Jul. des Jahres Christi 622, unter der Regierung des Kaisers Heraklius. Unser gegenwärtiges 1789stes Jahr, ist das 1203te der Hegira.

Heher, s. Häher.

Hehler, im Nieders. Holker, im Dän. Häler, im Schwed. Haelare, im Wallis. Celewr, L. Celator, eine Person, welche eine strafbare Sache, besonders, eine ge-

stohlne Sache, gefliſſentlich verhehlet. Der Hehler iſt so gut wie der Stehler.

1. Heide, (die) ein besonders in Niedersachsen übliches Wort, das Werrig von dem Hanfe und Flachse zu bezeichnen; s. Hede.

Ein anderes niedersächsisches mit diesem gar nicht verwandtes Wort ist Heide, so fern es etwas bedeutet, welches man zusammen sparet und versiecket. Ein Heide Aepfel oder Birnen, Aepfel oder Birnen, welche man sammelt und heimlich aufhebt.

In dem Bremisch-Niederf. Wörterbuche wird es sehr wahrscheinlich von hôden, hûden, hûten, oder auch von hâgen, sparen, abgeleitet.

2. Heide, (die) eine Pflanze mit 8 Staubfäden und einem Staubwege, welche viele holzige, harte, braunrothe Stängel und eine Menge Blätter treibt, welche beständig grün bleiben, Erica *Linn*; s. Heide Kraut.

Auch der wilde Rosmarin, Ledum palustre *Linn.* wird in einigen Gegenden weiße Heide genannt; siehe Porsch.

3. Heide, (die) ein sehr altes Wort, welches ehedem, so wie das heutige Feld oder Land, den Städten und bewohnten Oertern entgegen gesetzt wurde, in welcher jetzt veralteten Bedeutung es in den ältesten und mittlern Zeiten noch häufig vorkömmt. So bedeutet Haithi bey dem Ulvhilas das Feld; wie Matth. 6. 28. Blomans haithjos die Blumen des Feldes; V. 30. Havi haithjos, das Heu des Feldes; Marc. 1, 6. Milith haithivisn, wildes Honig. So auch bey den schwäbischen Dichtern, wo es häufig für Flur gebraucht wird.

Wie ich danne sunge von den vogellinen,
Von der heide und von den bluomen.
Walther von der Vogelweide.

Und so in vielen andern Stellen mehr, wovon einige auch die folgende Bedeutung eines Waldes leiden. Ueber Heide und über Wiese, hieß ehedem so viel

als

als über Stock und Stein, über Berg und Thal. Noch jezt heißt im Niederf. Heide und Weide in verschiedenen sprichwörtlichen R. A. so viel als alles mit einander, wie es in Hamburg Hey und Wey lautet; einem Heide und Weide vorrücken, alle genossene Wohlthaten. Auch im Wallis. bedeutet Haithio der Acker; s. Heide-Schwamm. In dieser weitern Bedeutung ist es im Hochdeutschen veraltet, wo man es nur noch in folgenden zween Fällen braucht, welche Ueberbleibsel derselben zu seyn scheinen.

1) Ein großer, wilder, mit Tangel- oder schwarzem Holze bewachsener Wald, worin gemeiniglich auch viel Heidekraut wächst; in welchem Verstande es in Ober- und Niedersachsen häufig ist. In dem Sachsenspiegel heißt es B. 2. Art. 61. Drey Heiden sint binnen Sachsen, do den wilden thieren fride gemacht ist by Konigsbann, ane den beeren, wolffen, fuchsen. Die Heiden heissen Bannforste. daz eyne ist die Heide zv Koyne. der ander ist der Harz. der dritte di Meideheide. Die Dübensche oder Tornauische Heide, ist noch jezt ein im Leipziger Kreise bekannter und ansehnlicher Wald, so wie die Brandoheide, im Zerbstischen, die Gardelegische Heide in der Altmark, die Mosigkauer und Qualendorfische Heide im Dessauischen, die Jungfernheide bey Berlin, u. a. m. Indessen braucht man doch in der edlen Schreibart statt dieses Ausdruckes lieber das Wort Wald.

Im Altschwedischen war Id, Ed gleichfalls ein Wald. Siehe Hain, welches vielleicht mit diesem Worte verwandt ist.

Siehe auch Heide-Knecht. Heide-Reiter.

2) Ein unfruchtbares ebenes Feld, welches angebauet liegt, weil es weder Getreide, noch brauchbares Gras, sondern nur Heidekraut, Geniste und anderes Gestrauch trägt, und in Obersachsen eine Lehde, in Oberdeutschland eine Aegerte, Egerte, Egde (vielleicht von Ericetum, und dies von Erica, Heidekraut) und in Rußland eine Steppe genannt wird. Im Nieder-

derſächſiſchen gleichfalls Heide, wo vornämlich die Lüneburgiſche Heide, ſo wie die Raſtädter Heide in der Markgrafſchaft Baaden, in dieſem Verſtande bekannt ſind. Der wird ſeyn, wie die Heide in der Wüſten, Jer. 17, 6. 48, 6. David war in der Wüſten Siph in der Heide, 1 Sam. 23, 15. 19. Wie der Löw das Wild frißt in der Heide, Sir. 13, 23.

Im Angelſ. Haeth, im Schwed. Hed, im Dän. Heede. Wachter leitet es in dieſer Bedeutung von haed, ha, hoch, ab, und will, daß es eigentlich ein hoch gelegenes Land bedeute; andere von dem Heidekraute. Man könnte auch leicht auf das deutſche Oede fallen, wenn es nicht glaublicher wäre, daß es in dieſem Verſtande ein Ueberreſt der allgemeinen Bedeutung eines Feldes, im Gegenſatze der bewohnten Städte und Oerter, wäre. Werden doch von unſerm deutſchen Land wüſte und unbebaute Gegenden im Franzöſiſchen les Landes, und im Ital. le Lande genannt, wenn nicht dieſe Wörter durch das von nieſelnden Mundarten eingeſchobene n aus unſerm Lehde gebildet worden; ſiehe daſſelbe. Auf der Inſel Madagascar heißt eine Wüſte gleichfalls Heta.

Die Oberfläche derjenigen Freyplätze, die weder mit Holz, noch mit tauglichem Graſe bewachſen ſind, ſondern weiter nichts, als eine Menge Heidekraut, Porſch, Geniſte, Binſen, Moos u. d. gl. tragen, und welche man daher Heiden, (Lehden) Heidefeld, Heideland, Heidegegenden oder Heideplätze, L. Ericetum, Fr. Bruyère, nennt, beſteht gemeiniglich aus einem trocknen, ſcharfen, ſteingruſigen Erdreiche. Hieraus werden ſich ſchon die Urſachen, warum ſolche, öfters ſehr große und anſehnliche Gegenden, die der Laze nach, weil ſie meiſtentheils in einer völligen Ebene liegen, ſich ſonſt zum Ackerbau ſehr wohl ſchicken würden, bisher wüſte und unbebauet geblieben ſind, von ſelbſt vor Augen legen, zugleich aber auch, daß dieſelben mit Vortheil tragbar (urbar) gemacht werden könnten, wenig Hoffnung übrig laſſen. Ein ſolcher ſteingruſiger Grund könnte wohl nicht anders verbeſſert und zum

Getreidebringen geschickt gemacht werden, als daß man ihn mit einer andern Erdart überfahren ließe; s. Th. XI, S. 317, fgg. Allein, diese an sich nützliche Erdvermischung, würde doch nur im Kleinen Statt finden können, und daher auf solchen großen Einöden wenig zu bedeuten haben. Auch ist zu zweifeln, daß eine zu solcher nützlichen Erdvermischung erfoderliche bessere Erdart allemal in der Nähe angetroffen werden möchte. Der Umstand, daß auf solchen wüsten Plätzen auch nicht einmal Bäume und Strauchwerk wachsen wollen, läßt wenigstens vermuthen, daß die unter der Oberfläche liegenden Erdschichten ebenfalls nicht die fruchtbarsten seyn müssen.

Es giebt nur wenige Länder, die von dergleichen wüsten Heiden gänzlich befreyet seyn sollten. In den königl. preußischen Staaten trifft man solche Gegenden unter andern am häufigsten in einem Theile von Hinterpommern, und in den beyden lezten Kreisen der Neumark an. So wenig solche wüste und in ihrem Grunde selbst unbrauchbare Gegenden sich zum Ackerbaue schicken, und so wenig die Glückseligkeit eines Landes, wenn sie auch wirklich urbar gemacht würden, dadurch befördert werden möchte: so sind dieselben doch, wegen des darauf wachsenden starken und großen Heidekrautes, zur Schaf- und Bienenzucht brauchbar, als welches, wie ich weiter unten zeigen werde, den Schafen und Bienen zur Nahrung dient. Weil indessen die Heidegegenden doch nicht allemal und überall vorgedachten schlechten Boden haben, und überhaupt keine Oberfläche des Erdbodens, sie sey von welcher Beschaffenheit sie wolle, gänzlich unfruchtbar ist: so kömmt es auf wiederholte Versuche an, dergleichen Gegenden, wenn sie nicht zur Weide und Bienenpflege unentbehrlich sind, nach Ausrottung des Heidekrautes, zum Getreidebau, zum Holzanflug, oder zu Wiesen zuzubereiten.

Das Heidekraut auszurotten, hat man verschiedene Mittel ersonnen. Man hat angemerkt, daß die Buche das Heidekraut vertreibe, und dieses nicht wachse, so weit jenes Baumes Aeste reichen. Vermuthlich ist das Buchenlaub Schuld daran, indem dieses ein ganzes Jahr, und länger, die Erde bedeckt, ehe es fault, hernach aber solche locker macht, wodurch Heidekraut, Moos und dergleichen Kräuter ausgerottet werden. Das Heidekraut verträgt auch die Nässe nicht, und es würde daher dasselbe, wenn man solche Gegenden unter Wasser setzen könnte, leicht auszurotten seyn. Gemeiniglich aber fehlt an solchen Orten das Wasser; und Buchen aufzuziehen, wo schon Heidekraut wächst, möchte viel Mühe verursachen, und doch vielleicht nicht gelingen. Das sicherste Mittel, die Heiden in tragbaren Stand zu setzen, wenn man auf ihnen keine Sümpfe auszutrocknen, und keine Stöcke auszurotten hat, ist wohl dieses, daß man sie im Herbste mit dem Pfluge, welcher, der Sicherheit wegen, ein eisernes Haupt haben muß, aufreißt, und es der Kraft des Winters überläßt, daß er den Boden mürbe machen, und das Unkraut tödten werde. Man darf alsdann nur im folgenden Jahre einigemal den Rührhaken und die Ege zur Hand nehmen, und man wird es mit ziemlicher Hoffnung wagen können, den neu geschaffenen Acker, wo nicht schon im Herbste mit Weizen, doch gewiß im nächsten Frühlinge mit Haser oder Hirse zu besäen. Ich sage: mit ziemlicher Hoffnung; denn bey dieser Art, die Heiden urbar zu machen, wird das Land eine lange Zeit roh bleiben, und erst nach und nach gut werden.

Ein anderes Mittel, ob es gleich mühsamer ist, ist unstreitig nützlicher; denn es verbessert den schlechtesten Heideboden auf einmal, und von Grunde aus, und verwandelt ihn bald in fruchtbare Erde, gesetzt auch, daß er mit Heidekraut u. d. gl. ganz überzogen gewe-

sen

sen wäre. Man sticht nämlich, vermittelst eines Brustgrabscheites, welches man Fig. 1300 abgebildet sieht, und welches von einem einzigen Manne regiert werden kann, den Rasen Stück vor Stück, nach der Breite des Pfluges, etwa 4 Zoll dick, aus. Die bey A, in die Höhe gerichtet stehende kleine Schneide dient, nach der Versicherung des Hrn. Mortimer, eines erfahrnen Landwirthes in England, dazu, um den Rasen sogleich bey dem Stiche von der übrigen grünen Schwarte abzusondern; und man kann es leicht aus der Gestalt dieses Werkzeuges abnehmen, daß, wenn das Land nur nicht voll Quecken und Wurzeln ist, mit demselben gut zu rechte kommen müßte.

Einen besondern Pflug, um ein mit Heidekraut überwachsenes Feld damit aufzureißen, von der Erfindung des Hrn. Ringrose, stellt Fig. 1301, im perspectivischen Riß dar.

A, der Zaum, ist 1 Fuß lang, und an dem Vorderende des Tragebaumes mit einem eisernen Stifte befestigt.

B, der Tragebaum, ist 18 Fuß lang; hinten hat er 4 Zoll im Quadrat. Vom ersten Messer bis an das Vorderende nimmt er beständig ab, so, daß er vorn nur 3 Zoll in der Dicke hat.

C, ein hölzerner Anschlag oder Backen, welcher 1 Fuß 11 Zoll lang, 3 Z. breit, und 2 Z. dick ist. Auf der Seite dieses Anschlages sind zwo Oeffnungen für die zwey zirkelförmigen Zungen oder Bögen D und F des Keiles und des Drückers.

D, der Bogen des Drückers ist 3 Z. breit und 1 Z. dick. Sein Obertheil geht ganz leicht durch die vordere Oeffnung des Anschlages, und wird daran mit einem eisernen Nagel befestigt, welcher eine Bewegungsstütze für ihn abgiebt.

E, der Fuß des Drückers, oder der krumme Keil, ist von seinem dicken Ende bis an die Spitze 9 ½ Z. lang, und 7 Z. breit. Er dient, die Tiefe der Furchen zu bestimmen, und drückt zugleich das Heidekraut von den Messern und vor der Schar nieder.

F, Die zirkelförmige Zunge oder der Bogen des Drückers ist mit Löchern, welche ungefähr ½ Z. von einander stehen, durchbohrt. Sein Untertheil ist in den Fuß des Drückers eingelassen, und kann vermittelst eines eisernen Nagels, welcher durch denselben geht, höher oder niedriger gestellt werden.

G, das vordere Pflugmesser ist 1 F. 11 Z. lang, 4 Z. breit, und auf dem Rücken ¾ Z. dick. Es steht in einer geraden Linie mit der Schar, und mit dem hintern Messer. Deswegen wird es unter dem Tragebaume gebogen, damit es einen rechten Winkel formire; wie aus dessen beystehenden besondern Zeichnung zu ersehen ist. Seine Stellung aber ist der Stellung des hintern Messers entgegen gesetzt, damit es das Heidekraut, indem es über dasselbe fährt, drücken und schneiden könne. Sein Neigungswinkel hat 25 Grad. Sein Schneidepunkt ist 2 F. 7 Z. von der Spitze der Schar, und 4 F. von dem Vorderende des Tragebaumes entfernt.

H, das hintere Messer ist 2 F. lang, oben 4 Z. und bey der Spitze 1½ breit. Es steht von der Spitze der Schar 1 F. 6 Z. ab, und neiget sich gegen den Horizont mit 20 Grad.

I, die Pflugschar ist von der Spitze bis an die Grundrast 1 F. 2 Z. lang, und hat von der Spitze bis an die Schalter 10½ Z. Ihre ganze Breite ist 9½ Zoll.

K, ein runder eiserner Stab, welcher 1 F. 10 Z. lang, und 1 Z. dick ist. Er hat einen in die Grundrast eingelassenen Kopf, und einen Einschnitt, durch welchen er oben an dem Tragebaume vermittelst eines Keiles befestigt wird. Seine Entfernung von der Spitze der Schar ist 9½ Zoll; oben steht er von dem Hinterende 1 F. 9 Z. ab.

L, das Erdbret ist 2 F. 6 Z. lang, 1 F. 3 Z. breit, und 1½ Z. dick. Sein Hintertheil weicht von dem Tragebaume 1 F. 4½ Z. ab, und ist mit einem starken hölzernen Stabe daran befestigt, welcher zugleich durch das Bret und den Tragebaum geht. Es ist auch an dem Untertheile der rechten Handhabe vernagelt, und an der Säule mit einem hölzernen Stifte befestigt. Es macht mit dem Horizonte einen Winkel von 20 Grad.

M, die Säule ist 2 F. 6 Z. lang, 4½ Z. breit, und 2¼ Z. dick. Ihr Vorderende ist von der Spitze 1 F. 1 Z. entfernt, und ihr Neigungswinkel hat 20 Grad. Unten ist

sie

ſe in die Grundraſt, oben aber in den Tragebaum eingelaſſen.

N, die Grundraſt iſt von ihrem Hinterende bis an die Röhre der Schar 1 F. 11 Z. lang, 4 Z. breit, und 3 Z. dick.

O, ein hölzerner Stab, welcher durch das Untertheil der Grundraſt, durch die rechte Handhabe und durch das Erdbret getrieben wird.

P, eine eiſerne Stüze, welche in die Säule und in das Untertheil des Tragbaumes eingelaſſen iſt.

Q, ein runder hölzerner Stab, welcher in die rechte Handhabe und in den Tragebaum eingeſchlagen iſt.

R, R, die Handhaben, (Sterzen) mit welchen der Pflug gehalten und regiert wird. Die ganze Länge der rechten Handhabe, von der Grundraſt bis an ihr Oberende, iſt 5 Fuß. Unten iſt ſie 4 Zoll breit, und 2½ Z. dick. Die Länge der linken iſt 4 F. 1 Z., die Breite 4½ Z. und die Dicke 3 Zoll.

Dieſer Pflug iſt der Commitee vom Feldbau zu unterſuchen übergeben worden; welche der Meinung war, daß der Zuſaz des vordern Meſſers, die Art und Weiſe ſeiner Wirkung, und der beſondere Gebrauch des Druckkeiles, eine neue Erfindung, und dieſer Pflug ein mit Heide überwachſenes Feld zu brechen und zu bearbeiten, nach dem Zeugniſſe des Hrn. Hanbury, mit Nuzen zu gebrauchen ſey.

Will. Bailey Beſchreib. der nüzl. Maſchinen und Modelle, welche in dem Saale ꝛc. München, (1776) gr. 4, S. 52, fgg.

Allenfalls wird es auch ein gemeiner Pflug thun; nur wird man, wenn man ſich deſſelben bedient, hernach die Streifen, die ſein Strichbret auf die Stüe gelegt hat, etwa in anderthalb Fuß lange Stücke zu zerſchneiden, die Mühe übernehmen müſſen. Dieſes Verfahren iſt deswegen nothwendig, weil der Raſen verbrennt werden ſoll, welches in ſeinen langen Streifen ſchwer, oder wohl gar nicht, geſchehen könnte. Das übrige dieſer Kunſt kömmt darauf an, daß die Raſenſtücke ſobald ſie trocken geworden ſind, in kleinen hohlen Haufen, 4 bis 5 Fuß aus einander, auf das Feld geſtellt, und zu Aſche verbrannt werden. Dieſe Aſche wird ausgebreitet, und nach dem erſten Regen untergepflüget. Da Hr. v. Juſti, in ſeinem, im 2. B.

der neuen Wahrh. zum Vorth. der Naturk. S. 666, fgg. befindlichen, lesenswerthen Gutachten vom Anbau der jütländischen Heiden, auch auf die Methode kömmt, wie diese Heiden am kürzesten und einträglichsten urbar zu machen seyen: so schlägt er dazu gleichfalls das Brennen, nicht nur des Heidekrautes und der Oberfläche, sondern selbst das Brennen ganzer vorher getrockneter Heideschollen, vor, weil diese Schollen eine Art von durchwachsener Wurzelerde ausmachen, und daher vermittelst der Asche dieser ausgebrannten Erdschollen ein vortrefficher Dünger erhalten wird. Alle Feldbesteller aller Zeiten behaupten, daß man durch dieses Verfahren nicht nur alle saure Säfte und alles Unkraut tödte, sondern auch das ungeschlachteste und dürftigste Land so gutartig und fruchtbar mache, daß es sich viele Jahre, auch ohne Beyhülfe des Düngers, im vortrefflichsten Zustande erhalten werde. Die Vorsicht, welche man hiebey zu beobachten hat, und andere das Brennen des Landes betreffende Umstände, habe ich bereits im VI. Th. S. 611, fgg. angezeigt.

Was insonderheit die Zubereitung der Heideplätze zum Holzanflug betrifft, so kann das Laub- und Nadelholz auf denselben entweder durch Besamung, oder durch Anpflanzen, erzeugt werden.

Heideplätze, worauf junges Holz durch Besamung angezogen werden soll, müssen durch gehöriges Graben oder Pflügen in den Stand gesetzt werden, daß so wenig Heide, als anderes Unkraut, in etlichen Jahren zum Vorschein kommen kann. Ist das Heidekraut auf denselben von hohem Wuchse, so läßt man dasselbe durch Sensen (*) abhauen und auf die Seite bringen; bey niedrigem ist das Graben oder Pflügen hinlänglich.

Man

(*) In den niederdeutschen hohen Ländern, hat man eine eigene Art Sense oder Sichel, das Heidekraut damit abzumähen, oder vielmehr abzuraufen, welche das Sicht oder Heidesicht genannt wird. Es besteht aus einem 12 Zoll langen, [illegible] bie-

Man läßt, nach der Breite solchen Platzes, eine $1\frac{1}{2}$ Fuß breite und 1 F. tiefe Furche ausgraben, und die Erde abwärts des zu besäenden Ortes werfen. An dieser Furche wird, der Länge nach, von den Arbeitsleuten, so viel deren sind, der Rasen in parallelen, $1\frac{1}{2}$ F. breit von einander entfernten, Linien mit Grabscheiten durchstoßen. Der durchgestoßene Rasen wird auf gleiche Art in 2 Fuß lange Stücke abgetheilt, daß solchemnach die obere Erdfläche gänzlich in $\frac{2}{1\frac{1}{2}}$ fußige Quadrate durchschnitten vertheilt wird. Zween der Arbeiter lassen die abgetheilten Quadrate stückweise vermittelst ihrer Grabscheite in die Furche fallen, daß die obere Fläche unten schräge zu liegen komme, als wenn sie mit dem Pfluge wären umgestürzt worden; die übrigen graben diese Furche bis auf 1 Fuß tief aus, und überwerfen damit jene Erdschollen. Diese Arbeit wird fortgesetzt, bis der ganze Fleck auf die beschriebene Art violet ist. Will man in diesem bearbeiteten Erdreiche Eichheister anziehen, werden sofort die Eicheln auf die umgestürzten quadrirten Erdschollen, 1 Fuß weit von einander gelegt, und mit der auszugrabenden lockern Erde 2 bis 3 Zoll hoch bedeckt, daß folglich jede Furche mit einer Reihe Eicheln, 1 F. von einander, besäet wird. Die Bucheicheln hingegen werden, wenn ein Strich 6 Fuß breit umgegraben worden, oben auf gesäet, und vermittelst einer Harke mit Erde hinlänglich bedeckt. Auf solche Art wird dem Heidekraute der Wiederwuchs benommen, und durch die nach und nach verfaulenden Wurzeln und Rasen wird ein lockeres Erdreich unterhalten, worin die Wurzeln der aufgehenden Holzpflanzen dergestalt um sich greifen, daß sie den Stäm-

breiten Messer, welches wagerecht an einem 3 Fuß langen Stiele hängt, der sich im Umfange des dritten Fußes seiner Höhe auswärts beuget. Das Wort Sicht ist mit Säbel verwandt, und bedeutet ein schneidendes Werkzeug. Im Cremischen heißt es Segd, da es dann zu Sichel, Säge, Sech, Sache u. s. f. gehört.

Stämmen einen Trieb, welcher den geschwindesten und besten Aufwuchs verspricht, zu geben vermögend sind.

Bemerkt man, daß im folgenden Sommer nach dem Besäen, von den ausgesäeten Eicheln oder Buchecheln nicht alles aufgeht, und der Same etwa durch Mäuse oder andere widrige Zufälle ruinirt worden: so ist nöthig, die leeren Flecke mit Birkensamen zu überstreuen, um zu verhüten, daß die jungen Bäume nicht buschartig aufwachsen, sondern durch Hilfe der aufgehenden jungen Birken in die Höhe, und zum Versetzen zu tauglichen Stämmen getrieben werden.

Nichts ist einer solchen Aussaat gefährlicher, als die Mäuse. Zu Abhaltung derselben möchte das beste Mittel seyn, den besäeten Ort mit zwo Reihen Löcher einzufassen, und zwar auf folgende Art. Man macht, 1½ Fuß lange und breite, und 2 Fuß tiefe Löcher, 1 F. weit von einander um den besäeten Ort; die zwote Reihe dieser Gruben kömmt gegen die erste verschränkt, wie °.°.°.°.° zeigt, worin die Mäuse beym Hineinfallen sich zu Tode laufen, weil sie an der Sanderde aufwärts zu kommen nicht vermögend sind. Eine solche Einfassung giebt auch für Rindvieh und Wildbret eine bessere Befriedigung ab, als ein Graben und aufgeworfener Erdwall.

Große Plätze durch jetzt beschriebenes Umgraben zu cultiviren, würde zu kostbar und langweilig fallen; bey solchen bedient man sich des Pfluges. Man nimmt einen gemeinen Feldpflug, nebst 9 bis 10 Mann mit Grabscheiten oder Schaufeln, und theilt den zu besäenden Distrikt in gewisse Stücke als Ackerland. Diese Stücke werden aus einander gepflüget. Die Arbeitsleute werden nach der Länge des Stückes, welches umgebrochen wird, vertheilt, welche, so oft der Pflug eine Furche gezogen hat, den ihnen angewiesenen Theil der Furche ausgraben, und damit, was der Pflug umgerissen hat, bedecken. Ist dieses an der einen Seite

des

des Stückes geschehen, so gehen die Arbeiter auf die andere Seite, und verfolgen den Pflug mit ihrem Ausgraben, bis alle Stücke auf diese Weise umgepflüget, und zugleich umgegraben sind. Hiedurch wird das Heidekraut so tief mit Erde bedeckt, daß es der Besamung in Zukunft nicht schädlich seyn kann, im Gegentheil aber lockern Boden unterhält, der den zarten Wurzeln des jungen Holzes zum Fortkommen gute Dienste leistet.

Hiebey ist zu beobachten, daß 1) die auf vorbeschriebene Art bearbeitete Stücke so einzurichten seyn, daß die Furchen mit dem Abhange des Berges fortlaufen, um der überflüssigen Feuchtigkeit einen Abzug zu verschaffen; 2) diese Arbeit im Herbste vorzunehmen, wenn auch das Besäen erst im folgenden Frühlinge geschehen könnte, weil, zumal der kleinkörnige Same in dem tief umgebrochenen frischen Erdreiche nicht gut fortwächst; 3) zu Nadelholzbesamungen die Stücke nicht zu breit zu machen; 20 Fuß wäre auf etwas feuchtem Boden breit genug; wo es hingegen trocken ist, können solche breiter seyn. Die Absicht dabey ist, zu verhüten, daß die Erde im Winter nicht zu feucht werde, damit die jungen Nadelholzpflanzen durch den Frost nicht in die Höhe gehoben, und bey dem Wiederaufthauen die Wurzeln von der Erde entblößet werden. 4) Die Stücke sind deswegen (vornämlich zu Nadelholz) alle aus einander zu pflügen, damit in der Mitte jedes Stückes eine tiefe Furche, und da, wo zwo Seiten der Stücke an einander kommen, eine Erhöhung abgebe, die überflüssige und schädliche Winternässe abzuleiten. 5) Um dem zarten Nadelholze im ersten Sommer vor der Sonnenhitze Schutz zu geben, kann man rauhen Hafer auf das Land säen und unteregen, alsdann mit Nadelholzsamen besäen, und mit einer besonders dazu eingerichteten Schleppe zur Erde bringen. Man bindet nämlich an einer langen schwanken Stange Zweige von Fichten- Tannen- oder anderm Buschwerke, mit dem dicken Ende dicht an der ganzen Stange; an beyden Enden der Stange, auch nach Beschaffenheit in der Mitte, befestiget man Stricke, womit zwo oder mehrere Personen den Samen einegen.

Bey Pflanzung junger Heister verfährt man folgendermaßen. Hohes Heidegesträuch wird strichweise, etwa 40 bis 50 Schritt breit, nach beyden Seiten ab-

geräumet; alsdann steckt man eine Linie oder Gartenschnur an einem Ende des abgeräumten Ortes, der Breite nach, quer über, und stößt mit einem Grabscheit daran herunter, dergleichen auf eines Fußes Breite nochmal geschieht. Der auf solche Art losgestochene Rasen wird ausgegraben, und auf der Seite, wo die Schnur gezogen ist, geleget, damit die oben gewesene Fläche unten komme. Auf einer Breite von 5 Fuß geschieht ein gleiches. Mithin hat man ein 5 Fuß breites Beet, welches an beyden Seiten mit Rasen belegt ist. In der Mitte dieses Beetes wird eine Furche, etwa 1 Fuß breit, ausgestochen; der Rasen wird auf die Seite geworfen, und in diese Furche werden alsdann Heister von 1 bis 8 und mehr Fuß lang, 1 ½ bis 2 Fuß von einander gesetzt. Die Wurzeln werden aus den Seitenfurchen mit etwas lockerer Erde beworfen. Man continuirt damit, daß eins ums andere, ein Beet von 5 Fuß, und ein Graben von 2 Fuß breit kömmt, so weit man will. Die Gräben werden an den Seiten senkrecht gestoßen, auf 1 Fuß tief, und die ausgegrabene Erde wird zu beyden Seiten auf die vorbeschriebenermaßen bepflanzten Beete vertheilet. Ist man so weit fertig, wird das abgeräumte Heidekraut zu Ausfüllung der Gräben verwendet, um sowohl an den Seiten den Wiederwuchs des Heidekrautes zu verwehren, als auch durch dessen Verwesung ein lockeres Erdreich zu unterhalten. Ist aber das Heidekraut nicht so lang, daß solches abzumähen nöthig ist, so muß im drüten Jahre nach geschehener Pflanzung, zu Anfange des Sommers bey trockner Witterung, das an den Seiten der Gräben wieder hervorsprossende Heidekraut mit einer scharfen eisernen Schaufel durchstoßen werden. Hat man junge Birken vorräthig, so würde von gutem Nutzen seyn, sogleich nach geschehener Pflanzung der Heister, junge Birken in die Gräben zu sezen, um damit das wieder wachsende Heidekraut zu unterdrücken,

und

und den Heistern einen bessern Trieb in die Höhe zu verschaffen. Sollten hernach solche Birken den Heistern im Wachsthum zuvor kommen und überhand nehmen wollen, so ist leicht durch ihr Abhauen Luft zu machen.

Die jungen Heister müssen, nachdem sie ausgehoben worden, an den Wurzeln dergestalt beschnitten werden, daß alles gequetschte davon komme; auch werden alle Aeste und Augen bis an den Gipfel glatt weggeschnitten. Im nöthigen Falle, wenn die Heister etwa dünn und langstämmig sind, kann man die obere Spitze abputzen, und alsdann, so bald als möglich, pflanzen, damit die zarten Wurzeln nicht verdorren. 2) Die obersten Wurzeln an den Heistern müssen beym Setzen in der Oberfläche des Erdbodens zu liegen kommen, welche hernach beym Auswerfen der Gräben hinlänglich mit Erde bedecket werden. 3) An Orten, wohin kein Vieh kömmt, kann man zu solcher Pflanzung Heister, die schon 1 Fuß hoch sind, gebrauchen; und ist dabey eine Furche zum Platze der Wurzeln auszustechen nicht nöthig, sondern man stößt in der Mitte der Beete nur mit einer Schaufel entlang, und bieget das Erdreich etwas von einander, um die Herz- oder Pfahlwurzel darein stecken zu können; auch müssen alsdann die Beete 1 Fuß, und die Gräben $\frac{1}{2}$ Fuß schmäler seyn. 4) Heister, (zumal Eichen,) welche über den Wurzeln 7 und mehr Fuß lang sind, kann man in den Reihen weiter aus einander setzen. 5) Hat man eine Pflanzung von kleinen Heistern, von etwa 1 Fuß, so nahe an einander, wie vorgeschrieben, gesetzt, und es wäre in der Folge zu befürchten, daß sich solche zu nahe kommen wollten: so kann man nach einigen Jahren etliche wieder ausheben, und an einen andern Ort verpflanzen.

101. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1768.

Um die Heideplätze zu nützlichen Wiesen zuzubereiten, bricht und lockert man sie, nach abgeräumtem Heidekraut, auf, welches bey trocknem Wetter am leichtesten von statten geht. Man läßt sie solchergestalt aufgerissen liegen, damit die Feuchtigkeit der Luft und der Regen hinein wirke, und zum Theil auch die darin vorhandenen Salze, als den Stoff der Fruchtbarkeit, auflöse. Alsdann düngt man sie, und zwar, wo möglich, mit Salzasche, oder mit zerstoßenem Pfannenstein aus

den Salzsiedereyen, mit etwas Holzasche vermischt, und streuet hernach Samen von allerhand Futterkräutern und Gräsern hinein.

Bey gerichtlicher Taxirung der Lehen- und Landgüter ist das Heideland allemal, nach Abzug dessen, so der Hütung unumgänglich nöthig ist, auf ein Gewisses anzuschlagen. Es ist aber dabey ein Unterschied zu machen, ob es noch einigermaßen gut ist, und zu tragbarem Acker gemacht werden kann, oder ob es ganz schlecht und unbrauchbar ist; imgleichen, ob es in der Nähe, oder weit abgelegen ist, und nicht wohl bebauet werden kann. Ist der Acker gut, auch nicht gar zu weit entlegen, so wird er entweder nach Morgen angeschlagen, oder es wird die ordinäre Aussaat in etwas erhöhet, diese aber nebst den Kosten, welche zur ersten Cultur erfordert werden, vergütet.

Für einen Morgen in die Cultur zu bringen, pflegt in Pommern 1 Rthlr. angesetzt zu werden, welche Unkosten aber nicht von der jährlichen Abnutzung, sondern von dem Capital, abzuziehen sind, weil das Heideland, wenn es einmal ausgepflüget ist, künftig nicht alle Jahre solche Unkosten erfordert.

Ist das Heideland aber sehr schlecht, (d. i. wenn es etwa nur im 6ten oder 9ten Jahre besäet werden kann,) und weit abgelegen, so wird es entweder gar übergangen, (weil sonst die Unkosten an Pflügen und Aussaat sich höher belaufen würden, als die Abnutzung einbrächte; und wofern die Schäferey deshalb wäre vergrößert worden, diese dagegen wieder zu verringern seyn würde, wobey denn schlechter Vortheil wäre;) oder die Schäferey deshalb etwas höher angeschlagen. Wäre es aber so groß, daß ein ganzes Ackerwerk oder eine Schäferey darauf geleget werden könnte, so ist auch hierauf allerdings zu reflectiren.

Der beste Gebrauch, den man von Heideländern machen könnte, würde wohl darin bestehen, daß man, in dessen Absicht, die Schäferey zu verstärken suchte;

zu

zu Anlegung eines Ackerwerkes aber wird es, wie ich bereits erwähnt habe, mehrentheils untauglich bleiben, und am Ende mehr Kosten verursachen, als Nutzen bringen.

4. Heide, (der) eine Person, welche außer der Erkenntniß des wahren Gottes lebet, ein Ungläubiger im weitern Verstande; L. Ethnicus, Gentilis, Paganus; daher im alten Testamente alle Völker außer den Juden, heut zu Tage aber alle außer den Juden, Christen und Türken Heiden genannt werden, ob man gleich in den mittlern Zeiten auch die Türken mit zu den Heiden zu zählen pflegte. Im gem. Leben einiger Gegenden sind die Zigeuner unter dem Namen der Heiden in engerer Bedeutung bekannt. Auch ein noch ungetauftes Kind wird im g. L. häufig ein Heide genannt, weil es noch nicht auf eine sichtbare Art in die Gemeinschaft des wahren Gottes aufgenommen ist. Siehe auch Heiden-Haar und Heiden-Haut.

Dieses Wort ist eigentlich ein abgeleitetes; denn es ist von Heide, das Feld, das Land, im Gegensatze der Stadt (s. Heide 3) gerade auf eben die Art gebildet worden, wie das Lat. Paganus von Pagus. Es ist bekannt, daß, als Constantin und dessen Söhne die Götzendiener aus den Städten verbannten, sich diese auf das Land und in die Dörfer, in Pagos, begaben, und daselbst ihren Götzendienst in der Stille fortsetzten, daher sie von den lateinischen Christen gegen das Ende des 4ten Jahrhundertes Pagani genannt wurden. Als die Deutschen sich zur christl. Religion bekannten, übersetzten sie nebst vielen andern christlichen Kunstwörtern auch dieses wörtlich, und nannten einen Götzendiener einen Heidener, einen Bewohner des flachen Landes, woraus mit der Zeit der Heiden, und noch kürzer der Heide geworden. Hieraus erhellet zugleich, woher das n in den übrigen Endungen außer der ersten kömmt.

Gottsched, der alle gleichlautende Wörter von verschiedener Bedeutung auch durch die Schreibart unterschieden wissen wollte, schrieb Hayde, ein Wald, Heide ein unfruchtbares Stück Land, und Heyd, paganus; allein zum Unglücke war er in Ableitung der Wörter, die doch hier den Ton angeben sollte, fast allemal unglücklich, daher diese und andere Neue-

rungen auch nur bey einigen wenigen seiner nächsten Anhänger Beyfall gefunden haben.

Heide-Bereiter, siehe Heide-Reiter.

Heide-Besen, ein Besen von Heidekraut, deren man sich in einigen niedersächsischen Gegenden häufig bedient; s. unten, S. 733.

Heide-Biene, Bienen, welche man den Herbst über in die unfruchtbaren Heiden trägt, und daselbst ihren Honig einsammeln läßt, wie solches in einigen niedersächsischen Gegenden sehr üblich ist. Sie sind kleiner und schwärzer als die Bienen aus fettern Gegenden. Der von solchen Bienen, welche man in unfruchtbaren Heiden stehen gehabt, gesammelte Honig, wird daher Heidehonig genannt, und ist hochgelb von Farbe; siehe Th IV, S. 674, fgg.

Heidebienen-Kraut, Ledum palustre, *L.*; s. Porsch.

Heide-Böckchen, in Obersachsen, Haufen, welche man auf dem Felde von dem abgemähten Heidekorne macht, damit die Körner desto besser austrocknen können; s. Th. VII, S. 225.

Heide-Busch, im gem. Leben, besonders Niedersachsens, ein jedes strauchartiges Gewächs, welches nur auf den unfruchtbaren Heiden wächst, und auch Brake genannt wird; dergleichen das Heidekraut, der Ginster u. a. m. sind. Siehe Heide 3, 2.)

Heide-Deich, in Niedersachsen, ein kleiner Deich, welcher in den Mohren und sumpfigen Heiden aufgeworfen wird.

Heide-Feld, siehe oben, S. 712.

Heide-Fench, eine oberdeutsche Benennung des Heidekornes.

Heide-Gegend, s. oben S. 712.

Heide-Gras, Lichen islandicus *L.*; s. Th. XIV, S. 76.

Heide-Grütze, die aus dem Heidekorne bereitete Grütze; s. Th. VII, S. 230.

Heide-Honig, s. Heide-Biene.

Heide-Kern, Tormentilla *L.*; s. Tormentill.

Heide-Knecht, in einigen Gegenden, ein Unterförster, ein geringer Forstbedienter, welcher dem Heidereiter, oder Förster untergeordnet ist, und auch Heideläufer, Forstläufer und Forstknecht genannt wird; siehe Th. XIV, S. 537.

Heide-Korn, der oberdeutsche Name derjenigen Pflanze und ihres Kornes, welche in Ober- und Niedersachsen unter dem Namen des Buchweizens am bekanntesten ist. Siehe Th. VII, S. 217—243.

Heide-Kraut. 1. Ein jedes Kraut, welches auf dürren unfruchtbaren Heiden wächset; s. Heide 3. 2).

2. In engerer Bedeutung eine Pflanze mit acht Staubfäden und einem Staubwege, welche bey uns an unfruchtbaren Oertern, besonders auf den dürren Heiden in großer Menge wächst, und auch Heide, in Niedersachsen auch Brüsch, Heede und Heen genannt wird; Angels. Haeth, Engl. Heath, L. Erica, Fr. Bruyère.

Vermuthlich hat diese Pflanze den Namen von ihrem gewöhnlichsten Aufenthalte, d. i. den unfruchtbaren Heiden, da dann der Name Heide aus Heidekraut verkürzet seyn würde; obgleich Andere es umdrehen und die Heiden von dieser Pflanze benannt wissen wollen. Indessen steht es dahin, ob nicht die vorworren unter einander gewachsenen Stängel zu dessen Benennung Anlaß gegeben, da denn der deutsche Name Heide, zu dem Niedersächs. Heide oder Hede, (s. Hede,) der lat. Name Erica aber zu unserm Werrig, Werk gehören würde.

Das Heidekraut, Erica, ist eines der zahlreichsten Geschlechter, wovon Linné 60 Arten angegeben hat. Die meisten davon wachsen in Aethiopien, und gehören zu den seltensten. Auch die europäischen lassen sich nicht füglich außer ihrem Geburtsorte erziehen. In unsern Gegenden findet man am meisten folgende zwo Arten:

1. Gemeine pfeilblätterige Heide, rothe Heide, Heidekraut, glatter Heidestrauch, Erica prima *Matthiol. Lacun. Dod.* & *Dalechamp.* Erica myricae folio

folio, *Penae, Lobel.* & *Cluſ.* Erica vulgaris, *Trag.* & *Thal.* Erica vulgaris ſ. pumila *Gerard.* Erica vulgaris glabra *C. Bauh.* Erica vulgaris humilis ſempervirens flore purpureo *J. Bauh.* Erica foliis imbricatis glabris *Hall.* Erica vulgaris, antheris bicornibus incluſis, corollis inaequalibus campanulatis mediocribus, Foliis oppoſitis ſagittatis *Linn.* Engl. Common Heath.

2. Sumpfheide, brabantiſche oder niederländiſche Heide, braunrothe oder rothſchwärzliche Beſenheide, Winterheide, Erica pumila altera Belgarum *Lob.* Erica ex rubro nigricans ſcoparia *C. Bauh.* Erica brabantica, folio coris hirſuto, quaterno *J. Bauh.* Erica Tetralix, antheris bicornibus incluſis, corollis ſubgloboſis aggregatis folio longioribus, foliis quaternis ciliatis patentibus *Linn.* Engl. Dutch Heath, Beſome-Heath.

Dieſe beyderley Arten ſind in vielen königl. preuſſiſchen Ländern ſehr gemeine, niedrige, immergrüne Sträuche, von verſchiedener Geſtalt, Höhe und Stärke. Sie pflanzen ſich durch den Samen und die Wurzeln in dem ſchlechteſten, kalkgründigen, harten, rauhen, ſteinigen, auch in einem brennend heißen, ſandigen, wüſten, verarzterten Grunde, und ſelbſt im Flugſande fort; wiewohl ſie auch in Niederungen das Waſſer auf einige Zeit vertragen, wobey ſie alsdann ihr glattes Anſehen verändern, und rauch oder etwas wollicht, und zugleich größer werden. Ein gedüngtes fettes Land, wenn es noch dazu bearbeitet wird, vertragen ſie nicht, ſondern ſie werden durch die Bearbeitung und Düngung bald ausgerottet, ſo wie ſie im Gegentheil in einem verwilderten, ungebauten, ganz unfruchtbaren Boden ſtark überhand nehmen, alles neben ſich vertreiben, und den Anflug des Holzes völlig hindern. Sie wachſen zwar beyde an freyen und aller Witterung ausgeſetzten Orten, in ſandigem Boden, und die letztere an mooſigen

Orten,

Orten, um die Ellern sehr stark; sie bestanden sich aber auch in dicken schattichten Fichtenwäldern nicht wenig.

Das Heidekraut No. 1, giebt in manchen Ländern, ganzen Förſten und Revieren den Namen der Heiden. Oefters findet es sich in solchen Wäldern nicht immer eben so stark, daß es den Boden überlaufen und einnehmen sollte: wo es aber recht überhand genommen hat, da ist an kein Aufkommen des jungen Holzes zu denken, ehe es nicht getilget worden ist. Denn seine sehr weit auslaufende, zähe, braunrothe, kriechende Wurzeln, welche oberwärts in der Dammerde ziemlich hoch ausstreichen, saugen alles aus, und entziehen dem jungen Holze die Nahrung. Sie treiben Stängel, welche überaus hart, zäh, dauerhaft und von gleicher Farbe sind. Diese bleiben im Freyen, wo sie die Schafe beständig abweiden, immer jung, kurz und grünend; sonst wachsen sie auch zuweilen 1 bis 4 Fuß hoch, bekommen viele Zweige, und strecken sie am unterſten Ende, insgemein gar sehr leicht. Die Zweige sind mit sehr feinen, dunkelgrünen, dicht und schuppenweise über einander liegenden und kreuzweise stehenden Blättern besetzt, und grünen beständig. Bey No. 1, geben sie den Sträuchen ein sehr angenehmes Ansehen des Cypreſſenbaumes oder der Tamariskenstaude; bey No. 2. hingegen, welche ihre besondere Schönheit hat, stellen sie die Rothtanne im Kleinen ziemlich ähnlich vor. Die häufigen Blätterchen, welche die Zweige ganz bedecken, sind kurz, oval, rauh, hart, auch ein wenig zurück gebogen, und stehen paarweise, zumal an den äußerſten Zweigen, wo sie zugleich kreuzweise abwechseln, und eine von den an den unterſten Aeſten befindlichen Blätterchen etwas verschiedene Lage und Distanz nehmen, da sie sonst an den untern Theilen der Zweige mehr zusammen gezogen sind. Bey No. 2. sind die Stängel und Zweige kürzer, und dünner, höchstens 1 Fuß hoch. Die dicken, schmalen

und sehr spitzigen Blätterchen daran, welche wie die Nadeln der Rothtanne aussehen, wachsen dicht, stehen aber doch sehr weit aus einander, und zwar insgemein zu drey beysammen, und fallen nicht leicht, auch nicht bald, ab. Die Blumen von No. 1, welche am Ende des Sommers und den ganzen Herbst über anzutreffen sind, haben eine Farbe, die sich aus Purpur auf Violet zieht, oder weiß, auch wohl fleischfarben ist. Sie stehen zwischen gedachten Blätterchen, auf sehr kurzen Stielchen, insgemein nach einer Seite zu. Ihre äußere Kelchblätter sind zum Theil haarig, zum Theil mit feinen Sporen versehen; der innere Kelch aber, welcher größer ist als die Blumenkrone, ist auch zugleich färbig, und fällt nicht ab, sondern verweilt vielmehr mit der Frucht selbst. Das rundliche Samenbehältniß ist von dem Kelche ganz umgeben, öffnet sich mit vier Klappen, und enthält in vier Fächern viele kleine Samen. Die Blumen von No. 2. kommen im Herbste zum Vorschein, haben eine cymbelförmige Gestalt, weiße oder rothe Farbe, und sind größer als die vorigen, stehen aber nicht in so langen Spitzen. Die trocknen Kelche bleiben nach dem Verblühen fast immer an dem Stängel, und geben daher den Unwissenden Gelegenheit, zu glauben, daß sie blühen.

Das Heidekraut ist insgemein verhaßt. Wo es ganze Fluren bedeckt, verhindert es insonderheit, erwähntermaßen, allen Aufluz vom jungen Holze. Man hat daher, wie ich oben, S. 714, fgg. gezeigt habe, auf Mittel gesonnen, dasselbe auszurotten, und die Heideplätze zu tragbarem Lande zu bearbeiten. Man hat indessen doch auch das Heidekraut auf verschiedene Art zu nützen gesucht.

Das Kraut giebt zu allen Zeiten, sowohl im Sommer als Winter, für die Schafe eine gute Weide; wie denn auch auf der Lüneburger Heide eine Art Schafe erzogen wird, welche kleiner, aber fetter und wollreicher

cher sind, als andere Schafe, und, weil sie sich vorzüglich von der Heide nähren, Heideschafe, in Niedersachsen auch Geestknabben (von Geest, hohes, unfruchtbares Land), im Lüneburgischen und um Hamburg Schnicken, Schnucken, Heideschnucken, woraus einige Hochdeutsche Heideschnaken und Heideschmacken gemacht haben, (vermuthlich vom Angels. snicc-an, kriechen,) genannt werden. In Hinterpommern und der Neumark haben die dortigen Schäfer, wenn das Feld auch mit dem tiefsten Schnee bedeckt ist, eine Erfindung, ihren Schafen den Genuß des Heidekrautes zu verschaffen. Sie gehen nämlich, indem sie ihre Heerden austreiben, mit einer großen Krücke, welche wie eine Ofenkrücke, womit man die Kohlen aus dem Backofen hervor zu schieben pflegt, gestaltet ist, voran, und ziehen mit derselben, Strich bey Strich, den Schnee von dem damit bedeckten Heidekraute herunter. Dieses kömmt wegen seiner Höhe sogleich hervor, und die herbey eilenden Schafe können sich alsdann an demselben ungehindert sättigen. Im Nothfalle kann man auch im Winter Pferde, wie auch das Rindvieh, damit füttern. Es ist auch zu dieser Zeit eine gute Nahrung für das Rothwildbret. Es nützt ferner bey der Bienenzucht, und die Bienen sammeln daraus viel und guten Honig, den schon Plinius, Hist. nat. XI, 16. Mel ericeum nennt. Wo rothblühende Heide häufig wächst, wird man feuerrothen Honig einsammeln. In einigen Gegenden, pflegt man sogar die Bienenstöcke und Körbe, zur Zeit der Heideblüthe, gleichsam zur Mast dahin zu fahren.

Das Heidekraut soll nur alsdann recht für die Bienen erziebig seyn, wenn man an der Blüthe desselben einen kleinen Schmetterling mit blauen Flügeln sitzen, und daneben in grösserer Menge, als sonst, herum fliegen sieht.

42. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1773, S. 346.

Ferner kann das Heidekraut, anstatt der Eichenrinde, zum Gärben des Leders gebraucht werden.

Schon

Schon vor einiger Zeit kam Hr. D. Alb. Gesner, Leibmedicus bey dem Herzoge zu Würtemberg, auf die Gedanken, anstatt des Staubes von der Rinde junger Eichen, das Heidekraut, welches im Ofen getrocknet, und hernach zu Pulver gemacht worden, zum Gärben zu nehmen. Er hat Versuche damit angestellt, die ihm sehr gut geglückt sind, und hat der göttingischen Akad. der Wissens. einige, nach dieser Art zubereitete, Stücke Leder überschickt, die sehr gut geschienen. Die einzige Unbequemlichkeit, die er dabey gefunden, ist, daß die Operation länger dauert. Nachher haben zween Engländer, Tho. Rankin und Holt Waring eine ähnliche Methode erfunden, und den 13. May 1766 dem Parlament in Ireland vorgelegt, auf dessen Befehl dieselbe auch öffentlich bekannt gemacht worden ist.

Man läßt nämlich das Heidekraut 3 Stunden lang in einem großen kupfernen Kessel kochen, und gießt hernach dieses Wasser in große Kufen, welche etwas erhaben stehen müssen, damit das Wasser wieder abgelassen werden könne. Es müssen aber die Häute nicht eher in die Gärbekufen gelegt werden, als bis das Wasser den Grad der Wärme, den das Blut von frisch geschlachtetem Vieh hat, erreicht hat. Dieser Grad der Wärme verursachet, daß das Wasser die Häute besser durchdringt, und die Operation viel mehr beschleuniget, als die gewöhnliche Methode, da man den Liquor kalt gebraucht. Man muß aber schlechterdings keine eiserne Kessel zum Abkochen des Wassers gebrauchen, weil das Leder davon schwarz und hart werden, auch brechen würde. Je öfter man das laulichte Wasser abläßt, und frisches Gärbewasser aufgießt, welches, wie gesagt, die natürliche Wärme des Blutes haben muß, desto eher geht das Gärben von statten, und desto besser wird das Leder. Das Gärben mit Eichenlohe kömmt damit gar nicht in Vergleichung.

London. Magaz. May. 1766, S. 269.
Neues Brem. Magaz. 1. Band, S. 359, f.
57. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1766, Col. 909, fgg.
No. 1. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1767, S. 11.
Hirsch gesammelte Nachr. der ökon. Gesellsch. in Franken, a. d. J. 1767, S. 256.
Stahls Forstmagazin, 19. S. 332, f.
Berlin. Magaz. 4. B. 3. St. S. 296, f.

In dem Lüneburgischen werden aus den Stängeln des Heidekrautes Besen verfertigt, die in großer Menge unter dem Namen der Heidebesen nach Hamburg, und von da weiter nach Holland, gebracht werden. Ein gleiches geschieht auch in Italien, in dem Großherzogthum Florenz, wo daher dieser Strauch insgemein Scopa genannt wird. Aus den zartesten Spitzen dieser Stängel oder Ruthen werden auch in Frankreich die Kleiderbesen, Fr. Vergettes, gemacht, deren Verfertigung eine besondere Fabrik daselbst ausmacht.

Auf der Insel Islay, einer von den hebridischen Inseln in Scotland, macht man Ale (englisch Biер) von den Spizen des Heidekrautes, wozu man $\frac{1}{3}$ Malz, und zuweilen auch ein wenig Hopfen nimmt.

In Scotland wird das Heidekraut anstatt der Betten, und in mitternächtlichen Ländern zur Bedeckung der Häuser, gebraucht. Ein mit Stroh und Heide gedecktes Dach liegt weit länger als ein bloßes Strohdach, weil der Wind darin nicht so, als in diesem, wüthen und es abdecken kann.

10. Band des übers. Museum rusticum & commerc. Lpz. 1769, 8. St. 14.

Das Heidekraut wird auch zu den Spinnhäusern der Seidenwürmer gebraucht.

Man streuet die junge und weiche Heide, in Ermanglung des Strohes, in die Ställe und Mistgruben; oder macht auch Miethen davon, d. h. man legt Mist und Heideplaggen (mit Heidekraut bewachsene Rasenstücke) schichtweise auf einen Haufen, bis alles durchgebrannt und vermodert ist, um damit den Acker zu düngen. Einige Landwirthe verwerfen den Heidemist, und behaupten, daß er das Land mit der Zeit gänzlich verderbe.

75. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1775, Col. 1199.

Man füllet mit Heidekraut, anstatt der Faschinen, tiefe Wege und Löcher aus, und bedeckt sie alsdann mit Stei-

Steinen und Erde; auch macht man von Heidekraut und Moos, gemeine Wald- und Feldhütten.

Wo das Reisholz selten ist, kann die Heide zum Brennen gebraucht werden. Sie giebt Hitze genug, zumal in derben Bündeln, und dabey eine gute scharfe und viel Asche, die, in einzelnen Haushaltungen gesammelt, ihre Dienste thun kann. Nach Hrn. von Linné Bericht, in seinen westgothischen Reisen, dient das Heidekraut den dortigen Einwohnern statt des Brennholzes. Es wird solchergestelt eingekauft, daß man jährlich 16 Stüber für jeden Heerd bezahlt, um das für denselben benöthigte Heidekraut sammeln zu dürfen.

Stahls Forstmagazin, 12. Band, S. 325.

Mit dem Heidekraute rathen einige, die Kammern oder Kornböden, die man von Ratzen und Mäusen reinigen will, auszuräuchern. Man soll dazu 3 bis 4 Hände voll nehmen, wenn es noch nicht ganz dürre ist, und den Rauch davon so vertheilen, daß er alle Ecken und Winkel durchdringt.

Mit dem Heidekraute kann man, mit vielem Nutzen, trockne Sandhügel besäen, welche es durch das Wuchern der Wurzeln sofort fest macht, daß der Wind den Sand nicht mehr auf die benachbarten Aecker wehen kann. In dieser Absicht wird der Same zu Ende des Novembers gesammelt, und im Frühlinge kurz vor einem bevorstehenden Regen auf den Sand gesäet, wo er denn sofort nach dem Regen aufgeht und fortwächst.

Der Geschmack der Heide ist erdhaft, bitterlich und herblich, austrocknend und zusammenziehend, daher sie einige auch in der Arzneywissenschaft empfohlen haben; allein, sie verdient hier keine Achtung, und weder weiße Heide in Bier gekocht und getrunken, wird den säugenden Weibern die Milch vermehren, noch das daraus bereitete Bad lahme und schmerzhafte

Glie-

Glieder verbessern. Wiewohl Hr. D. Schmidel versichert, daß sie, als Thee getrunken, in dem Bluthusten und einigen damit verknüpften Brustkrankheiten sehr heilsam gewesen sey.

Hirsch gesammelte N. chrichten ꝛc. a. d. J. 1766, S. 413.

Ob man, aus der blühenden Heide eine Vorbedeutung auf das Künftige in der Witterung nehmen, und vorgeben könne, daß, wenn an den Stängeln im Juli viele Blüthen oben an den Spitzen hinaus sitzen, auch der Winter lanz hinaus; wenn aber nur unten Blüthen, und oben nicht, sind, der erste Winter zwar hart seyn, aber hinauswärts nicht lanze dauern werde; wenn hingegen die Stängel von unten bis oben hinaus sehr vollkommen blühen, ein langer und starker Winter erfolge: lasse ich an seinem Orte gestellt seyn.

Wo Heide wächst, findet man guten Torfmohr, und an den Wurzeln die deutsche Cochenille.

Das Heidekraut hat seine eigene Motte, welche darin Nahrung und Aufenthalt findet; obschon von andern Arten etliche Phalänen nebst mehrern Insecten, die sich davon nicht nähren, sich darin verbergen. Sie ist die Waldmotte; Phalaena Noctua Ericae, *Hufnag.* Tab. No. 37. Die Oberflügel des Nachtvogels im April sind braun, und haben weiße geschlängelte Querstreifen; die Unterflügel hingegen haben einen schwarzen Rand, und sind an ihrer Einlenkung pomeranzengelb. Die einsam lebende Raupe kömmt auf dem Heidekraute erst im Sept. etwas selten zum Vorschein. Sie ist hellgrün, glatt, mit weißen Flecken, und auf jedem Gelenke mit Eckspitzen versehen, und sonst theils hell- theils dunkelgrün.

3. Auch der Felsenstrauch, Empetrum, *Linn.* ist in einigen Gegenden unter dem Namen des Heidekrautes bekannt, weil er gleichfalls gern an dürren unfruchtbaren

unfruchtbaren Orten wächst. Dieses Heidekraut trägt zwar zuweilen Zwitterblumen, gemeiniglich aber männ- und weibliche auf zwo Pflanzen. Beyde haben einen dreyfach gespaltenen Kelch, und drey längliche Blumenblätter. In der einen sieht man drey sehr lange Staubfäden; in der andern sitzen auf dem Fruchtkeime neun, auswärts gerichtete Staubwege. Die rundliche Beere enthält neun Samen. Sonst ist dieses Pflanzengeschlecht auch unter den Namen Beerheide, Beerentragende Heide, Affenbeere, Apenheere. Krähenbeere, Moosbeere, Rausp, Steinraute, Trinkelbeere, Schwed. und Dän. Kragebär, Krakebär, bekannt. Es giebt zwo Arten davon:

1. Die schwarze gestreckte Beerheide, Heide mit schwarzen Beeren, Erica baccifera *Clus.* Erica baccifera procumbens nigra *C. B.* Empetrum montanum fructu nigro *Tourn.* Empetrum procumbens, foliis ovato-lanceolatis obtusis *Hall.* Empetrum nigrum procumbens *Linn.* Fr. Camarigne oder Bruyère à fruit noir, Engl. black-berried Heath. Sie wächst in der Schweitz, in Schweden, und andern nördlichen Gegenden von Europa, auf unfruchtbaren Anhöhen, wie auch an sumpfigen Orten. Sie ist ein niedriger, der gemeinen Heide ganz ähnlicher, in viele gestreckte und mit Warzen besetzte Aeste verbreiteter Strauch. Die Blätter stehen dicht bey einander, gemeiniglich vier in einem Zirkel, sind trocken, aber schwammicht anzufühlen; länglich, und endigen sich mit einer Spitze. In den Winkeln derselben liegen zu einer Zeit grünliche und röthliche Blumen, wie auch schwarze Beeren, welche fast wie Wachholderbeeren aussehen.

2. Die weiße aufrecht stehende Beerheide, Heide mit weißen Beeren, weißer Felsenstrauch, Erica coris folio *Clus.* Erica erecta baccis candidis *C. B.* Empetrum Lusitanicum fructu albo *Tourn.* Empetrum album

album erectum *Linn.* Diese Art ist in Portugal, an sandigen Orten, zu Hause, und der vorhergehenden ganz ähnlich; doch sind die Aestchen haaricht, und die Blätter länger, oberwärts rauh anzufühlen, und unterwärts vertieft. Die Beeren sind weiß.

Beyde Arten blühen im Jul. und August. Man kann sie aus dem Samen ziehen, den man, sobald er reif ist, an einen feuchten und schattigen Ort säet; er muß aber vom Unkraut gereiniget, und bis in das zweyte Jahr in Ruhe gelassen werden, wo er erst aufgeht, im folgenden Jahre aber kann man diese Pflanzen setzen, wo sie bleiben sollen; doch werden sie, bey aller Wartung, selten ausdauern.

Die Beerheide dient vortrefflich, durch ihre tiefe Wurzeln den Flugsand zu binden, und kömmt auf dem unfruchtbarsten Boden fort. Die Schafe lassen sie stehen. Man hat die Schwarzen Beeren für giftig gehalten, weil sie Kopfschmerzen und Schwindel erregen sollen; die Kamtschadalen aber pflegen solche in Menge zu sammeln, den ganzen Winter aufzubewahren, und zu verschiedenen Speisen zu gebrauchen.

Olai Borrichii disquisitio: Ericae bacciferae usus an noxius? ist in Tho. *Bartholini* Act. med. & philos. Hafniens. Vol. II. A. 1673. S. 161. f.

In Island, auch einigen Provinzen von Norwegen, wird das kleine Reis, woran sie wachsen, Lusalauch genannt, weil man glaubt, es vertreibe Flöhe und anderes Ungeziefer, wenn man es unter die Bettkleider legt. Man sammelt daselbst die Beeren im Sommer, um sie mit Skiör vermischt zu essen, und einige verwahrt man also bis auf den Winter, da denn der säuerliche Geschmack des Skiörs dadurch noch angenehmer wird. Man gießt auch Wasser in große Gefäße auf die Beeren, und läßt sie also eine lange Zeit stehen, da denn das Wasser den Saft aus denselben heraus zieht, welches sowohl für sich allein, als auch mit Molken vermischt, ein gutes Getränk abgiebt.

Diese Beeren sind sonst in Island im Sommer und zur Aerndezeit das beste Essen für die Raben, so wie sie es in andern Ländern für die Krähen sind; daher auch ihre Benennung entstanden ist.

Die isländischen Jahrbücher berichten; daß ein isländischer Bischof auf Skalholt, Namens Povel, im J. 1203, Wein aus den schwarzen Beeren gemacht habe. Diesen Wein zu bereiten, soll er sich eines Mannes, der von den canarischen Inseln gekommen war, und die Einwohner daselbst Wein machen gesehen, bedient haben. Olaffen und Povelsen ließen im J. 1753 eine Menge dieser Beeren kommen, preßten den rothen Saft, aus und versuchten, nach Boerhaavens Vorschrift (Elem. Chem. Part. II. Proc. 42), denselben zur Gährung zu bringen, aber vergebens; doch ward er immer mehr und mehr säuerlich, und dabey styptisch. Sie kochten hiervon Syrupp, welcher für Brustkrankheit und schwachen Magen gut war. Einige Pott dieses Saftes wurden destillirt, und gaben ein säuerliches, sehr adstringirendes Wasser, welches in Diarrhöe und Dysenterie gute Wirkung äußerte.

E. Olaffen und B. Povelsens Reise durch Island, 1. Th. Kopenhag. und Lpz. 1774, 4. S. 92.

Von den schwarzen Beeren pflegen sich auch die Birkhähne vorzüglich zu nähren. Sie geben mit leinenem oder wollenem Garn, welches vorher in Alaunwasser gebeizt worden, gekocht, eine braune, dunkelrothe oder violette Farbe. Sie färben auch den Koth der Vögel, welche dieselben genießen, purpurroth. In Kamtschatka bedient man sich ihrer, mit Fischfett und Alaun gekocht, um durch diesen Anstrich den Fellen der Zobel und Seebilder einen schönen schwarzen blendenden Glanz zu geben. Zum medicinischen Gebrauch rühmen einige die Beeren im Scharbock. Aus den gekochten Blättern machten die alten einen trocknenden Umschlag.

Die Blätter der weißen Beerheide haben einen adstringirenden, im Halse gleichsam brennenden, Geschmack, welcher an den kleinen saftigen Beeren, die wie Perlen aussehen, merklich sauer ist. Eben dieses angenehm säuerlichen Geschmackes wegen, wurden die-

se

se Früchte ehedem den Fieberpatienten zu Löschung ihres Durstes als Limonade empfohlen. Man hat sie auch in Wasser eingeweicht, und ein Augenwasser davon gemacht, welches man für eine Stärkung des blöden Gesichts hielt. Unsere heutigen Aerzte pflegen von beyden Arten gar keinen Gebrauch zu machen.

Heide-Läufer, s. Heide-Knecht.

Heide-Land, s. oben, S. 712.

Heide-Lerche, eine Art Lerchen, welche sich am liebsten in den Heiden, d. i. Schwarzwäldern, aufhält. Siehe Lerche.

Heide-Mist, s. oben, S. 733.

Heide-Pflug, ein Pflug zum Aufreißen eines mit Heidekraut überwachsenen Feldes; s. oben, S. 715.

Heide-Pfriemenkraut, Sparium scoparium *Linn* s. Th. XVII. S. 350.

Heide-Plaggen, mit Heidekraut bewachsene Rasenstücke; s. oben, S. 733.

Heide-Reiter, in denjenigen Gegenden, wo man die Schwarz- oder Tangelwälder Heiden zu nennen pflegt, ein Förster zu Pferde, der die Heide zu bereiten hat; der Heidebereiter.

Heide-Rose, Rosa spinosissima *L.*; s. unter Rose.

Heide-Schaf, s. oben, S. 731.

Heide-Scheffel, s. Heitscheffel.

Heide-Schmacke, Schnake, Schnucke, s. oben, S. 731.

Heide-Schwamm, in einigen besonders oberdeutschen Gegenden, eine Art eßbarer Feldschwämme, welche daselbst auch Heideriche und Heiderlinge, und in Sachsen mit dem ohne Noth erborgten französischen Namen, Champignons, genannt werden; ohne Zweifel, so fern Heide ehedem das Feld bedeutete; s. Heide 3. Man findet sie im VIII. Th. S. 14, 93. unter der Benennung Champignon abgehandelt.

Heide-Schwarm, in Niedersachsen, ein Bienenschwarm, der von dem Vorschwarme zuweilen ausfliegt; weil solches zu der Zeit zu geschehen pflegt, da die Bienen schon in der Heide stehen.

Heide-Sieb, s. oben, S. 718, Anm.

Heidecker, ein Name des Merseburger Bieres; s. Th. V, S. 29.

Heidel, die oberdeutsche Benennung des Heidekornes.

Heidel-Beere, die Beeren einer Pflanze mit acht Staubfäden und einem Staubwege, welche staudenartig wächst, und die schattigen Wälder liebt, und diese Pflanze selbst; Vaccinium *Linn.* Es giebt ihrer verschiedene Arten.

1. Die gemeine Heidelbeere, Blaubeere, Myrthenbeere, Roßbeere, (*) Schwarzbeere, Staudelbeere, Waldbeere, in Niedersachsen schwarze Besinge, Bickbeere, Bekebeere, Bikebeere, Pickelbeere, (welche Namen sie vermuthlich von ihrer schwarzen Farbe erhalten hat; s. Pech.), in Bayern Augelbeere, Eng. black whorts, black whortle berries, Bill-berries, Holl. Crackebesien, Schwed. Blöbär, Dän. Blaabär, Vaccinium nigrum *Off.* Myrtillus germanica *Dalech.* Vitis idaea foliis oblongis crenatis, fructu nigricante *C. Bauh.* Vaccinium foliis rugosis ovato-lanceolatis serratis, caule anguloso *Hall.* Vaccinium Myrtillus, pedunculis unifloris, foliis serratis ovatis deciduis, caule angulato *Linn.* Fr. Airelle, Myrtille, Raisin des bois; woraus zu erhellen scheint, daß sie auch den deutschen Namen Heidelbeere daher erhalten habe, weil sie in den Heiden, d. i. Tangelwäldern, häufig wächst.

Die Pflanze, worauf diese Beere wächst, der schwarze Heidelbeerstrauch, Heidelstrauch, ist eines

(*) Vielleicht von Ruß, wegen ihrer schwarzen Farbe, oder auch von Ries, ein gebirgiger Wald, weil sie in solchen Wäldern am häufigsten wachsen.

nes der dauerhaftesten wuchernden Gewächse, in allen unfruchtbaren und kalten Heidegegenden, von der schlechtesten Art des Bodens, welches die Blößen in Fichten-, Birken- und Büchenwäldern, in platten und bergigen, auch in den höchsten Gebirgen, und steinigen, moosigen wüsten Gegenden bald überzieht, dem jungen Aufschlag des Holzes ungemein schädlich ist, und in gedachten Gegenden und Böden, wo es einmal seinen Stand hat, sehr schwer zu vertilgen ist; wie es denn, ohne daß man es zum öftern ausreißen läßt, nicht völlig ausgerottet werden kann. Die Wurzel dieses niedrigen Strauches ist beständig kriechend, holzig, dünn, zähe und mit feinen Haarfasern besezt. Sie läuft ganz oben in der Dammerde, im Moose, und unter den dünnen Heiderasen überall sehr weit aus, wenn sie nur Feuchtigkeit hat. Im bloßen Sande liegt sie etwas tiefer, treibt aber häufige Wurzelbrut, und überzieht daher die unfruchtbarsten, kalten, feuchten, bemoosten Plätze, läßt weder Sonne, Regen noch Thau tief in den Boden dringen, dergestalt, daß alle noch Anfangs dazwischen stehende Gewächse, auch so gar der Moos selbst, endlich darunter vergehen. Man wird hieraus den Schluß auf die jungen zarten Samenpflänzchen in den hernach mit einmal gelüfteten Gehauen, und folglich auch auf eine glückliche oder unglückliche Selbstbesamung in den Forsten leicht den sichern Schluß machen können, welche manche Forstmänner der Natur so schlechterdings und ohne Unterschied überlassen wissen wollen. Wenn aber die Samenloden schon etliche Jahre voraus haben, auch bey zunehmendem Wachsthum immer stärker zu werden anfangen, so ersticken sie das Heidelbeerkraut doch nach und nach wieder. Aus der Wurzel dieses Strauches treiben 10, 15 bis 20 Zoll hohe Zweige, welche grünlich, zäh und ästig sind, und sich dermaßen ausbreiten, daß sie uns überhaupt auch im Gehen durch die Geh-

ge sehr beschwerlich werden. Das junge im May ausbrechende, hellgrüne, glatte Laub besteht in länglichen, an beyden Enden zugespitzten Blättern, deren Ränder mit sehr feinen Zähnen besetzt sind. Sie haben Anfangs einen sauern, dabey herben Geschmack, doch nicht ohne alle Schärfe; sie werden hernach härter, steifer und ganz dunkelgrün, und fallen im Herbste ab. Die Blumen kommen im May und Jun. zum Vorschein; sie stehen auf einzelnen Stielen hin und wieder, haben eine weißröthliche Farbe, eine schellenförmige Gestalt, und fallen sehr bald ab. Die Früchte oder Beeren werden im Julius reif, sind oben mit einer kleinen Höhle, in der Gestalt eines Nabels, versehen, sehr saftig, mit vielen kleinen Samenkörnern in vier Fächern angefüllt, kugelrund, von der Größe und Gestalt einer Johannis- oder Wachholderbeere, und dunkelblau oder blauschwarz, mit welcher Farbe sie auch, wenn sie gegessen werden, die Zunge und Lippen färben. Ihr Geschmack ist angenehm süßsäuerlich und weinhaft.

Es giebt auch eine Varietät mit einem sehr bleichgrünen Laube; und mit ganz weißen Früchten, welche man an ihren Sträußen im sächsischen Thüringen mit zu Markte bringt, wo man sie Karrenhengste zu nennen pflegt.

Die Heidelbeere läßt sich nicht gut im Garten ziehen; wenigstens ist sie alsdann nur von kurzer Dauer. Miller hat einige Versuche damit angestellt, und zu verschiedenen Jahrszeiten Pflanzen mit voller Erde ausheben und in den Garten setzen lassen; sie dauerten aber nie über zwey Jahr, und kamen auch nicht zur Tracht. Er hält es also der Mühe nicht werth, sie zu verpflanzen. Vielleicht kann sie, wie das Heidekraut, keinen Dünger ertragen; und sie könnte also, wie Hr. Superint. Lüder vermuthet, dennoch vielleicht in magern Sandgegenden, wo sie nicht wild wächst, im Garten gezogen werden, wenn man sie zum Vergnügen zu ziehen Lust hat.

Die

Die Heidelbeeren werden im Jul. und August von den Bauern und gemeinen Leuten abgepflückt, und auf die Märkte zum Verkauf gebracht. Wo dieselben häufig wachsen, und man lange Zeit zubringen müßte, wenn man deren eine Menge einzeln ablesen wollte, bedient man sich zum Abstreifen derselben von den Sträuchen, eines gewissen dazu bereiteten Instrumentes, welches der Heidelbeerkamm genannt wird; Fig. 1302. Es wird nämlich aus leichtem und dünnem Holz, ein mit drey Wänden a b c, und einem Boden d versehenes offenes Fach gemacht, woran hinten ein bequemer Griff e, der Boden d aber wie ein Kamm ausgezahnt, doch so, daß nicht nur ein Heidelbeerstrauch mit seinen Zweigen sich bequem durchziehen lasse, sondern auch noch hinter den Zähnen ein Raum f übrig sey, wo die abgestreiften Beeren sich sammeln, und von da in ein Geschirr geschüttet werden können.

Mit den Beeren wird vielleicht in keiner Gegend mehr Verkehr getrieben, als in der Gegend von Haarburg, wo in den Monaten Jul. und August täglich große Schiffsladungen davon nach Hamburg und Altona übergefahren werden, wo man sie zur Farbe gebraucht.

Die Beeren lassen sich, zum ökonomischen Gebrauche, nicht nur frisch, sondern auch getrocknet, aufbehalten. Will man dieselben frisch aufbehalten, so muß man sie ganz behutsam ablesen, damit sie weder gedrückt noch zerrissen werden. Alsdann füllet man sie, ohne sie vorher zu waschen, mit eben solcher Behutsamkeit in gläserne Flaschen, verstopfet dieselben wohl, und bindet sie mit einer Blase fest zu. Die Bouteillen werden alsdann in kaltem Wasser auf das Feuer gesetzt, und stehen gelassen, bis das Wasser kochet. Wenn es eine halbe Stunde oder länger gekocht hat, hebt man das Gefäß vom Feuer, ohne die Bouteillen heraus zu nehmen, und läßt daß Wasser wieder kalt

werden; alsdann nimmt man die Bouteillen heraus, und läßt sie stehen. Auf solche Weise kann man die Heidelbeeren das ganze Jahr hindurch erhalten, daß sie frisch und unversehrt bleiben. Auf eben die Art lassen sich auch schwarze saure Kirschen aufbehalten.

Man kann sie auch mit Zucker einmachen und erhalten, um sie als ein Nebenessen bey Gebratenem zu genießen. Sie werden, in dieser Absicht, mit hinlänglich zerschlagenem Zucker in einem Steintopfe in der Ofenpfanne, oder sogenannten Röhre, geschmoret, bis sie saftig sind. Darauf wird in eben demselben, oder einem andern Steintopfe, ein reiner leinener Lappen darauf, und hierüber ein accurat passender hölzerner Teller, oder ein anderer Deckel, und auf diesen ein Paar Pfundgewichte gelegt. Sollte sich mit der Zeit etwas Rahm darüber, und neben dem Dekel, ansetzen, werden sie davon gereiniget, und wenn man eine Portion daraus genommen hat, werden sie wieder so zugedecket, und gepreßt gehalten, da sie den bis in den Sommer dauern. Bey dem Gebrauche kömmt es auf den Geschmack an. Sind sie noch zu sauer, kann mehr Zucker, oder auch Syrupp, damit vermischet werden, bis der Geschmack angenehm ist; da sie dann eine wahre Erfrischung sind. Man kann die Beeren auch für sich allein in einem Kessel zu einem steifen Mus kochen, und in steinernen Töpfen aufbewahren. Werden sie mit Zucker gekocht, so nimmt man etwa nur den vierten Theil Zucker gegen das Gewicht der Beeren. Außer dem Zucker pflegt man sonst kein anderes Gewürz hinzu zu thun.

Hienächst lassen sich die Beeren auch schon auftrocknen, und also erhalten. Man setzt sie, in dieser Absicht, in reinen Sieben, oder andern bequemen Geschirren, an die Sonne, oder unter und auf einem warmen Ofen, welcher jedoch nicht so heiß seyn muß, daß die Beeren plötzlich verdorren, sondern sie müssen nach

und

und nach trocken werden. Wenn sie gehörig trocken sind; setzt man sie an einen kühlen Ort, bis alle Sonnen- oder Ofen-Wärmen von ihnen ist, thut sie alsdann in hölzerne Kasten, und verwahret sie an einem Orte, wo es weder zu warm noch zu kalt ist, so bleiben sie viele Jahre gut.

Nächst dem Heidekraut im Herbste, (s. oben, S. 731,) ist im Frühlinge die Heidelbeerblüthe für die Bienen von sehr großem Nutzen, und es wäre zu wünschen, daß auch darauf mehr Bedacht genommen, und die wenige Mühe und Kosten nicht gescheuet würden. Man hat, wie ich bereits im IV. Th. S. 664, angemerkt habe, Beyspiele, daß die Bienen auf den in oder nahe an Wäldern gelegenen Revieren in den Beuten noch vor der Kornblüthe so voll gebauet haben, daß man zweymal im Jahre hat zeideln können. Ein fleißiger Bienenwirth theilt, im 47. St. des so lehrreichen Wittenb. Wochenbl. v. 27. Nov. 1778, Folgendes, was er davon in diesem Jahre, da die Bienen äußerst schlecht aus dem Winter kamen, aus eigener Erfahrung für großen Nutzen gefunden, Andern zur Ermunterung, darin nachzufolgen, mit.

„Die Heidelbeere blühet, nachdem die Witterung des Frühjahres ist, bald zu Anfang, bald in der Mitte, und auch zuweilen, wenn es lange kalt bleibt, erst zu Ende des Aprils. Man muß sich also nach der verschiedenen Witterung richten, und genau Acht haben, wenn eigentlich die Blüthe da ist. Sie ist noch honigreicher, als das Heidekraut, indem man in jeder Blüthe ein Tröpfchen antrifft, welches den völligen Honiggeschmack hat; und wenn man zur Blüthezeit durch hohe Heidelbeersträuche geht, bleibt der lautere Honig an Schuhen und Stiefeln kleben. Wie nöthig ist nicht ein solcher Honigsegen in den meisten Frühjahren, wenn die Bienen auf dem platten Lande wegen rauher Luft noch wenig ausfliegen können, auch oft leider nirgends Honig finden! Sind sie vollends honigarm und müssen gefüttert werden, wer wollte sich nicht gern die Mühe nehmen, und sie an einen Ort bringen, wo man desselben überhoben seyn könne, und wo sie in kurzer Zeit ihre Körbe

mit neuem Baue und Honig anfüllen! Die schlechtesten Körbe haben sich im Frühjhare 1781 binnen drey Wochen auf der Heidelbeere fast voll gebauet. Es kömmt nur darauf an, daß einige Bienenbesitzer zusammen treten, und sich einen schicklichen Ort erwählen, wo sie ihre Bienen zusammen hinbringen, und mit wenigen Kosten einen Wächter bestreiten können. Denn höchstens dauert die Trachtzeit vier Wochen; oft ist mit drey Wochen alles vorbey. Daraus ist schon zu sehen, daß sich die Kosten für den Wächter so hoch nicht belaufen können. Die Hütten dürfen auch von keiner großen Dauer seyn, und können aus starken Pfählen errichtet, und mit Fichtenreis auf diese kurze Zeit genugsam vor dem Regen bedecket werden.

Wenn die Bienen erstlich über Feld in das Holz nach der Heidelbeere fliegen sollen, werden sie wenig Nutzen davon haben. Denn die Luft ist in dieser Jahrszeit noch zu rauh, sie können die wenigsten Tage weit ausfliegen; und wenn sie es doch aus Begierde nach Nahrung thun, so kommen sehr viele, die sich wohl beladen hatten, nicht wieder zu Hause. Daher ist darauf nicht zu bauen, wenn man auch seine Bienen nicht weit von einer Heide, worin viele Heidelbeeren wachsen, entfernt stehen hat. Man muß dieselben schlechterdings mitten in die Heide hinein bringen, wo sie wenig vom Winde, Regen und kalter Luft, die zu dieser Jahrszeit gewöhnlich sind, empfinden. Man erwählt dazu einen Ort mitten im Walde, wo die Heidelbeeren dick in großen Sträuchen, und einzelne starke und hohe Bäume stehen. Wenn man ihnen einen solchen Stand verschaffet, so wird man mit Verwunderung sehen, wie sie bey ziemlichem Sturme oder Regen dennoch eifrig fliegen und tragen, und wenn sie auf dem platten Lande wegen rauher Luft gar nichts thun, hier alles in voller Arbeit angetroffen wird. Auf die Heidelbeere kann man auch die schwächsten Körbe bringen. Denn im Frühjahre kömmt es hauptsächlich darauf an, daß ein Korb nur Volk erlange, und dieses setzen sie bey der guten Tracht in Menge an. In diesem Jahre, da die Witterung dazu so vortheilhaft war, haben auch die schlechtesten Körbe, die zu Hause kaum gegen Johannis angebauet haben würden, beynahe ganz voll gebauet. Es ist wahr, nicht alle Jahre werden so ergiebig seyn, weil der April selten in der Witterung so gemäßigt aus fällt, und die erste Blüthe zuweilen durch den Frost leidet. Es wird aber doch immer von beträchtlichem Nutzen seyn, wenn man seinen Bienen diese gute Gelegenheit verschaffet, sich im Frühjahre zu helfen, zumal da dieselbe fast in al-

len

len Gegenden anzutreffen ist. Die Erfahrung beweiset es auch alle Jahre, daß auf Mühlen und Dörfern, die in Waldungen liegen, wo die Biene die Heidelbeere fleißig besuchen kann, schon im May häufig Schwärme kommen. Es fehlt freylich hernach solchen Gegenden wieder an guter Sommertracht, die in guten Feldern und Wiesen anzutreffen ist. Wer aber nun seine Bienen von der Heidelbeere in solche fette Gegenden zurück bringen kann, der muß auch größern Nutzen haben."

Fernere Nachricht vom Nutzen der Heidelbeerblüthe bey der Bienenzucht, ist im 51. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1780, S. 401, f.

Der Heidelbeerstrauch besitzt in verschiedenen seiner Theile, medicinische Kräfte. Die Wurzel davon gepülvert und in die Wunden gestreuet, benimmt das faule Fleisch und heilet sehr. Aus den Beeren wird ein Wasser, welches wider die Bräune und in hitzigen Fiebern sehr gut ist, gezogen, und ein Syrup gemacht, welcher allerley Blutflüsse stillt, und den Kindern, wenn sie die Masern oder Blattern haben, sehr dienlich ist. Hr. D. Ehrhart rühmt die zarten Heidelbeerblätter, als Thee gebraucht, ungemein. Es müssen aber die Blätter, zu diesem Gebrauche, alsdann gesammelt werden, wenn die Blümmchen abfallen, und die Beeren kaum anfangen sichtbar zu werden. Der Nutzen dieses Heidelbeerthees, dessen Geruch etwas den Rosen ähnliches hat, ist, seiner Versicherung nach, so gut, als des ausländischen, oder eines guten Brustthees. Er stopft nicht, sondern löset; er öffnet das Haupt und die Urinwege. Die getrockneten Beeren besitzen eine zusammenziehende Kraft, welche die Fäserchen des Magens und der Därme stärket, und mithin die allzu große Erschlaffung dieser Theile heben kann. Daher bedient man sich ihrer wider den Durchlauf und die rothe Ruhr, welche sie zuweilen besser, als viele Arzeneyen, stillen. Da indessen diese Krankheiten von verschiedenen materiellen Ursachen entstehen können, welche die Gedärme reizen, und die Säfte herbey locken, daß sie sich häufig in dieselben ergießen: so muß

man

man solche Ursachen vorher zu dämpfen suchen. Wenn z. B. der Durchlauf von einer Gährung roher Speisen herrühret, so müssen diese zuvor ausgeführet; wenn er von einer Schärfe oder Säure in den Gedärmen erreget wird, so muß diese erst gedämpfet; wenn er von der, durch eine Erkältung zurückgetriebenen unmerklichen Ausdünstungen verursachet wird, so muß diese erst wieder hergestellet werden, u. s. f. Indessen kann, dem ungeachtet, der Durchlauf zuweilen doch fortdauern; und in solchem Falle ist, nach dem Gebrauche gedachter Arzeneyen, das Decoct der getrockneten Heidelbeeren ein sehr bewährtes Mittel, den Durchlauf zu stillen. Es ist besonders eine Arzney für arme Leute, weil sie wenig kostet, und von einem Jeden selbst zubereitet werden kann. Man nimmt 1 oder 2 Hände voll von den trocknen Beeren, kochet sie mit einem Nößel (Stübel) Wasser, und thut, wenn man es haben kann, zu Ende des Siedens, ein wenig Zimmtrinde mit hinein. Von dieser Suppe trinkt man einige Theetassen voll warm, doch ohne Zucker, und wiederholt dieses alle vier Stunden, so lange bis der Durchlauf nachläßt. Man könnte auch nur die Hälfte Wasser und die Hälfte rothen Wein zum Decoct nehmen; allein, das bloße Wasser ist schon hinlänglich: nur muß man keinen Syrupp oder Zucker in das Decoct thun, weil dieses Salz die Wirkung schwächen, oder wohl gar eine entgegen gesetzte Wirkung thun möchte. Anstatt eines davon bereiteten Decoctes, kann man sie auch roh gebrauchen. Man nimmt nämlich so viel Beeren, als man in der Hand halten kann, und wiederholt dieses des Tages zwey bis dreymal. Wenn sich alsdann die rothe Ruhr oder der Durchlauf den ersten Tag nicht leget, kann man nach und nach etwas mehr Beeren nehmen. Doch muß sich der Kranke hiebey vor groben und harten Speisen, auch stark treibendem Getränke hüten. Zu gleicher Absicht können auch die

frü-

frischen Beeren gebraucht werden. Nach einigen neuern Erfahrungen dienen die Beeren auch wider den Stein, und sollen mit den spanischen Heidelbeeren oder der Bärentraube (Arbutus uva ursi *L.*) einerley Eigenschaft haben; insonderheit soll der häufige Genuß der Beeren das beste Verwahrungsmittel davor abgehen.

Das Decoct der Blätter mit Wasser ist, nach des Lancisi Erfahrung, ein Mittel gegen eine bösartige Hornviehseuche.

Die Lappländer mengen die Beeren unter die Käse, welche sie von Rennthiermilch machen, und halten solche für einen Leckerbissen.

Nach unsern Seestädten werden viele Frachten auf Karren und Wägen hingefahren, um die abstehenden Franzweine damit aufzustutzen und zu verbessern, hiemit also den wahren Pontack nachzumachen, wovon diese Weine auch die Farbe und den anziehenden Geschmack erhalten. Diese Weinverbesserung ist weit gesünder, als alle andere Arten, vornämlich mit Alaun und Färbeholz, wovon ein sehr ungesunder rother Wein entsteht, den der Kenner aber durch den Geschmack wohl zu unterscheiden weiß. Da es auch bekannt ist, daß gedörrte Heidelbeeren auch häufig nach Frankreich verfahren werden: so muß man daselbst den weißen Wein ebenfalls damit färben und in Pontack umschaffen; und daß dieses gewiß sey, sieht man öfters an den aus Frankreich unmittelbar erhaltenen Weingefäßen, an deren Holze vielmals die Hilsen der Beeren häufig auf dem Boden gefunden werden. Man muß daher sagen, daß diese Frucht fast mehr vertrunken als verspeiset werde. Denn welcher Wein wird so häufig in der Welt, als Pontack, getrunken? Der wahre Pontack wächst nur in einem sehr kleinen Reviere; und es ist zu glauben, daß von diesem wahren Pontack kaum sechs Ohhoft jährlich aus Frankreich ausgehen mögen.

Um einen Saft aus den Heidelbeeren, unter den Wein, besonders Franzwein, zu einer schönen Farbe und angenehmen Geschmack zu genießen, zu machen, drückt oder quetscht man die Heidelbeeren klein, und zum Saft, welches in einem messingenen Gefäße oder in einem Steintopfe mit einem etwas großen und starken Löffel geschieht. Uiber einen andern großen Steintopf legt man ein reines Tuch von alter Leinwand, doch ohne Löcher, gießt das Gequetschte darauf, und ringet über dem Topf den Saft so rein, als möglich, aus. Die nach dem Ausringen in dem Tuche überbleibenden Hilsen können zur Suppe gebraucht werden. Wenn man nun etwann 2, 3 bis 4 Maß hat, wird, zu 1 Maß, ½ Pfund in kleine Stücke zerschlagener feiner Zucker in den Saft gethan; der Zucker muß aber nicht klein gestoßen werden, weil er sonst auf den Grund fällt, und nicht süßt. Ist der Zucker in dem Safte geschmolzen, so wird er in Bouteillen gegossen, und an die Sonne zum Destillieren gesetzt, bis er auf aufzähret, oder in den Bouteillen in die Höhe, und wohl gar, wenn sie zu voll sind, heraus steigt, da man denn dieselben in einen Napf oder in eine Schüssel setzt. Ist die Gährung geschehen, (welche, nach Beschaffenheit des Sonnenscheines und der Wärme, früher oder später erfolgt,) so legt man das vorige Leinentuch in ein Haarsieb, legt über den schon gebrauchten, oder einen andern Steintopf, zwey dünne und schmale Hölzer, setzt das Haarsieb darauf, und gießt den Saft darein, damit er nach und nach durchfließe. Die letzte Portion läßt man bis auf den andern Tag darin stehen, bis aller Saft durchgeronnen, und das Ueberbleibsel ganz hart ist. Der durchgeseihete Saft wird alsdann in reine Bouteillen gegossen, die mit einem Korkstöpfel wohl verwahret, und in den Keller oder die Speisekammer gesetzt werden. Man kann diesen durchgeseihten Saft, wenn man ihn recht

klar

klar haben will, auch einige Tage an die Sonne setzen, und hernach noch einmal auf gleiche Art durchseihen. Wenn er einige Tage gestanden hat, gießt man eine Portion davon in den Wein, nach dem man denselben mittelmäßig oder stark gefärbt haben will; da er dann in dem Glase eine schöne durchsichtige rothe Farbe hat, und sehr angenehm schmeckt. Ist der Saft an sich noch nicht süß genug, oder der Wein etwas herbe, so thut man noch einige Stückchen Zucker in die Bouteillen, bis der Geschmack angenehm ist.

Auf eben die Art läßt sich auch aus Erdbeeren, Himbeeren und Preiselbeeren, ein solcher Saft, unter den Wein zu gießen, präpariren, die demselben eine rothe Farbe, aber nicht so hoch, als von Heidelbeeren, und einen besondern angenehmen Geschmack geben. Es erfolgt aber aus diesen drey Waldgewächsen nicht so viel Saft, als aus den Heidelbeeren.

Man kann auch guten Branntwein daraus verfertigen, indem man die Beeren gähren läßt. Dieser Branntwein wird für sich nicht recht hell; man darf aber beym Läutern nur ein Säckchen mit Holzasche hinein thun, so wird das Trübe völlig verschwinden.

Die frischen Heidelbeeren werden entweder roh, als eine kalte Schale, mit Milch oder Wein, oder als ein Zugemüsse gekocht, genossen. Zu einer kalten Schale wird, wenn man die Heidelbeeren verlesen, gewaschen, und das Wasser hat abtröpfeln lassen, süße Milch aufgegossen, auch wohl Zucker übergestreuet. Anstatt der Milch pflegt man auch wohl Wein über die Heidelberren zu gießen, und mit Zucker zu versüßen. Man muß aber nicht Pontack nehmen, weil diese Frucht, und der gedachte Wein beysammen, zu sehr stopfen, und Hartleibigkeit verursachen könnten. Will man die Heidelbeeren als ein Zugemüse kochen, so werden sie, nachdem sie zuvörderst rein gelesen und gewaschen worden, entweder mit Wasser oder Milch bey dem Feuer gedämpfet, klar gequerlet, auch wohl mit Zucker und Nelken gewürzt, über geschnittenes

Brod

Brod oder gebähete Semmelschnitten in einer Schüssel angerichtet.

Zur Bereitung einer Heidelbeersuppe, müssen die Beeren wohl verlesen, gewaschen, und eben so gekochet, gewürzet und über geröstete Semmelschnitten gegossen werden, wie die Suppe von gebackenen Kirschen. Sie ist aber leichter zu bereiten, weil hier nichts zu zerstossen, und vermittelst eines Durchschlages abzuseihen ist.

Man hat daran eine Gastsuppe, welche dieses vor einer Kirsch- und Pflaumensuppe voraus hat, daß sie sich mit allen Speisen verträgt. Wer aber zu Verstopfungen geneigt ist, muß diese Suppe weder zu viel auf einmal, noch zu oft essen. Sie wird auch kalt gern gegessen.

Hin und wieder werden auch die Heidelbeeren zu einer Suppe und Milch gekochet.

Ein Heidelbeerkuchen wird wie ein Kirschkuchen gemeiner Art bereitet. Es werden nämlich die wohl gewaschenen und verlesenen Beeren auf einem guten, dünn von einander getriebenen oder ausgerollten und mit einem Rande versehenen, Butterteige dicht neben einander gestreuet, auch wohl Sahne oben her dazu gegossen. Ein solcher Kuchen ist aber nur Familienspeise.

Zu einer Heidelbeertorte, werden die Beeren verlesen und abgewaschen, und man läßt sie in einem Durchschlage oder Siebe wieder trocken werden. Hernach legt man auf den Boden Zucker, alsdann eine Lage Heidelbeeren, sodann wieder eine Lage Zucker, und eine Lage Beeren, bis es genug ist.

Diese leicht zu verfertigende Torte ist nur eine Gastspeise von der dritten Ordnung. Sie ist aber eine der gesündesten unter den Torten, und besonders für diejenigen dienlich, die, wegen eines Durchfalles, andere Fruchttorten zu essen sich nicht getrauen.

Die getrockneten Heidelbeeren kann man auf eben die Art, wie trockne Kirschen, zur Suppe gebrauchen, auch auf dieselbe Art kochen und zubereiten. Die Suppe davon ist sehr schmackhaft, und um so viel appetit-

petitlicher zu genießen, da sie nicht so, wie grüne oder frische Heidelbeeren, den Mund färbet.

Der aus gestoßenen frischen Heidelbeeren ausgepreßte Saft giebt verschiedene schöne dauerhafte Farbe. So kann man z. B. durch eine Beize von Alaun, auf die Wolle eine sehr feste violette Farbe bringen. Wenn die Wolle oder Leinwand vorher in Alaunwasser eingeweicht worden, kocht man sie mit den frischen Beeren in Wasser einige Stunden, bis sie ihre Farbe von sich gegeben haben; alsdann wird die Wolle getrocknet, und durch eine gemeine Lauge gezogen, da sie denn schön dauerhaft violett gefärbt seyn wird. In Schweden färbt man auf solche Art die Strümpfe damit. Eben dieser Heidelbeersaft färbt mit Alaun und einem Zusatz von Kupferschlag schön blau; welche Farbe noch dunkler wird, wenn Galläpfel dazu genommen werden. Mischt man zu diesem Safte viermal so viel ungelöschten Kalk, Grünspan und Salmiak, seihet es es durch, und läßt es gehörig einkochen, so erhält man eine schöne Purpurfarbe zum Färben; wird aber dieser Saft mit Alaun und etwas gebranntem Kupfer durch das Kochen inspissirt, so bekömmt man eine schöne Purpurfarbe, welche für die Maler sehr dienlich ist.

In den Wildbahnen sind die Beeren ein Geäß für verschiedene Arten des kleinen Wildes. Im Hochgebirge gehen die Bären ihnen sehr nach, welche aber doch von den Beerensammlern durch Pferde oder Kühschellen verjagt werden können.

Die ältern und wohl getrockneten Blätter empfiehlt Hr. D. Ehrhart zu Matratzen und Hauptkissen für Personen, die mit langwierigen Flußschmerzen, oder solchen Zufällen, welche die Federbetten nicht leiden können, behaftet sind.

2. Die große Heidelbeere, Bruchbeere (weil sie gern in Brüchen, d. i. Moraften und Sümpfen zu

wachsen pflegt,) Drumpelbeere, Jägerbeere, Jugelbeere, Kosbeere, Krackbeere, Kuhtäken, Kuhtecken (weil sie dem Acaro-Ricinus, welcher sich in den Wäldern in die Haut des Viehes einzusaugen pflegt, gleichen,) Mohrbeere, Moosbeere, Moosheidelbeere, Rauschbeere, Trunkelbeere (weil sie rauschen und trunken machen, oder den Kopf einnehmen,) im Dän. Bøllebær, Böller, Vitis idaea foliis subrotundis exalbidis *C. B.* Vitis idaea magna, s. Myrtillus grandis *J. B.* Vitis idaea secunda *Clus.* Vaccinium pedunculis unifloris, foliis integerrimis ovatis venosis *Hall.* Vaccinium uliginosum, pedunculis unifloris, foliis integerrimis ovalibus basi ciliatis *Linn* Fr. grande Airelle, Engl. great Bilberry-bush, great round deavel Wortle-berries, Schwed. Odon. Dieser Strauch ist stärker im Holze, auch höher und größer, als der vorige; denn er wird an 3 Fuß hoch. Er liebt einen feuchten guten Mohrgrund, wo die Bergwässer zusammen fließen, stehen und versinken, zwischen den Hügeln und hohen Gebirgen, in den tiefen Thälern, welcher öfters die Oberlage des Torfes ausmacht. In diesen breitet er seine harte, holzige und sehr faserige Wurzeln überall aus, und treibt häufige runde, ästige, aufrecht stehende und kriechende Zweige, welche sich stark bewurzeln, und die Dicke einer starken Federspuhle erhalten. In einem guten feuchten Boden, und an schattigen Orten läßt er sich im Herbste sehr gut verpflanzen, und breitet sich eben so aus, wie er in seinem wilden Zustande thut, dabey er auch vom Samen aufzeht. Die herben Blätter sind feiner, zarter, sehr glatt, mit feinen Adern durchzogen, mehr rund als lang, mit einem ganzen Rande, auch beynahe von gleicher Größe mit dem Preiselbeerlaube. Oberwärts sind sie hellgrün, unterwärts aber meergrün, oder fast weißlich. Sie schlagen, wie die von der vorhergehenden Art, im May aus, und werfen ihr Laub auch fast zu gleicher Zeit im

Herbs-

Herbste ab. Die weißlich-röthlichen Blumen kommen im May ganz einzeln auf langen Stielen, und sind mit den Blumen der ersten Art von gleicher Gestalt. Die Beere wird im August und Sept. reif, schmeckt wie die gemeine Heidelbeere, ist aber größer und mehr blau oder graulich, und inwendig weißlich. Sie hat das Ansehen und die Größe einer Wacholderbeere, und einen aus der Mitte etwas erhabenen Nabel, wovon sie etwas länglich zu seyn scheint. Ihre Samen bestehen in sehr kleinen dunkelgelben Körnern. Man findet diesen Strauch hin und wieder auf dem Harze und in Thüringen, auch in Schweden, in Toscana, und in der Schweiz. Die Beeren werden in Etrurien gegessen, denn sie schmecken nicht unangenehm, sind aber in Menge genossen ungesund, weil sie gleichsam berauschen und trunken machen; daher ihnen unter den eßbaren Früchten weiter kein Platz gebührt, als um dafür zu warnen. Man bemerkt auch hier zu Lande, was Hr. v. Haller aus der Schweiz anführet, daß dieser Strauch selten Beeren ansetzt. Eine weise Anordnung in der Natur, da dieser der Gesundheit eher nachtheilige Strauch nicht so häufig Früchte bringt, wie jener! Das Holz ist ziemlich fest, zäh und hart, aber sehr schwach. Der Strauch giebt indessen mit seinem Laube unter dem vorigen mit verbrannt, eine gute Asche. In einigen Gegenden im hohen Gebirge, muß derselbe die Feuerung auf dem Heerde vornämlich mit unterhalten. Einige Färber und Gärber bedienen sich der herben sauern Blätter und jungen Zweige, anstatt des Perlsches.

3. Die rothe Heidelbeere, welche gleichfalls in den Heiden, d. i. schattigen Wäldern, niedrig an der Erde wächst, Vaccinium Vitis Idaea *Linn.* ist in Obersachsen unter dem Namen der Preiselbeere am bekanntesten; siehe dieses Wort.

4. Der spanische Heidelbeerstrauch, und dessen Beere, die Bärentraube genannt, Arbutus Uva *L.* siehe Sand-Beere.

Heidelbeer-Kamm, s. oben, S. 743.

Heidelbeer-Kuchen, s. oben, S. 752.

Heidelbeer-Myrthe, Myrica Gale *Linn.* s. Porsch, No. 2.

Heidelbeer-Suppe, Heidelbeer-Torte, s. oben, S. 752.

Heidel-Blume, Gnaphalium arenarium *Linn.*; siehe Rain-Blume.

Heidel-Brey, am häufigsten im Oberdeutschen, ein Brey von gekochter Heidegrütze; s. Th. VII, S. 230.

Heidel-Grieß, im Oberdeutschen, Gries aus Heidekorn; s. Th. XX, S. 21.

Heiden-Dreck, s. Heiden-Haut.

Heiden-Geld, in einigen obersächsischen Gegenden, ein Geld, welches für das Betreiben der Felder mit dem Viehe gegeben und auch das Triftgeld genannt wird. Vielleicht, weil es zunächst für das Betreiben der Waldungen entrichtet wird; oder auch, weil Heide hier noch die erste Bedeutung des Feldes, der Flur hat, s. Heide 3.

Heiden-Haar, (das) ohne Plural, oder die Heiden-Haare, ohne Singular, im g. L. besonders Niedersachsens, diejenigen Haare, welche die Kinder mit auf die Welt bringen. Figürlich auch wohl die ersten Federn der Tauben, so lange sie noch den Haaren gleichen. Siehe das Folgende.

Heiden-Haut, im g. L. einiger Gegenden, besonders Niedersachsens, eine Unreinigkeit, welche die neugebornen Kinder auf den Köpfen mit auf die Welt bringen, und welche sich hernach in Gestalt einer Rinde oder einer Haut ablöset. Diese Unreinigkeit wird auch der Heidenkoth, und in den niedrigen Sprecharten der Heidendreck genannt.

Die erste Hälfte dieser Wörter zielt auf den alten Gebrauch, Kinder, so lange sie noch nicht getauft sind, Heiden zu nennen. Siehe Heide 4.

Heiden-Isopp, in einigen Gegenden, z. B. in Thüringen, ein Name des Kirschisoppes Cistus Helianthemum *Linn.* weil er auf dürren Heiden und unfruchtbaren Triften wächst, und daher auch Heidenschmuck genannt wird. Siehe Th. XX, S. 318.

Heiden-Kotz, s. Heiden-Haut.

Heiden-Meise, Haubenmeise; s. Meise.

Heiden-Reich, an einigen Orten ein Name des Bauernsenfes, Thlaspi arvense *Linn.* wo dieser Name auch in Heiderich zusammen gezogen wird.

An andern Orten wird der wilde Meerrettig, Thlaspi campestre *Linn.* der auf den Feldern und an den thonigen Wegen wächst, Heidenreich und Heidenrettig genannt.

Heiden-Rettig, eine Benennung des Hederiches; Raphanus Raphanistrum *L.*; 2. des wilden Meerrettiges, Thlaspi campestre *Linn.*

Heiden-Schmuck, eine Benennung: 1. der Färber-Scharte, Serratula tinctoria *L.*; s. Scharten-Kraut; 2. des Heiden- oder Kirsch-Isoppes, Cistus Helianthemum *L.*; s. Th. XX, S. 318.

Heiderich, ein Name: 1. des Hederiches; 2. des Bauernsenfes; s. Heidenreich; 3. eßbarer Feldschwämme; s. Heideschwamm.

Heiderling, s. Heide-Schwamm.

Heidexe, s. Eidechse.

Heidie, (mit dem Ton auf der letzten Sylbe) eine niedersächsische Redensart, welche in der niedrigen Sprechart von den gemeinen Leuten häufig gebraucht wird. Sie sagen nämlich von Jemand der fortgelaufen oder entwischt ist: er ist heidie. Der Gefangene ist dem Gerichtsdiener entsprungen, und heidie gegangen. Oder die Bauern sagen, sie hätten dem

Ausreißer bis an die Gränze nachgesezt, aber er wäre heidie. Auch von einer Sache, welche verloren gegangen, sie ist heidie u. d. gl.

Der gelehrte Sprachforscher, Hr. Pred. Stosch vermuthet, daß diese Redensart ihren Ursprung von dem französischen Worte adieu genommen hat. Nachdem dieses Wort als eine Abschiedsformel auch unter den gemeinen Leuten gebräuchlich geworden, hat man es auf mancherley Weise verstümmelt: Man hat adjeh, adee, adies, adjes und auch heidie, daraus gemacht; wie denn einige, wenn sie weggehen wollen, zu sagen pflegen: Ich will Heidie gehen; Na Heidie! u. d. gl. Weil sie nun dieses Wort als ein Abschiedsformel angesehen: so haben sie es hernach überhaupt gebraucht, wenn sie von Jemand sagen wollen, er sey weggegangen: Er ist heidie, das soll so viel heißen, er ist weggegangen, er hat seinen Abschied genommen; und endlich von allem was nicht mehr da ist: Der Gefangene ist heidie, d. i. er ist fort; die Sache ist heidie, sie ist fort, sie ist verloren gegangen. Eben wie man auch wohl, von Jemand, welcher entwischet ist, zu sagen pflegt: er hat sich empfohlen; er hat seinen Abschied genommen; er hat seinen Abschied hinter der Thür genommen, oder, weil man ihm den Abschied nicht geben wollte, hat er ihn sich selber genommen u. d. gl.

Heidnisches Wundkraut, Solidago Virga aurea *Linn.* siehe Wund-Kraut.

Heiduck, Fr. Heiduque, ein ungarisches Wort, welches eigentlich einen leicht gewaffneten Soldaten zu Fuß bedeutet. Auch außerhalb Ungarn belegt man mit diesem Namen einen Diener von ansehnlicher Länge, den man in die Tracht eines hungarischen Heiducken kleidet, und dessen vornehmstes Amt gemeiniglich darin besteht, die Kutsche oder Sänfte seiner Herrschaft zu begleiten. Im Poln. lautet dieses Wort Chayduk.

Heie, Heige, ein hölzerner Hammer oder Schlägel; s. Heye.

Heil, ein Bey- und Nebenwort, welches aber im Hochdeutschen in der Gestalt eines Nebenwortes am üblichsten ist. Es bedeutet,

1. Ei-

1. Eigentlich, ganz, unzertheilt, unzertrennt, in welcher Bedeutung es nur noch im Niederf. wo es heel lautet, gangbar, im Hochdeutschen aber fremd ist. Die hele oder heile Welt, die ganze Welt. Heil mager, sehr mager, ganz mager. Die Hochdeutschen, welche es im g. L. in einigen Ausdrücken beybehalten haben, haben es zugleich in hell verändert. Der helle Haufen, der ganze völlige Haufen; siehe Hell. 1.

In dieser Bedeutung lautet es schon bey dem Ottfried heil, im Engl. Whole, im Angelf. hal, im Holl. heel, geheel, im Dän. heel, im Schwed. hel, im Wallis. oll und olh; womit das Griech. ὅλος, und das Hebr. כֹּל sehr genau übereinstimmen.

2. In engerer Bedeutung, unverwundet, und nach der Verwundung wieder geheilet, von äußern Schäden und Verletzungen der Glieder. Auf heiler Haut ist gut schlafen. Aus heiler Haut sterben ohne sichtbare Veranlassung von außen. Ein Geschwür aus heiler Haut bekommen. Doch diese R. A. sind größtentheils niedersächsisch. Im Hochdeutschen ist es in dieser Bedeutung nur als ein Nebenwort üblich. So ist der Grind heil, 3 Mos. 13, 37. Wie das Mahl des Aussatzes heil worden ist, Cap. 14, 3. Da das Volk beschnitten war, blieben sie an ihrem Ort — bis sie heil wurden, Jos. 5, 8. Die Wunde ist schon heil. Indessen hat es doch auch hier etwas niedriges; daher man in der anständigen Sprechart lieber das Mittelwort geheilet, oder einen ähnlichen Ausdruck dafür gebraucht.

3. Figürlich, gesund, von den innern Theilen des Leibes; eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, in welcher dieses Wort noch einigemal in der deutschen Bibel vorkömmt.

In dieser Bedeutung lautet es bey dem Ulphilas hails, bey dem Ottfried und Kero heil, im Engl. hail, im Schwed. hel, und im Griech. ὅλος. Siehe das Folgende und Heilen.

Heil, (das) das vorige Wort als ein Hauptwort gebraucht, welches aber nur in einigen figürlichen Bedeutungen vorkömmt.

1. Die Gesundheit, im Wallis. Hwyl, im Schwed. Hel, im Engl. mit einem andern Suffixo Health. In dieser Bedeutung ist es im Hochdeutschen veraltet, wo es nur noch im g. L. in den Namen einiger, sowohl in Ansehung äußerer Wunden, als auch innerer Krankheiten, heilsamen Pflanzen vorkömmt. So werden sowohl die Agrimone (Agrimonia Eupatorium *L.*), und das Benedictenkraut (Herba benedicta,) als auch der Ehrenpreis (Veronica *L.*), und das Gauchheil (Anagallis arvensis *L.*) in einigen Gegenden Heil aller Schäden, Heil aller Welt, Grundheil, genannt.

2. Die menschliche Glückseligkeit oder Wohlfahrt, sowohl ihrem ganzen Umfange, als auch ihren einzelen Stücken nach. Jemanden alles Glück und Heil wünschen. Sein Heil versuchen, sein Glück versuchen, ob man in einer Sache glücklich seyn könne. Sein Heil im Kriege, im Spiele u. s. f. versuchen. In engerer Bedeutung ist es in der Gottesgelehrsamkeit von allen Arten geistlicher Güter und Wohlthaten noch am häufigsten üblich; L. Salus.

3. In der dichterischen und höhern Schreibart der Neuern wird dieses Wort, mit der dritten Endung der Person, häufig als ein Glückswunsch gebraucht, Jemanden alle Arten der Wohlfahrt, der Glückseligkeit anzuwünschen, oder wenn es an Gott gerichtet wird, als eine Formel des Dankes, des Ruhmes, des Preises.

Heil-Bad, in einigen, besonders oberdeutschen Gegenden, eine mineralische Quelle, in welcher man sich, zur Widerherstellung der Gesundheit, badet, ein Gesundheitsbad.

Heil-Blatt, an einigen Orten ein Name der Wiesen-Raute oder Krötendistel, Thalictrum *Linn.* vermuthlich wegen ihrer Heilkräfte.

Heil-Bock, siehe Heilen 2, S. 763.

Heil-Brunnen, in einigen, besonders oberdeutschen Gegenden, eine mineralische Quelle, deren Wasser zur Wiederherstellung der Gesundheit getrunken wird; der Gesundheitsbrunnen.

Der Gesundheitsbrunnen zu Heilbrun in Bayern, 5 Meilen von der Hauptstadt München, gehört unter die muriatischen oder kochsalzigen Wasser.

Joh. Ant. Carl Beschreibung desselben, st. im 2 B. der Abhdl. der churf. Bayerschen Acad. d. W. S. 201—231.

Joh. Friedr. Zückers systemat. Beschreib. aller Gesundbrunnen und Bäder in Deutschl. Berl. und Leipz. 1768, gr. 4. S. 202—204.

Heil-Gift, Giftheil, Aconitum Anthora *Linn.*; siehe Th. I, S. 378, f39.

Heil-Gurke, Balsamapfel; s. Momordica.

Heil-Holder, Attich, Ebulus; s. unter Hohlunder.

Heil-Jahr, ein im Hochdeutschen ziemlich ungewöhnlich gewordenes Wort, die Jahre nach der Geburt Christi, und dadurch verschafften geistlichen Wohlfahrt der Menschen zu bezeichnen. Im Heiljahre 1499.

Heil-Kraut, ein Kraut, welches seiner heilsamen Kräfte wegen, in der Arzneykunst gebraucht wird; ein officinelles Kraut.

Ins besondere führen die Bärenklau und das Gauchheil in einigen Gegenden den Namen Heilkraut; so wie der blaue oder gülden Günsel, Ajuga reptans *L.* (s. Th. XX, S. 316) den Nahmen Heilkräutlein.

Heil-Mittel, ein Mittel, Wunden, Schäden oder Krankheiten zu heilen; ein Heilungsmittel, Arzneymittel.

Heil-Monat, der Name des letzten Monates im Jahre, des Decembers, welchen derselbe schon von Carln dem Großen erhalten hat, weil das Fest der Geburt Christi in demselben gefeyert wird, daher er auch der Christmonat heißt.

Heil-Pflaster, ein Pflaster, welches die Wunden heilet; zum Unterschiede von einem Aetzpflaster, Heftpflaster u. s. f. Siehe Pflaster.

Heil-Wurz, ein Name verschiedener Pflanzen, deren Wurzeln oder übrigen Theile ihrer Heilskräfte wegen in Ansehen stehen. 1. des Alantes, Inula Helenium *Linn.* 2. Des Eibisches, Althaea officinalis *L.* 3. Des Allermannsharnisch, Allium Victorialis *L.* 4. Der Tormentille. 5. Einer Art der Pastinaken, Pastinaca Opopanax *L.* welche in Italien wächst, und deren Wurzel das bekannte Gummi Opopanax liefert; und vielleicht noch andere mehr.

1. Heilen, im Nieders. helen, so von dem Bey- und Nebenworte heil abstammet, und in doppelter Gestalt üblich ist.

I. Als ein Neutrum, welches das Hülfswort seyn erfordert, heil werden, wo es doch nur von Wunden und äußern Schäden gebraucht wird. Die Wunde heilet schon, ist geheilet. Katzenbisse heilen schwer.

II. Als ein Activum.

1. Eigentlich, ganz machen, besonders, was zerbrochen, zerrissen, zerstückt ist. Da alles Volk zu ihm trat, heilete er den Altar des Herrn, der zerbrochen war, 1. Kön. 18, 30. d. i. er besserte ihn aus, stellete ihn wieder her. Im Hochdeutschen ist diese Bedeutung veraltet, wo man sie nur noch zuweilen im Scherze als eine Figur der folgenden Bedeutungen gebraucht.

2. In engerer Bedeutung, von Wunden, Geschwüren und andern Schäden und Verletzungen des Leibes. Der Wundarzt heilete die Wunde in kurzer Zeit. Das Pflaster wird die Wunde bald heilen. Einen Bruch, ein Geschwür, eine Fistel heilen.

3. Figürlich. 1) Von Krankheiten des Leibes befreyen, genesen machen: mit dem Worte von. Jemanden von der Blindheit, von dem Fieber, von dem Podagra u. s. f. heilen. Imgleichen mit

der

der vierten Endung der Person, mit Auslassung der Krankheit oder des Gebrechens. Einen Kranken heilen. So auch mit der vierten Endung der Sache, wenn die Person verschwiegen wird. Eine Krankheit, ein Gebrechen heilen. Eine Arzney, welche alle Krankheiten heilet. Im g. L. ist dieses Wort durch das ausländische curiren beynahe ganz verdränget worden; allein in der edlern Schreibart hat es noch immer seine Stelle behauptet. 2) Von einem Gram, von einem Kummer befreyen, in der edlen Schreibart, und nur mit dem Vorworte von, oder mit der vierten Endung der Sache. 3) Von Unvollkommenheiten, Gebrechen des Geistes und der Seele befreyen. Von dem Ungehorsam heilen, Jer. 8, 22.

Daher das Hauptwort die Heilung, die Handlung des Heilens in allen obigen Fällen.

2. Heilen, welches nur noch in einigen, besonders oberdeutschen Gegenden, für verschneiden, castriren üblich ist. Daher verheilen in eben diesem Verstande der Heiler, ein verschnittenes Pferd, ein Wallach, der Heilbock, ein verschnittener Bock, u. a. m. in eben diesen Gegenden gebraucht werden.

Frisch leitet es von dem vorigen Zeitworte ab, und glaubt, daß es eigentlich verheilen, d. i. zergänzen, heißen müsse. Allein, da es in einigen Gegenden richtiger geilen lautet, so stammet es durch eine gelindere Aussprache des Hauchlautes unstreitig auch von diesem Worte ab. Siehe Geilen 1.

Heiler, s. Heilen 2.

Heilig, am wahrscheinlichsten von dem Hauptworte Heil, und zwar,

I. Im transitiven und thätigen Verstande, für heilsam, Heil, d. i. Gesundheit, Nutzen bringend, auf welche Art heillich bey dem Kero für salutaris vorkömmt. In dieser allem Ansehen nach schon lange veralteten Bedeutung, kommt es noch in den Namen einiger heilsamen Pflanzen vor. Dergleichen ist die heilige Pflanze, das Cypressenkraut, Santolina Chamaecy-

maecyparissus *Linn.*; s. Th. VIII, S. 511, fgg. und das heilige Holz Franzosenholz, Lignum sanctum s. Guajacum, s. Th. XIV. S. 782, fgg.

II. In intransitiver Bedeutung vermuthlich so fern Heil ehedem, dem Bey- und Nebenworte heil zu Folge, die ganze unzertrennte Beschaffenheit eines Dinges bezeichnet haben mag.

1. Unverletzt, unverderbt, sich in dem Zustande der gehörigen Vollständigkeit und Vollkommenheit befindend, wo es doch nur in moralischen Verstande in der Gottesgelehrsamkeit, von der sittlichen und geistlichen Vollkommenheit gebraucht wird, Fertigkeit zur überwiegenden Liebe des Guten und zum herrschenden Hasse des Bösen besitzend.

2. Unverletzlich, von Beleidigungen, Beschädigungen oder Mißbräuchen gesichert, von dem gemeinen Gebrauche abgesondert, und zu einem besondern feyerlichen Gebrauche bestimmt.

1) Ueberhaupt. Ein heiliger Ort, dergleichen die Freystätten, Kirchen, Pallaste u. s. f. sind. Die wildesten Völker halten das Recht der Ehe für ein heiliges Recht. Die heilige Asche unsrer Väter. Etwas heilig verwahren, mit großer Sorgfalt. Etwas heilig versichern, betheuern, versprechen, zusagen, auf die feyerlichste, unverletzlichste Weise. Vermuthlich bezieht sich auch hierauf die Benennung des heiligen römischen Reiches, Lat. sacri imperii Romani, welche schon von den heidnischen Kaisern angenommen worden; imgl. des heiligen Beines, Os sacrum, weil es unter den Zeugungsgliedern liegt, welche bey allen gesitteten Völkern für heilig, d. i. unverletzlich, gehalten werden, und von welchem auch die heilige Pulsader, Arteria sacra, und die heilige Blutader Vena sacra, den Namen haben, weil sie sich in eben dieser Gegend befinden.

2) In

2) In engerer Bedeutung, dem Gottesdienste, der Verehrung Gottes gewidmet, und dadurch unverletzlich gemacht, und von dem gemeinen Gebrauche abgesondert; in welchem Verstande es in der deutschen Bibel oft als ein Hauptwort vorkömmt. Kein Heiliges soll sie anrühren, 3 Mos. 12, 4. Ein heiliger Ort, heilige Sachen, ein heiliger Tag. Der heilige Abend, der Abend vor einem Feste, der Festabend. Ehedem nannte man auch die Priester und Geistlichen in der römischen Kirche die Heiligen. Im vorzüglichen Verstande giebt man daselbst noch jetzt dem Papste den Namen heiliger, oder wohl allerheiligster Vater, und im Abstracto Se. Heiligkeit. Besonders ist das Wort heilig von solchen Dingen üblich, welche einem feyerlichen Gottesdienste gewidmet sind, oder ein Stück eines feyerlichen Gottesdienstes ausmachen, wo es oft noch mit dem Worte hoch verstärket wird hochheilig. Die heilige Woche, die Woche vor dem Osterfeste, die Charwoche. Das heilige Jahr, in der römischen Kirche, worin das große Jubiläum gefeyert wird. In weiterer Bedeutung wird es oft von allem gebraucht, was sich auf den Gottesdienst und kirchliche Dinge oder Personen bezieht. Die heilige Kleidung, die Kleidung der Geistlichen bey dem Gottesdienste. Das heilige Feuer, der Rothlauf, die Rose; s. Rothlauf.

Heiliger Abend,
Heiliges Bein,
Heiliges Feuer,
} s. im vorgeh. Artikel.

Heiliger Fisch, Anthiasfisch; s. Th. II, S. 257.

Heilige Geist-Wurzel, Engelwurz, Angelica, s. Th. II, S. 119.

Heiliges Heu, Heiligheu, eine Benennung der im XI Th. S. 562, fgg. beschriebenen Esparsette, Hedysarum Onobrychis *Linn.* wie auch der Luzerne oder des Schneckenklees, Medicago *Linn.*; s. unter Klee.

Heiliges Holz, s. oben, S. 764.
Heiliges Jahr, s. oben, S. 765.
Heilige Pflanze, s. oben, S. 763.
Heiligen-Sohle, in dem Salzwerke zu Halle, diejenige Sohle, welche wöchentlich den Kirchen zum Besten versotten wird.
Heilige Woche, s. oben, S. 765.
Heilsam, was Heil bringt, unser Heil befördert.

1. Was Wunden und Krankheiten heilet, und überhaupt die Gesundheit befördert und erhält. Ein heilsames Pflaster, heilsame Kräuter, eine heilsame Arzney. Das ist der Gesundheit sehr heilsam. Im Oberdeutschen wird auch die Arzneywissenschaft zuweilen die heilsame Kunst, Ars salutaris, genannt.

2. Was unsere zeitliche und geistliche Wohlfahrt befördert. Heilsame Gesetze. Die Züchtigung war ihm sehr heilsam. Ein heilsamer, sehr nützlicher Rath.

Heilsbronner-Wasser, gehört zur Classe der einfachen alkalischen Wässer, und quillt mitten in dem ehemahl. Kloster Cistercienser Ordens, und nunmehrigen berühmten Gymnasio zu Heilsbronn im Anspachischen. Es muß mit dem oben, S. 761, erwähnten Wasser zu Heilbrunn in Bayern nicht verwechselt werden.

Zückert Gesundbrunnen. ic. S. 148.

Heilungs-Mittel, s. Heil-Mittel.

Heim, (das) oder die Heime, (*) ein, wenigstens im Hochdeutschen, völlig veraltetes Hauptwort, welches nur um der folgenden Wörter willen zu merken ist. Es bedeutete,

1. Ei-

(*) Das Wort ist zu alt, als daß man dessen Abstammung mit überwiegender Wahrscheinlichkeit sollte bestimmen können. Die beste Ableitung ist noch die, die es von dem alten hemen, hemmen, bedecken, abstammen läßt; siehe Hemd und Himmel, welche aus eben dieser Quelle herfließen: obgleich Ihre es umkehrt, und hemmen, bedecken, von Hem und Heim ableitet.

1. Einen Zaun, welche Bedeutung Schilter als die erste und ursprüngliche annimmt, und sich dabey auf den Kilian beruft, der es, durch sepes, sepimentum, septum, und heimen durch sepire, obvallare erklärt.

In Oberschwaben ist heimen noch jetzt so viel als einzäunen und hägen. Indessen scheint es in dieser Bedeutung zunächst zu Hain und mit demselben zu Hag zu gehören; ob gleich einige Heim und Hain für einerley Wort halten, wenigstens beyde aus einer Quelle herleiten.

2. Ein unzäunter oder eingehägter Bezirk, ein in seinen Gränzen eingeschlossenes Gebiet, eine Flur, eine Mark; s. Heim-Buch, Heim-Bürge, Heim-Feld, Heim-Geruth, Heim-Rath.

3. Ein Gezelt, eine Hütte, ein Wohnhaus mit seinem Zubehör; eine im Deutschen und allen verwandten Sprachen überaus alte Bedeutung. Schon im salischen Gesetze kömmt Cham in verschiednen Zusammensetzungen vor. Das Angelf. Ham, das Niederf. Heime, das Schwed. Heim, das Engl. Home, und andere mehr haben eben diese Bedeutung. Frisch führt aus dem Tschudi die N. A. an, um Haus und Heim kommen, wofür man jetzt sagt, um Haus und Hof kommen. In vielen eigenthümlichen Namen der Oerter kömmt diese und die folgende Bedeutung noch jetzt vor. Das gräfl. öttingische Bergschloß und heutige Oberamt Hohenhaus, wird in den mittlern Zeiten häufig Hürnheim, und in lat. Urkunden Alta domus, Altum castrum genannt, hundert andere Beyspiele zu geschweigen. In engerm Verstande bedeutet es ein eigenes Wohnhaus, in welcher Bedeutung auch Haus in den N. A. gebraucht wird, um Haus und Hof kommen, von Hause kommen, nach Hause gehen u. s. f. welche sich vorzüglich in dem folgenden Nebenworte erhalten hat.

4. Eine Sammlung mehrerer Häuser, ein Dorf, ein Flecken.

Bey dem Ulphilas sind Bourgs und Haimos, Städte und Flecken im Griech. κωμαι Bey dem Hesychius sind ἑιμαδες, Fischerwohnungen. Auch das Franz. Hameau, mittlere Lat. Hama, und im Diminut. Hamellus Hamelettum, und das Lettische Kaimo, Kiemas, ein Dorf, gehören hieher, anderer zu geschweigen.

5. In engerer Bedeutung, der Ort, wo Jemand zu Hause ist, woher er gebürtig ist, und in weiterer Bedeutung, ein solches Land, das Vaterland; eine gleichfalls sehr alte Bedeutung, in welcher dieses Wort in dem salischen Gesetze Cham, bey dem Ottfried Heime, Heiminge, im Niederf. Hême, bey dem schwäbischen Dichtern das Heim, lautet. In dem folgenden Nebenworte und in Heimath hat sich auch diese Bedeutung erhalten. In noch weiterm Verstande bezeichnete es im Schwedischen auch die Welt, und Heims Kringla, den Weltkreis, das gemeinschaftliche Vaterland aller Menschen.

Heim, (*) ein Nebenwort des Ortes, welches im Hochdeutschen nur im g. L. und den niedrigen Sprecharten üblich ist, zu Hause oder nach Hause bedeutet, und diejenigen Zeitwörter begleitet, welche eine Bewegung nach einem Ort bedeuten, da es dann nicht nur das Wohnhaus, sondern auch den Geburts- oder Wohnort und in weiterer Bedeutung auch das Vaterland bezeichnet, wie aus folgenden Redensarten erhellet. Von dem seyn oder Aufenthalte in seiner Wohnung, an seinem Geburts- oder Wohnorte, oder in seinem Vaterlande, ist daheim üblich.

Sich heim begeben, sich nach Hause, in seinen Wohn- oder Geburtsort, in sein Vaterland begeben.

Heim fallen, so das Hülfswort seyn erfordert, und auch anheim fallen lautet, zufallen, durch einen Todes-

(*) Dieses alte Nebenwort stammet von dem vorigen Hauptworte ab, und lautet schon in dem salischen Gesetze cham, bey dem Ottfried heim, im Dän. hiem, im Schwed. hem.

Todesfall oder andern Umstand in Jemandes Besitz gerathen, besonders von Gütern, wenn sie wieder an ihren vorigen Herren, oder dessen Haus fallen. Wenn das Lehen dem Lehensherren heim fallen wird. Solche heim gefallene Güter werden oft heimfällige Güter genannt, nach einer fehlerhaften, aber sehr gewöhnlichen Verwechselung der Mittelwörter. Daher der Heimfall, L. Devolutio, derjenige Zufall, da Jemanden ein Genuß oder Eigenthum anheim fällt, durch einen Todesfall wieder zufällt; und das Heimfallsrecht, Jus devolutionis, Fr. Droit de devolution.

An einigen Orten, z. B. in Brabant und in einigen Städten des Elsasses, bedeutet das Heimfallsrecht ein besonderes auf das alte Herkommen sich gründendes Recht, vermöge dessen die Kinder erster Ehe die unbeweglichen Güter erheben, welche die Aeltern während ihrer ersten Ehe erworben oder sonst erlangt haben, so daß der überlebende Gatte nur den Nießbrauch davon zu genießen hat, und überdieß alle fahrende Habe auf Lebenszeit behält; wiewohl diesem Landesbrauche durch die Ehepacten derogirt werden kann.

Heim führen, nach Hause, in seinen Wohnort, in sein Vaterland führen. Daher die Heimführung, welches in engerer Bedeutung auch von der feyerlichen Führung einer Braut in das Haus ihres Bräutigams gebraucht wird, von der Heimhohlung.

Heim gehen, nach Hause, in sein Haus, in seinen Wohnort, in sein Vaterland gehen. Hebe dein Bette auf, und gehe heim, Matth. 9, 6.

Heim holen, nach Hause, in seine Wohnung, in seinen Wohnort, in sein Vaterland hohlen. Besonders, seine Braut oder neue Ehegattin feyerlich in seine Wohnung führen. Welcher ein Weib ihm vertrauet hat, und hat sie noch nicht heimgeholet, 5 Mos. 20, 7. Daher die Heimhohlung, welche, wenn eine solche feyerliche Handlung darunter verstanden wird, auch die Heimfahrt, die Heimführung heißt.

Heim kehren, wieder nach Hause, in seinen Geburtsort, in sein Vaterland kehren.

Heim kommen, wieder nach Hause in seine Wohnung, in seinen Wohn- oder Geburtsort, in sein Vaterland kommen. Daher die Heimkunft.

Heim leuchten, nach Hause leuchten. Figürlich auch in der niedrigen Sprechart, nach Hause prügeln, fortprügeln. Im Niederf. utlüchten, ausleuchten.

Heim stellen, so nur in figürlichem Verstande des Wortes heim üblich ist, eines Gutbefinden überlassen. Wofür man auch anheim stellen zu sagen pflegt.

Heim steuern, aussteuern, eine Person, welche verheurathet werden soll, mit der nöthigen Mitgabe versehen. Daher die Heimsteuerung.

Heim suchen. 1. Eines Haus gewaltthätiger Weise erbrechen, in welcher Bedeutung auch die Heimsuche und die Heimsuchung vorkommen. Schon in dem salischen Gesetze findet sich in diesem Verstande Chamestali, von Cham, das Haus. In weiterer Bedeutung auch ehedem überhaupt, Jemanden in seinem Hause Gewalt anthun. Ist das ain Man sin haus hinlat und selb darinne nit en ist, swer das haus dann bestanden hat, wirt der geheimsuchet, die heimsuch ist des hofherrn halbw und des der das haus bestanden hat, halbw, in dem alten augsburger Stadtrechte bey dem Schilter, wo das Hauptwort auch die darauf gesetzte Strafe bedeutet. Es sey den Blutrunst oder Heimsuche oder Todtschlag, oder Knütteln mit bedachtem Mute, in dem Vertrage Erzbisch. Gerhards zu Mainz mit der Stadt Erfurt von 1289.

2. Untersuchen, erforschen, ergründen, vielleicht eine Figur der vorigen Bedeutung, in welcher es aber im Hochdeutschen veraltet ist. Wer will über ihn heimsuchen seinen Weg, Hiob 36, 23.

3. Besuchen, einen Besuch bey Jemanden in seinem Hause abstatten.

1) Eigentlich, in welchem Verstande es im Hochdeutschen veraltet, im Oberdeutschen aber noch völlig gang-

gangbar ist. Daher in den Kirchen noch das Fest der Heimsuchung Mariä seinen Namen hat, von dem feyerlichen Besuche, welchen der Engel Gabriel bey derselben abstattete.

2) Figürlich wird es in der deutschen Bibel und der daher entlehnten theologischen Schreibart häufig von einer jeden merklichen Offenbarung Gottes und seiner Beschäftigung mit den Menschen, und zwar sowohl von der Offenbarung der gnädigen Gegenwart, als auch der Strafgerichte desselben, gebraucht. Wenn die Strafe genannt wird, so bekömmt solche das Vorwort mit, da denn diese Redensart auch noch im Hochdeutschen üblich ist. Mit Feuersbrünsten, mit Krieg, mit Pest, mit einer bösen Frau, heimgesuchet werden.

Heim-Buch, in einigen Gegenden, z. B. zu Mühlhausen, ein obrigkeitliches Buch, welches die Flur- und Feldgesetze enthält. Siehe das Heim 2. und das Folgende.

Heim-Bürge, ein nur an einigen Orten übliches Wort.

1. In Thüringen und einigen andern Gegenden ist der Heimbürge eines Dorfes dessen Kämmerer, und zuweilen auch dessen Syndicus, indem er die Güter der Gemeinde verwaltet und berechnet, bey Rechtshändeln das Beste der Gemeinde besorget, und zuweilen auch die Polizey in seinem Dorfe handhabet. Sein Amt wird das Heimbürgenamt, die Heimbürgenschaft genannt. Er folgt in der Würde nach dem Schulzen, und heißt in andern Gegenden der Heimer, Vorsteher, Dorfmeister, Vormünder, Gemeinder, Gemeindsführer, im Hennebergischen Bauermeister, Baumeister, in Sachsen Gemeindemeister.

2. An andern Orten, z. B. in Mühlhausen, sind es obrigkeitliche Personen, welche vornämlich die Streitigkeiten, die in dem Heime, d. i. in der Flur und in den Feldern (s. das Heim 2.) vorfallen, unter-

suchen und entscheiden, und ihre Urtheile nach dem Heimbuche abfassen. Sie halten gemeiniglich jährlich einmal im Felde unter freyen Himmel ein öffentliches Gericht, welches das Heimbürgengericht, im g. Leben auch das Heimbürgensitzen, und zusammen gezogen das Heimersitzen genannt wird. An andern Orten heißt es das Hägemahl, s. Th. XX, S. 633, ingleichen Feldgericht, s. Th. XII, S. 514, fgg.

3. Zuweilen, besonders im Oberdeutschen, werden die Gerichtsbothen, oder obersten Gerichtsdiener Heimbürgen, und im mittlern Lat. Heimburgenses oder Heimburgii genannt, wie von Speyer, Strasburg und andern Orten erweislich ist.

Heim-Fahrt, die Fahrt, d. i. Reise nach Hause. In engerer Bedeutung wird auch die feyerliche Heimführung der Braut, die Heimholung, an einigen Orten die Heimfahrt genannt.

Heim-Fall, Heimfallsrecht; s. oben, S. 769.

Heim-Feld, in einigen Gegenden, z. B. in Sachsen, ein Feld, welches in des Dorfes eigenen Heim, d. i. Flur, Mark und Gerichte liegt; ein einheimisches Feld, im Gegensatze der auswärtigen Felder oder Weitfelder, welche in andern Fluren oder unter andern Gerichten liegen. Bestehen dergleichen Felder aus Hufen, so werden diese auch Heimhufen, und ihre Besitzer Heimhüfener genannt, welche letztere an andern Orten auch Inmärker heißen, und den Ausmärkern entgegen gesetzt sind.

Heim-Führung, s. oben, S. 769.

Heim-Gereuth oder **Heimgeraid**, in einigen Gegenden, z. B. um Landau, ein in seinen Gränzen eingeschlossenes Gereuth, eine Holzmark; s. Gereuth und das Heim 2.

Heim-Holung, s. oben, S. 769.

Heim-Hufe, Heimhüfener; s. Heim-Feld.

Heim-Rath, in einigen Gegenden, z. B. im Fleckischen, ein Beysitzer, oder Rath eines gewissen Gerichtes, wo besonders die Deich-Schwornen, weil sie mit in dem Deichgerichte sitzen, diesen Namen führen, und vollständig Deichheimräthe genannt werden.

Von Heim, so fern es einen gewissen Bezirk, ein Gebiet bedeutet.

Heim-Schnat, s. Schnat.

Heimsiech, s. Heim-Weh.

Heim-Steuer, die Aussteuer einer Person, welche verheurathet werden soll, und in engerer Bedeutung, die Mitgabe, die Mitgift, das Heurathsgut; s. Braut-Schatz.

Heim-Sucht, s. Heim-Weh.

Heim-Suchung, s. oben, S. 770.

Heim-Weh, ein heftiges Verlangen nach seinem Vaterlande, nach seiner Heimath; welches in manchen Fällen in eine körperliche Krankheit, in Melancholie und Abzehrung ausartet, und alsdann auch die Heim-Sucht, oder Heimschnsucht, und bey den Aerzten mit griechischen Kunstwörtern Nostalgia (von Νόστος, Rückkehr, und Ἀλγηδών, oder Ἄλγος, Schmerz, Traurigkeit,) Nostomania, Nostopatridalgia, Nostopatridomania, Pathopatridalgia, Philopatridomania, Fr. Maladie du païs (auch zuweilen im Scherze Heimvé,) und derjenige, der mit der Heimsucht oder dem Heimweh behaftet ist, heimsiech genannt wird.

Die Liebe zum Vaterlande, welche allen Menschen eigen ist, verursachet eine Art der Leidenschaft, welche man die Heimsucht oder das Heimweh zu nennen pflegt. Diese reitzende Sehnsucht zieht Leuten, welche sich eine Zeitlang in der Fremde aufhalten, eine Art der Krankheit sowohl des Gemüthes, als auch des Leibes zu, welche am füglichsten durch eine baldige Rückkehr geheilet werden kann. Man hat diese Krankheit vor andern an den Schweitzern bemerkt, bey de-

nen zuweilen so gar ein Bauernlied, der schweizerische Kühreihen, (den man beym Zwinger und Hofer, wie auch in den bresl. Samml. in Noten gesetzt findet,) oder auch nur die Melodie desselben, eine bey dieser Krankheit so gewöhnliche Traurigkeit, die stärkste Sehnsucht nach dem Vaterlande, ja gar ein hitziges Fieber hervor gebracht haben soll, so daß man bey der französischen Armee denselben zu spielen und zu singen verbiethen müssen, weil, bey Erschallung desselben, auch die alten Truppen, ohne halten, in das Heimweh und in die mit demselben verbundenen Krankheiten verfallen. Der berühmte Scheuchzer, in der Schweitz, ein Mann von großer Wissenschaft und Einsicht in der Physik, hat sich, aus Liebe zu seinem Vaterlande, die Mühe gegeben, diese Art der Krankheit zu untersuchen, und seinen Landsleuten zugleich einige Mittel wider diesen Zufall vorzuschlagen. Er sucht die Quellen des Heimweh̃es vornämlich in natürlichen Sachen, und glaubt, daß die dünne, reine und feine Luft, welche man in der Schweitz hat, und die Milchspeisen, welche man daselbst von Kindheit an genießt, einen so grossen Einfluß in die Gemüther seiner Landsleute hätten, daß sie bey dem Aufenthalte in Ländern, denen es an diesen beyden Stücken fehlt, zuletzt in eine Traurigkeit des Gemüthes und allmähliche Schwäche des Leibes verfielen, welche durch die Rückreise in ihr Land am glücklichsten zu heben wären. Die Mittel, welche er ihnen vorschlägt, bestehen darin, daß sie, um neue Luft zu schöpfen, auf hohe Berge und Thürme steigen, und dabey Arzeneyen, welche viel zusammen gepreßte Luft in sich enthalten, (als: Salpeter, nebst den daraus bereiteten Dingen, dem feuerbeständigen Salpeter, dem Arcano duplicato Mynsichti, dem Salpetergeiste, Schießpulver, frisch ausgepreßten Rebensaft, Most, Bier, welches noch nicht ausgegohren hat, jungen Wein ꝛc.) zu sich nehmen sollten. Ich bin nicht in

Ab-

Abrede, daß das Klima, die Luft und Speisen, allerdings etwas zu dem Heimweh beytragen können; doch glaube ich nicht, daß man die Ursachen dieses Zufalles allein in physikalischen, sondern vielmehr in moralischen Dingen suchen müsse. Es kömmt nur darauf an, daß man beyde gegen einander halte, und untersuche, welche in der Bestimmung des Heimwehes von größerer Stärke seyn. Am allerwenigsten kann ich mich überreden, daß Scheuchzer diese Ursachen für hinlänglich halten könne, sondern ich bin vielmehr der Meinung, daß er, aus Liebe zu seinem Volke, eine den Schweitzern besonders eigene Gewohnheit nur mit einer feinen Farbe habe anstreichen wollen. Denn die Freyheit, die Sitten, die Regierungsform und die Lebensart der Schweitzer sind wohl unstreitig die Triebfedern der Heimsucht. Indessen, da die Schweitz allerdings eine große Menge überflüssiger Einwohner hat, so sehen sich viele derselben, aus Hoffnung zum Gewinnste, genöthigt, in auswärtige Länder und Staaten zu gehen, und im Kriege so wohl, als an königlichen und fürstlichen Höfen Dienste zu suchen. Haben sie nun so viel erworben, als sie sich vorgesetzt, so kömmt sie erst das Heimweh an, wovon sie viele Jahre vorher keinen Anfall gehabt haben. Sie sehen, daß sie nun ein ansehnliches Geld erworben haben, welches sie zu Hause nicht hätten verdienen können. Sie gedenken, daß sie freye Leute sind, und bedanken sich alsdann für die auswärtigen Dienste. Sie haben also eine Zeit lang sich mit dem Papst Sixtus V. vor andern gebücket, und den Schlüssel Petri gesuchet; haben sie nun erlangt, was sie wünschten, so bekommen sie das Heimweh, und suchen ihr Vaterland. Warum bekommen doch die Schweitzer nicht in den ersten Jahren ihres auswärtigen Aufenthaltes diesen eingebildeten Zufall, da sie oft sechs und mehr Jahre, in Frankreich, Spanien, Holland, Italien und Deutschland, in Diensten stehen,

und sie treu und redlich aushalten? Gewiß, binnen solcher Zeit, sind sie der Luft und Speisen anderer Völker ziemlich gewohnt worden. Dieser Beweis ist gar nicht schwer. Denn man sieht eine Menge italiänischer Kaufleute in Deutschland, welches ihnen sonst zuwider ist. Sie halten sich, ohne dergleichen Zufall zu haben, der ganz widrigen Luft und Speisen ungeachtet, so lange daselbst auf, bis sie so viel erworben haben, als sie wünschen, und gehen alsdann erst zurück, um in ihrem Vaterlande desto gemächlicher leben zu können. Man kann es indessen dem D. Scheuchzer gern zu gute halten, daß die Liebe zum Schweitzerlande ihm die Feder geführt hat.

Daß widrige Luft und Speisen nicht die einzige Ursache des Heimwehes seyn, beweiset das Beyspiel der Isländer, denen, wie Horrebow versichert, das Heimweh ebenfalls gemein ist, da sie doch überall besser und angenehmer leben können, als in ihrer Heimath. Wenn sich diese Schwachheit bey diesen und andern nördlichen Völkern findet, welche ihr am wenigsten unterworfen seyn sollten, weil sie bey der Veränderung des Klima allemal gewinnen, so liegt die Schuld vielleicht daran, daß ihr Land von Fremden wenig besucht wird, und sie selbst nicht viel reisen. Denn die Gewohnheit, Niemanden, als seine Landsleute, zu sehen, nebst der wenigen Kenntniß, die sie von andern Völkern haben, bindet sie gewissermaßen an ihr Vaterland, und erreget so viel Gram bey ihnen, es verlassen zu haben, daß aus der Sehnsucht, es wieder zu sehen, eine tödtliche Abmattung entsteht, wenn sie nicht bald wieder zurück kehren. Daher kann man schließen, daß, je weniger ein Land bewohnt ist, und je weniger dessen Einwohner mit andern Nationen Umgang haben, dieselben desto mehr für ihr Land und Klima eingenommen, und dem Heimweh ausgesetzt seyn.

Wenn man, ohne besondere Rücksicht auf die Schweitzer und Isländer, diese Art der Krankheit als eine allgemeine Seuche ansieht, und die Sache in ihrem ganzen Zusammenhange betrachtet: so wird man finden, daß man den Grund des Heimwehes mehr in moralischen, als physikalischen, Ursachen suchen müsse, wenn man den unauslöschlichen Haß einiger Völker gegen einander, die herrschende Hochachtung einer Nation für sich selbst, den Gemüthscharacter und die Sitten, den Unterschied der Lebensart, die Liebe zur Freyheit, und endlich die Liebe zur Religion, in reifere Ueberlegung zieht.

Die Liebe zum Vaterlande ist nichts anders, als eine innerliche Zuneigung zu dem Bande der Gesellschaft, in welcher man geboren ist, und einen großen Theil seiner Jahre von Kindheit an zugebracht hat. Diese Neigung wird gleichsam mit der Muttermilch eingeflößet, so, daß aus diesem Grunde so gar ein elender Grönländer und dürftiger Lappländer sich einbildet, seine Nation sey die älteste, die freyeste, die glückseligste, und sein Vaterland ein irdisches Paradies. Wenn man die Sache nach diesem Satze beurtheilt, so wird man die Bewegungsgründe des Heimwehes weit glücklicher und leichter entdecken, als wenn man sie vorzüglich in physikalischen Ursachen setzt. Die Verbindung der Gesellschaft, in welcher ein Mensch wegen seiner Geburt steht, verursachet, daß sowohl der unauslöschliche Haß, welcher unter ganzen Völkern gegen einander von undenklichen Zeiten her herrschet, als auch die Liebe und Hochachtung für seine Nation sehr tief unter sich Wurzel schlägt. Dieser Haß wird um so viel größer, wenn er die Mißhelligkeiten, Feindseligkeiten und verschiedenen Sitten zwischen seiner und einer andern Nation betrachtet. Die Geschichte der Alten lehrt uns, nach dem Zeugnisse des Florus (*), daß

(*) Lib. IV. c. 2.

daß allezeit zwischen den Karthaginensern und Römern ein unversöhnlicher Haß gewesen ist. Ja, man weiß, daß eben derselbe dem Hannibal von seinem Vater, an dem heiligen Altare, in dessen zartester Kindheit, erblich zurück gelassen, und auf das feyerlichste bestätiget worden ist. Die blutigsten Kriege, welche unzählige Menschen gekostet haben, und die grausame Einäscherung der Stadt Sagunt, sind hievon die offenbarsten Zeugen. Und man sagt von einer solchen Nationalfeindschaft nicht zu viel, wenn man die Worte des Horaz (*), in welchen er den Haß zwischen sich und dem Voltejus Mena, als ein natürliches Wesen und einen angestammten Trieb anziebt, auch von ganzen Völkern gebraucht. Dieser Haß der Völker gegen einander ist ihnen so tief eingepräget, daß er als ein unauslöschliches Feuer anzusehen ist, welches zuweilen nur unter der Asche glimmet, aber gar leicht in helle Flammen ausbricht. So weiß man, daß eine solche heimliche Feindschaft zwischen den Italiänern und Deutschen, zwischen den Spaniern und Franzosen, zwischen den Spaniern und Portugiesen, und zwischen den Engländern und Franzosen herrscht, welche auch durch die feyerlichsten Bündnisse und ehelichen Verbindungen niemals getilget werden kann. Ich untersuche hier nicht, ob solcher Nationalhaß bloß aus der Eroberung einiger Länder, aus dem Anwachse einer größern und fürchterlichen Macht, aus der Betrachtung eines stärkern Handels, oder auch aus andern Nebenursachen herrühre. Genug, daß unter diesen Völkern ein allgemeiner Haß herrscht, welcher sich, nach Beschaffenheit der politischen Umstände, bald in einem höhern, bald geringern Grade zeigt. Es ist daher gar kein Wunder, wenn ein Deutscher, welcher von

den

(*) Lupis & agnis quanta sortito obtigit,
Tecum mihi discordia est.

Lib. Epod. IX.

den Italiänern für einen Barbar gehalten wird, in Italien, und ein Franzose, welcher in den Augen der Spanier eine verächtliche Creatur ist, in Spanien das Heimweh bekömmt. So werden auch hingegen die Spanier in Frankreich nicht zu leben wünschen, wofern sie nicht geschehen lassen wollen, daß sich die Franzosen über sie bey aller Gelegenheit lustig machen. Sie wissen die weit aussehenden Absichten der Franzosen von einer Universalmonarchie, und diese Gedanken sind vermögend genug, ihren Haß gegen die Franzosen beständig zu unterhalten. Die Verachtung, der Neid, und die listigen Kunstgriffe, welche man gebraucht, einem solchen Ausländer zu schaden, sind ihm die stärksten Anreitzungen, an sein Vaterland zu denken; denn er glaubt nicht Ursache zu haben, seine Ehre, seine zeitliche Glückseligkeit und sein Leben einer ihm aufsätzigen Nation muthwillig aufzuopfern. Ein Fremdling kann aus diesem Grunde unter einer solchen Nation unmöglich sein Glück finden, ohne zugleich einen heimlichen Haß, einen bittern Neid und tausend gefährliche Nachstellungen mit zu übernehmen. So lange das günstige Glück seine Unternehmungen begleitet, und der Himmel seine Verrichtungen mit einem erwünschten Erfolge segnet, so lange wird er allenfalls, als ein zur Zeit unentbehrlicher Mann, in Ansehen bleiben. Mißlingt ihm aber nur das geringste, so wird er unzählige Vorwürfe und mancherley Tadel erfahren, und sich nicht weiter aufrecht erhalten können. Kurz, man gebraucht ihn, so lange man ihn nöthig hat. Er möge übrigens der größte Kriegsheld, der klügste Staatsmann, oder der geschickteste Künstler seyn, so weiß man ihm hernach manches zur Last zu legen, und ihn in solche Dinge zu verwickeln, daß er oft Freyheit, Ehre, Würde und Leben auf einmal verliert. Der Nationalhaß ist alsdann eine so finstere Wolke, welche allen Glanz, Ehre und Vortheile, die ein ganzer Staat von seinem

Ver=

Verdienste erlangt hat, auf einmal so verdunkelt, daß man seine große Thaten zu lauter Kleinigkeiten, seine erhaltene Siege zu Kinderspielen, seine vortreffliche Einrichtung eines Staates zu einer Verwüstung desselben zu machen weiß. Die traurigen Schicksale der größten Männer reden für mich, und ihr Fall dient zu einem unumstößlichen Beweise, wie gefährlich es sey, sich als ein Fremder dem Hasse einer andern Nation Preis zu geben, und nach Erlangung einer ansehnlichen Würde, von der höchsten Stufe der Ehre in den tiefsten Abgrund der Verachtung und des Unglückes zu fallen. Einem edeln Geiste ist es also unerträglich, und sehr bedenklich, sich diesem Hasse und heimlichen Nachstellungen auszusetzen, und er wird dadurch eine starke Rührung bekommen, an sein Vaterland zu denken, und in diese Krankheit des Heimweches zu verfallen. Gleiche Wirkung wird diese Betrachtung bey einem nicht so erhabenen Geiste haben. Uebersieht er auch eine Zeit lang diese Ungerechtigkeit, und erträgt solchen Haß mit einer wahren Standhaftigkeit des Gemüthes, so wird er doch in sich selbst eine Reizung fühlen, nach seinem Vaterlande zurück zu kehren, wo er sich eine weit liebreichere Aufnahme, und einen viel vertrautern Umgang mit seinen Mitbürgern versprechen kann. Diese Antipathie ist schon hinlänglich genug, einem Fremden den Aufenthalt unter einer solchen Nation verdrießlich und unangenehm zu machen, und seine Heimath mit einem umschweifenden Ulysses zu suchen.

Weiter hat man zu erwägen, daß jede Nation eine herrschende Hochachtung für sich selbst hat, welche ebenfalls Anlaß zum Heimwehe geben kann. Ich bin nicht in Abrede, daß immer ein Volk vor dem andern in dieser Ausschweifung weiter geht, und mit der Einbildung von dem Alterthume, der Hoheit, Glückseligkeit und Lebensart seiner Nation, beynahe eine Art

der Abgötterey treibt. Doch muß man den Deutschen, und andern nördlichen Völkern, hierin die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie in dergleichen Eitelkeit nicht so sehr ersoffen sind, als ein Spanier, ein Franzose, ein Italiäner, oder ein Pohle. Ein Deutscher hält darin die Mittelstraße. Die Spanier haben eine so hohe Einbildung von ihrer Nation, daß sie glauben, kein Volk unter der Sonne sey älter, edler und schätzbarer, wie Barclai (*) und Hr. v Montesquieu (**) gezeigt haben. Eben dieses sagt Barclai (***) auch von den Ungarn und Pohlen. Auch den Franzosen ist diese übertriebene Hochachtung für ihre Nation eigen. Wenn man nun diese außerordentliche Liebe einer Nation zu sich selbst ohne alle Parteylichkeit erwäget, so wird man finden, daß sie ein starker Bewegungsgrund des Heimwehes ist. Denn, da keine Nation sich der andern nachsetzen, und dieses vermeinte Vorrecht fahren lassen will, ohne sich geringer zu machen, so muß nothwendig zwischen ihnen eine heimliche Feindschaft entstehen, und es wird kein Fremdling unter einem solchen Volke glücklich fortkommen, wo er sich nicht der Verachtung seiner Nation zugleich unterwerfen will. Ungeachtet viele hundert tausend Reformirte in Frankreich, ihrem ehemaligen Vaterlande, unzählige Arten der entsetzlichsten Verfolgungen, der grausamsten Martern, und der abscheulichsten Vertreibungen erduldet haben: so ist ihnen doch die Liebe zu ihrer Nation so reitzend, daß sie in denen Ländern, wo sie aufgenommen worden sind, und sich ganz wohl befinden, mit den vertriebenen Juden in Babel immer an Zion gedenken, und alle Thaten und Werke ihrer Landsleute, sollten sie auch noch so geringe und unerheblich seyn, bis auf den höch-

(*) Icon animorum, Cap. 7.

(**) Werk von den Gesetzen, B. 19, Cap. 10.

(***) Icon animor. Cap. 8.

höchsten Gipfel erheben. Sie haben weder Schutz noch Aufenthalt unter den Franzosen, und gleichwohl ist ihnen dieser Name heilig und ehrwürdig. Ein Mann von ihrer Nation ist ihnen in ihrem Umgange weit angenehmer und schätzbarer, als ein Deutscher, es wäre denn, daß er sich ihnen zu Gefallen naturalisiren liesse. Die Spanier sind dieser Art der Selbstliebe ihrer Nation dermaßen ergeben, daß sie einen Franzosen, einen Deutschen und einen Italiäner, kurz, einen Fremdling, mit Verachtung ansehen, worin ihnen, wie gesagt, die Franzosen nichts nachgeben. Beyde erheben die Thaten und Vorzüge ihrer Nation, und bauen überall Ehrensäulen, an welchen man die Namen dieser tapfersten, klügsten, gelehrtesten und scharfsinnigsten Völker lesen kann. Sie vergessen dabey nicht, ihre Geschlechtsahnen sehr weit her zu leiten, wenn auch ihre Aeltern oder Vorfahren ehrliche Handwerksleute, oder nur geringe Bauern gewesen sind. Indessen herrscht doch unter den Spaniern und Franzosen ein ewiger heimlicher Rangstreit, welcher nicht selten in ein lächerliches Schauspiel ausschlägt, dergleichen dasjenige ist, welches sich in der Gränzfestung der Franzosen gegen Spanien, zu Perpignan, zugetragen hat.

Ein spanischer Ritter von dem Orden zu Calatrava, kam in einem sehr jämmerlichen Aufzuge an, war aber doch überaus stolz, und fast trotzig, als man ihn nach seinem Namen fragte; da man vielleicht aus seinem verrosteten und langen Stoßdegen einen so heldenmüthigen Ritter von Calatrava sogleich hätte erkennen sollen. Der Gouverneur fragte ihn, ob sein König noch viele dergleichen Ritter hätte? Er versetzte mit einer spanischen Grandezza, daß er der einzige wäre, solche Leute aber, als der Gouverneur, hätte sein König im Ueberflusse. Der Gouverneur mußte lachen, und hieß ihm eine Ritterzehrung geben, welche er auch, ohne seinen Stand zu vergessen, ganz begierig annahm, und seinen Weg fortsezte.

Es gefällt mir daher das scharfsinnige Urtheil des Curtius (*) sehr wohl, wenn er schreibt: „Unter Per„sonen, welche einander gleich sind, ist die dauerhaf„teste Freundschaft, und sie werden sich auch einander „gleich schätzen, bis sie anfangen, über Oberherrschaft „und Vorrechte zu streiten". Kein Spanier, kein Franzose, kein Italiäner wird dem andern weichen; denn ein jeder von ihnen glaubt, seine Nation habe unendlich größere Vorzüge vor der andern. Und wenn es darauf ankömmt, so müssen die alten und neuen Siege, welche diese Nation über jene einmal erhalten hat, der Sache gleichsam den Ausschlag geben. Ein Italiäner erhebt seine Nation wegen der großen Siege, durch welche die Römer einen großen Welttheil bezwungen haben. Ein Franzose rühmet die Tapferkeit und Kriege der alten Gallier, welche sie mit den Römern und den alten Deutschen geführt haben. Ein Spanier lobet die blutigen Feldzüge wider die Mohrenkönige, die sie besiegt und verjagt haben. Kurz, jede Nation hat so vielen Stoff zur Erhebung ihres Volkes, und es wird kein kluger Paris entscheiden können, welche Nation die vorzüglichste unter diesen drey ist. Eine solche schwülstige Hochachtung für seine Nation setzt andere, welche sich bey ihnen verachtet und geringschätzig behandelt sehen, in den stärksten Verdruß, und erweckt in ihnen unvermerkt die Krankheit des Heimwehes.

Mein Beweis erhält eine noch größere Stärke, wenn man den Gemüthscharacter und die Sitten der verschiedenen Völker in Betrachtung zieht. Das Naturell ist bey allen Völkern unterschieden; und es ist ganz glaublich, daß dieser Unterschied der Gemüthseigenschaften und der Sitten von dem Klima und den Spei-

(*) Lib. VIII, Cap. 8. Firmissima est inter pares amicitia, & videntur pares, qui non fecerunt periculum virium.

Speisen herrührt. Die Spanier sind nach ihrem Gemüthscharacter sehr aufgeblasen, ernsthaft, sparsam, rachgierig, langsam, und zu Sachen, welche ein tiefes Nachsinnen erfordern, besonders aufgelegt, wie Barclai (*) urtheilt, und worin ihm Hr. v. Montesquieu (**) völligen Beyfall giebt. Die Franzosen hingegen sind stolz, galant, flüchtig, verschwenderisch, und kühn in ihren Unternehmungen (***). Die Italiäner sind geldbegierig, hoffärtig, heimlich, verschwiegen, argwöhnisch, und sehr rachgierig (†); die Engländer großmüthig, prächtig, heftig, der Freyheit ergeben, und grausam, wenn sie siegen (††); die Ungarn und Pohlen stolz, prächtig, träge und unruhig (†††); die Deutschen sehr arbeitsam, aufrichtig, tapfer und standhaft (††††). Ein so großer Unterschied der Gemüthseigenschaften unter diesen Nationen verursachet, daß man das Gegenverhältniß eines Volkes gegen das andere nicht wohl bestimmen kann. Doch folgt daraus ganz unstreitig, daß Leute von so verschiedenem Character nicht wohl in einer aufrichtigen Freundschaft und in einem guten Vernehmen bey einander leben können. Einem Spanier sind die Gasconnaden, das flüchtige Wesen und das viele Plaudern der Franzosen so unerträglich, als diesen die angenommene Grandezza, große Ernsthaftigkeit und tiefsinnige Ueberlegung der Spanier. Beyde sind, ihrem Gemüthscharacter nach, so sehr von einander unterschieden, daß einer dem andern ganz unleidlich, und bey nahe lächerlich wird. Eben dergleichen Verhältniß findet man auch zwischen gedachten Na-

(*) Icon animor. Cap. 7.
(**) Werk von den Gesetzen, B. 19, Cap. 10.
(***) *Barclaji* Icon anim. Cap. 3.
(†) *Barcl.* Cap. 4.
(††) *Barcl.* Cap. 4. Montesquieu, B. 2, Cap. 4.
(†††) *Barcl.* Cap. 8.
(††††) *Barcl.* Cap. 4.

Nationen, und dem deutschen, welchem die Sitten seltsam vorkommen. Er lacht eben so sehr über die gravitätischen Schritte und hohen Reden eines Spaniers, als über das unnütze Schwatzen, Pfeifen, Springen und Aufschneiden der Franzosen. Denn dieses sind Dinge, die ein berauschter Deutscher eben so gut, als ein oft noch hungeriger und durstiger Franzose treiben kann. Der Gemüthscharacter eines Engländers geht auch sehr weit von dem Character der Franzosen ab. Ein Engländer kann etwas vertragen, und wird nicht sogleich, wie ein Franzose, in Harnisch gebracht; legt er ihn aber einmal an, so läßt er sich auch schwer besänftigen, wenn ihm nicht die vollkommenste Genugthuung geschieht. Ich mag hierin nicht weiter gehen, und eine Vergleichung auch zwischen den übrigen Nationen anstellen. Das Angeführte wird zu einem hinlänglichen Beweise dienen, daß keine von erwähnten Nationen, ohne sich eine heimliche Gewalt anzuthun, sich unter einer von denen, welche ihren Gemüthseigenschaften ganz entgegen ist, lange aufhalten könne. Ein Spanier eilt aus Frankreich, und ein Franzose aus Spanien. Am allerwenigsten steht den Spaniern, den Italiänern, und den Franzosen, Deutschland an; den Deutschen aber gefällt hinwiederum der Gemüthscharacter dieser drey Nationen im geringsten nicht. Wenn also diesen Personen auch Luft, Speisen und andere Landesarten nicht zuwider wären, so würden sie doch blos aus dem angeführten Grunde einen Anfall vom Heimwehe bekommen können.

Mein Satz erhält durch den Unterschied der Lebensart, welche unter diesen Nationen herrscht, ein neues Gewicht. Die Lebensart oder äußere Aufführung steht mit dem Gemüthscharacter in der genauesten Verbindung. Ein Spanier und ein Italiäner leben, nach ihrer Gemüthsneigung, gern eingezogen und in der Stille, sie sind sparsam, und in allen ihren Hand-

dlungen sehr geheim. Ein Engländer liebt, sowohl als ein Franzose, große Pracht in Kleidung, im Speisen, und in seiner ganzen Haushaltung. Eben solche Pracht und Verschwendung lieben die Polen und Ungarn, und sind überdies in ihrer Aufführung so unbegränzt, daß ein Spanier und Italiäner fast allein aus dieser Ursache bey seinem Aufenthalte unter ihnen eine Sehnsucht nach Hause bekommen muß. Die Deutschen, und andere nördliche Völker, als: die Schweden und Dänen, beobachten in diesen Stücken mehrere Mäßigung, und haben in ihrer Aufführung und ganzen Einrichtung etwas Gesetztes. Ihr Bezeigen ist sittsam, anständig, mit einem ernsthaften Wesen vermischt, daher sie mit ihrem Betragen keinem andern Volke unleidlich sind. Sie lieben ein wohl eingerichtetes Wesen in ihrer Kleidung, und ihr ganzes Thun zeuget von einer anständigen Ernsthaftigkeit, ohne daß sie dabey auf allerhand Kleinigkeiten und Ausschweifungen, in welchen andere Völker etwas Erhabenes und Reizendes suchen, verfallen sollten. Sie sind in ihrem Umgange nicht unangenehm, noch herrschsüchtig, sondern liebreich und bescheiden. Hingegen ist die Lebensart der Franzosen fast in allen Stücken ganz unterschieden. Keine Ausschweifungen sind so groß und unanständig, welche sich nicht ein Franzose für eine Ehre hält; so, keine Tändeleyen sind so gering und lächerlich, in welchen er nicht eine Art des Vergnügens, der Pracht und der Belustigung sucht. Seine Höflichkeit gleicht mehr dem zärtlichen Bezeigen eines verliebten Frauenzimmers, als dem gesetzten Wesen eines Mannes. Besonders macht ihr freyer Umgang mit dem schönen Geschlechte sie bey den meisten Nationen verhaßt. Hr. von Montesquieu, welcher die Fehler seiner Landsleute sehr aufrichtig beurtheilt hat, rechnet es den Franzosen zu keiner Ehre, daß sie in der Liebe des andern Geschlechts so unersättlich, als rasend, sind. Er führt diese unver-

verschämte Lebensart als eine ganz gegründete Ursache an, daß sie, wegen der schändlichen Aufführung mit dem Frauenzimmer, neunmal aus Italien, welches sie inne gehabt haben, wieder verjagt worden sind. Die Spanier und Italiäner sind, bekanntermaßen, diesem Laster der Unkeuschheit ebenfalls im höchsten Grade ergeben, allein sie sind darin sehr heimlich, verschwiegen, und lieben in der Stille. Ein Franzose hingegen ist in seinen Liebeshändeln nicht nur sehr unverschämt, sondern auch pralerisch und schwatzhaft, und rühmt sich oft des Genusses einer Sache, die er kaum einmal gesehen hat. Dieses letztere ist einem Deutschen, noch mehr aber einem Spanier und Italiäner, etwas ganz unerträgliches, und sein Argwohn ist vermögend, ihm die empfindlichste Rache einzuflößen. Kurz, es herrscht in der Aufführung der Franzosen ein gar zu freyes Wesen; und man möge mit ihnen von Staatssachen, vom Kriegswesen, von der Gelehrsamkeit, oder auch nur von häuslichen Angelegenheiten sprechen, so verrathen sie sogleich diesen Fehler. Die Spanier, Engländer und Italiäner sind in ihrer Aufführung weit gesitteter, und lassen etwas Edles und Erhabenes blicken, ja auch andern Leuten noch einige Gerechtigkeit widerfahren. Diese gesetzte Lebensart ist gedachten Nationen gleichsam angeboren. Sie haben in ihrer Aufführung und in ihrem Betragen etwas wesentliches zum Grunde, und beschäftigen sich nicht mit allerhand kleinen und nichtswürdigen Dingen. Sie sind eben sowohl, als ein Franzose, gegen andere Nationen höflich und liebreich, ohne daß sie die Worte und Zärtlichkeit bis auf die äußersten Liebkosungen und eiteln Schmeicheleyen treiben sollten. Sie sprechen wenig, bezeigen sich aber nichts desto weniger liebreich, höflich und gefällig. Dagegen findet sich in der Lebensart der Polen und Ungarn sehr vieles, welches fast allen Nationen höchst unangenehm ist. Sie sind,

was den gemeinen Mann betrifft, herrschsüchtig, unbändig, trotzig, und glauben, daß sie stets mit ihres Gleichen zu thun haben. Eine solche stürmische und gebieterische Aufführung macht sie ganz unerträglich, und Niemand wird sich gern in ihren Umgang und Gesellschaft einlassen. Aus dieser ganz verschiedenen Lebensart kann nichts anders, als ein geheimes Mißvergnügen entstehen, da sich eben keiner verbunden zu seyn erachtet, wenn er es nicht aus Noth eine Zeitlang thun muß, eines andern seine ganz unbändige, und ihm so mißfällige Ausschweifungen und äußerliches Bezeigen in Gelassenheit zu ertragen. Wenn man nun, nach dieser Vorstellung, die verschiedene Lebensart der Völker betrachtet, so folgt ganz sicher daraus, daß Nationen, welche in solchem Betragen himmelweit von einander unterschieden sind, nicht gern bey einander wohnen werden, geschweige, daß eine der andern ihr Land zu ihrem Vaterlande machen sollte. Die Anfälle des Heimwehes werden sich gar bald finden.

Auch die Liebe zur Freyheit hat einen sehr großen Einfluß in die Krankheit des Heimwehes. Die alte Geschichte lehrt uns zur Genüge, was für blutige Kriege ehedem Griechenland mit den Macedoniern, den Persern, und auch den Römern, geführt hat, seine Freyheit zu behaupten. Wenn auch sonst unter den kleinen Staaten in Griechenland die größten Feindseligkeiten geherrscht haben, so, daß immer einer dem andern den Untergang gedroht hat, so haben sie sich doch sogleich mit einander vereinigt, wenn es darauf angekommen ist, die Freyheit des ganzes Griechenlandes aufrecht zu erhalten. Die Neigung zur Freyheit war unstreitig ehedem die Ursache des Hasses, welchen die Gallier wider die Römer hegten, wie Julius Cäsar (*) anmerkt. Es kostete den Römern unglaublich viel

(*) De bello gallico, L. V. Cap. 27.

viel Volk, die Gallier zu überwinden, da diese doch allezeit einen unversöhnlichen Haß gegen jene behielten. Die häufigen Kriege, welche die Römer und Gallier mit den Deutschen hatten, bestätigen diesen Satz vollkommen. Daher hat auch der scharfsinnige v. Montesquieu (*) sehr wohl geurtheilt, daß die Liebe zur Freyheit einigen Völkern, besonders aber den nördlichen, ganz natürlich und angeboren, dagegen den südlichen Nationen die Knechtschaft ganz eigen sey. So schätzen die Engländer diese Freyheit über alles, und die Regierungsform, welche sie haben, ist nicht so gebunden und nicht so gezwungen, als der Franzosen ihre, welche bey ihrer eingebildeten Freyheit die Fessel tragen. Die Engländer setzen Leib und Gut für ihre Freyheit auf das Spiel, und sind so glücklich gewesen, sich bey diesen Vorzügen mächtig zu erhalten, wenn auch gleich ein König Carl, oder ein König Jacob, den Kopf hergeben, oder aus dem Lande gehen sollte. Hieraus läßt sich leicht folgern, daß es eben dem Cromwell nicht so große Mühe gekostet habe, die Liebe der Nation, unter dem Namen eines Beschützers der Freyheit, zu erlangen, und sich bey seiner angemaßten Gewalt Zeit Lebens zu erhalten. Was die vereinigten Provinzen in Holland zur Erlangung der Freyheit gethan haben, und was sie zur Beschützung derselben noch thun, ist bekannt genug. Mit was für weiser Vorsicht und großem Nachdrucke die Venetianer, ungeachtet ihre Staaten nicht allzu groß sind, sowohl wider die mächtigen Türken, als auch wider andere Staaten in Italien, bis auf diese Stunde, ihre Freyheit erhalten haben, bezeuget die Geschichte der Zeit. Ihre Regierungsart ist auch so eingerichtet, daß sich kein Herzog oder Doge, oder auch Nobile, oder edler Venetianer, in den Sinn kommen lassen darf, die Freyheit nur zu

(*) Werk von den Gesetzen, B. 21. Cap. 3.

unterdrücken, geschweige sich auf den Thron zu schwingen, wenn er nicht diese Lust mit seinem Kopfe bezahlen will. Die Schweitzer werden so lange unüberwindlich bleiben, als der Gedanke der Freyheit ihr Blut beweget. In diesem freyen Staate hält man es für ganz überflüßig, eine zahlreiche Mannschaft auf den Beinen zu haben, und mit vielen Kosten zu erhalten. Man legt keine Festungen an; denn man weiß, daß auf das erste Zeichen, welches auf den hohen Bergen durch ein angezündetes Feuer gegeben wird, Mann vor Mann zur Beschützung seines Vaterlandes herbey eilet, und sein Blut für die edle Freyheit mit Freuden darbietet. Gleiche Hochachtung haben auch die Polen für ihre Freyheit, welche bey dem Adel so groß und übertrieben ist, daß ein jeder gleichsam einen König vorstellen will. Hat ein Polnischer von Adel gleich nichts mehr, als den Pflug in der Hand, so giebt ihm doch sein Säbel an der Seite das Recht, ein König von Polen zu werden, darauf er sich bey allen Reichsangelegenheiten was zu gute thut, und über das liberum veto so standhaft, als über seine Religion, hält. Aus diesen Vorrechten der Freyheit fließt auch die besondere Regierungsform, welche man in solchen Republiken findet; denn sie setzt, nach dem Urtheile des Montesquieu, die Eigenschaften, die Sitten, die Lebensart und die Religion der Völker zum voraus; und nach diesen Umständen kann die Freyheit bey einigen von gedachten Nationen bald größer, bald auch etwas eingeschränkter seyn, ungeachtet sie doch eine Art der Freyheit zum Grunde hat. Deutschland ist nicht weniger in diesem Stücke glücklich zu nennen, da die Gesetze des Reiches, und die ganze Verfassung, Hohen und Niedrigen die süssen Vortheile der Freyheit gönnen, welche sich auch Deutschland nie wird nehmen lassen. Es ist daher zwischen einem deutschen Reichsfürsten und Grafen, und einem französischen Herzoge oder Marquis,

ein gar großer Unterschied. Diese letztern gehen, nach Empfang der Lettre de cachet, in die Bastille, oder an den Ort, welcher ihnen zu ihrer Verweisung angewiesen ist; ein deutscher Reichsfürst und Graf hingegen, erwartet eine richtige Untersuchung seiner Sachen von dem Kaiser und den Reichsständen, ehe man seiner Person und seinen Ländern das Geringste anhaben kann. Aus dieser vorzüglichen Freyheit einer Nation muß vorzüglich ein geheimes Mißvergnügen und ein innerer Verdruß entspringen, wenn ein die Freyheit liebender Mensch unter einer Nation lebt, bey welcher er diese Vorzüge nicht findet. Ein Engländer wird sich nicht wünschen, in Frankreich beständig zu leben; denn er weiß, was für große Vortheile er in seinem Lande hat. Ein Holländer fürchtet sich unendlich vor dem spanischen und französischen Joche; und er wird eher Ost- und Westindien zu seinem Vaterlande machen, als seinen Hals unter ein solches Joch beugen. Ein an sich sonst armer Nobile, oder edler Venetianer, wird mit keinem französischen Marquis tauschen, wenn er ihm auch Ehre und Güter, unter der Bedingung, in Frankreich zu leben und zu sterben, abtreten wollte. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem Schweitzer. Die Freyheit ist ihm so heilig, als das goldene Vließ zu Colchis. Sein Aufenthalt in der Fremde dauert nicht länger, als bis er sich im Stande sieht, etwas schwerer in sein Vaterland zurück zu kehren, als er vorher aus demselben gegangen ist. Indessen gebe ich gern zu, daß zwischen Nationen, bey welchen ein Gleichgewicht der Freyheit und der Regierungsart ist, eine nähere Verbindung Statt haben könne, so, daß sich eine Nation gefallen läßt, der andern ihr Land zu einem wirklichen Aufenthalte zu erwählen. Alles dieses wird dadurch nicht aufgehoben, wenn man einwendet, daß gleichwohl so viele Deutsche in unsern Tagen in die entlegensten Länder gehen, wo ganz an-

dere Sitten, Regierungsform, Luft und Speisen sind. Denn, einmal muß man zugeben, daß sie solches entweder aus Verfolgung und Vertreibung ihres Glaubens wegen, oder aus großer Dürftigkeit, oder auch aus einer süssen Einbildung und leichtsinnigen Neugierde thun; wenn man sie aber hernach an dem Orte, wo sie sich nun aufhalten, frazen wollte, würden sie ganz anders sprechen. Die kläglichen Briefe, welche sie zurück schreiben, sind die besten Redner von dem Heimwehe, welches sie empfinden. Nun fehlt es ihnen an den Mitteln, eine so weite Rückreise zu thun; sie scheuen eine große Ungemächlichkeit und Lebensgefahr, welche sie überstehen müßten, und sehen sich also genöthigt, das Heimweh in der Stille zu verschmerzen. Man kann also von Leuten, welche sich gezwungen sehen in einem ihnen höchst unangenehmen Lande, und unter einer ihnen in allen Stücken ganz widrigen Nation aufzuhalten, keinen Schluß machen auf Personen, denen es frey steht, in einem solchen Lande zu bleiben, oder auch nach Belieben wieder nach Hause zu kehren. Bey den letztern kömmt es bloß entweder auf die physikalischen oder moralischen Ursachen an, welche ihnen eine Sehnsucht nach ihrem Vaterlande erwecken können.

Endlich kann auch die Liebe zu einer Religion, der man mit aufrichtigem Herzen zugethan ist, ein überaus starker Antrieb seyn, in einem Lande, welches eine gegenseitige Religion hat, das Heimweh zu bekommen. Die Religion hat in das Gemüth der Menschen einen durchdringenden Eindruck, daß ein Mensch derselben Gut und Blut aufopfern wird. Und je lebhafter und stärker die Ueberzeugung ist, welche ein Mensch von der Wahrheit der Religion, zu welcher er sich bekennt, hat, desto brennender wird auch der Eifer für seinen Glauben seyn, so, daß er sich weder durch zeitliche Vortheile, noch auch durch die grausamsten Verfolgungen davon wird abwendig machen lassen. Es ist

über-

überflüssig, diese große Wahrheit mit neuen Beweisgründen zu bestätigen, die uns sowohl die große Standhaftigkeit der ersten Christen, welche sie bey dem Bekenntnisse ihres Glaubens dargelegt haben, als auch die Beyspiele der heidnischen Völker, welche erst nach vielen Bemühungen die christliche Religion angenommen haben, noch vor Augen legen. Es wird also die in einem Lande herrschende Religion, einem Menschen von einer gegenseitigen allzeit eine starke Anreizung seyn, die Sehnsucht nach seinen Glaubensverwandten zu erwecken, und ihm ein solches Land, wenn auch Milch und Honig darin flößen, unangenehm und verabscheungswürdig zu machen. Hr. v. Montesquieu hat diese Sache sehr wohl eingesehen, und zugleich, nach seiner etwas freyen Denkungsart, gezeigt, daß die protestantische Religion bequemer für die freye Regierungsart, die katholische hingegen geschickter für die monarchische Regierung sey. Daß die katholische Religion wirklich die Unterthanen in eine Art der Knechtschaft setze, sieht man in Italien, Frankreich, Spanien und Portugal. Die blutige Inquisition, welche ehedem in gedachten Ländern war, und noch jetzt unter einem feinern Namen herrscht, entblößet dieselben von Einwohnern, und macht die Mitbürger dieser Staaten zu Sclaven der Geistlichkeit, welche sich an ihrem Blute belustiget, und von ihren Gütern bereichert. Ein Protestant ist in solchen Ländern fast vogelfrey, und er hat Ursache, entweder seine Religion zu verheimlichen, welches aber ohne Verletzung des Gewissens sehr schwer ist, oder sich, je eher je besser, nach seiner Heimath umzusehen, geschweige denn, daß er sich gar in solchen Ländern niederlassen sollte. In Polen und Ungarn ist man zwar in solchen Verfolgungen nicht so heftig, es sind aber doch die Protestanten daselbst mancherley Gefahr und Nachstellungen ausgesetzt, und sie müssen viele harte Anzüglichkeiten,

der Religion halber, mit verschmerzen. Es ist zwar in dortigen Landen den Protestanten die Freyheit ihrer Religion, durch die feyerlichsten Bündnisse und heiligsten Verträge versprochen; aber die Klagen, welche in vorigen Zeiten erhoben worden sind, und die noch immerfort dauern, lehren zur Genüge, wie viele Arten der Kränkungen und Drangsale sie leiden, und wie sehr man solche freye Religionsübung entweder einschränket, oder sie auch gar aufhebet. Nun kann es endlich wohl geschehen, daß Leute, welche in einem solchen Lande geboren, und dieser Bedrückungen schon gewohnt sind, sich solche gefallen lassen; demjenigen aber, der die Freyheit der Religion in seinem Vaterlande kennt, wird es höchst empfindlich seyn, sich unter einem solchen Volke, welches ihn des Glaubens wegen hasset, aufzuhalten. Die freye Religionsübung in seinem Lande, wird in ihm stets eine Sehnsucht nach Hause erwecken. Je mehr nun eine Religion von der andern abgeht, desto stärker wird auch die Anreizung zu seiner Rückkehr seyn. So sieht man, daß die Lutheraner und Katholiken in der Religion wesentlich von einander unterschieden sind, daher sie nicht wohl in Eintracht mit einander leben werden, wenn nicht die Landesgesetze beyden Theilen die freye Religionsübung verstatten. Hingegen werden Lutheraner und Reformirte weit eher in einer bürgerlichen Gesellschaft verträglich bey einander wohnen, weil beyde von dem Bekehrungs- und Verfolgungsgeiste sehr weit entfernt sind. Doch, hier kömmt es vornämlich auf die Verfassung eines Staates an, ob dieselbe allen drey Religionen gleiche Rechte in der Religionsfreyheit verstattet, wie es in Holland, England und in den meisten Ländern des deutschen römischen Reiches ist. Wo aber dieses nicht ist, oder eine Religion in einem Lande gar nicht geduldet wird, da ist es gar kein Wunder, wenn gegenseitige Religionsverwandte in einem solchen Staate das Heimweh

ankömmt. Diese freye Religionsübung, ohne eine Bedrückung deswegen zu erdulden, ist unstreitig die Ursache, daß das römische Reich, England und Holland beständig einen Ueberfluß an Leuten haben, welche sich daselbst niederlassen können, ohne in Furcht zu stehen, an ihrem Gewissen und Glauben gekränket zu werden. Es kann also diese Betrachtung einem Katholiken sowohl, als einem Protestanten, wenn sie sich in solchen Ländern aufhalten, welche die freye Religionsübung nicht verstatten, ein starker Bewegungsgrund seyn, in beyden die Sehnsucht nach ihrem Vaterlande zu erwecken. So weiß man, daß die Landesgesetze in Italien, Frankreich, Spanien und Portugal, verbieten, daß sich ein Protestant daselbst niederlassen könne; hingegen erlauben auch die Reichsgesetze in Schweden nicht, daß sich daselbst ein Katholik wesentlich aufhalten könne. Die Zeit seines Aufenthaltes ist auf sechs Monate gesetzt, nach deren Ablauf er Schweden verlassen muß. Die Königinn Christina hatte, nach ihrem Abfall zur römischen Kirche, hohe Zeit Schweden zu verlassen, und mußte nun in Rom ihre königliche Residenz aufschlagen, und sich mit hundert tausend Ducaten, welche ihr nicht einmal aus Schweden, sondern aus den pommerischen Provinzen gereichet wurden, zu ihrem Gehalte begnügen lassen.

Wenn man nun alle diese moralische Gründe entweder einzeln, oder in ihrem ganzen Zusammenhange, betrachtet, so wird man völlig überzeugt seyn, daß sie vor den physikalischen Ursachen des Heimweh̃es einen unendlich größern Vorzug haben.

Von der Nostalgia, oder dem so genannten Heimweh̃e und dem schweizerischen Kühreihen, s. Bresl. Samml. 3 Vers. 1718, S. 832 — 837; und 26 St. der Fränk. Samml. 1749, 8. S. 141, f.

Neue Erweiter. der Erkenntn. und des Vergn. 7 St. Fes. und L. 1753, 8. S. 3, fgg.

Pensées d'un allemand de Nostalgie, addressées à un de ses amis en Suisse. 1754, 4. 2 und ein halb. Bog.

Disser-

Dissertazione recitata nella Sacra Accademia Fiorentina dal D. G. P. nella quale si esamina, se le forze della immaginazione possano alcuna volta nelle malattie nostre la perduta sanità restituirci, st. im 2. Th. der Dissertazioni e lettere sopra varie materie da diversi illustri Autori viventi, in Firenze, 1750, 8. S. 131 — 153, und handelt insonderheit vom Heimweh.

Sur la Nostalgie, ou maladie du pays: Article tiré du 10 vol. de la Collection academique, st. in No. 16 der Gaz. salut. d. J. 1773.

De Nostalgia, s. *Jo. Frid. Cartheuser* diss. prima de morbis endemiis, Erf. V. 1768, 4. §. 15 — 18, S. 25 — 50.

Jo. Jac. Harder diss. de Nostalgia, vulgo Heimwehe, oder Heimsehnsucht. Basil. 1678, 4. 2 und ein halb. B. recus. 1745.

Jo. Ge. Hoyeri obs. de Nostalgia, st. in Act. phys. med. Acad. N. C. Vol. III. Obs. 19.

Jo. Jac. Scheuchzer diss. de Nostalgia Helveticorum, st. in Commentar. Acad. Bononiens. To. 1. Bonnon. 1731, 4. S. 307, fga.

D. übers. u. d. T. Abhandlung von dem Heimwehe, im 1. Th. des allgem. Magaz der Nat. Kunst und Wiss. 1753, gr. 8. S. 222 — 234.

Theod. Zwingeri diss. de Pathopatridalgia. Basil. 1714.

Heimath, (*) (die) im g. L. und der vertraulichen Sprechart, der Ort, das Land, wo Jemand daheim ist, d. i. sein Geburtsort, sein Vaterland. Gott, der mich von meiner Heimath genommen hat, 1. Mos. 24, 7.

Heimbze, ein Kornmaß; s. Heimzen.

Heimchen, s. Grille.

Heimer, das Heimersitzen; s. Heim-Bürge.

Heimisch, ein im Hochdeutschen, außer der Zusammensetzung einheimisch, unbekanntes, im Oberdeutschen aber noch gangbares Wort.

Es

(*) Bey dem Notker Heimod und Heimuod, bey dem Tschudi Heimen, bey dem Pictorius Heimand, im Holländ. Heymer, im Nieders. nur Heime, und im Dän. Hiem. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die letzte Sylbe aus der Endung de entstanden, wie schon Frisch behauptet hat, indem dieses Wort im g. L. vieler Gegenden wirklich Heimde geschrieben und gesprochen wird. Otfried braucht dafür mit einem andern Suffixo Heiminge. In einigen Gegenden ist es ungewissen Geschlechtes, welches es auch bey dem Frisch hat. Ein Mann verlässet sein eigen Heimat und hänget seinem Weibe an, 3 Esr. 4, 20.

Es bedeutet daselbst, 1. was im Hause ist, sich in Wohnhäusern aufhält. Heimische Mäuse, Hausmäuse, im Gegensatze der Feldmäuse. Heimische, arme Leute, Hausarme.

2. Zahm, wofür auch heimlich üblich ist. Heimische Thiere, zahme.

3. Einheimisch, im Gegensatze dessen was fremd ist. Vermuthlich gehören hieher auch die heimischen Trauben in Sachsen und Franken, welche eine Art grüner Weintrauben sind, den elbingischen Trauben gleichen, und so wie sie, hell, dünnschälig und wässerig sind, und daher auch leicht faulen.

Heimlich, (*) ist in einer doppelten Hauptbedeutung üblich:

1. So fern es zunächst von Heim, das Haus, abstammet, bedeutet es:

1) Was sich in einem Hause befindet, zu demselben gehört, und in weiterer Bedeutung, was aus einer und eben derselben Heimath ist, wofür in dem erstern Falle im Oberdeutschen auch heimisch üblich ist. Heimliche Thiere, Hausthiere. In den deutschen Bibeln vor Luthern werden daher auch die Hausbedienten, Hausgenossen, die Heimlichen genannt.

2) Figürlich. (a) Verwandt, in welcher es ehedem in Niedersachsen sehr üblich war. Like hemelik, gleich nahe verwandt, in den bremischen Statuten. Siehe Oheim. (b) Vertraut, wie Leute, die zu einer Familie, zu einem Hause gehören, gegen einander zu seyn pflegen. Den armen was er haimleich, in dem alten Gedichte auf Carl's Feldzug bey dem Schilter. Schwed. hemlig, Lat. familiaris, von welchem es eine buchstäbliche Uebersetzung ist. Besonders wurde es ehedem (c) häufig von denjenigen Dienern, Ministern und

(*) Dieses Wort lautet im Niederf. hemelik, im Dän. hemmelig, und im Schwed. hemlig.

und Beamten eines Fürsten gebraucht, denen er sich und seine Geschäfte zunächst anvertrauete, welche vor andern einen Theil seines Hauses ausmachten, daher sie auch im mittlern Lat. Domestici und Familiares hießen. Daher ein heimlicher Rath, ein heimlicher Schreiber, ein Heimlicher, in den mittlern Zeiten so oft für einen geheimen Rath, geheimen Secretär und vertrauten Minister vorkömmt. Pharao nennte Joseph den heimlichen Rath, 1 Mos. 41, 45. David machte den Benaja zum heimlichen Rath, 2 Sam. 23, 23. 1 Chron. 12, 25. In den folgenden Zeiten, wo diese Bedeutung unbekannt wurde, oder das Wort heimlich etwas Niedriges bekam, brauchte man dafür das in diesem Falle ganz unschickliche geheimer Rath, geheimer Minister u. s. f. welches nicht einen vertrauten, sondern eigentlich einen verborgenen Minister bezeichnet. (d) Zahm, von Thieren, wie solche Thiere zu seyn pflegen, welche sich in den Häusern und um den Menschen aufhalten, in welchem Verstande es im Oberdeutschen noch völlig gangbar ist. Heimliche und wilde Thiere, Buch der Nat. 1483. Im mittlern Lat. domesticus, wo auch domesticare, zähmen bedeutet. Selbst unser zahm scheint durch Vertauschung des Hauchlautes mit dem Zischlaute davon abzustammen. (e) Sicher zu wohnen, sicher an einem Orte zu bleiben, besonders in Ansehung der Gespenster, noch häufig im Oberdeutschen. Es ist hier nicht heimlich. (f) Gütig, gnädig, freundlich; in welchem Verstande es bey den schwäbischen Dichtern mehrmals vorkömmt. (g) Heiter, fröhlich; besonders in Schlesien.

Doch in allen diesen Bedeutungen ist es im Hochdeutschen veraltet, wo man es,

2. Nur noch braucht, so fern es zunächst von dem alten hemen, bedecken, verbergen, abstammet, wo es überhaupt etwas, das verborgen wird, oder verborgen

wer-

werden soll, bedeutet, sowohl so fern es ohne anderer Beyseyn, als auch so fern es ohne ihr Wissen, und auf eine ihnen verborgene Art und Weise ist und geschieht. Ein heimlicher Ort, ein heimlicher Winkel, ein heimlicher Gang, eine heimliche Treppe. Das heimliche Gemach, weil man es gemeiniglich den Augen anderer zu entziehen pflegt; im Weichbilde die Heimlichkeit. Heimliche Oerter, heimliche Theile des Leibes, welche der Wohlstand zu verbergen befiehlt. Heimliche Waffen bey sich führen. Eine heimliche Liebe, ein heimliches Verständniß, heimliche Sünden. Ein heimliches Anliegen haben. Wir haben nichts Heimliches. Ihr Auge verräth einen heimlichen Gram. Imgleichen als ein Nebenwort. Sich heimlich davon schleichen, ohne daß es andere gewahr werden. Sich heimlich verbergen. Jemanden etwas heimlich offenbaren. Heimlich zu etwas Befehl haben. Etwas heimlich mit Jemanden verabreden. Etwas heimlich halten. Sich heimlich halten, sich vor andern verborgen halten. Jemanden heimlich nachstellen. Heimlich klagen, seufzen, weinen, sich freuen.

In diesen und wohl allen übrigen Fällen hat heimlich etwas niedriges an sich, wenigstens muß es in der Würde dem geheim nachstehen; daher man es am sichersten noch da braucht, wo von einer unerlaubten, oder unanständigen Sache die Rede ist. Dieß ist vermuthlich auch die Ursache, warum das Unschickliche dieses Wortes in folgenden Stellen einem feinen Gehöre sogleich merklich wird. Gottes heimlicher Rath, Hiob 15, 8. Das heimliche Gericht Gottes, Weish. 2, 22. Die heimliche Wissenschaft. Zum heimlichen Gebrauche des Landesherren. Wo geheim der Würde des Gegenstandes weit angemessener ist.

Indessen findet ausserdem noch ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen heimlich und geheim statt. Dieser rührt von dem Suffixo — lich in dem erstern Worte her, welches zunächst eine Aehnlichkeit bezeichnet, so daß heimlich eigentlich etwas bedeutet, was einem geheimen Dinge ähnlich ist, oder

was geheim, verborgen gehalten wird, und, adverbialiter, auf eine geheime verborgene Art; dagegen geheim verborgen selbst bedeutet. Man sagt daher auch aus diesem Grunde nicht richtig, alles was heimlich ist, wissen, Weish. 7, 21. sondern was geheim ist; nicht richtig, die heimlichen Gerichte Gottes, sondern geheimen, weil sie nicht bloß verborgen gehalten werden, sondern an und für sich selbst verborgen sind; nicht eine heimliche Wissenschaft, so fern sie an und für sich unbekannt und verborgen ist, sondern eine geheime; nicht heimlich bleiben, sondern geheim; nicht das Heimliche an den Tag bringen, 2 Macc. 12, 41. Hingegen ist heimlich halten und geheim halten, von Sachen gleich richtig, weil halten in dem zweyten Falle so viel als erhalten ist, und so viel bedeutet, als eine Sache in dem verborgenen Zustande erhalten, worin sie sich befindet.

Heimlichkeit, (*) von dem vorigen Bey- und Nebenworte.

1. Der Zustand, da man eine Sache geheim zu halten, vor andern zu verbergen bemühet ist. Die Wohlthätigkeit, welche den Dürftigen so schön zu finden, und mit so glücklicher Heimlichkeit ihm zu helfen weiß.

2. Eine heimlich gehaltene Sache, besonders von solchen Dingen, welche man der Ehre, des Wohlstandes wegen heimlich hält. Nach eines Heimlichkeiten forschen. Alle Heimlichkeiten offenbaren, alle Anekdoten. Jemanden seine Heimlichkeit offenbaren. In einigen Gegenden wird auch der Abtritt oder das heimliche Gemach die Heimlichkeit genannt; s. das vorige. Zuweilen, aber nicht im Hochdeutschen, auch ohne diesen Nebenbegriff. Der verrieth den Feinden alle Heimlichkeit, 2 Macc. 13, 21. wo es verborgen gehaltene Sachen überhaupt bedeutet.

Aus dem vorigen erhellet, daß Heimlichkeit eigentlich keine an und für sich verborgene Sache bedeuten könne, wie Geheimniß, so fern nicht zugleich angedeutet werden soll, daß sie vorsetz-

(*) In dem Schwabenspiegel nur das Heimlich.

vorsezlich geheim gehalten werde. Indessen fehlt es nicht an Beyspielen des Gegentheiles, welche aber im Hochdeutschen niedrig klingen.

So fern heimlich zunächst von Heim, das Haus, abstammet, bedeutete Heimeligkeit in Nieders. ehedem auch das Beysammenwohnen in einem Hause, imgleichen den nächsten Grad der Verwandtschaft.

Heinzen, (der) die Heimbze, ein nur in einigen Gegenden, z. B. in Meißen; auf dem Lande, besonders bey Lieferung des Zinsgetreides übliches Maß, welches nach dem Dresdner Maße $\frac{3}{4}$ eines Scheffels und $3\frac{1}{2}$ Mäßchen hält. Gemeiniglich aber werden 5 Heinzen für 4 Dresdner Scheffel gerechnet. Siehe Himten, mit welchem Worte es verwandt ist.

Nach Ludovici ist die Heimbze ein in Merseburg gebräuchliches Maß, deren 2 einen Scheffel machen, eine Heimbze aber 8 Metzen.

1. **Heinrich**, ein alter deutscher Mannsname, der im Lat. Henricus, und im Fr. Henri, lautet, und immer noch ungewissen Ursprunges ist, obgleich Hain, Wald, und — rich, entweder so fern es die gewöhnliche männliche Endung ist, oder auch, so fern es reich bedeutet, vielleicht den nächsten Anspruch darauf machen können. Nach Anderer Meinung soll es so viel heißen, als Heimrich, d. i. in seinem Hause reich.

Im q. L. lautet dieser Name Heinz, und im Nieders. abgekürzt Hein. Die Namen Hezil, Hezzo, Hezzin, Heisso, Isso, welche in den mittlern Zeiten so häufig vorkommen, sind auch nichts anders als verderbte Aussprachen oder Diminutiva desselben. Viele glauben auch, daß der alte Name Erich, Schwed. Erik, der im Nieders. noch jezt Ehrke und Erke lautet, von demselben abstamme.

2. **Heinrich**, ein Name verschiedener Pflanzen. 1. Einer Art des Gänsefußes, welche auf den Ruinen, an den Wegen und Dörfern wild wächst, und wegen ihrer eröffnenden und kühlenden Kraft, daher sie zu Klystieren und Umschlägen gebraucht wird, guter Heinrich genannt wird; Chenopodium bonus Henricus *Linn.*

An andern Orten heißt sie stolzer Heinrich, Dän. Stolt-Händrik, Norw. Stolten Henrich, Engl. good Henry; an andern Orten Feld- oder wilder Spinat, Allgut; s. unter Spinat.

2. Das im V. Th. S. 320, fgg. beschriebene Bingelkraut, Mercurialis *Linn.* wird in einigen Gegenden im Gegensatze der vorigen Pflanze böser Heinrich, an andern Orten die böse Blume genannt, weil sie ein schädliches Unkraut ist. Von andern wird unter böser Heinrich, die wilde Berg- oder Wald-Niesewurz, Serapias latifolia *L.* verstanden; s. Helleborinkraut.

Es ist nicht glaublich, daß diese Benennung mit dem vorigen eigenthümlichen Namen einige Verwandtschaft haben sollte, obgleich ihr Ursprung mehr auszumachen seyn möchte. Vielleicht stammet sie von Heim ab, weil beyde Pflanzen gern an den Heimen, d. i. Zäunen und Dörfern wachsen. Vielleicht auch von Hain, ein Wald.

3. Heinrich, ein chymischer Ofen; s. Heinz 2.

Heinrich d'or, s. *Henri d'or.*

Heinrichs-Nobel, eine ehemalige engländische Goldmünze; s. unter Nobel.

Heint, ein veraltetes Nebenwort der Zeit, so aus heute verderbt ist, und ehedem theils für dieses Nebenwort überhaupt, theils auch in engerer Bedeutung von der vorigen Nacht gebraucht wurde, als wenn es aus heute Nacht zusammen gezogen worden. Heint als die dunkeln Schatten u. s. f. in dem bekannten Kirchenliede. Bey dem Ottfried hinaht.

1. Heinz, der zusammen gezogene eigenthümliche Name Heinrich; s. denselben.

2. Heinz, ein nur noch in einigen Fällen und Gegenden übliches Wort.

1. In dem sächsischen Erzgebirge werden die Zugochsen, dem Melzer bey dem Frisch zu Folge, Heinzen genannt.

2. In dem Bergbaue wird ein sehr einfaches Röhrwerk, wodurch das Wasser vermittelst eines eisernen

Sei-

Seiles und der daran hängenden Taschen aus der Tiefe gezogen wird, ein Heinz, eine Heinzenkunst, sonst aber auch ein Hängeseilkunst, genannt. Siehe auch Taschen-Kunst.

Es ist das älteste unter den im Bergbaue üblichen Kunstzeugen, und wird bald Heinitz, bald auch Henitz und Hönitz geschrieben und gesprochen.

3. In der Chymie führt ein Zugofen, welchen man voll Kohlen führet, daher er kein so häufiges Nachsehen erfordert, als ein anderer, den Namen des faulen Heinzen, vermuthlich weil er nur schwach zieht. Bey einigen heißt er der faule Heinrich, vermuthlich, weil man das Wort Heinz nicht verstanden, und es irrig für den verkürzten eigenthümlichen Namen gehalten. Sonst führt er den Namen Athanor, unter welcher Benennung ich ihn im II. Th. S. 624, f. beschrieben habe.

Frisch führt aus dem Tschudi das Zeitwort heunzen an, welches daselbst vor Gericht ziehen bedeutet. Hat dieses ehedem ziehen überhaupt bedeutet, so ist es wahrscheinlich das Stammwort von Heinz in allen diesen drey Bedeutungen, weil das Ziehen in allen der herrschende Begriff ist. S. Heinzelbank, und die folgenden. Indessen steht es dahin, ob es in der ersten Bedeutung, da es von Zugöfen gebraucht wird, nicht etwa eine Art des eigenthümlichen Namens ist, dergleichen man auf dem Lande dem Viehe mehrmals zu geben pflegt. Zur zweyten Bedeutung gehört, daß die Stange an einem Ziehbrunnen, woran der Eimer hinab und herauf gezogen wird, an einigen Orten der Hengst, und im Schwed. Hink genannt wird, vielleicht aus eben dieser Quelle, obgleich Ihre es von hwika, wanken, ableitet.

Heinze, (die) scheint an einigen Orten eine Benennung der Bienen zu seyn. Wenigstens werden die Feldbienen, in einigen Gegenden Waldheinzen genannt.

Etwa von Hain, Heinz, ein Haz? siehe Heinzerlein. Oder von dem alten Hans, ein Gesell, Genoß, und Hansa, eine Vereinigung mehrerer, welche Bedeutung Wachter auch dem veralteten Zeitworte heimen beylegt? Das Angels. Imme, Biene, wird von einigen gleichfalls von diesem Zeit-

Worte hergeleitet, welches alsdann mit dem Griech. ἅμα, zugleich, sehr deutlich überein kömmt. Ein leer gelassener Bienenstock mit noch vollem Werke heißt in Niedersachsen ein Hänker.

Heinzelbank, in einigen Gegenden, die Schnitzbank, nicht, wie Frisch glaubt, wegen der Aehnlichkeit des dicken beweglichen Kopfes, mit einem Ochsenkopfe; s. Heinz 2, sondern vermuthlich, so fern sie sonst auch die Ziehbank genannt wird, weil das Schneiden auf derselben mit einem Ziehen verbunden ist. Siehe Heinz 2. Anm.

Heinzelmännlein, im gem. Leben, eine Benennung des Alrauns, Mandragora, weil, wie Frisch vermuthet, diese zum Aberglauben gemißbrauchte Wurzel, durch einen Hund aus der Erde gezogen wird. Siehe Heinz 2. Anm.

Heinzenkunst, s. Heinz 2.

Heinzenseil, in dem Hüttenbaue, das eiserne Seil oder die Kette, vermittelst deren die Blasebälge gezogen werden. Ohne Zweifel auch von dem veralteten heinzen, ziehen. Siehe Heinz 2. Anm.

Heinzerlein, (das) eine in einigen Gegenden, z. B. im Hennebergischen, übliche Benennung der Frucht des Hagedornes, der um deswillen daselbst auch Heinzerleinsdorn genannt wird.

Hier ist ohne Zweifel aus Hein, Hahn, Wald, verderbt. Siehe Hagedorn. Aus einer vermuthlich ähnlichen Verderbung heißen die Hagebutten an andern Orten Kunze und Schlafkunze.

Heirath, s. Henrath.

Heisch, s. Heiser.

Heischbrief, in einigen oberdeutschen Gegenden, offene Briefe, wodurch die Unterthanen zu etwas geheischet, d. i. zusammen gefordert, aufgefordert werden.

Heischen, (*) begehren, verlangen, bitten, fordern.

Ich

(*) Es ist ein sehr altes Wort, welches noch im Oberdeutschen gangbar ist, und überhaupt, verlangen, und dieses Verlangen an

Ich wills geben, wie ihrs heischet, 1. Mos. 34, 12. Die jungen Kinder heischen Brod, Klagel. 4, 4. Im Hochdeutschen ist es veraltet, außer, daß es noch zuweilen von den Dichtern im Andenken erhalten wird.

Heiser, (*) rauh, dumpfig, doch nur von der Stimme, welche diese fehlerhafte Eigenschaft durch verschiedene Veranlassungen zuweilen erhält. Heiser seyn oder werden. Eine heisere Stimme haben. Sich heiser reden oder schreyen. In den gemeinen Mundarten lautet es heisch, welches sich auch zuweilen in die edle Schreibart mit einzuschleichen pflegt. Mein Hals ist heisch, Ps. 69, 4.

Daher die Heiserkeit, die fehlerhafte Beschaffenheit der Stimme, da sie heiser oder rauh ist.

Die Heiserkeit, Griech. und Lat. Branchus, Raucedo, Raucitas, Ravis, Fr. Enrouement, Enrouure, oder die Rauhigkeit in der Luftröhre, da die unter der Rede aus den Lungen gestoßene Luft ganz rauh und dumpfig klingt, entsteht nach Gelegenheit, von scharfer, feuchter und nebeliger Luft, vom starken Schreyen, Weinen, vielen Reden, von Erkältung, vielem Weintrinken, Entzündung der Sprachwerkzeuge, u. s. f. Der höchste Grad derselben ist die Sprachlosigkeit, welche sich gemeiniglich bey den mit der Lustseu-

an den Tag legen bedeutet, daher Ottfried eiskon auch für wünschen braucht. Bey eben demselben bedeutet es auch forschen, fragen, wie das Angels. aſcian, aeſcian, ahſian, und das Engl. ask, fragen. Im Nieders. ist esken, eschen, gleichfalls bitten, verlangen, fordern; ein Amt eschen, darum anhalten, bitten, im Dän. ædske, im Schwed. aeska, im Griech. αἰτέω. Unser heissen ist genau damit verwandt, daher auch bey dem Opitz für verheissen mehrmals verheischen vorkömmt. Im Oberdeutschen wird auch in einigen Gegenden wirklich heissen für heischen, fordern, gesagt.

(*) Bey dem Notker nur heis', bey dem Hornegk aber schon hayser, im Nieders. heestrig, im Angels. has, im Engl. hoars, im Schwed. hees, im Isländ. haes, im Dän. hæs. Im Nieders. ist dafür auch demsig üblich. Heiser reden, heißt in Baiern grigeln.

che behafteten findet. Nachdem die Ursache dieses Zufalles ist, ist derselbe leichter oder schwerer zu heben. In den meisten Fällen bedient man sich der Milch, wie auch der Eyerdotter, oder einer andern Emulsion mit Nutzen. Sonst ist auch warme Habergrützbrühe, das Einathmen des Dunstes von heißem Wasser, und die Wärme überhaupt, ein gutes Hausmittel dafür.

Heiß, (*) Hitze, d. i. einen hohen Grad der Wärme habend.

1. Eigentlich. Das Eisen ist heiß. Heißes Eisen, heißes Wasser, ein heißer Stein. Die Sonne scheint heiß. Es ist heute ein heißer Tag. Ein heißer Sommer. Den Ofen heiß machen, ihn heizen. Heiße Stuben sind ungesund. Jemanden die Hölle heiß machen, sie ihm als heiß vorstellen, sein Gewissen rühren, und in weiterer Bedeutung, ihm Angst verursachen. Heiße Thränen weinen, weil die Thränen bey einem hohen Grade der Leidenschaft wärmer sind, als gewöhnlich; aber nicht, heiß weinen, wie es Tob. 12, 12. heißt. Ingleichen eine innere Hitze empfinden. Den Menschen ward heiß für grosser Hitze, Offenb. 16, 9. Im g. L. auch für geschmolzen. Heiße Butter, zerlassene. Heißes Bley, geschmolzenes.

2. Figürlich. 1) Von verschiedenen Gemüthsbewegungen und Leidenschaften gebraucht, zeigt es einen hohen Grad ihrer Lebhaftigkeit an, obgleich einen etwas geringern als brennend und feuerig. Eine heisse Andacht, Hos. 7, 6. 7. Ein heißes Verlangen, eine

(*) Bey dem Oefried, Notker und Willeram heiz. Andere Mundarten haben statt des Zischlautes ihr gewöhnliches t, wie das Nieders. heet, das Angels. hat, das Engl. hot, das Dän. heed, das Schwed. het. Es ist seinem Ursprunge nach ein sehr altes Wort, welches zu dem alten Eit, Feuer, und eiten, feuern, zu Heiter, Esse, dem Griech. αἴθος, Hitze, dem Lat. Aestus, u. a. m. gehört. Siehe Heizen, Hitze hitzig, Hetzen.

eine heiße Begierde haben. Heiße Seufzer. Die heißesten Bitten eines Freundes. Eine heiße Liebe. Heiß vor der Stirne seyn, im g. L. leicht zornig werden, hitzig seyn. 2) Von einer Stadt, in welcher die Lebensmittel theuer sind, sagt man im g. L. sie habe ein heißes Pflaster.

Heiß=grätig, ist nur im g. L. einiger Gezenden üblich. Heißgrätige Erze, im Berg= und Hüttenbaue, welche strengflüssig sind, und viele Ofenbrüche und Schlacken machen. Im Landbaue einiger Gezenden, z. B. im Hennebergischen, wird ein dürrer unfruchtbarer Boden, welcher nichts trägt, heißgrätiges Land genannt.

Heiß=Hunger, ein heißer Hunger, hoher Grad des Hungers, besonders als eine Krankheit betrachtet, ein widernatürlicher Hunger, alles mit der größten Begierde zu sich zu nehmen. Der höchste Grad desselben ist der Hundshunger. Siehe Hunger.

Daher heißhungerig, in einem hohen Grade hungerig. Imgleichen mit dem Heißhunger, als eine Krankheit betrachtet, behaftet und darin gegründet. Niederf. hungerectsk, grithüngerig, von dem alten Grit, Begierde, Geiz.

Heißen, (*) ist in doppelter Gestalt üblich

(*) Heißen, in den alten oberdeutschen Mundarten heizzen und heizen, in den nordischen Mundarten und Sprachen heten, heran, ist in seinen heutigen Bedeutungen nur noch ein geringes Ueberbleibsel der vorigen Zeiten, wo es sagen, reden, sprechen, bejahen, versichern u. s. f. bedeutete, und wovon einige Bedeutungen noch in heischen und verheißen übrig sind. Es gehört zu dem alten chedan, quedan, reden, sagen, welches in unsern ältesten Denkmälern so häufig angetroffen wird, und in manchen Gegenden noch nicht ganz veraltet ist. Das Lat. ciere und citare, das alte Lat. cedere, welches ehedem sagen bedeutete, das Wend. Kasam, kasa, ich befehle, das Russ. Vkasa, ein Befehl, und viele andere müssen mit demselben billig als gesellschaftliche Abkömmlinge von einem weit ältern Stamme angesehen werden.

I. Als ein Aktivum, welches jetzt nur in folgenden Fällen vorkömmt.

1. Für nennen, sowohl einen eigenthümlichen Namen geben, und dabey rufen, und anreden, als auch mit einer Ausdrückung einer Eigenschaft anreden. Es erfordert alsdann einen doppelten Accusativ, sowohl der Person, als der Sache oder des Namens. 1) Einen eigenthümlichen Namen geben oder beylegen, nennen. Adam hieß sein Weib Heva, 1. Mos. 3, 20. Imgleichen bey diesem Namen anreden. Wir heißen ihn nur Peter. In Gestalt eines Reciproci, ich heiße mich Orest, an statt des Neutrius, ich heiße Orest, ist es im Hochdeutschen ungewöhnlich. 2) Mit Bezeichnung einer Eigenschaft anreden. Jemanden Du heißen, du zu ihm sagen, ihn mit du anreden. Er heißt mich Sie. Jemanden kurz und lang heißen, im g. L., ihm allerhand Schimpfnamen geben. Jemanden willkommen heissen, willkommen zu ihm sagen, ihm zu seiner Ankunft Glück wünschen. 3) Figürlich, im g. L. und der vertraulichen Sprechart, drückt es die Verwunderung über den hohen Grad einer Sache aus, wo es aber nur in der ersten einfachen Person des Präsens üblich ist. Das heiß ich schlafen! das verdient doch den Namen des Schlafes. Das heiß ich getrunken! Das folgende Neutrum wird auf eben dieselbe Art gebraucht. 4) Etwas gut heißen, erklären, daß etwas gut, d. i. seinem Endzwecke gemäß sey, doch nur von Handlungen. Ich kann dein Verfahren nicht gut heißen. Im Oberdeutschen hat man auch den Gegensatz übel heißen, für mißbilligen, welches aber im Hochdeutschen ungewöhnlich ist.

Das Passivum kömmt in der lezten Bedeutung häufig, in der 3ten gar nicht, und in den beyden ersten nur selten vor. In dieser ganzen Bedeutung des Nennens lautet es bey dem Tatian heizzen, im Nieders. heten, im Angels. hatan, im Engl. hight.

2. Befehlen, wo es doch nur von einem mündlichen Befehle, und sowohl im schärfsten Verstande von Obern gebraucht wird, wenn sie ihren Willen Niedrigern mündlich bekannt machen, als auch in gelinderer Bedeutung, von gleichen Personen, wenn sie sagen, daß etwas geschehen soll. Es wird alsdann auf doppelte Art gebraucht.

(1) Mit zwey Accusativis, einem der Person und dem andern der Sache, welcher letztere am häufigsten ein Fürwort ist. Höre, was ich dich heiße, 1. Mos. 27, 8. was ich dir befehle. Wer hat dich das geheißen? Zuweilen aber auch ein Nennwort. Wer heißt dich solche Sachen? Ich habe ihn das Betragen nicht geheißen. Oft steht auch nur die vierte Endung der Sache allein. Ich heiße es nicht, und wehre es nicht.

(2) Oft wird die vierte Endung der Sache von einem Zeitworte vertreten, welches alsdann im Infinitivo ohne zu steht, wie auch bey den Wörtern dürfen, finden, helfen, sehen, hören, lassen, lehren, lernen, u. s. f. üblich ist. Daselbst hießen uns singen, die uns gefangen hielten, Ps. 137, 3. Wer heißt dich so frey seyn?

In dieser ganzen thätigen Bedeutung schickt sich heißen besser für die vertrauliche Sprechart, als für die edlere und höhere, wo man in der ersten Bedeutung lieber nennen, und in der zweyten befehlen oder andere schicklichere Ausdrücke gebrauchen wird. Indessen lautet es auch in der Bedeutung des Befehlens schon bey dem Ottfried und Notker heizzen.

II. Als ein Neutrum, welches das Hülfswort haben bekömmt.

1. Gesagt werden, in unpersönlicher Gestalt. Es heißt, man sagt. Es hat schon lange geheißen, daß er kommen wird. Es heißt für gewiß, ein oberdeutsches Blümchen, für: man versichert.

Diese Bedeutung ist noch ein Ueberbleibsel des ehemaligen weitern Gebrauches des Activi, da es sagen, sprechen, überhaupt bezeichnete.

2. Genannt werden, einen Namen haben.

(1) Eigentlich mit dessen ausdrücklichen Meldung, es sey nun ein eigenthümlicher Name, oder die Bezeichnung eines Dinges vermittelst einer Eigenschaft; wo es einen doppelten Nominativ erfordert. Abrahams Weib hieß Sara, 1. Mos. 11, 29. Wie heißt das auf Deutsch?

(2) In weiterer und figürlicher Bedeutung a) Bedeuten, ein Zeichen, ein Ausdruck eines Begriffes, eines Dinges seyn. *Liber* heißt ein Buch. Wo es sehr häufig die Erklärung eines vorher gegangenen Wortes oder Satzes begleitet. Ein Kunstwerk ist desto schöner, je vollkommener es ist, das heißt, je mehr es Theile hat, und je mehr alle diese Theile zum Zwecke beytragen. b) Auf sich haben, Folgen haben, von Folgen seyn; wo zuweilen ein unnöthiges zu vor dem Infinitivo eingeschoben wird. Ich will ihm weisen, was das heißt, wegzugehen und nicht zu bezahlen. c) Was soll das heißen? im g. L., warum geschieht das? d) Steht es oft für seyn, wenn ein Satz als völlig gleichbedeutend mit dem andern bezeichnet werden soll. Das heißt unser ganzes Geschlecht beschimpft, dadurch wird unser ganzes Geschlecht beschimpft. e) Besonders mit Nachdruck, seine Verwunderung an den Tag zu legen. Das heißt Großmuth! das heißt Freundschaft! das ist Großmuth, verdient doch den Namen der Großmuth. Das heißt Angst ausgestanden!

So wie hier und in der vorigen Bedeutung heißen für seyn steht, so pflegte man ehedem auch Name für Person zu gebrauchen, welches besonders auch von dem zu heißen gehörigen ehemaligen Hauptworte Heit gilt.

Heister, (der oder die) ein nur im Nieders. übliches Wort, wo es bald einen jeden jungen Baum Laubholzes, bald aber nur einen jungen noch biegsammen Eich- oder Buchbaum bedeutet.

Heit, ein außer der Zusammensetzung veraltetes Wort, welches ehedem eine Person bedeutete, da es dann sowohl im männlichen als weiblichen Geschlechte vorkömmt, der Heit und die Heit. Adelheid, eine freye Person, scheint gleichfalls hieher zu gehören; siehe Heide 4. Figürlich bedeutete es ehedem auch den Stand einer Person, und in weiterer Bedeutung eines jeden Dinges. Jetzt ist es in dieser Gestalt veraltet, wo man es nur noch als eine Endsylbe vieler Hauptwörter weiblichen Geschlechtes antrifft, denen es die jetzt gedachten Bedeutungen mittheilt.

Heitscheffel, ein im Herzogthum Schleswich auf der Geest, d. i. auf dem hohen Lande, übliches Flächenmaß, welches 6 Schipp, oder 144 Quadratruthen, an andern Orten aber 240 Quadratruthen enthält.

Es steht dahin, ob dieses Wort nicht vielmehr Heidescheffel geschrieben werden müßte, da es dann zu Heide, ein dürres, unfruchtbares Land, gehören würde. In den Marschen, d. i. niedrigen Gegenden, werden die Ländereyen nach Dematen berechnet.

Heiter, (*) klar, hell. 1. Eigentlich, wo es doch nur von der Luft und dem Dunstkreise gebraucht wird, im Gegensatze des trübe. Eine heitere Luft, welche durch keine Dünste verdicket und verdunkelt wird. Ein heiterer Himmel, den keine Wolken noh Dünste verdecken. Heiteres Wetter. Ein heiterer Tag. Heitere Nächte im Winter, helle Nächte.

2. Figürlich. 1) Eine heitere Stimme, welche nicht heiser oder rauh ist. 2) Für deutlich, doch nur im

(*) Nach Hrn. Rath Adelung gehört dieses Wort zu dem alten Eir, Feuer, und eiren, brennen, leuchten, und wurde also ursprünglich hell im weitesten Umfange der Bedeutung heißen. Es ist aber wohl unstreitig aus dem Griech. αἰθήρ, entstanden: denn es hat so gar die nämliche Bedeutung, die das alte griechische Wort hat, und ist bloß von der reinen Himmelsluft zu gebrauchen.

im Oberdeutschen. Ein heiterer Beweis, eine heitere Wahrheit. Sich etwas heiter (klar und deutlich) vorbehalten. 3) Von dem Zustande des Gemüthes, mit keinem Kummer, von keinen unangenehmen Empfindungen beladen, und in diesem Zustande des Gemüthes gegründet. Ein heiteres Gemüth. Ein heiteres Gesicht. Seine Seele ist immer heiter, so wie seine Miene.

Daher die Heiterkeit, der Zustand eines Dinges, da es heiter ist, in allen Bedeutungen des Beywortes. Die Heiterkeit des Himmels, der Luft, des Gemüthes. Die Heiterkeit eines guten Gewissens. Bey dem Victorius auch die Heitere.

Und Heitern, heiter machen, welches aber nur in den Zusammensetzungen aufheitern, ausheitern und erheitern üblich ist.

Heiter-Nessel, ein Name der Brennnessel; s. Nessel.

Heizen, heiß machen, doch nur von Oefen, und Zimmern, vermittelst der Oefen. Den Backofen heizen. Feuer in demselben anmachen, und ihm die gehörige Hitze geben. Wenn von Zimmern die Rede ist, braucht man das Wort Ofen nicht, sondern sagt nur, ein Zimmer, eine Stube, einen Saal heizen, ihnen durch Heizung des Ofens die nöthige Wärme mittheilen. Ein geheiztes Zimmer. Daher die Heizung. Siehe Einheizen, Heiß und Hitze.

Bey dem Kalfatern der Schiffe und Fahrzeuge, heißt heizen; die mit Werriche vermachten Fugen vermittelst angezündeter Holzbüschel, welche an einem Stock angebunden sind, heiß machen, und wenn solche dadurch genug erwärmet sind, mit der Betheerung darüber fahren, damit sich solche desto besser einziehe.

Heizer, (der) die Heizerin, eine Person, welche dazu bestimmt ist, Oefen oder Zimmer zu heizen; der Einheizer, Stubenheizer, und mit einem lateinischen Worte zuweilen Calefactor.

Hektische Zufälle, s. Schwindsucht.

Hel, (das) auf den Schiffen Helle 2.

Helbling, s. Hälbling.

Held, (der) die Heldin, L. Heros, Heroina, Herois, Fr. Héros, Héroïne, eigentlich eine mit vorzüglicher Leibesstärke begabte Person. In dieser Bedeutung war es ehedem sehr gebräuchlich, da nicht nur die Tapferkeit noch größtentheils in der Leibesstärke bestand, sondern da auch diese noch für die erste und glänzendste Fähigkeit gehalten wurde. In den spätern Zeiten nannte man Personen, welche mit einer vorzüglichen Herzhaftigkeit begabet waren, Helden, besonders wenn sie einen pflichtmäßigen und für viele vortheilhaften Gebrauch davon machten; in welcher Bedeutung es noch jetzt in der edlen und höhern Schreibart üblich ist. Insonderheit nennt man Helden- oder Kriegshelden, diejenigen, die sich im Kriege durch glänzende Thaten der Tapferkeit und durch andere vorzügliche militärische Talente und Tugenden berühmt gemacht haben.

Figürlich, eine Person, welche eine Fertigkeit in einem hohen Grade besitzt.

Siehe auch Heroisch.

Helde, ein nur noch in den gemeinen Mundarten, besonders Niedersachsens, übliches Wort, die Fessel zu bezeichnen, wo dieses Wort auch Halden lautet, von halten. Siehe Halfter.

Helena, ein aus dem Griech. entlehnter Taufname des weiblichen Geschlechtes, welcher im gem. Leben nur Leene, Leenchen, im Niedersächs. aber Hilke lautet

Helène, bey den Blumisten, eine columbinfärbig- und rothe Tulpensorte.

Helenen-Feuer, (welches in den gemeinen Mundarten bald das St. Helmsfeuer, bald aber auch das St. Elmsfeuer, St. Elmofener, oder Telmsfeuer, lautet,) Fr. Feu Sainte Claire, Feu St. Elme, oder Feu St. Eme, Feu Sainte Hélène, Feu St. Nicolas, in der Schiff-

Schifffahrt, eine Art Irrlichter, Flammen oder Feuerbüschel, die sich, wenn die See stürmisch ist, zuweilen auf den Masten, Segelstangen (Rahen), Flaggenstöcken, und andern vorspringenden Theilen und Ecken eines Schiffes sehen lassen, und von vielen Schiffern für eine gewisse Vorbedeutung ihres Schicksales gehalten werden. Lassen sich ihrer zwey sehen, so halten die Schiffer dieselben für ein gutes Zeichen, und begrüßen es mit ihrer Pfeife; eines allein aber, welches sie schlechtweg die Helena nennen, kündigt ihnen Sturm und Unglück an. Bey den Alten hieß das doppelte Castor und Pollux; wofür das christliche Alterthum den Namen der heil. Helena eingeführt hat. Die niedersächsischen Schiffer nennen es Wetterlicht (Meerlicht). Die Italiäner nennen es Fuoco di San Piedro, oder Fuoco di San Nicolao; die Portugiesen, Corpo santo, und, wenn vier oder mehrere solcher Lichter als ein Büschel beysammen sind, Corona de nuestra Senhora; die Holländer, Vree-Vuuren, oder Vrede-Vyer; die Engländer Comazanti.

Ehemals schrieben die mehresten Naturforscher diese Erscheinung den auf dem Schiffe selbst entstandenen Ausdünstungen zu. Andere Seefahrer versicherten, daß sie diese Lichter mit ihren Händen gegriffen, daß solche nichts anders, als kleine weichliche Fische, gewesen, welche von den Wellen mit dem Meerschaume in die Höhe geworfen worden, und wegen ihres klebrigen Schleimes an diesem oder jenem Theile des Schiffes hängen geblieben wären. Seit dem wir aber des Ritters Forbin Nachricht von diesem Feuer, in seinen Memoires, v. J. 1696, erhalten haben, zweifelt kein Naturkündiger mehr daran, daß diese Feuerbüschel mit denen überein kommen, welche sich auf den Spitzen bey elektrischen Versuchen zeigen, wie denn auch diejenigen Personen, welche nahe dabey sind, das Sausen, Schwirren oder Knistern deutlich vernehmen. Es

wer-

werden aber diese Wetterlichter, seltene Fälle vielleicht ausgenommen, nicht von der Elektricität der Wolke selbst verursachet, sondern sie entstehen nur durch den Zufluß der in der Luft zerstreuten Gewittermaterie; daher können sie nicht bey jeder vorüber ziehenden Wetterwolke, und hingegen auch manchmal ohne einiges Gewitter, meistentheils aber bey Zertheilung eines Gewitters, entstehen. Aus eben dieser Ursache lassen sie sich vornämlich bey starkem Winde sehen, als welcher theils die Elektricität in der Luft mehr verbreitet, theils immer neue Luft hinzu führt. Daß aber diese Wetterlichter dem Blitze verwandt, und nur eine allmählige Wirkung der Kraft desselben seyn, läßt sich, unter andern Umständen, daraus abnehmen, da zuweilen wirklich treffende Blitze darauf folgen oder vorhergehen.

Eine lange Erfahrung hatte die Alten gelehrt, daß, wenn Castor und Pollux (wie man in den heidnischen Zeiten dieses Feuer nannte,) sich einfinden, kein solcher Sturm zu befürchten wäre, als gemeiniglich die Wetterwolken zu begleiten pflegt. Das ist auch ganz natürlich, weil diese Lichter allemal eine Ableitung der in der Luft zerstreuten elektrischen Materie anzeigen. Je mehrere solche Lichter in der Stille und ohne Geräusch überhin gehen, desto weniger hat man sich vor dem Einschlagen zu fürchten. Weil aber nicht allemal eine hinlängliche Zerstreuung und Ableitung der elektrischen Materie dadurch erfolgt, so haben die Alten in ihren Vorhersagungen sich oft betrogen gesehen, um so viel mehr, da sie die rechten St. Helenenfeuer nicht genug kannten, und oft allerley leuchtende Sachen, die mit Wind und Wetter gar nichts zu thun hatten, mit einander vermengten. So hat z. B. Hr. Braad, in Schweden, an die königl. Akad. d. Wissensch. die Zeichnung und Beschreibung eines großen leuchtenden Vielfußes (Scolopendra phosphorea *Linn.*) übergeben, der zuweilen einige hundert Meilen weit vom Lande aus der Luft auf die Schiffe nieder fällt, und gar nichts mit dem St. Helenenfeuer gemein hat.

Daß übrigens diese Wetterlichter nicht von einer Entzündung daselbst anhaftender phosphorischer Dünste entstehen, erhellet daraus, weil sie bey starkem Winde nicht zur Seite bewegt

weget

weget werden, sondern beständig gerade aus strahlen, da entzündete Dünste gewiß flatternd brennen müßten.

Auch auf den Spitzen der Thürme und Kirchen, pflegen dergleichen elektrische Feuerbüschel oder Helenenfeuer zuweilen zu erscheinen.

Mannigfaltigkeiten, 3. Jahrg. Berl. 1772, gr. 8. S. 717, f.
Priestley Geschichte der Elektricität, nach meiner Uebers. Berl. und Stralf. 1772, gr. 4. S. 252, fgg.
Reimarus vom Blitze, Hamb. 1778, 8. S. 72, fgg. u. 572, f.

Helenen-Kraut, ein Name, welcher von einigen dem im XI. Th. S. 94, fgg. beschriebenen Alante, Inula Helenium *Linn.* gegeben wird.

Helenen-Pfennig. Die Griechen im türkischen Gebiete halten gar viel auf die am Halse getragenen St. Helenenpfennige, weil sie gegen alle Anfälle des Teufels und seines Anhanges, gegen den Magenkrampf und die Epilepsie, nach ihrer Meynung helfen sollen, wie dieses der im heil. Lande viele Jahre gewesene Franciscaner, Ant. de Castillo, in seinem El devoto Peregrine y Viagge de tierra santa, versichert, und zugleich den Ursprung dieser Pfennige erzählt.

Es habe nämlich die K. Helena, K. Constantins des Grossen Mutter, im heil. Lande mehr als 500 prächtige Kirchen von Marmor, Porphyr und Cedernholze, erbauet. Wenn es ihr nun hiezu am Gelde gemangelt, habe sie Thon genommen, und denselben mit den Fingern breit und rund gedrückt, welche Stücke dann sogleich erst in kupferne, hernach in silberne, und endlich in goldene Münzen, wie sie solches gewünschet, durch einen andächtigen Seufzer sich verwandelt, die auf der ersten Seite des Heilandes, und auf der andern ihr und ihres Sohnes Bildnisse vorgestellet, und zwar so, daß, wenn man solche umgewendet, die Häupter der Helena und des K. Constantin allemal zu den Füßen des Heilandes zu sehen gewesen.

Röhlers histor. Münzbelustig. 6. Th. Nürnb. 1734, 4. S. 111.

Helenen-Wurzel, (Amerikanische St.) Cyperus americanus; s. Th. VIII. S. 501.

Helenium, Alant; s. Th. XI. S. 94, fgg.

Helf-Arm, im Bergbaue, ein eiserner Arm an der Kunststange, welcher den Krumms hält.

Helf-

Helf-Brief, s. Hülfs-Brief.

Helf-Geld, s. Hülfs-Geld.

Helf-Gerichte, s. Th. IX. S. 425.

Helf-Kraut, eine Benennung des weißen Andornes, Marrubium album.

Helf-Recht, an einigen Orten, z. B. im Hennebergischen, das Recht, die gepfändeten Sachen eines Schuldners an die Meistbietenden zu verkaufen, und dadurch dem Kläger zu seiner Forderung zu helfen; das Gantrecht, das Stangenrecht.

Helfchen, im Osnabrückischen ein Maß flüssiger Dinge, welches der vierte Theil eines Ortes, oder der sechzehente Theil einer Kanne oder eines Maßes ist; vielleicht sofern es die Hälfte eines andern Maßes ist, da es dann Hälfchen oder Hälftchen geschrieben werden sollte; s. Th. XX. S. 642.

Helfen. Dieses Wort hat zwo Hauptbedeutungen.

1. Eines Zustand vollkommener machen.

1) Eigentlich, wenigstens der wahrscheinlichsten Abstammung (von Heil, Gesundheit, Wohlfahrt) nach, Jemandes Heil, d. i. Gesundheit, wieder herstellen. Der Arzt kann hier nicht mehr helfen. Die Arzney hat wenig geholfen. Diese Arzney hilft für oder wider das Fieber. Die Natur hilft sich selbst. Wenn die Person ausgedrückt wird, so steht solche ohne Ausnahme in der dritten Endung. Arzt hilf dir selber, Luc. 4, 24. Welche auch im Passivo bleibt, ungeachtet solches selten vorkömmt. Mir wurde geholfen.

2) In weiterer Bedeutung, von einer Noth, von einer Gefahr, von einer Verlegenheit befreyen. Wie ist da zu helfen? Das Uebel ist zu groß, hier ist nicht mehr zu helfen. Imgleichen mit der dritten Endung der Person. Seinem Freunde mit Gelde, mit Rath und That helfen. Ich konnte mir nicht helfen, es mußte heraus. Auch im Passivo. Nun ist mir geholfen. Damit ist mir nicht geholfen. Gott

helf! ein gewöhnlicher Glückwunsch gegen Niesende, dessen Ursprung sich in dem höchsten Alterthume verlieret, und schon bey den Griechen ζευ σωζον lautete.

3) In der weitesten Bedeutung, Jemandes Heil, d. i. Wohlfahrt, befördern, seinen Zustand vollkommener machen. Was hilft das bloße Ansehen? was nützet es? Am häufigsten gleichfalls mit der dritten Endung der Person. Das hilft dir, aber mir nicht. Wem hat es geholfen? Indessen findet man es in dieser Bedeutung auch häufig mit der vierten Endung, entweder nach dem Muster der Niedersachsen, oder als eine Nachahmung des Lat. juvare. Was hilft michs, daß ich es gethan habe?

2. Seine Kräfte mit den Kräften eines andern zur Erreichung eines Endzweckes vereinigen, einem andern in Erreichung einer Absicht beystehen; gleichfalls mit der dritten Endung der Person. Es will uns Niemand helfen. Einem mit Rath, mit der That helfen. Gott helf euch! ein gewöhnlicher Gruß gegen arbeitende Personen, dessen Hugo de Nigella in Leibnitzens Accessionibus schon bey dem J. 1199 gedenket.

Helfenbein, siehe Elfenbein.

Helfer, (der) die Helferin, eine Person, welche hilft, in allen Bedeutungen des Zeitwortes. In der zwoten Hauptbedeutung des Zeitwortes, wo in der anständigen Schreibart Gehülfe üblicher ist, kömmt es nur noch in den Provinzen vor, wo besonders die Diaconi oder Capelläne der Priester, im Oberdeutschen Helfer, so wie die Subdiaconi Unterhelfer genannt werden. Gott hat in der Gemeine gesetzt Helfer, 1 Cor. 12, 28. Ein Helfers Helfer im verächtlichen Verstande, der dem Gehülfen eines andern in einer bösen Sache hilft.

Helfer, (Bett-) Bettzopf; s. Th. IV. S. 340.

Helft, Alchemilla; s. Th. I. S. 340.

Helfte,

Helfte, siehe Hälfte.

Helianthemum indicum tuberosum C. B. Erdapfel; siehe Th. XI. S. 223.

Helianthemum Offic. Sonnengünsel; s. Th. XX. S. 318.

Helianthus, s. Sonnen-Blume.

Helianthus tuberosus L. Erdapfel; s. Th. XI. S. 223.

Helicteres Linn. s. Schrauben-Baum.

Heliocarpus Linn. s. Sonnen-Frucht.

Heliodore, eine Tulpensorte; s. unter Tulpe.

Heliodrosium, s. Alchemilla.

Helioselinum, Eppich; s. Apium.

Helioskop, s. Sonnen-Glas.

Heliotrop, Heliotropier-Stein; s. Jaspiß.

Heliotropium, s. Sonnen-Wende.

Heliotropium tuberosum, Erdapfel; s. Th. XI. S. 223.

Helix, s. Schrauben-Linie.

Hell, (das) s. Helle 2, S. 823, f.

1. Hell, ist nur im g. L. für ganz, völlig, besonders mit dem Hauptworte Haufe üblich. Sie kamen mit hellem Haufen, es kam der ganze völlige Haufe.

Es ist vermuthlich das Nieders. heel, ganz; siehe Heil, das Beywort. Indessen kann doch auch das Nieders. hellen, von einer abhängigen Höhe herunter fließen, (s. Halde) mit in Betrachtung kommen; daher Zehner in seinem 1622 gedruckten henneberg. Vocabulario, einen hellen Haufen, durch einen ziehenden Haufen, Agmen, erkläret.

2. Hell, ist in einer doppelten Hauptbedeutung üblich.

1. Von den Tönen, einen hohen Grad der mit Reinigkeit verbundenen Deutlichkeit habend, und darin gegründet. Eine helle Stimme, welche aus dem offenen Munde ohne Zwang und Drücken der Kehle frey aus der Brust hervor gebracht wird. Eine helle oder hell klingende Trompete, welche einen starken, reinen Klang hat; Nieders. schrell. Helle Cimbeln, 1 Chron. 16, 16. 28. Helle Posaunen, Ps. 47, 6. Auf ähnliche Art brauchten die Lateiner die Wörter clarus und Splendor von den Tönen und der Stimme. Hell schreyen-

2. Eine Eigenschaft der Körper, in Ansehung der Lichtstrahlen, zu bezeichnen.

1) Eigentlich. (a) Einen hohen Grad des Lichtes habend, oder von sich gebend, und darin gegründet; im Gegensatze dessen, was dunkel ist. Das Licht, das Feuer brennt nicht hell. Ein helles Licht. Die hellen Sterne. Es ist sternenhell, wenn die Sterne hell leuchten. Der Blitz machte das ganze Zimmer hell. Ein helles Zimmer, welches den nöthigen Grad des Lichtes hat. Es wird hell, wenn der Tag anbricht. Es ist schon heller lichter Tag, im gem. L. Helle Hölzer, im Forstwesen, welche auch lichte Hölzer heißen, Laubhölzer, mit Laubholze bewachsene Gehölze, weil sie heller sind, als die Nadel- oder Tangelhölzer. In einem andern Verstande ist eine Holzung hell oder licht, wenn die Bäume sehr dünn in derselben stehen, und alle viele Lichtstrahlen durchlassen. Helle Farben, welche viele Lichtstrahlen zurück werfen, im g. L. lichte Farben; im Gegensatze der dunkeln. So auch in den Zusammensetzungen hellblau, hellgrau, hellgrün, hellgelb, hellroth u. s. f. im Gegensatze des dunkelblau, dunkelgrau u. s. f. (b) Einen hohen Grad des Glanzes habend, viele Lichtstrahlen von seiner Oberfläche zurück werfend; im Gegensatze des matt oder trübe. Helle, glänzende, Augen haben. Ein heller Spiegel. Das Geschirr hell scheuern. (c) Einen hohen Grad der Durchsichtigkeit habend, viele Lichtstrahlen durchlassend; im Gegensatze des trübe. Es ist sehr helles Wetter. Die Luft ist nicht hell, wenn sie mit Dünsten angefüllt ist. Das Glas ist sehr hell. Der Diamant ist hell. Reines, helles Wasser. Helles Bier, welches nicht dick oder trübe ist. Augen, in denen helle Tropfen hiengen.

2) Figürlich, einen hohen Grad der Deutlichkeit habend; und darin gegründet. Es ist die helle Wahrheit. Heil denken, mit vieler Deutlichkeit. Ein heller

Kopf,

Kopf, welcher sehr klare und deutliche Begriffe von vielen Dingen hat. In seinem Kopfe ist es hell.

Die es Wort lautet in beyden Bedeutungen im Niederf. hell. In der ersten Bedeutung, in welcher es älter zu seyn scheint, weil sich die Töne leichter nachahmen lassen, als die Empfindung des Sehens, gehört es ohne Zweifel zu dem alten Hall, und hallen, schallen. Bey dem Notker kömmt hellen für schallen vor. Da es eine eben nicht seltene Figur ist, die Eindrücke des Gehöres auf die übrigen Sinnen, und besonders auf das Sehen überzutragen, so ist auch hell schon sehr früh von einem hohen Grade des Lichtes und Glanzes gebraucht worden. Das Hebr. הלל glänzen, das Griech. ἥλιος, die Sonne, Lat. Sol, durch Vertauschung des Hauchlautes mit dem Zischlaute, und ἠλη, der Sonnenglanz, und das Wallis. Haul, die Sonne, sind sehr alte Beweise davon.

Hell-blau, eine helle blaue Farbe habend, im gem. L. lichtblau; zum Unterschiede von dunkelblau.

Hell-braun, eine helle braune Farbe habend, im g. L. lichtbraun; im Gegensatze des dunkelbraun.

Hell-Butte, im Niederf. ein Name der fetten und großen norwegischen Butten oder Schollen, woraus der Raff und Rekel bereitet wird; Pleuronectes Hippoglossus *Linn.* Fr. Flétan, Niederf. Heilbutte, Dän. Helleflynder und Hellebutt, Engl. Hallibut, Holländ. Heilbot, Eeelbot. Im Art. Scholle werde ich ausführlicher davon handeln.

Hell-Dunkle, (das) ein in der Malerey der Neuern nach dem Ital. Chiaroscuro und Franz. Clair-obscur, gebildetes Wort, die ganze Vertheilung des Lichtes und des Schattens in einem Gemälde zu bezeichnen, imgleichen die Kunst, beyde auf eine geschickte Art zu vertheilen; die Haltung der Lichter und Schatten.

Um anzudeuten, daß ein Maler seinen Figuren viel Erhobenes und eine große Stärke giebt, daß er alle Gegenstände seines Gemäldes entwickelt, und deutlich kennbar macht, weil er hiezu das vortheilhafteste Licht gewählt, und die Körper auf eine Art anzuordnen gewußt hat, daß, indem sie große Lichter empfangen, sie

auch mit starken Schatten begleitet werden, sagt man: Dieser Maler versteht das Helldunkle sehr wohl, Fr. ce peintre entend bien le clair-obscur.

Das Helldunkle ist also die Kunst, die Lichter und Schatten nicht allein über die einzelnen und besondern Gegenstände, sondern auch über das Ganze des Gemäldes auszutheilen. Diese Kunst, welche nur sehr wenige Maler recht verstanden haben, ist das mächtigste Mittel, den Localfarben und der ganzen Zusammensetzung des Gemäldes ein Ansehen zu geben. Sie macht wirklich den Grund eines guten Colorits aus.

Da der Maler, welcher unsere Augen täuschen will, auf einer platten Fläche arbeiten muß, kann er die Rundung, das Erhobene und fast die Bewegung der natürlichen Gegenstände nicht anders anzeigen, als durch eine Degradation der Tinten, und durch die Entgegenstellung der Lichter und Schatten, welche er künstlicher Weise auf der platten Fläche seiner Leinwand ausstreuet.

Eine getuschte Zeichnung, woran die Schatten dunkel, und die Lichter entweder mit Weiß geblickt oder ausgespart sind, wird eine helldunkle Zeichnung, Fr. Dessein de clair-obscur genannt. Wie man dann auch die Kupferstiche in schwarzer Kunst mit dem generischen Namen helldunkle Kupferstiche, Fr. Estampes de clair-obscur belegt. Sonst aber nennt man clair-obscur solche Kupferstiche, die mit drey Farben von drey Platten abgedruckt sind, wodurch die Lichter, Schatten und Halbschatten ausgedrückt werden.

Ehemals nannte man auch clair-obscur oder Chiaroscuro ein Gemälde, welches nur mit Weiß und Schwarz (en blanc & noir) oder auch, welches Grau in Grau gemalt war; s. Th. XIX. S. 792.

Hell-Fuchs, ein Fuchs, d. i. röthliches Pferd von heller Farbe, ein Lichtfuchs; zum Unterschiede von einem Dunkelfuchse. Siehe Th. XV. S. 410.

Hell-gelb, Hell-grau, Hell-grün, Hell-roth, eine helle gelbe, graue, grüne, oder rothe Farbe habend, im g. L. lichtgelb, lichtgrau, lichtgrün und lichtroth; zum Unterschiede von dunkelgelb, dunkelgrau, dunkelgrün und dunkelroth.

Hell-Schreyer, die Benennung einer gewissen Gattung Dompfaffen oder Gimpel; s. Th. XVIII. S. 536.

Hell-Weg, (der) in einigen niedersächsischen Gegenden ein auf der Seite abhängig gemachter Weg, damit das Wasser ablaufen könne; in und um Bremen der Helmer, welches aber auch eine jede Abdachung bedeutet.

Die erste Hälfte dieses Wortes gehört zu dem Nieders. hellen, abhängig seyn, sich neigen, und die Helle, der Abhang. Siehe Halde.

Hell-weiß, eine helle weiße Farbe habend, d. i. welche mit keiner andern Farbe vermischt ist; im g. L. schneeweiß, hagelweiß.

1. **Helle**, das Abstractum von dem Bey- und Nebenworte hell 2.

1. Die Eigenschaft einer Sache, da sie hell ist, doch nur in Beziehung auf die Lichtstrahlen. Die Helle der Sonne, des Tages, der Nacht. Die Helle des Glases. Imgleichen figürlich, die Deutlichkeit, und ein hoher Grad derselben. Der Mensch hat mehr Helle in seinen Vorstellungen, als das Thier.

2. Bey den Goldschmieden ist die Helle das Pulver von Weinstein, Schwefel und Küchensalze, womit das Gold gehellet, d. i. heller an Farbe gesotten wird. Daher die Helle geben, das Hellsieden der vergoldeten Metalle, ihnen eine schönere und höhere Farbe zu geben; s. Th. XIX. S. 414.

Auch vergoldeten Arbeiten von Holz, Stein, Gyps ꝛc. wird die Helle gegeben; s. Th. XIX. S. 430.

2. **Helle**, im g. L. besonders Niedersachsens, ein verborgener geheimer Ort. Am häufigsten ist es von dem mehrentheils etwas verborgenen Raume zwischen dem Ofen und der Wand, in den Häusern der gemeinen Leute üblich; wo es aus Mißverstand oft Hölle geschrieben und gesprochen wird.

2. Auf den Schiffen ist das Hell oder Hel, Fr. Fosse au lion, ein Behältniß unter dem Verdecke am Vordertheile, wo allerhand Tau- und Segelwerk, Klo-

ben, Rollen, und andere zur Ausrüstung des Schiffes gehörige Bedürfnisse verwahrt werden, und wo der Hochbothsmann (Contre-maître) sein Lager hat. Derjenige Matrose, welcher die Aufsicht darüber hat, wird daher der Hellbewahrer, Fr. Gardien de la fosse au lion, genannt. Dieses Hell befindet sich gemeiniglich neben dem Kabelgatt.

Es gehört mit dem Hauptworte Höhle unstreitig zu dem Zeitworte hehlen.

3. Helle, in dem Forstwesen einiger Gegenden, der starke Afterschlag; zum Unterschiede von dem Zopfholze oder dem dünnen Afterschlage,

Vermuthlich von dem Schwed. Hale, Hebr. אליה, der Schwanz, Schweif. Siehe Helm 1.

Hellebarde, (die) oder vielmehr Hellebarthe, Fr. Hallebarde, (anfänglich Hache danoise, weil sich die Dänen ihrer bedienten, welche sie auf der linken Schulter trugen) ein Spieß mit einer Barthe, d. i. einer Art eines Beiles; eine ehemalige Art des Kriegsgewehres, welches aus einem runden, ungefähr 5 Fuß langen Schaft oder Stiel, und einem flachen, halbmondförmig ausgeschweiften Eisen besteht, an dessen Ende eine große, starke, spitzige Klinge ist. Mit der Hellebarde kann daher sowohl gestochen als gehauen werden. Daher Hellebardier, Fr. Hallebardier, einer, der mit einer Hellebarde bewaffnet ist. Ehemals hatte man bey den Armeen ganze Compagnien Hellebardiers. Heut zu Tage führt sie bey den französischen Truppen nur der Sergeant einer Infanteriecompagnie. Wenn es daher von einem Soldaten heißt, er habe eine Hellebarde bekommen (on lui a donné une hallebarde) so bedeutet diese Redensart: er ist Sergeant geworden. Bey den Unterofficiers der deutschen Fußvölker wird die Hellebarde (oder, wenn man will, die Partisane) das Kurzgewehr genannt, wiewohl sie eben nicht kurz ist. Die eigentliche Hellebarde wird jetzt nur noch von den Leibwachen zu Fuße großer Herren geführt.

Niederf.

Niederſ. Tweesnider, Lat. Bipennis, Im Schwed. Hallbard, im Dän. Hellebard, im Böhm. Halapartna, im Engl. Halberd, im Ital. Alabarda. Die letzte Hälfte dieſes Wortes iſt das noch bekannte Barthe, ein Beil. Nur die erſte Hälfte iſt noch dunkel. Wachter leitet es von dem alten hellen, ſtreiten, ab, ſo daß eine Hellebarthe nichts anders als eine Streitaxt ſeyn würde; Friſch und andere von Helm, Caſſis, weil man mit dieſem Gewehre den Helmen den meiſten Schaden zufügen konnte, wobey ihm zu ſtatten kömmt, daß dieſes Wort wirklich ſehr oft Helmbarde und Helmparte geſchrieben wird. Aber mit eben dem Rechte könnte man es auch von Helm, ein langer Stiel, ableiten, ſo daß es ein Beil an einem langen Stiele oder Schafte bedeuten würde. Nach dem Fabricius im Origg. Sax. B. 7, S. 700, ſind die Hellebarthen erſt zu Anfange des 15ten Jahrhundertes erfunden worden. Ihre erinnert ſich dabey des Fechterſpießes der alten Römer, welcher Celibaris genannt wurde, und findet zwiſchen beyden Wörtern eine mehr als zufällige Aehnlichkeit.

Viele verwechſeln die Wörter Hellebarthe und Partiſane mit einander. Aber die Partiſane, (Fr. Pertuiſane) hat einen ſtärkern Schaft, und unter dem Stecheiſen ein zweyſchneidiges flaches Eiſen.

Hellebarden-Kraut, Boronilla Securidaca *Linn.* eine Art der Kronwicke; ſiehe unter Wicke.

Helleborine, ſiehe das Folgende.

Helleborinkraut, Frauenſtuhl, wilde Nieſewurzel, Helleborine *Rivin.* Serapias *Linn.* ein Pflanzengeſchlecht, wovon Linné ſieben Arten hat. Ich führe hier nur folgende drey an, welche bey uns einheimiſch ſind, und auf hohen, auch niedrigen Gebirgen, imgleichen auf der Ebene, in dicken und feuchten Wäldern, und an den Hecken um die Wieſen wachſen.

1. Das purpurfarbige Helleborinkraut; hochwachſende, blaue, langblätterige Berg- und Waldcymbelblume, Serapias rubra, bulbis fibroſis, foliis enſiformibus, floribus erectis, nectarii labio acuto *Linn.*

2. Das große weißblümige Helleborinkraut, große weiße Bergcymbelblume, Serapias grandiflora, bulbis fibroſis, foliis enſiformibus, floribus erectis, nectarii labio obtuſo petalis breviore *Linn.*

3. Das breitblätterige Helleborinkraut; wilde Berg- und Waldnieswurzel; Serapias latifolia, bulbis fibrosis, foliis ovatis amplexicaulibus, floribus pendulis *Linn.* Diese dritte Art ist die merkwürdigste. Die Blätter haben einen bitterlichen, widrigen und verdächtigen Geschmack, und werden von keinem einzigen zahmen oder wilden Thiere berührt oder gefressen. Hr. Gleditsch meldet, daß dieselbe, unter anderm grünen Futter vorgelegt, einen ganzen Stall voll gesunde und starke Pferde in einer Nacht krank gemacht, und drey davon getödtet habe; daher er auch wahrscheinlich vermuthet, daß der böse Heinrich oder Wiesendingel, wovon in den hannöver. Anzeigen v. J. 1765 Meldung geschehen ist, und welcher etlichen Thieren schädlich und tödtlich, den Pferden aber besonders und allemal schädlich seyn soll, eben diese Helleborinpflanze seyn dürfte.

Helleborus, siehe Nieswurz.

Hellen, hell machen, wofür aber die zusammen gesetzten aufhellen, aushellen und erhellen üblicher sind. Nur bey den Goldschmieden ist noch das einfache hellen üblich, das Gold heller an Farbe sieden, welches vermittelst der Helle, d. i. eines Pulvers von Weinstein, Schwefel und Küchensalz geschieht. Daher das Hellungs- oder Erhellungs-Blech; siehe Th. XIX. S. 416.

Heller, siehe Häller.

Hellig, ein Bey- und Nebenwort, welches nur in den gemeinen Mundarten, besonders Niedersachsens, üblich ist, ermüdet, abgemattet, kraftlos. Lauf dich nicht zu hellig, Jer. 2, 25. In engerm Verstande wird es im Niederf. auch für durstig gebraucht. Ein trauriz Herz ist immer hellig, d. i. durstig. Das Land ist hellig, wenn es nach Regen dürstet.

Frisch leitet es von hallen, schreyen, her, und erklärt es durch müde von schreyen. Allein es scheint vielmehr eine Nachahmung des keichenden Lautes zu seyn, welchen ein von Arbeit abgemattetes Geschöpf von sich giebt, womit dann gemeiniglich ein

ein heftiger Durst verbunden zu seyn pflegt. Alsdann würde es zu dem Geschlechte des Lat. anhelare und Halitus, und das Fr. haleter gehören.

1. Helligkeit, von dem vorigen Worte, der Zustand, da man hellig ist; doch nur im gem. Leben.

2. Helligkeit, die Eigenschaft eines Dinges, da es hell ist, in Betrachtung der Lichtstrahlen, gleichfalls nur im g. L.; besser die Helle. Siehe Helle 1.

1. Helm, ein Stiel, besonders ein langer Stiel, derjenige Theil eines Werkzeuges, woran man dasselbe hält und handhabet; doch nur in einigen Fällen. Im gem. Leben ist der Stiel einer Art oder eines Beiles (s. Th. III. S. 313, und Th. IV. S. 155) besonders unter dem Namen eines Helmes bekannt, (daher wird das Werkzeug, auf welchem der Huf- und Waffenschmied dem zu einer Art oder einem Beil zusammengeschweißten Eisen und Stahl vermittelst eines Hammers äußerlich die gehörige Gestalt giebt, und wovon das Helmloch selbst zugleich die Gestalt annimmt, das Helmeisen oder die Helmstange genannt) dagegen im Bergbaue alle Stiele oder Hefte der Bergezähe diesen Namen führen. An den Ankern wird die Ruthe auch der Helm, und an dem Steuerruder der Griff, und besonders der Knopf an dem Griffe, Fr. Héaume, der Helm genannt.

Man könnte es unmittelbar von Halm herleiten, welches in einigen oberdeutschen Gegenden gleichfalls Helm lautet. Allein es scheint vielmehr zu halten zu gehören, weil es den Theil eines Werkzeuges bedeutet, woran dasselbe gehalten und geführt wird. Das Nieders. und die mitternächtigen Mundarten haben dafür ein anderes Suffixum. Ein Heft oder Stiel heißt im Nieders. Helft, im Angels. Helf und Hielfa, im Engl. Helve. In einigen Gegenden ist es ungewissen Geschlechtes, das Helm. Siehe Helle 3, Helm-Stock und Helmen.

2. Helm, in Schleßwich und Holstein, eine Art Grases oder vielmehr Rohres, welches den Flugsand stehen macht; Meerpfriemengras, Nervengras, Sandrohr, Sandschilf, Arundo arenaria *Linn.*; s. Sand-Rohr.

Der

Der Name Helm ist nur eine verderbte Aussprache für Halm, unter welchem es an einigen Orten wirklich vorkömmt; siehe Halm 2. Im Dän. wird es Hielme genannt, im Holländ. aber Duinhelm.

3. Helm, die halbrunde erhabene Bedeckung des Obertheiles verschiedener Körper.

1. Bey den neuern Schriftstellern des Pflanzenreiches ist es das oberste Blatt der helmförmigen, d. i. einblätterigen ungleichförmigen Blumen (Flores galeati, Fr. Fleurs en casque, Corolla ringens) Galea oder Labium superius *Linn.* im Gegensatze des Bartes oder des untersten Blattes, Barba oder Labium inferius.

2. Das oberste runde Dach der Thürme, welches im Ital. Cuppola heißt, ist im Deutschen gleichfalls unter dem Namen des Helmes, der Haube oder der Kuppel bekannt.

3. In der Chemie versteht man unter Helm, L. Alembicus, Fr. Alambic, Alembic, Chapiteau, einen Deckel oder Hut, der auf einen irdenen oder gläsernen Brennkolben oder eine kupferne Destillirblase passet, und die Dünste annimmt, welche von dem zu verändernden Körper in die Höhe geführt werden. Ein gemeiner oder sogenannter Schnabelhelm, Alembicus rostratus, besteht aus einem großen und weiten Stücke, welches man den Kopf nennt. Der oberste Theil dieses Stückes ist zugewölbt, und heißt der Himmel oder Wirbel; der untere Theil desselben ist offen, und heißt der Hals, welcher den Kolbenhals in sich nimmt, und dergestalt gemacht ist, daß er ein wenig in die innerste Weite des Helmes hinein geht, in die Höhe raget, und auf diese Weise eine Rinne macht, welche in das an die Seite angesetzte Rohr, welches man den Schnabel nennt, und woran die Vorlage (wozu sich ein Kolben oder ein jeder anderer sich in eine Röhre endigender hohler Körper schickt) kömmt, hinein führt. Diese Schnabelhelme dienen zur Destillation s. Th. IX. S. 128) und müssen allemal eine Vorlage haben, um

das

das Uebergetriebene aufzufangen, in welche der Schnabel geleitet wird. Bisweilen macht man an einige, insonderheit gläserne Helme an den mittlern Theil oder den Wirbel desselben ein kurzes Rohr, in welches ein eingeschliffener gläserner Stöpsel passet; solche Helme werden tubulirte Helme, Alembici tubulati genannt. Man gebraucht dieselben, wenn man die sauern Flüssigkeiten aus dem Salpeter und Kochsalze vermittelst des Vitriolsauren treiben will. Außer diesen hat man auch noch eine andere Art von Helmen, welche kein Rohr und keine Rinne haben; diese werden blinde Helme, Alembici cœci genannt. Man gebraucht dieselben zur Sublimation.

Die Helme sind entweder von Thon, von Glas oder von Metall. Die gläsernen erhalten mehrentheils oben einen von Glas eingeschliffenen Stöpsel, um in dieselben die verlangte Materie hinein zu bringen, ohne den Kolben und die Vorlage von dem Helme zu trennen. Die metallenen werden vorzüglich von Kupfer gemacht, welches inwendig wohl verzinnt worden, und man bedient sich ihrer insonderheit bey der Destillir- oder Branntweinblase, da sie alsdann Hüte oder Blasenhüte genannt werden. So lange die Gewalt des Feuers nicht widersteht, muß man sich, wie ich bey den Destilliergefäßen überhaupt erinnert habe, der gläsernen Helme bedienen.

Eine Abbildung des Helmes stellt Fig. 1303 dar. a, ein gemeiner Helm. b, ein Helm mit einem eingeschliffenen gläsernen Stöpsel.

Hieher gehören die Sublimirtöpfe oder sogenannten Aludel, Fig. 1304, worunter die Chemisten gewisse Arten von Töpfen oder Helmen verstehen, welche an dem untern und obern Theile offen sind, und welche genau über einander gesetzt und an einander gefügt werden können, dergestalt, daß sie eine mehr oder weniger lange Röhre ausmachen; nachdem die Anzahl

der

der Aludel, daraus sie besteht, größer oder geringer ist. Der Topf oder der Aludel, welcher die Röhre zu oberst schließt, muß in seinem obern Theile verschlossen seyn, oder nur ein kleines Loch haben. Die Röhre der Aludel ist solchemnach nur eine Art eines blinden Helmes, den man nach Belieben erweitern oder verlängern kann, und den man auf einen Kolben setzt. Diese Anstalt ist dazu bestimmt, die trocknen und flüchtigen Materien, welche man durch die Sublimation in ein zartes Pulver, so man Blumen nennt, bringen will, zu sammeln und zurück zu halten. Man kann sich ihrer bey Bereitung der Schwefel- Arsenick- Spießglas- Benzoeblumen u. s. f. bedienen.

4. Dasjenige Stück von den Häuten, welches neugeborne Kinder und Thiere zuweilen mit auf die Welt bringen, und welches ein Ueberrest derjenigen Häute ist, worin sie im Mutterleibe eingeschlossen waren, ist gleichfalls unter dem Namen des Helmes bekannt; Fr. Coiffe.

Es ward dieses schon in den alten Zeiten zu mancherley Aberglauben gemißbrauchet. Man hält diejenigen für glücklich, die solches Häutchen mitbringen, so lange sie es mit Fleiße verwahren. Man sagt von einem solchen Kinde: il est né coiffé, d. h. dies Kind wird in der Welt ein großes Glück machen. Man sagt daher im Scherz auch von erwachsenen Personen, wenn man sich über ihr großes Glück wundert, daß sie mit einem Helme auf die Welt gekommen seyn müssen.

5. Am häufigsten bezeichnet man mit diesem Worte eine stählerne, eiserne oder kupferne Bekleidung des Hauptes im Kriege oder in den Turnieren, welche heut zu Tage nur noch zur Zierde, besonders auf den Wappen gebraucht wird; die Bickelhaube (welchen Namen noch eine Art des Helmes bey den Scharwächtern an manchen Orten führt) Sturmhaube, Sturmhut (weil man den Kopf damit in den Stürmen, d. i. Gefechten und Treffen, zu sichern pflegte) L. Cassis, Galea, Fr. Armet, Calque, Héaume, Helme.

In dieser Bedeutung schon bey dem Ottfried Helm, im mittlern Lat. Helmus, Elmus, im Ital. Elmo, im Dän. Hälm, im Ang li. und Engl. Helm, im Poln. Helm, im Isländ. Gialmur, im Schwed. Hjelm, im Griech. γαλεη. Es stammet unstreitig von hehlen, decken, bedecken her, daher es bey den schwäbischen Dichtern auch Heln geschrieben wird, und bedeutete ehedem eine jede Decke oder ein jedes Dach, wovon sich noch Beyspiele genug finden. Siehe Hehlen, Höhle, Hülle u. s. f.

Man bediente sich der Helme entweder im Kriege oder in den Turnieren. Im Kriege führte man, um das Gesicht bey dem Stechen mit Lanzen zu verwahren, geschlossene oder sogenannte Stechhelme, welche das ganze Gesicht bedeckten, so daß nur vor den Augen kleine Löcher durchgeschlagen waren. Die Turnierhelme hingegen waren offen.

Der Gebrauch der Helme ist sehr alt, und sie wurden von mancherley Materie, vornämlich aber von Kupfer oder Eisen gemacht, und also zugerichtet, daß das Visier oder derjenige Theil, welcher das Gesicht decket, erhoben und niedergelassen werden konnte. Zum Schrecken der Feinde wurden ihnen allerley Gestalten der Köpfe von Thieren, als: Stier- Pferde- Löwen- Drachen- Widder- Sperber- Adlerköpfe ꝛc. gegeben, und zu mehrerm Ansehen in dem obersten Theile des Helmes (der Helmspitze) ein Federbusch aufgesteckt, welches das Helmkleinod, der Helmschmuck oder Helmsturz, Fr. Cimier, heißt. Auch schon die alten Deutschen haben sich mit Häuten von wilden Thieren behängt, und die Köpfe davon über die Helme gezogen.

In der Wappenkunst wird der Helm als ein Zierrath oben auf den Schild gesetzt, und entweder geschlossen oder offen geführt. Die geschlossenen wurden vor Zeiten ohne Unterschied geführt; heut zu Tage bleiben sie dem Bürgerstande allein, wiewohl auch von demselben diejenigen, welche adeliche Freyheiten genießen, einen offenen Helm brauchen. Der offene oder Turnier-

nierhelm ist zweyerley, der königliche und der gemeine. Der königliche hat eine solche Oeffnung, durch welche das ganze Gesicht gesehen werden kann; die gemeinen haben meistentheils vorn ein Gitter oder Fenster, entweder von einfachen parallel laufenden, oder einander kreuzweise durchschneidenden Reifen oder Stäben, das Helmfenster, das Helmgitter, der Helmrost, oder nur Rost schlechthin genannt. In Frankreich giebt man dem Roste mehr oder weniger Reife oder Stäbe, nach Unterschiede des Standes, und dem Helme unterschiedene Tincturen; den Fürsten einen goldenen, den Grafen und Herren einen silbernen; den übrigen einen stählernen Helm, welches aber in Deutschland nicht beobachtet wird. Die Stellung des Helmes auf dem Schilde hat ihre gewisse Weise. Wenn der Schild gerade steht, wendet auch der Helm das Visier vorwärts; wenn der Schild sich neiget, wendet sich auch der Helm gegen dieselbe Seite. Wenn zween oder mehrere Helme in gerader Zahl auf einem Schilde stehen, wenden sie sich gegen einander; und wenn ihrer drey oder mehrere in ungerader Zahl vorhanden sind, steht der mittelste gerade vor sich.

Ueber dem Helme zeigen sich die Helmkleinode, der Helmschmuck, die Helmzeichen oder Helmzierrathen, d. i die Kleinode oder Zierrathen, womit der Helm eines Wappenschildes ausgeziert zu werden pflegt. Diese werden meistentheils aus dem Schilde genommen, außerdem aber Pfauenschwänze, Straußfedern, Büffelshörner, Adlerflügel, auch Kronen, Wülste, Hüte; Küssen u. s. f. gebraucht. Hieher gehören auch die sogenannten Helmdecken, L. Laciniæ, Fr. Lambrequins, d. i. alle gekräuselte Zierrathen, welche von dem Helme eines Wappens von beyden Seiten herunter hängen, und vor Zeiten wie ein ausgebreitetes viereckiges Tuch aussahen, heut zu Tage aber wie ein Laubwerk vorgestellt werden. Ihre Tinctu-

en richten sich nach den Wapenquartieren, wozu sie gehören; sind aber verschiedene Figuren verhanden, so richtet sich die Farbe der Decken zur rechten Seite nach der Hauptfigur und ihres Feldes, zur linken aber nach den übrigen.

Man findet Wappen, wo die Helmdecken auf unterschiedene Art gemacht sind. Einige sind theils zerschnitten, theils ganz, andere umgeben die Wappen. Von ihrem Ursprunge hat man zweyerley Meinungen. Einige sagen, es wären Liebesbänder, die von den Damen ihren Eheherten oder Liebhabern, mit der Farbe ihrer Livree geziert, gegeben worden, um sie in den Turnieren daran zu erkennen, welche Bänder sie oben über den Helm angemacht hätten, woraus hernach die Helmdecken entstanden seyn. Andere meinen, die Decken wären viereckige Stücke Tuch gewesen, die im Kriege und in den Turnieren oben am Helme über der Stirn fest gemacht worden, damit theils die metallenen Helme bey heißem Sonnenschein nicht erhitzet würden, theils die mit Golde und Edelsteinen ausgezirten Helme bey schlechtem Wetter bedecket, und also rein behalten würden. Die Ursache aber, warum sie so zerschnitten erschienen, rühre daher, weil sie in Schlachten und Turnieren zerhauen und zerstochen worden; welche zerfetzte Decken man dann, wie heutiges Tages die zerschossenen Fahnen, als Zeichen der Tapferkeit aufgehoben hätte.

Helm-Biene, an einigen Orten ein Name der Brutbienen, Thränen- oder Wasserbienen.

Helm-Binde, eine Binde, womit man zuweilen den Helm zu schmücken pflegte, und noch bey den Helmen auf den Wappenschilden üblich ist.

Ehedem auch die Helmlör, oder Brünlör, von Brün, Calea, und Lör, eine Binde, Lorum.

Helm-Dach, in der Baukunst, ein Thurmdach, welches nicht gerade in eine Spitze zuläuft, sondern mit einem Helme (s. Helm 2.) versehen, und nach allerley Ausschweifungen und Krümmungen gebildet ist. Siehe Th. VIII, S. 521, und Th. XXII, S. 258.

Helm-Decke, s. oben, S. 832.

Helm-Eisen, s. oben, S. 827.

Helm-Fenster, s. oben, S. 832.

Helmförmige Blume, s. oben, S. 828.

Helm-Gewölbe, s. Th. XVIII, S. 336.

Helm-Gitter, s. oben, S. 832.

Helm-Kleinod, alle Zierrathen, womit der Helm eines Wappenschildes ausgezieret zu werden pflegt; s. oben, S. 832. In engerer Bedeutung führt der Federbusch eines Helmes den Namen des Helmkleinodes.

Helm-Kraut, Cassida *Tourn.* Scutellaria *Linn*; s. Schild-Kraut.

Helm-Lehen. 1. Ein Wappen, so fern es ehedem auch zuweilen zu Lehen gegeben würde; ein Wappenlehen.

2. In weiterer Bedeutung wurde ehedem auch ein jedes Ritterlehen, ein Helmlehen, L. Feudum galeatum genannt, weil der Helm eine vorzüglich den Rittern eigene Rüstung war.

Helm-Reif, die gebogenen Stangen woraus das Helmfenster oder Helmgitter besteht.

Helm-Rost, s. oben, S. 832

Helm-Schmuck, s. oben, S. 831 und 832.

Helm-Spitze, s. oben, S. 831.

Helm-Stange, s. oben, S. 827.

Helm-Stock, (bey dem Chyträus das Költer,) an den Schiffen, ein starkes, langes, rundes Holz, welches mit dem einen Ende, vermittelst eines großen eisernen Nagels an den eisernen Ring des Kolderstockes Manivelle) befestigt ist, und von dem Steuermanne zur Regierung des Schiffes in der Hand gehalten wird. Mit dem andern Ende geht es durch die Kanonierkammer (Sainte-Barbe) in das oberste Ende (Haupt) des Steuerruders, welches dadurch seine Bewegung erhält. Auf kleinern Schiffen und Fahrzeugen heißt der Helmstock Fr. Goussет oder Héaume, an größern Schiffen aber Barre de gouvernail, oder Timon.

Bey großen Stürmen wird der Helmstock fest angebunden, und das Schiff den Winden und Wehen überlassen.

Helmstutz, die Zierrathen oben auf dem Helme, dergleichen Federbüsche, Köpfe u. s. f. sind. Siehe oben; S. 831.

Helm-Taube, s. unter Taube.

Helm-

Helm-Visier, das Visier eines Helmes, d. i. derjenige Theil, welcher das Gesicht bedeckt, und die Gestalt eines Gitters hat.

Helm-Weiderich, Epilobium *L.*; s. Weiderich.

Helm-Zeichen, **Helm-Zierrath**, s. oben, S. 832.

1. **Helmen**, mit einem Helme, d. i. Stiele versehen. Eine Art helmen. Siehe Helm 1.
2. **Helmen**, mit einem Helme, d. i. einer Kopfrüstung bekleiden. Gehelmte Soldaten.

Helmer, s. Hell-Weg.

Helms-Feuer, (St.) s. Helenen-Feuer.

Helmstädter Bier, Klapier oder Klepier genannt; s. Th. V, S. 25,

Helmstädter Gesundbrunnen. Er war schon zu Anfange des jetzigen Jahrhundertes bekannt, aber nur solchen Personen, denen die Geschicklichkeit fehlte, aus den äußern Umständen von seiner innern Vortrefflichkeit zu urtheilen. **Krüger** hat, wie er selbst schreibt, dieses Wasser, dessen Quelle $\frac{1}{2}$ Stunde von Helmstädt liegt, erst im J. 1751 recht in Erinnerung gebracht. Es besitzt aber dieser Brunnen alle Eigenschaften eines vollständigen Stahlwassers. Er ist so spirituös, daß in den Sommermonaten, bey warmer Witterung, die stärksten angefüllten Gefäße, wenn sie ganz voll und fest vermacht sind, mit einem Krachen zersprenget werden. Er setzt viel Schlamm und Ocher ab. Er brauset mit Säuren. Die Galläpfel geben ihm eine fast schwarze Farbe. Er färbet die Excremente schwarz. Nach der Evaporation bleibt ein Laugensalz und eine lockere Eisenerde zurück. **Fabricius** hat aus 2 gemeinen Pfunden, 2 Gran alkalisch Salz und 6 bis 8 Gran Erde bekommen; und **Heister** hatte aus 20 Pf. überhaupt an Residuum $\frac{1}{2}$ Quent erhalten. Das Wasser wird sowohl zum Trinken, als auch zum Baden gebraucht.

35 und 36. St. der gel. Beytr. zu den braunschweig. Anzeig. v. J. 1768. und 40. St. desl. v. J. 1769.

Phil. Corr. Fabricii de fonte martiali medicato Helmstadiensi disquisitio, inclitae Acad. Cæs. Nat. Cur. dicata. Helmst. 1756, 4. 5. B.

Neue chymische Zergliederung des eisenhaltigen Wassers zu Helmstädt, von Hrn. Fabricius, st. in der übers. Samml. auserles. Wahrnehm. ꝛc. 6. B. 3. St. Strasb. 1761, 8. S. 212—221.

Chr. Th. Heinr. v. Hagen Beschreibung des helmstädtschen Gesundbrunnens, nebst Unterricht, wie derselbe zu gebrauchen. Halle, 1756. 4.

Laur. Heister. diss. de fonte martiali medicato Helmstadiensi, Resp. *Ge. Ern. Rahlwes.* Helmst. 1756.

Jo. Gottlob Krügers Gedanken von dem helmstädtischen Gesundbrunnen, dessen Bestandtheilen, Kräften und vortrefflichen Wirkungen. Helmst. 1755, 4. 7 B.

Eb. Dess. Forsetzung der Nachrichten von den vortrefflichen Wirkungen des helmstädtschen Gesundbrunnes. Helmst. 1757, 4. 3 B.

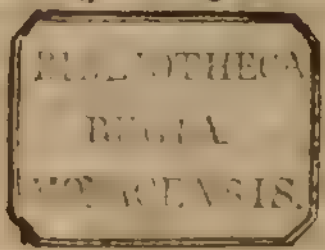
Jo. Fr. Zückert syst. Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder Deutschlandes. Berl. und L. 1768. 4. S. 374, flg.

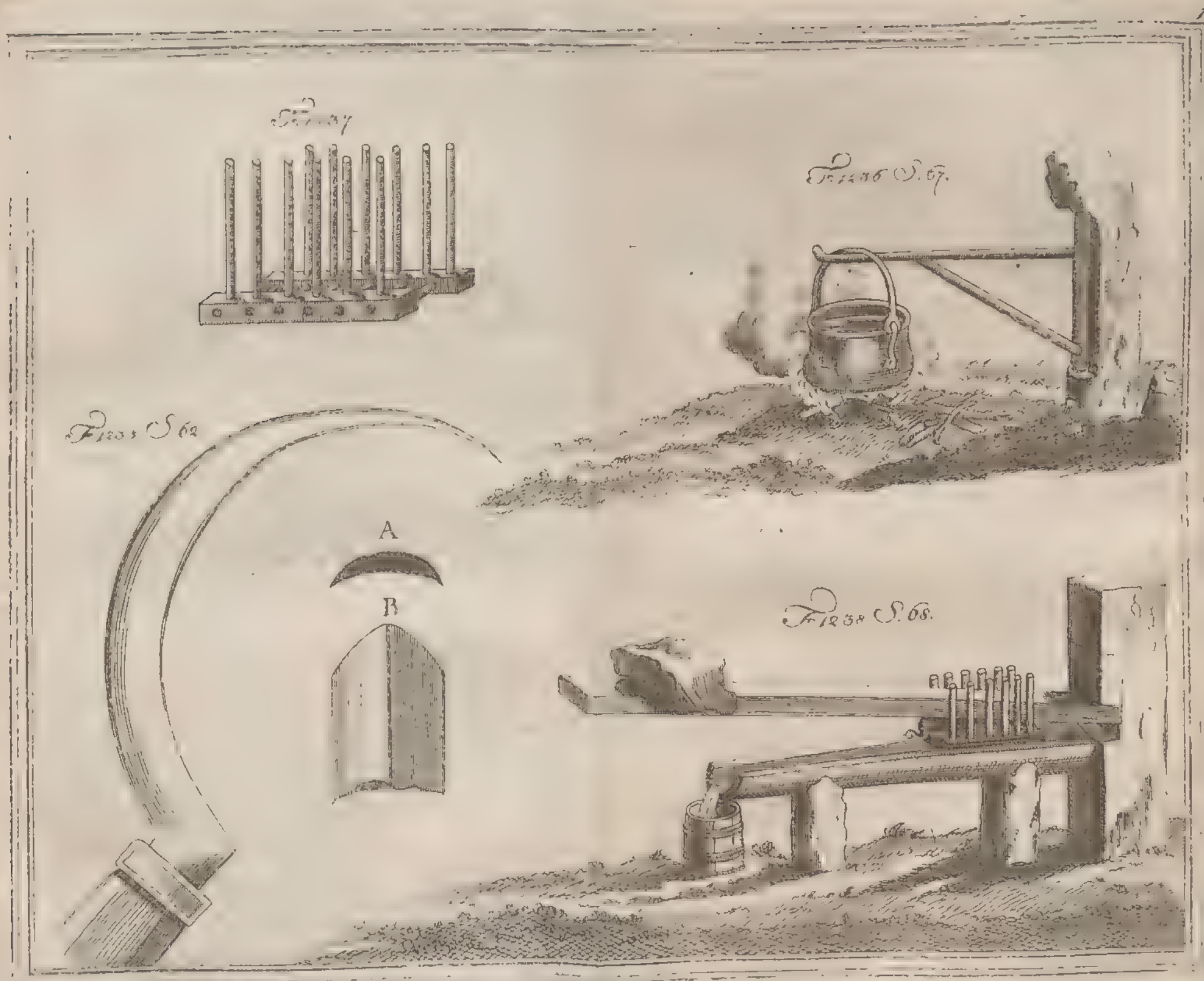
Helvela Linn. Faltenschwamm; s. unter Schwamm.

Helxine Fagopyrum Linn. sibirischer Buchweizen; s. Th. VII, S. 328, flg.

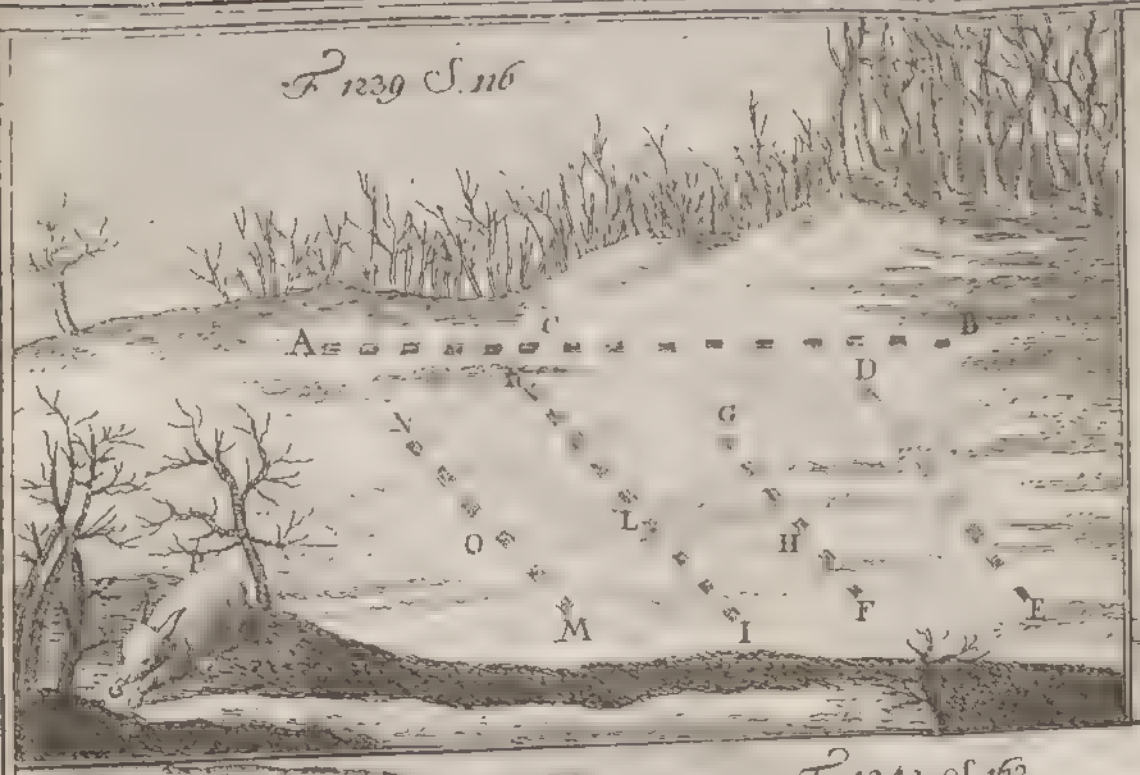
Helxine Parietaria Linn. Glaskraut; s. Th. XVIII, S. 687.

Ende des zwei und zwanzigsten Bandes.




A
B

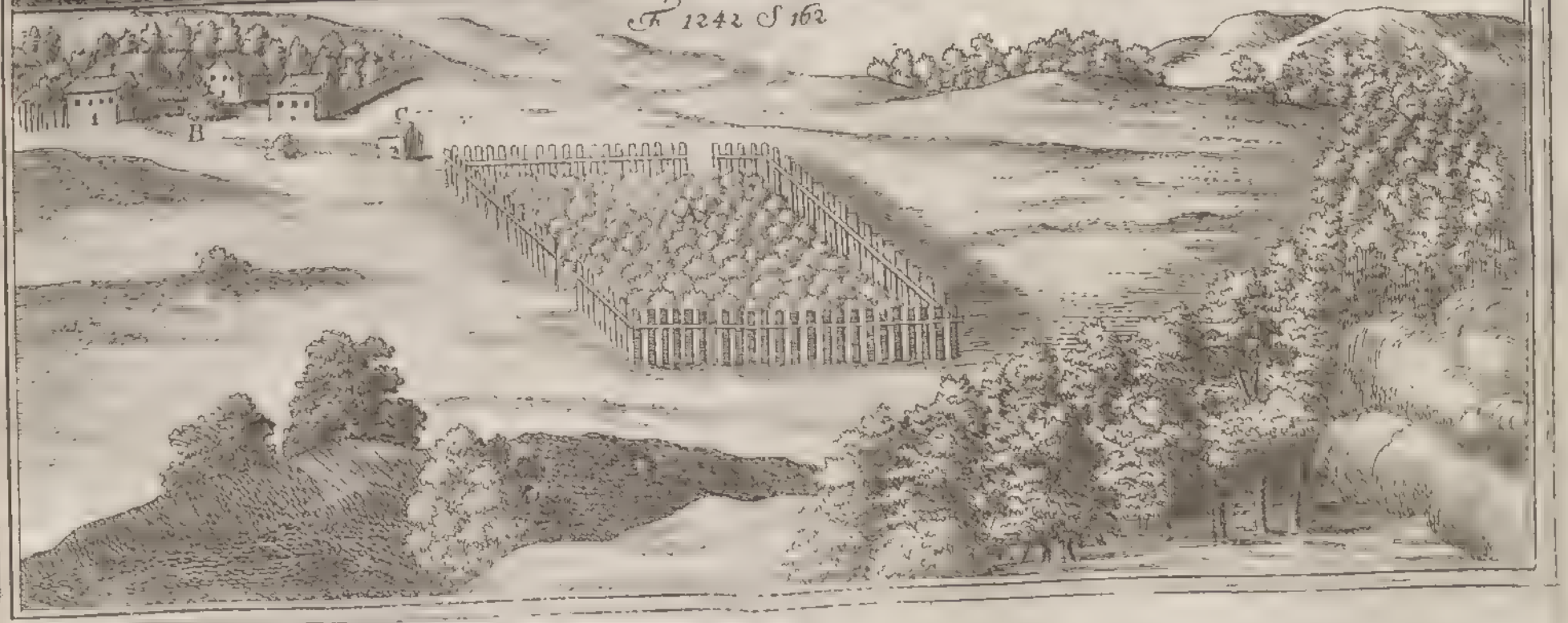
F 1239 S. 116



F 1240 S 161.

F 1241. S. 162

F 1242 S 162



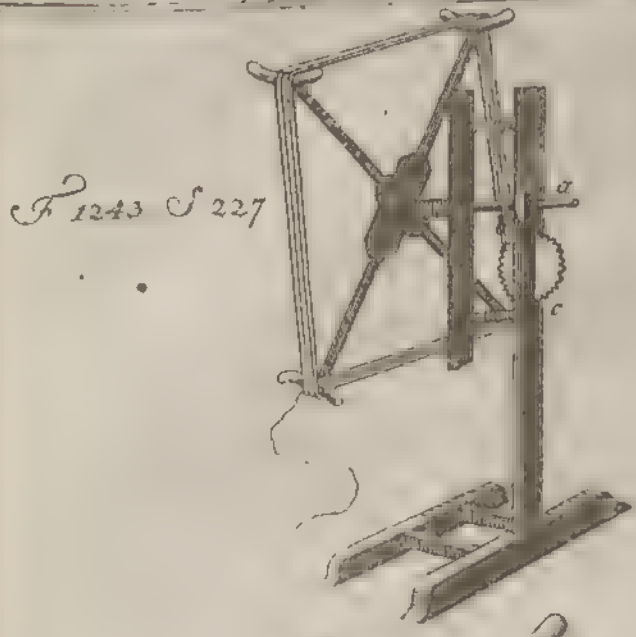


Fig 1243 Sect 227

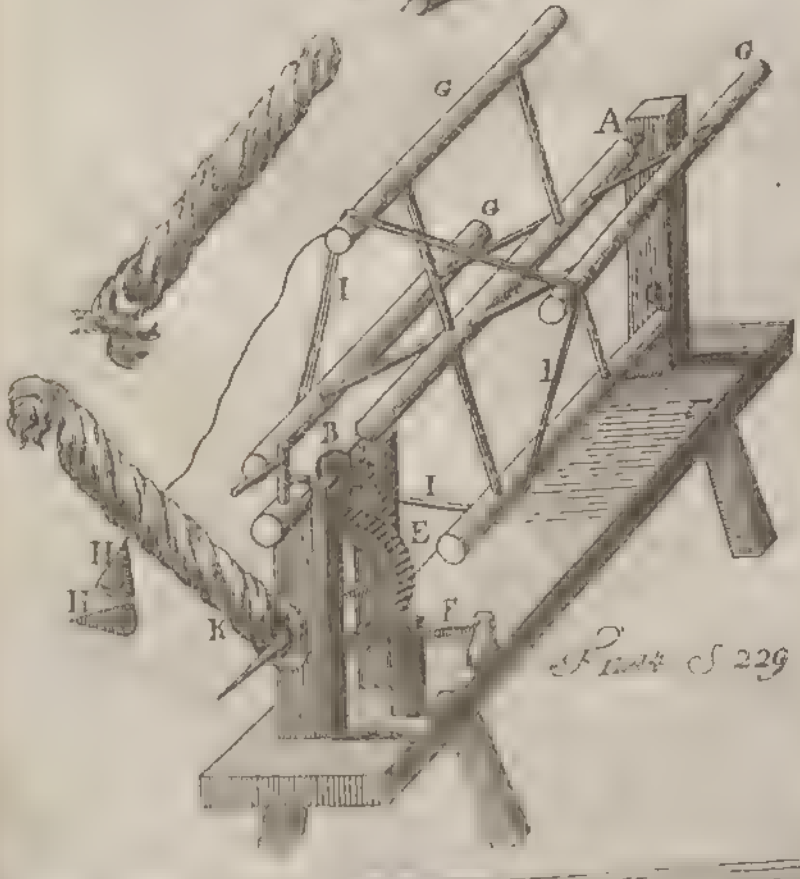
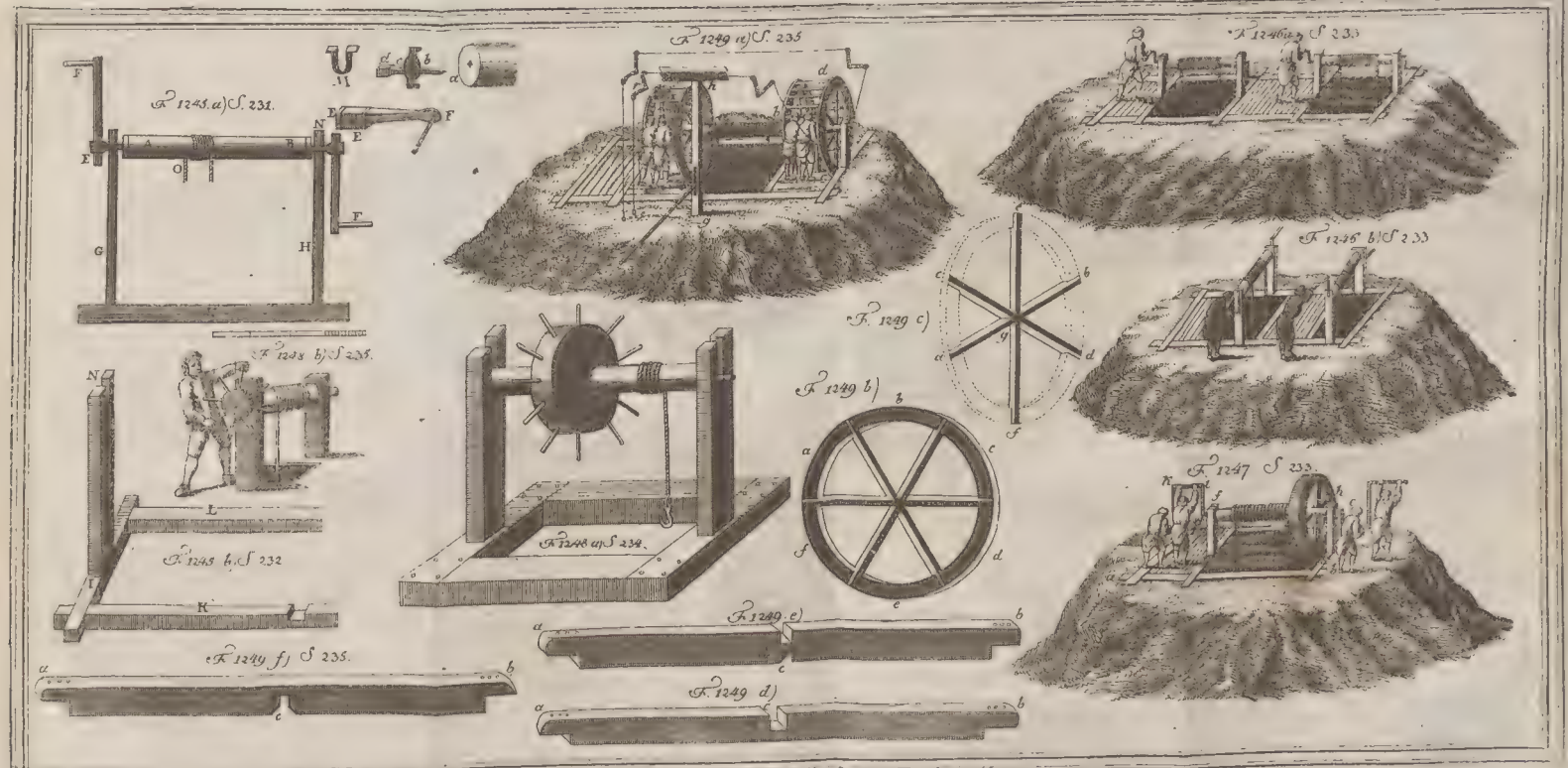
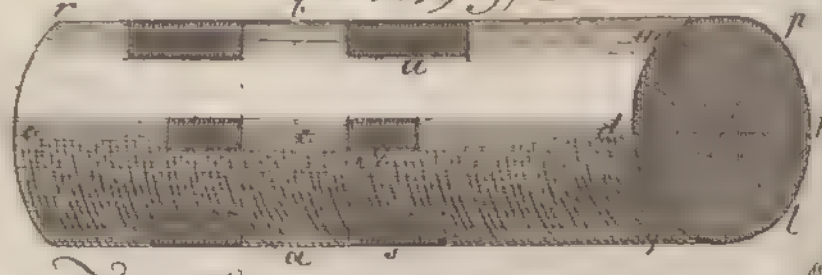


Fig 1244 Sect 229

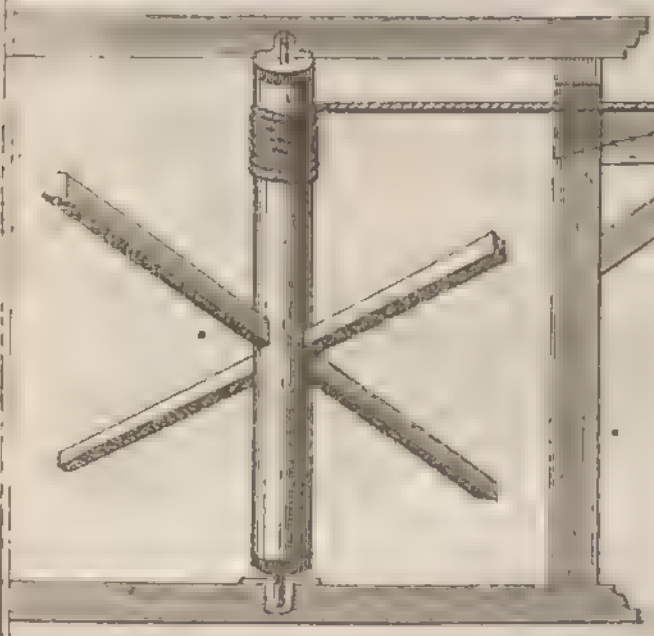

F 1243. a) S 231.
F 1243 b) S 235.
F 1245 b) S 232
F 1248 a) S 234.
F 1249 a) S 235
F 1249 c)
F 1249 b)
F 1249 e)
F 1249 d)
F 1249 f) S 235.
F 1246 a) S 233
F 1246 b) S 233
F 1247 S 233.

For Inc. W. T.

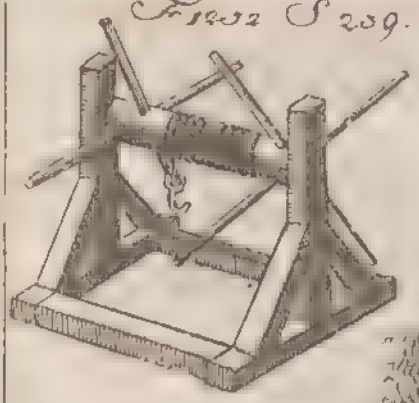
F. 1249. g) S. 235



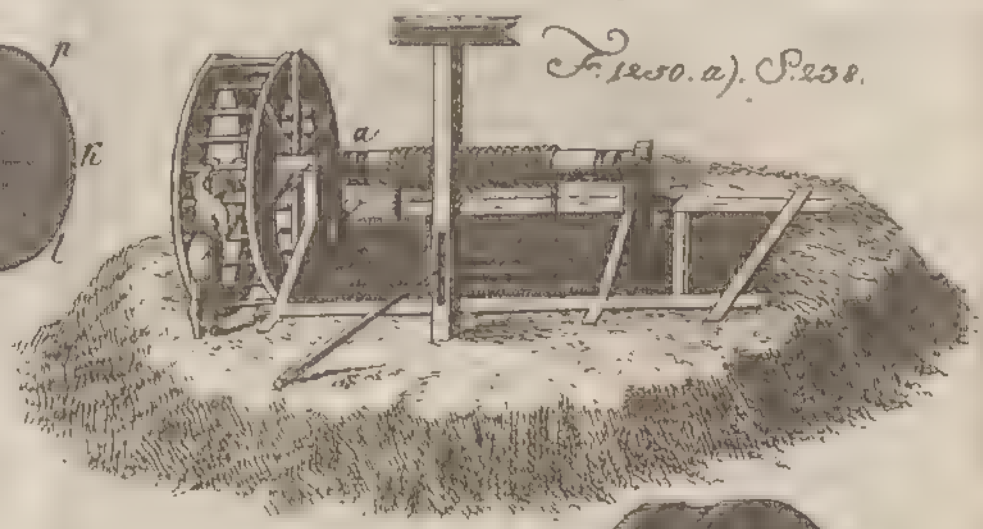
F. 1233 S. 240.



F. 1232 S. 239.

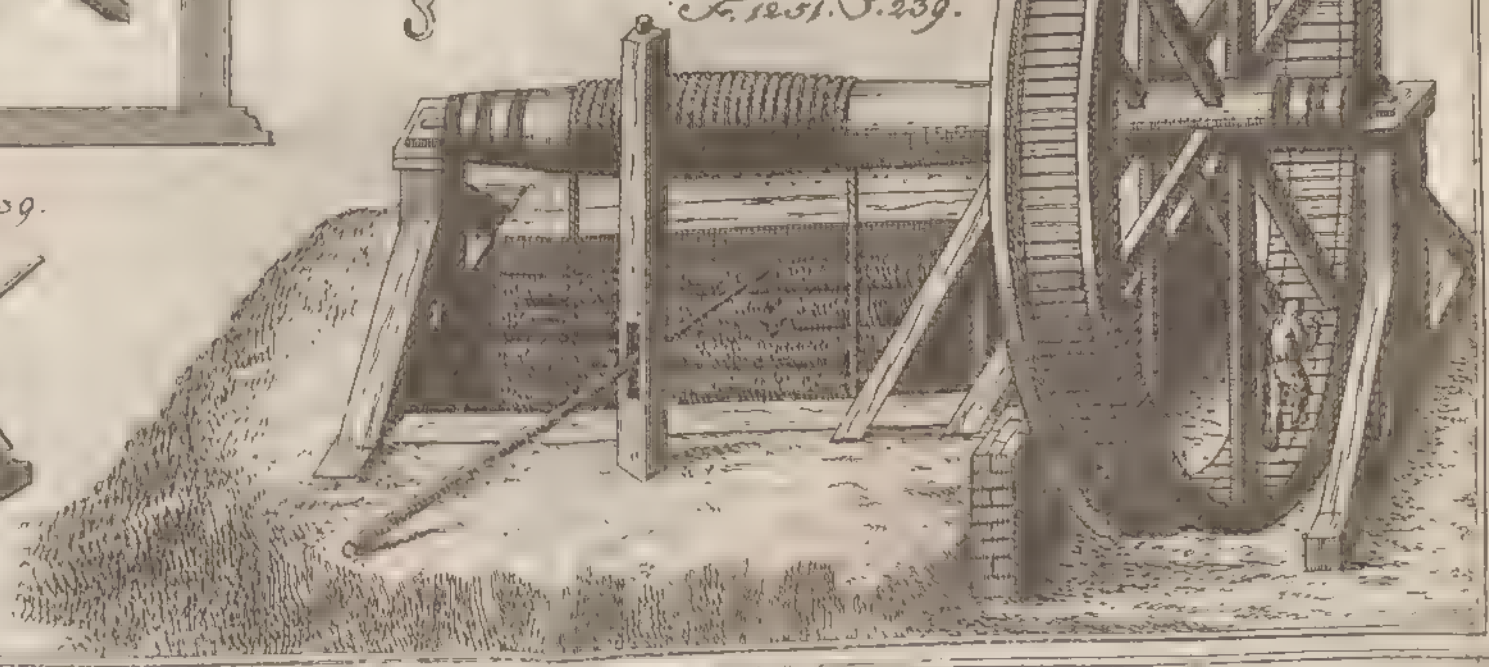


F. 1230. a). S. 238.



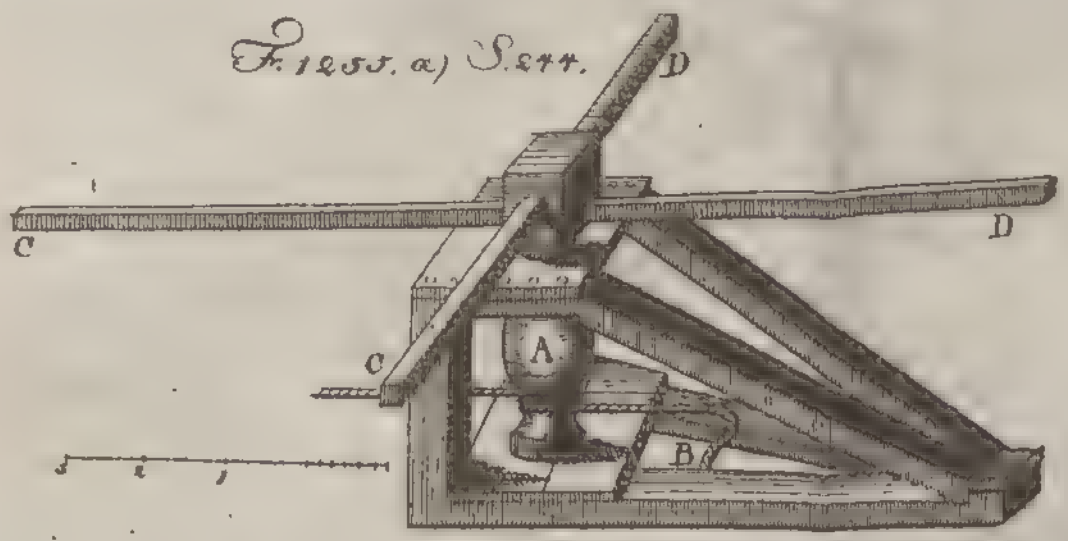
F. 1230.

F. 1231. S. 239.

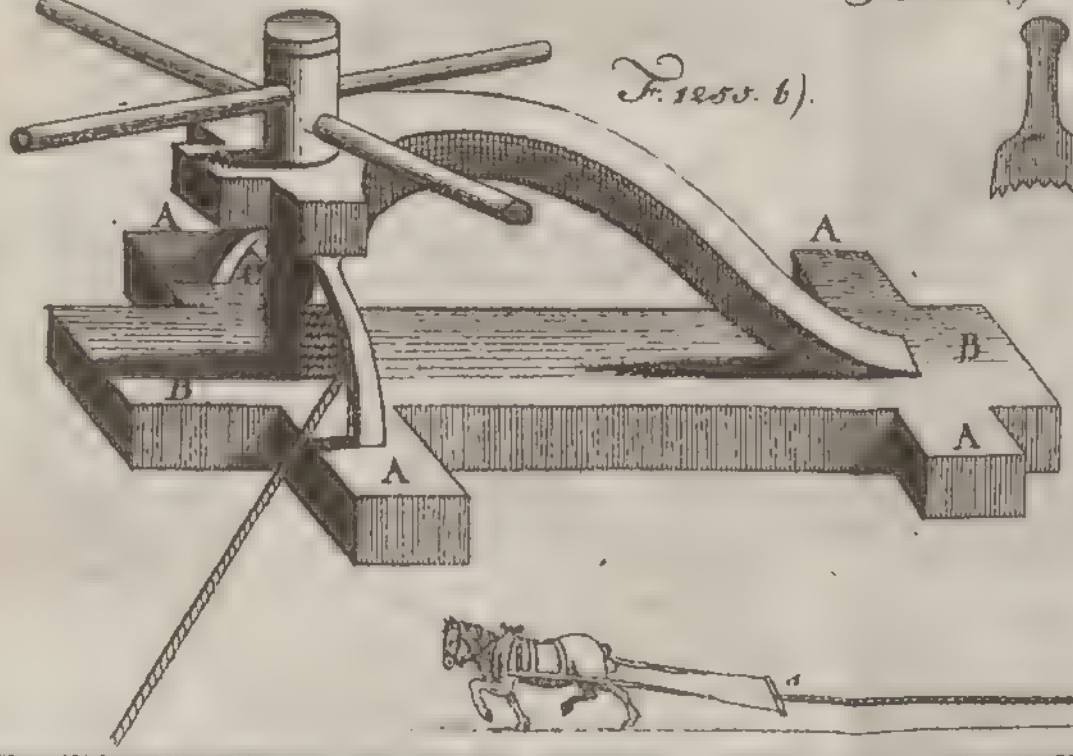


Enc. Enc. XIII. T.

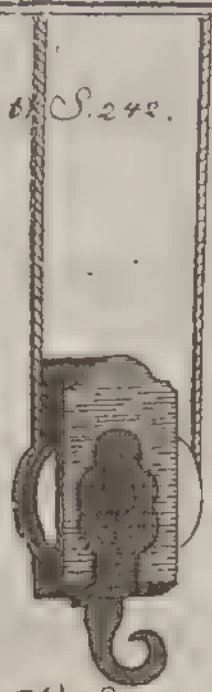
F. 1255. a) S. 244.



F. 1255. b).



F. 1244 b) S. 242.



F. 1256. a). S. 249. F. 1256. b). S. 250.

F. 1254 a). S. 241.

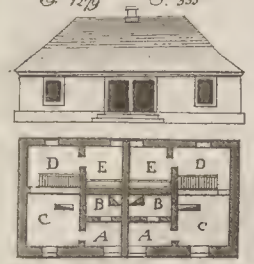
Oec. Enc. VIII. T.

F.1257 S.294.
F.1260 S.296.
F.1264. S.299.
F.1263. S.299.
F.1265. S.299
F.1258. S.295.
F.1259. S.297.
F.1261. S.297.
F.1267. S.300.
F.1269. a). S.307.
F.1266. S.300
F.1269. b).
F.1271 a). S.309
F.1268. a). S.304.
F.1262. S.297.
F.1268. b). S.305.
F.1270. a). S.308.
F.1271 b)

Fig. LVIII.T.

Zeichnung eines Colonisten-Hauses für zwey Familien

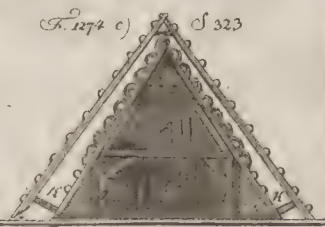
F. 1279 S. 355



F. 1271. b) S. 309

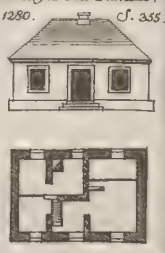
F. 1272 S. 310.

F. 1274 c) S. 323



Zeichnung eines Colonisten-Hauses für eine Familie.

F. 1280. S. 355.



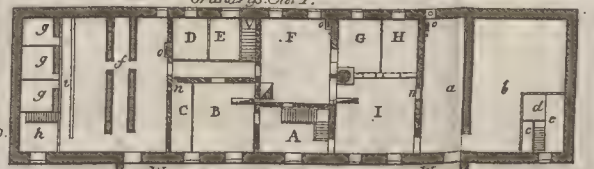
F. 1274. b) S. 320.

F. 1272a) S. 317

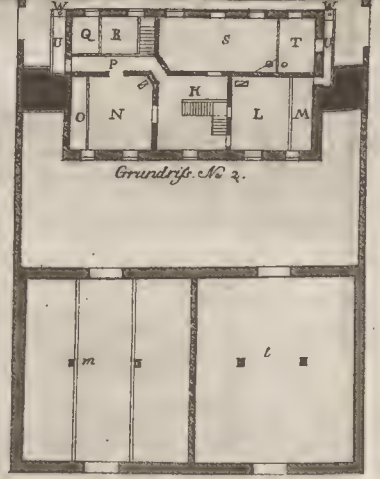
F. 1274. d) S. 323.

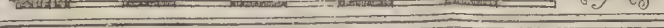
F. 1276. S. 340.

Grundriß. № 1.



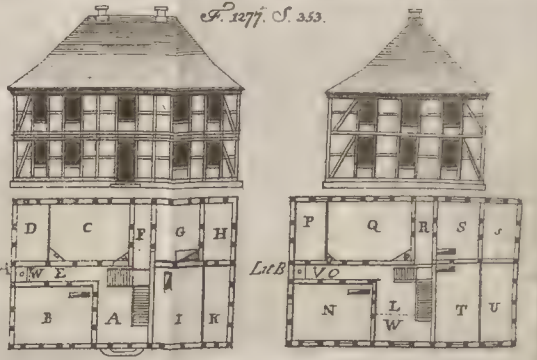
Grundriß. № 2.



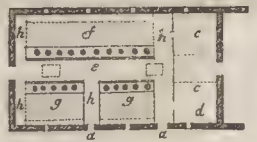


Zeichnung der Wohnung eines Justiz- oder Zollbeamten auf dem Lande

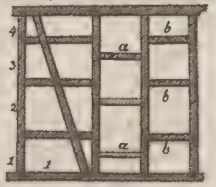
F. 1277. S. 353.



F. 1273. S. 313.

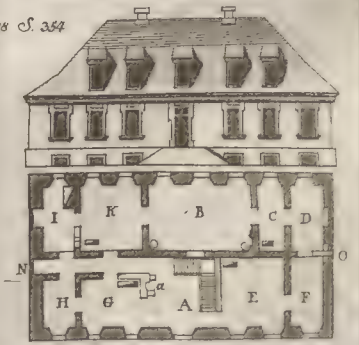


F. 1275 S. 328.

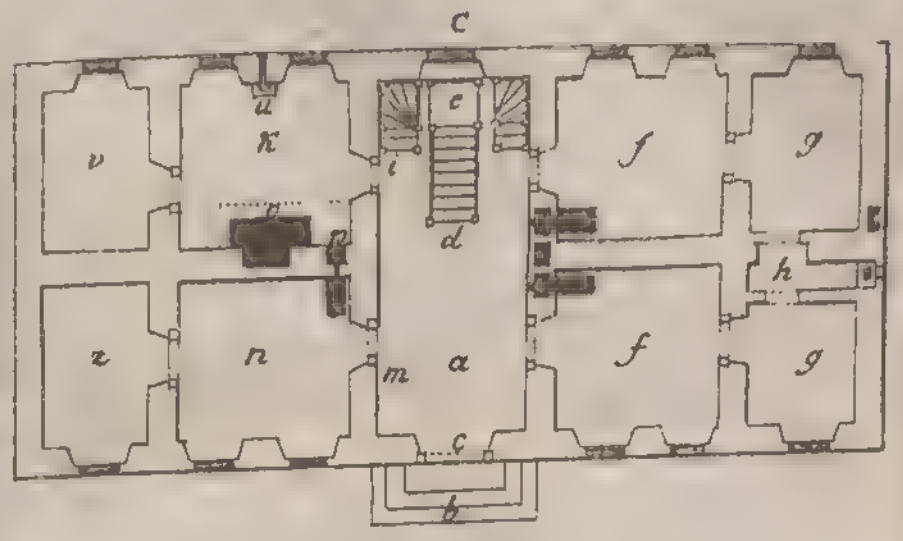


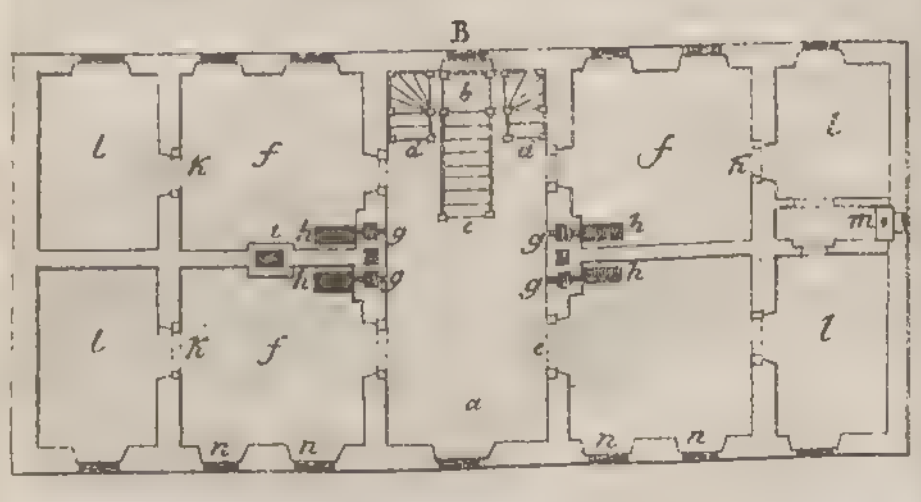
Zeichnung eines Hauses, so in einem Weinberge oder Garten anzulegen.

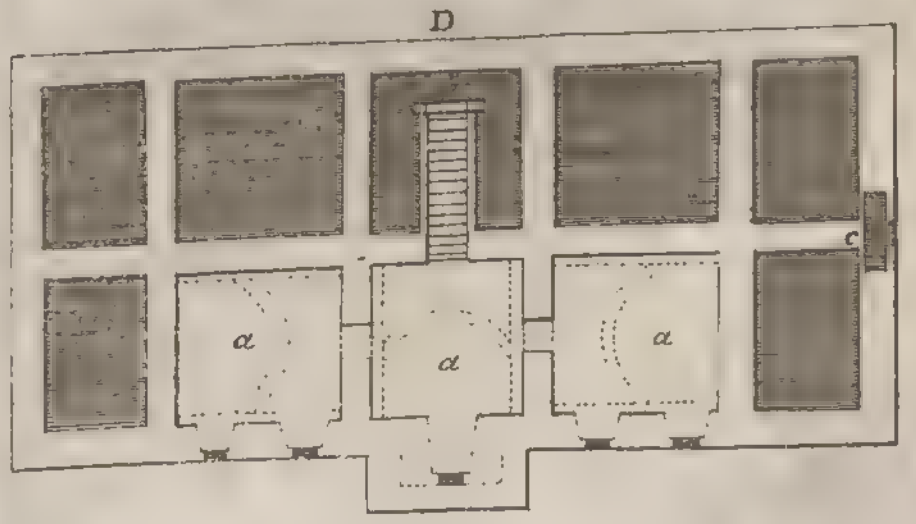
F. 1278 S. 354

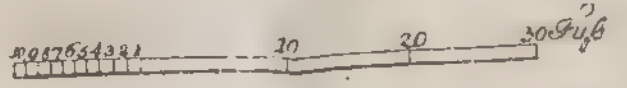


F 1281. cf. 358

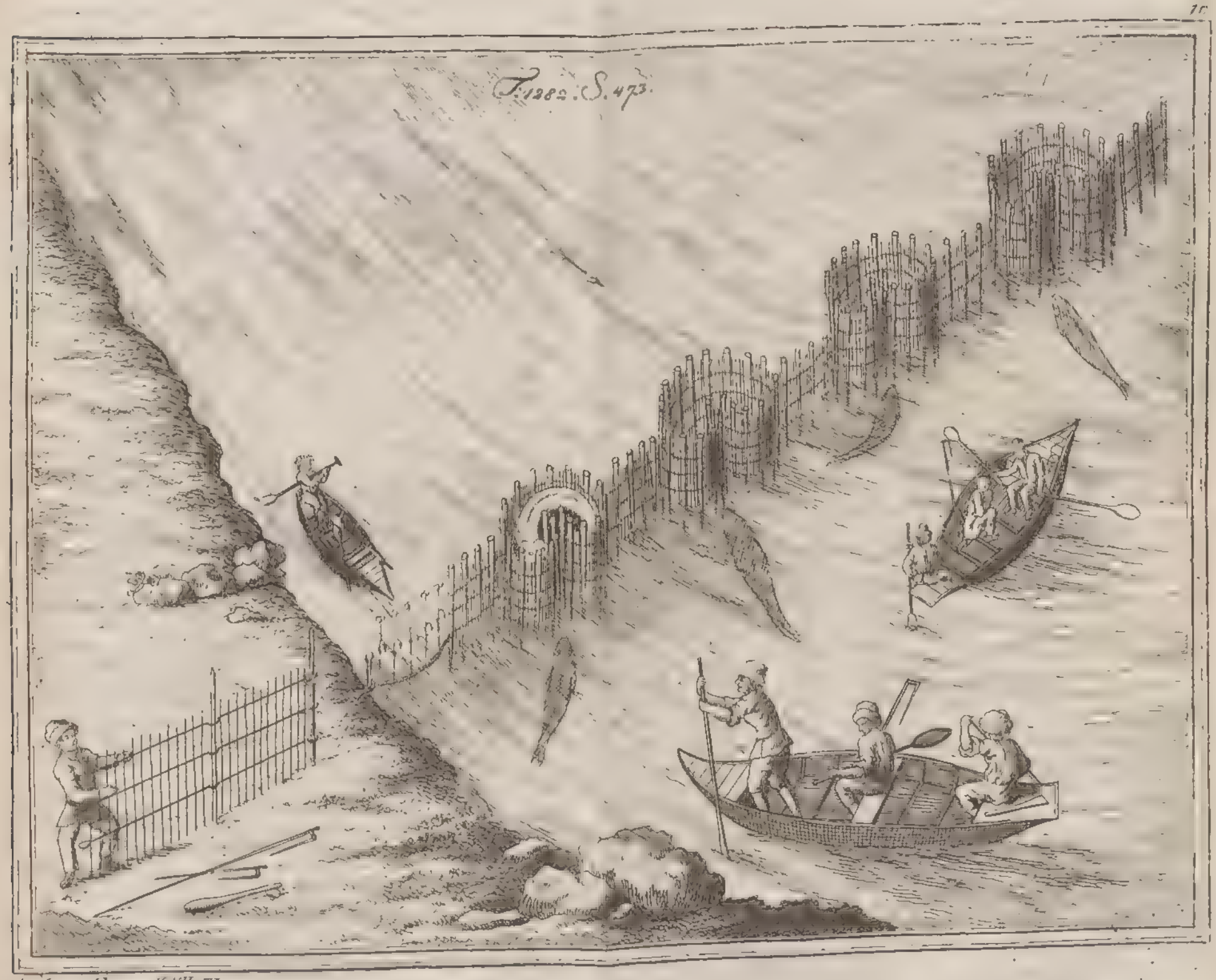








Cec. Enc. LVII. 1.



Cec. Enc. XXII. T.

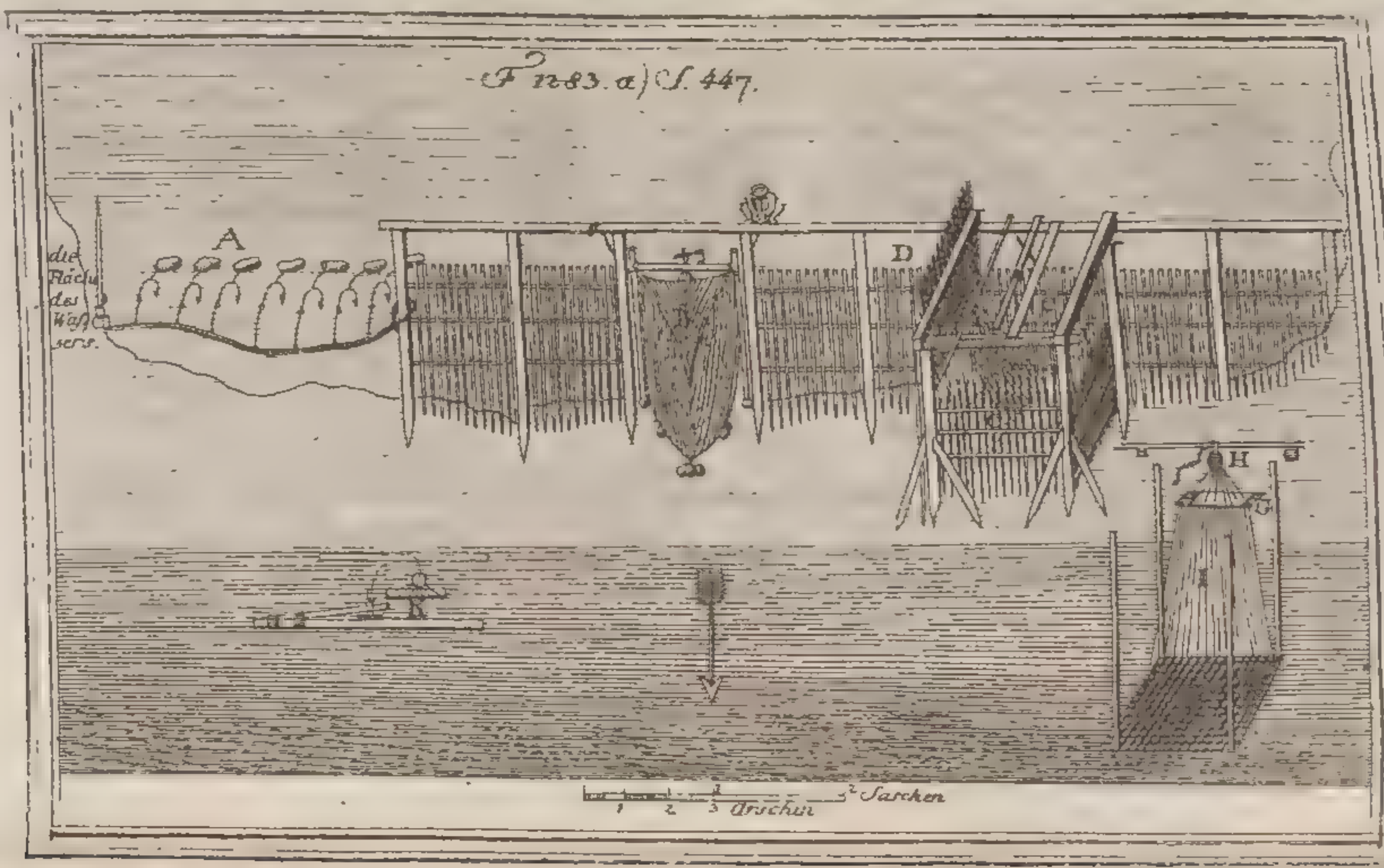


Fig. 1183. a) S. 447.
A
die Fläche des Wassers.
D
H
1 2 3 Arschin 2 Saschen

Tab. XXII.

Fig. 1283. b) S. 447.

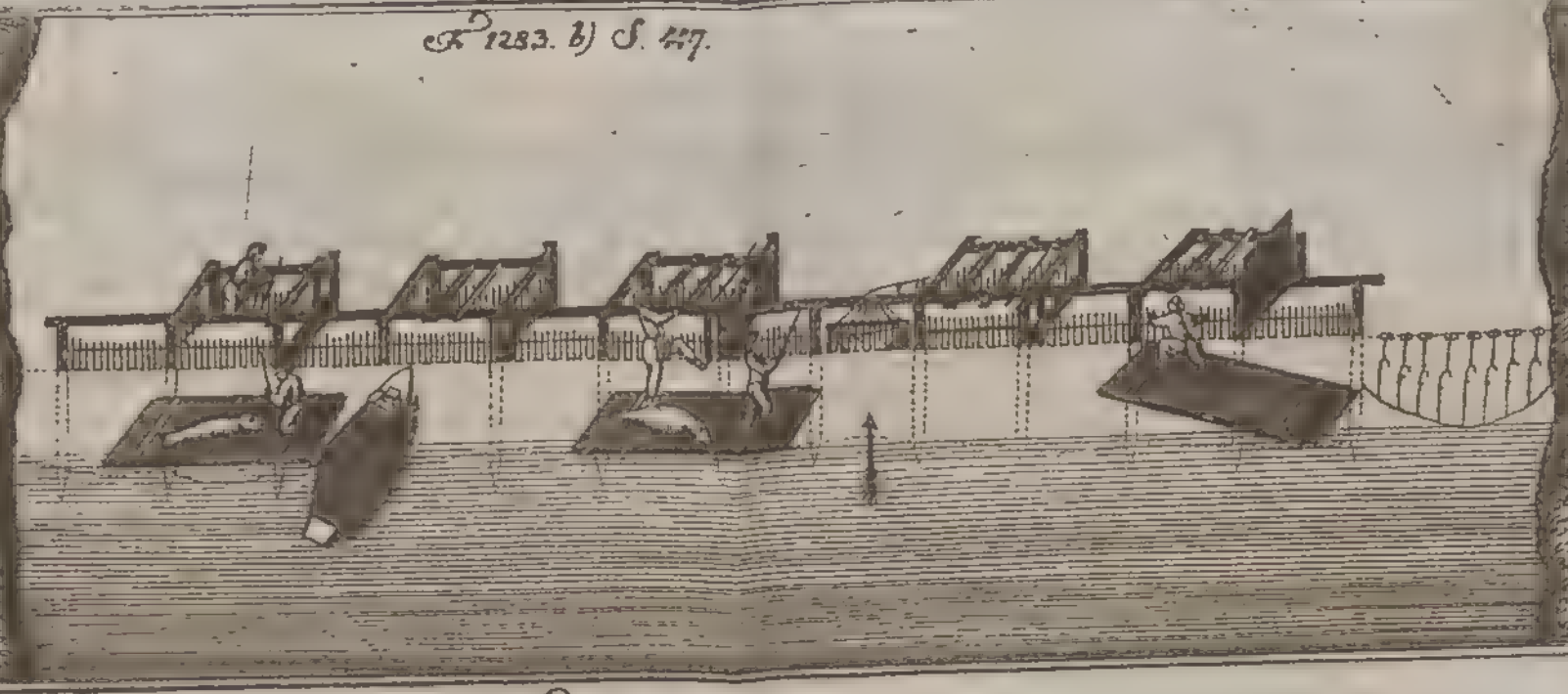
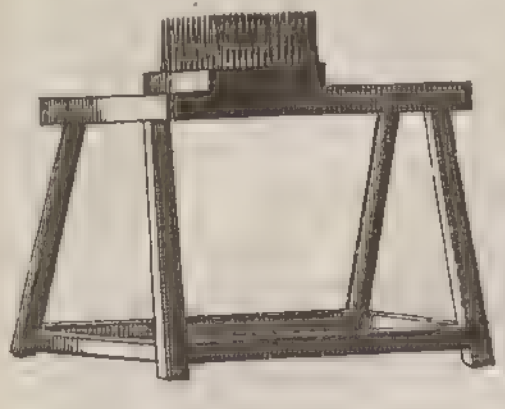


Fig. 1284. S. 448

Oec. Func. XXII. T.

Oec. Enc. XXII. T.

F. 1295. a). S. 578.

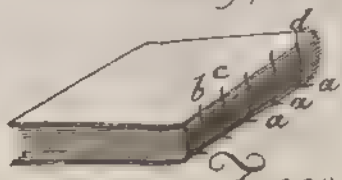


F. 1295. b). S. 578.

F. 1295 c). S. 579.

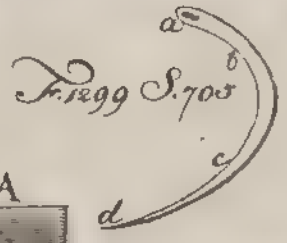
F. 1296. S. 701.

F. 1297. S. 702



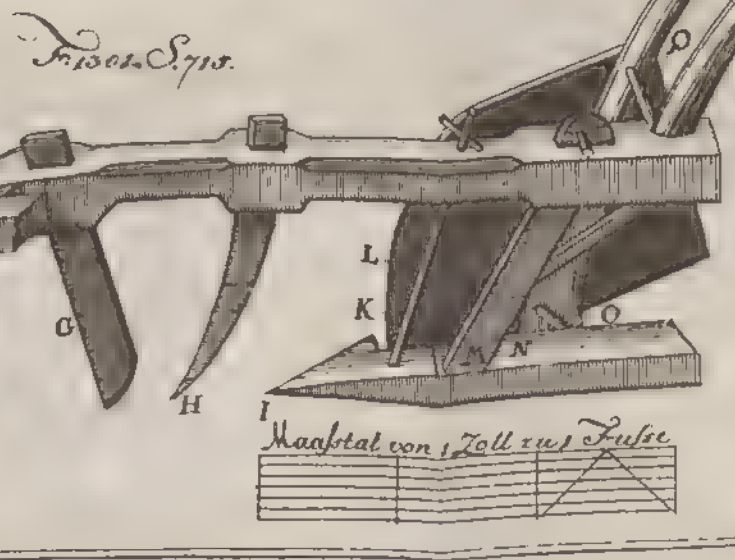
F. 1298. S. 703.

F. 1299 S. 703

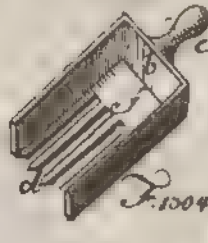


F. 1300. S. 715

F. 1301. S. 715.

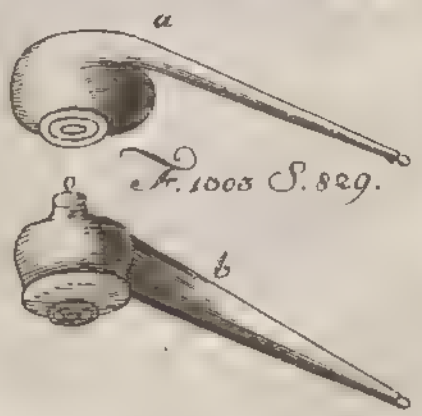


F. 1302. S. 740.

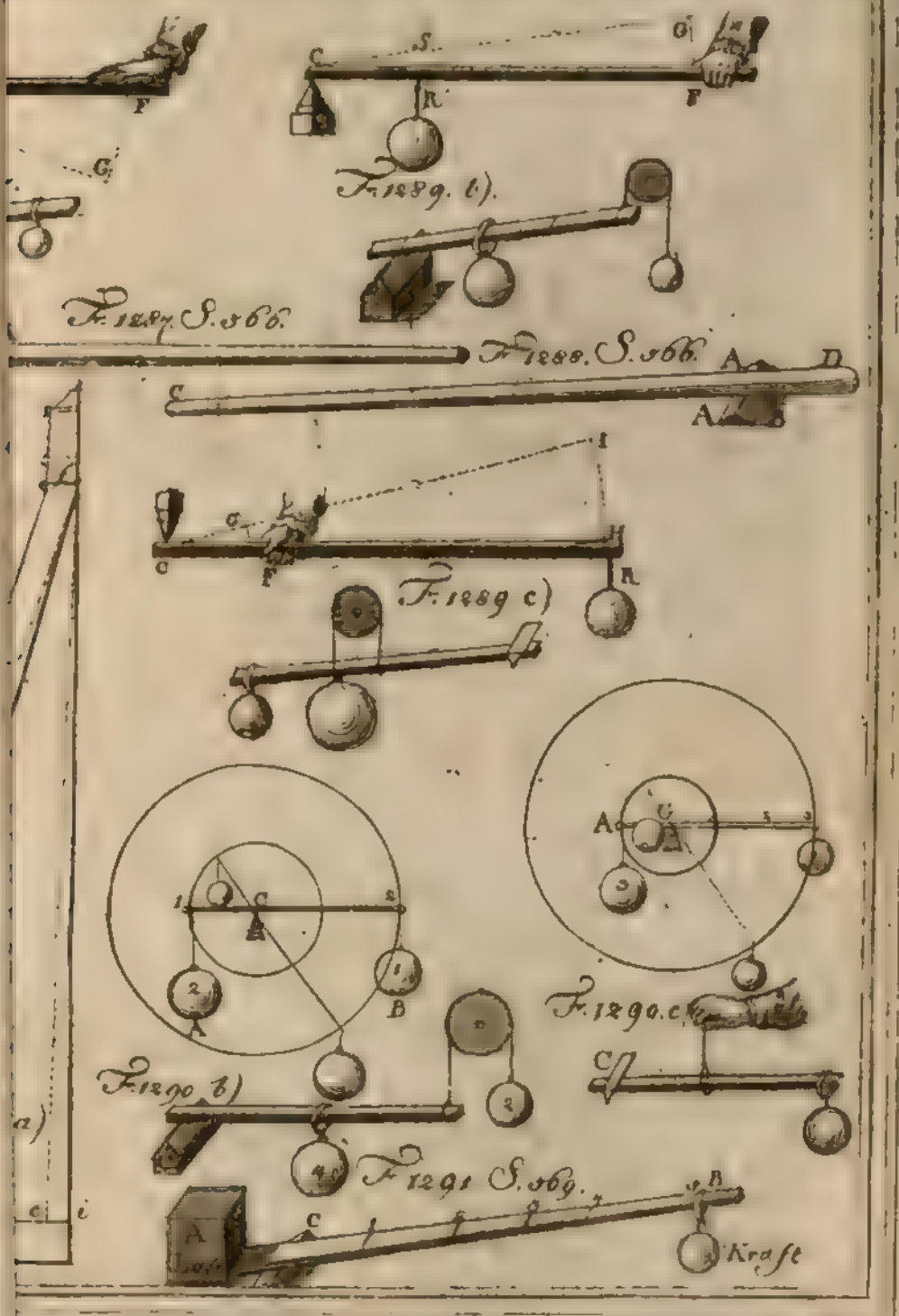


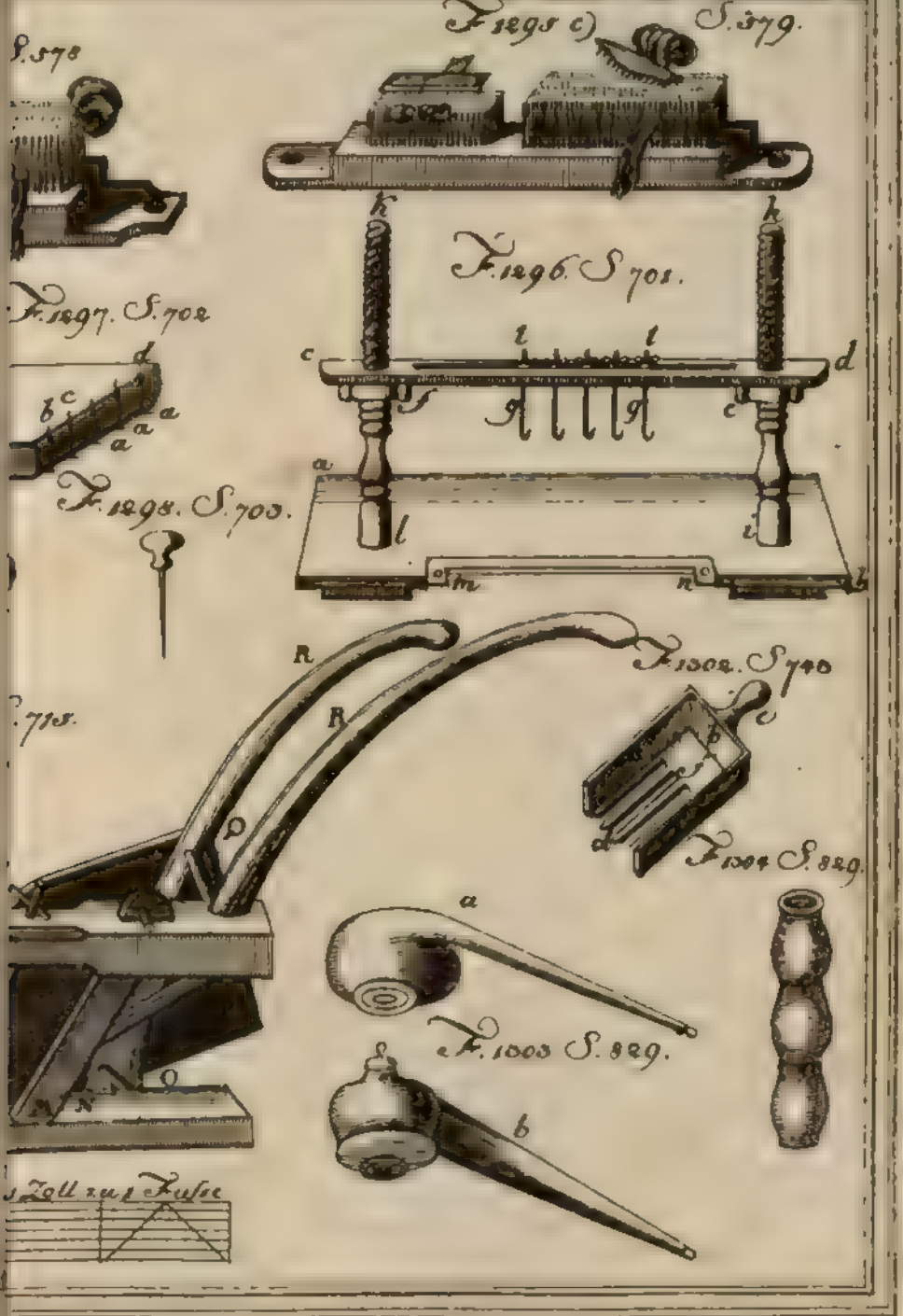
F. 1304 S. 829.

F. 1303 S. 829.



Oec. Enc. XXIII. T.


F. 1289. b).
F. 1287. S. 566.
F. 1288. S. 566.
F. 1289 c)
F. 1290. c)
F. 1290 b)
F. 1291 S. 569.
Kraft


F. 1295 c) S. 379.
S. 578
F. 1296. S. 701.
F. 1297. S. 702
F. 1298. S. 703.
F. 1302. S. 740
F. 1304 S. 829.
F. 1303 S. 829.
Zoll zu 1 Fuße

(Ofruitt Sit)